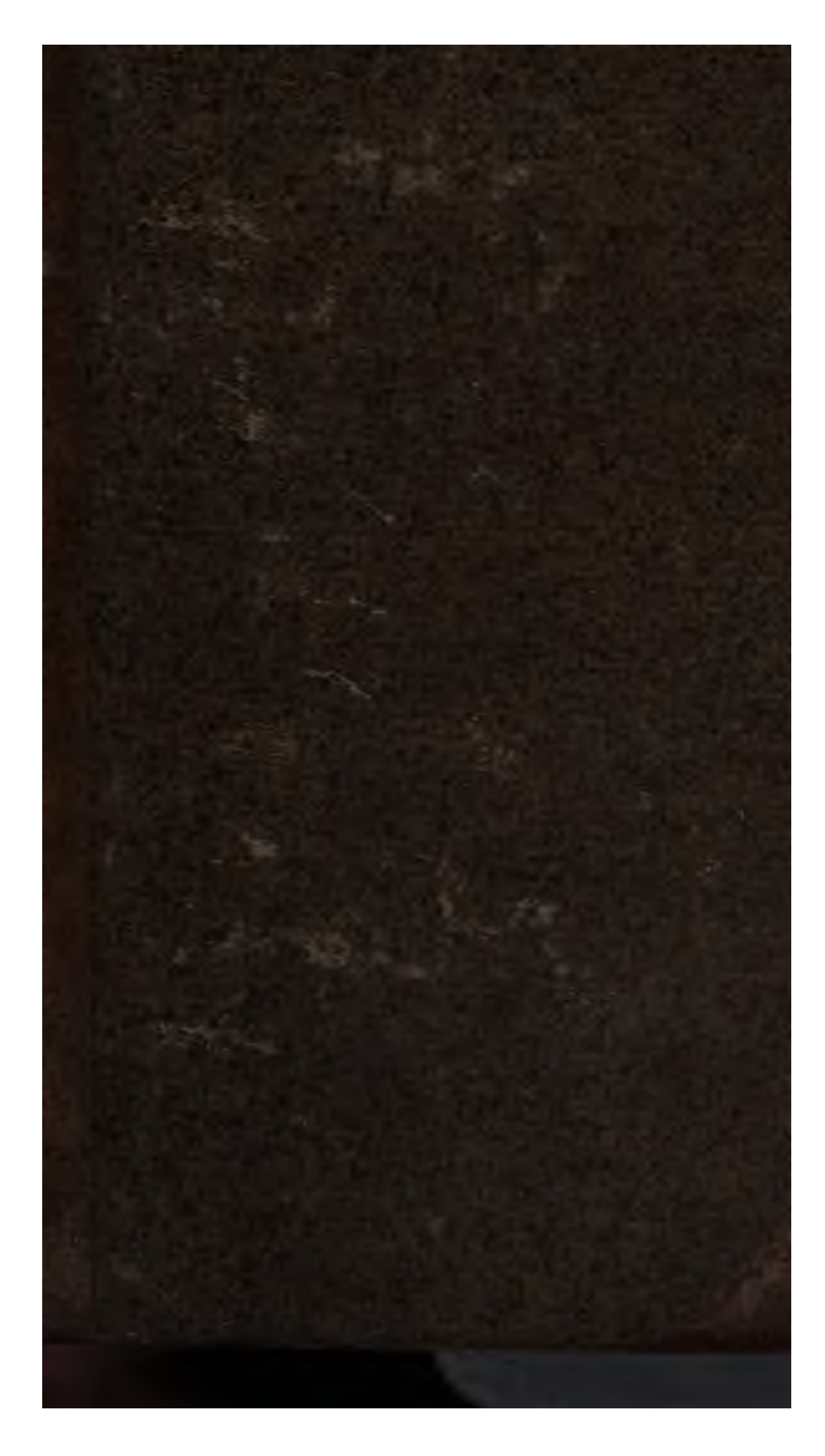
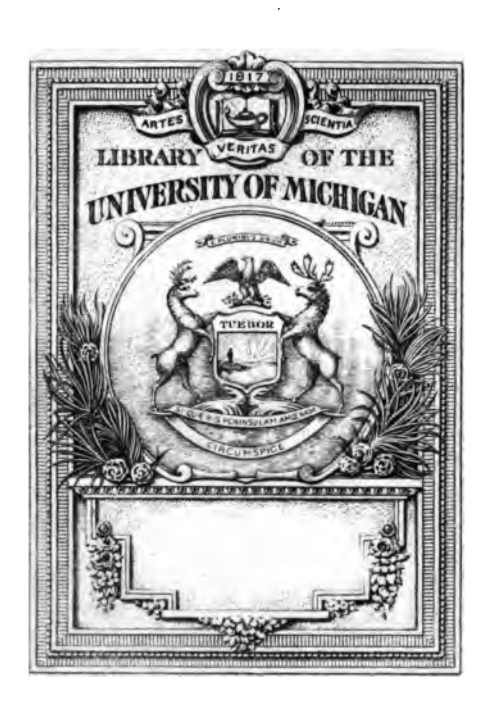
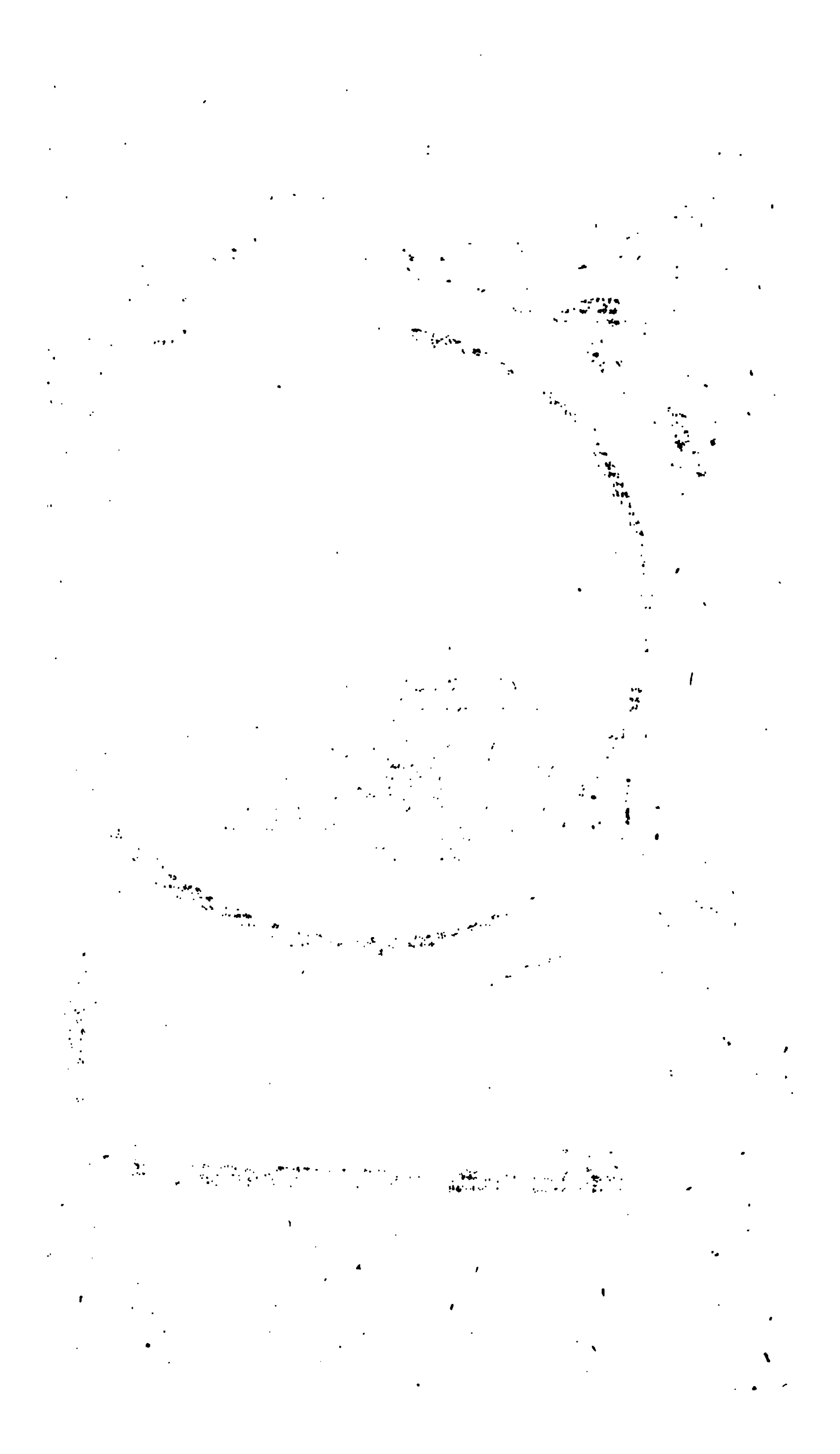



1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE







Nabholz pinx. Carolathi. *J. C. Krüger sc. Berolini.*

Allgemeine deutsche Bibliothek.



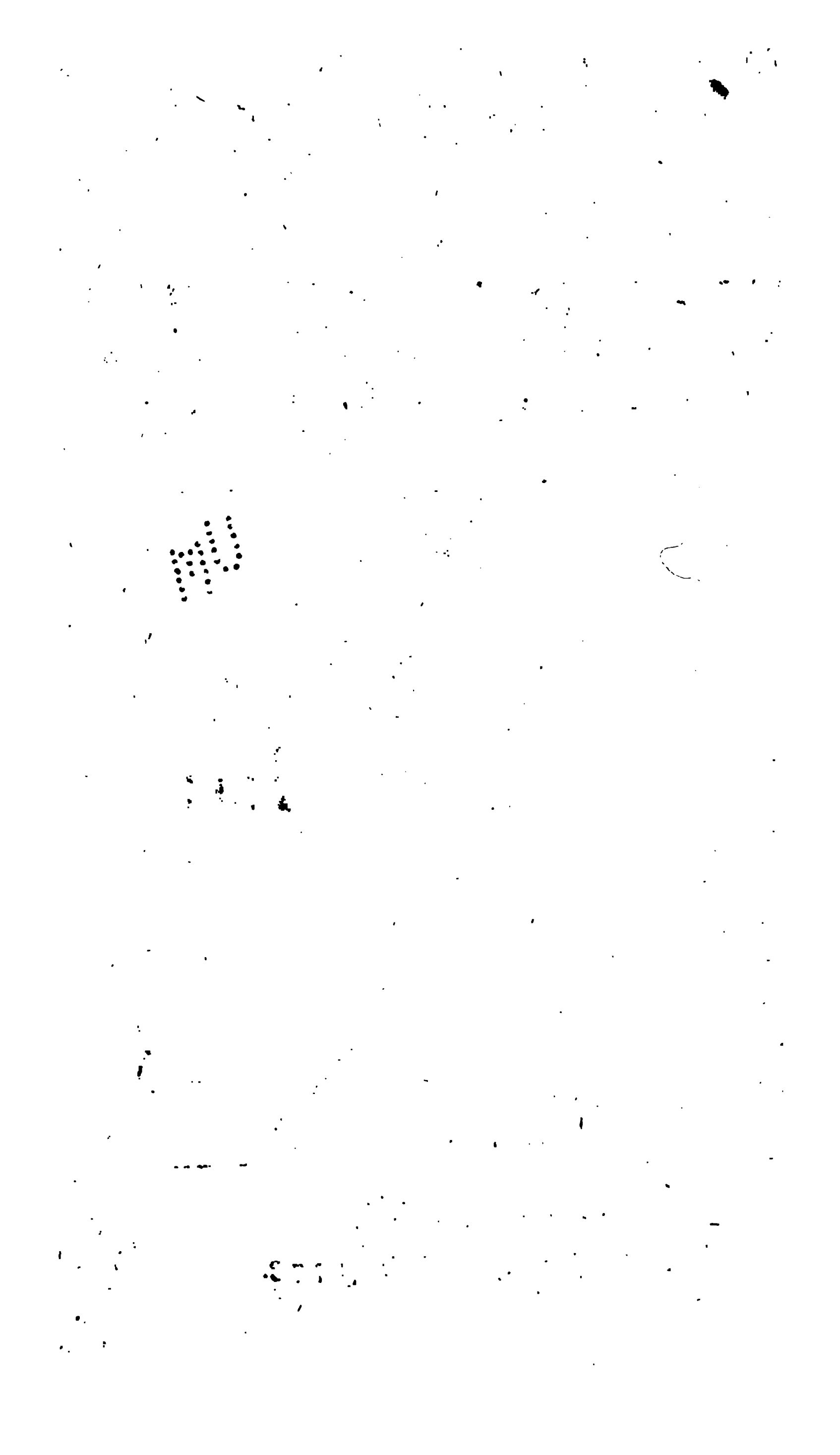


Des drey und dreyßigsten Bandes erstes Stück.

Mit Röm. Kayserl. Königl. Preußischen, Chursächsischen und Churbrandenburgischen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin,

verlegts Friedrich Nicolai. 1778.



Wir, JOSEPH der Andere, von Gottes Gnaden, Erwählter Römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, in Germanien und zu Jerusalem König, Mitregent und Erbthronfolger der Königreiche Hungern, Böheim, Dalmatien, Croatien und Sclavonien, Erzherzog zu Oesterreich, Herzog zu Burgund und Lothringen, Großherzog zu Toscana, Großfürst zu Siebenbürgen, Herzog zu Mayland und Bar, gefürsteter Graf zu Habsburg, Flandern und Tyrol rc. rc. rc. Bekennen öffentlich mit diesem Brief, und thun kund allermänniglich, daß Uns Friedrich Nicolai, Buchhändler in Berlin, allerunterthänigst zu vernehmen gegeben, wasgestalten er entschlossen seye, das bereits seit zwölf Jahren herausgegebene Journal, unter dem Titel, die allgemeine deutsche Bibliothek, noch ferners fortzusetzen; Weilen aber er besorge, daß ihm solches Buch von gewinsüchtigen Leuten unter verschiedenen Formaten nachgedrucket, und dadurch er in Schaden gesetzet werden möchte; Als bittete Uns derselbe unterthänigst, daß Wir ihme über ein solches Werk Unser Kaiserliches Privilegium Impressorium auf Zehn Jahre zu ertheilen gnädigst geruhen mögten. Wann Wir nun gnädiglich angesehen, solche des Supplicanten unterthänigste ziemliche Bitte; So haben Wir ihme, und seinen Erben die Gnade gethan, und Freyheit gegeben, thun auch solches hiermit öffentlich, in Krafft dieses Briefes also und dergestalten, daß Eingangs ermeldter Friedrich Nicolai und seine Erben vorgedachtes Buch noch ferners in offenen Druck auflegen, ausgehen, hin- und wieder ausgeben, feil haben, und verkauffen lassen, auch ihme solches Niemand ohne seinen Consens, Wissen und Willen, innerhalb denen nächsten Zehn Jahren von Dato dieses Briefes anzurechnen, im Heiligen Römischen Reich nachdrucken, und verkaufen, noch auch etwas daraus nehmen und zusammentragen solle, weder in kleiner- noch größerer Form, unter was gesuchtem Schein das immer geschehen mögte. Und gebieten darauf allen, und jeden Unseren, und des Heiligen Reichs Unterthanen, und getreuen, insonderheit aber allen Buchführern, Buchdruckern, Buchbindern und Buchhändlern, bey Vermeidung Sechs Mark Löthigen Goldes, die ein jeder, so oft er freventlich hierwieder thäte, Uns halb in Unsere Kayserliche Kammer, und den andern halben Theil obgedachten Friedrich Nicolai, oder seinen Erben unnachläßlich zu bezahlen, verfallen seyn solle, hiermit ernstlich, und wollen, daß ihr, noch einiger aus euch selbst, oder jemand von euretwegen obangeregtes Buch, innerhalb denen obbestimmten Zehen Jahren nicht nachdrucket, distrahiret, feil habet, umtraget, oder verkauffet, noch auch solches anderen zu thun gestattet, in keine Weiß, noch Weege, alles bey Vermeidung obbestimmter Straff der Sechs Mark löthigen Goldes, auch Verliehrung desselben eueren Drucks, den vielgedachter Friedrich Nicolai, und seine Erben, oder deren Befelshabere, mit Hülff, und Zuthun eines jeden Orts Obrigkeit,

zeit, wo sie dergleichen bey euch, und einem jeden finden würden, alsogleich aus eigenen Gewalt ohne Verhinderung Männigliches zu sich nehmen, und damit nach eigenen Gefallen thun, und handlen mögen, Jedoch solle mehr ernanter Friedrich Nicolai schuldig, und verbunden seyn, von mehr ernanten Buch, und zwar sowohl von allen bereits vorhin in Druck erschienenen, als künftig herausgebenden Theilen die gewöhnliche Fünf Exemplaria zu Unserem Kayserlichen Reichs-Hoff-Rath bey Verlust dieser Unser Kayserlichen Freyheit zu liefern, und dieses Privilegium andern zur Nachricht, und Wahrnung dem Buch vorandrucken zu lassen. Mit Urkund dieses Briefes besiegelt mit Unserm Kayserlichen aufgedruckten Secret-Insiegel, der geben zu Pest den Neunzehnten Augusti im Jahr Siebenzehn Hundert Sieben und Siebenzig, Unsers Reichs im Vierzehenden.

JOSEPH.

(L. S.)

Vt. R. Fürst Colloredo.

Ad Mandatum Sac. Caes.
Majestatis Proprium

Johann George Reitzer *mpr.*

Privilegium Impressorium ad 10 annos über die allgemeine deutsche Bibliothek für Friedrich Nicolai Buchhändler in Berlin betr. Coll.

Der

Der Durchlauchtigste Fürst und Herr, Herr Xaverius, Königlicher Prinz in Pohlen und Litthauen ꝛc. Herzog zu Sachßen ꝛc. der Chur-Sachßen Administrator ꝛc. in Vormundschafft Dero Herren Vettern, des Churfürsten zu Sachßen, Friedrich Augusts, Durchlauchten, haben auf Friedrich Nicolai, Buchhändlers zu Berlin, beschehenes unterthänigstes Ansuchen, gnädigst bewilliget, daß derselbe nachbeniemtes sein Verlags-Buch unter dem Titel: Allgemeine Deutsche Bibliothek in verschiedenen Bänden, unter Churfürstl. Sächßl. Privilegio drucken lassen und führen möge, dergestalt, daß in dem Churfürstenthume Sachßen, desselben incorporirten Landen und Stifftern, kein Buchhändler, noch Drucker, oberwähntes Buch in den nächsten, von unten gesetzten dato an, Zehen Jahren bey Verlust aller nachgedruckten Exemplarien, und Dreyßig Rheinischen Gold-Gülden Straffe, die denn zur Helffte der Churfürstl. Sächßl. Renth-Cammer, der andere Theil aber ihm, Nicolai, verfallen, weder nachdrucken, noch auch, da dasselbe an andern Orten gedruckt wäre, darinnen verkauffen und verhandlen, wogegen er mehrgedachtes Buch fleißig corrigiren, aufs zierlichste drucken und gut weiß Pappier dazu nehmen zu lassen, auch so offt es aufgeleget wird, von jedem Druck und Format Zwanzig vollständige Exemplaria in das Churfürstl. Sächßl. Ober-Consistorium, ehe es verkaufft wird, auf seine Kosten einzusenden schuldig, und dies Privilegium Niemanden, ohne des Herrn Administratoris Königl. Hoheit, noch auch Künftighin ohne Höchstgedachter Sr. Churfürstl. Durchlaucht Vorwissen und Einwilligung, zu cediren, befugt seyn soll. Gestalt er bey solchem Privilegio auf die bewilligten Zehen Jahre beschützet und gehandhabet, auch, da diesem jemand zuwieder handeln, und er um Execution desselben ersuchen würde, solche ins Werk gerichtet und die gesetzte Strafe eingebracht werden soll. Jedoch, daß er, und zwar bey Verlust des Privilegii, von sothanem Buche die obenbedungenen Exemplaria zur bestimmten Zeit würklich und vollständig liefere. Immittelst und zu Urkund dessen, ist dieser Schein, bis das Original-Privilegium ausgefertiget werden kann, und statt desselben, in dem Churfürstl. Sächßischen Kirchen-Rathe und Ober-Consistorio unterschrieben und besiegelt ausgestellet worden, welchen er durch den bestallten Bücher-Inspectorn, Christian Ernst Hauboldten, denen Buchhändlern zu insinuiren, widrigenfalls die Insinuation vor null und nichtig erkannt werden soll. So geschehen zu Dreßden am 11. April 1766.

(L. S.) Peter Freyherr von Hohenthal.

Immanuel Const. Riedel.

Dieses gnädigste Privilegium ist, nachdem es abgelaufen, im October 1777. durch Protocollirung bey der Churfürstl. Hochlöbl. Bücher-Commission in Leipzig erneuert worden.

Auszug
des Königl. Preußischen allergnädigsten Generalprivilegium, d. d. 3ten May 1713.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König in Preussen, Marggraf zu Brandenburg, des heiligen römischen Reichs Erzkämmerer und Churfürst 2c. 2c.

Bekennen hiemit für Uns, Unsere Erben und Nachkommen, Könige in Preussen 2c. als Marggrafen und Churfürsten zu Brandenburg, auch sonsten gegen Jedermänniglichen. Nachdem Johann Wilhelm Meyer, gewesener Buchhändler allhier, kurz vor seinem Absterben seine hiesige Sortiments-Handlung an seinen Schwager, Gottfried Zimmermann, Buchhändlern in Wittenberg, und dessen Erben, unterm 1sten Febr. An. 1712, erb- und eigenthümlich verkauft, und samt dem Privilegio überlassen, derselbe aber solche Sortiments-Handlung, mit dem dazu gehörigen Privilegio und übrigen Juribus hinwieder seinem Schwiegersohne, Christoph Gottlieb Nicolai, vor dem Magistrate in Wittenberg den 10ten April. h. a. gerichtlich cediret und abgetreten, welcher Uns denn jetzo allerunterthänigst angelanget und gebeten, daß Wir dasjenige Buchführer-Privilegium, so hiebevor obgemeldetem Verkäufer, Johann Wilhelm Meyern, unterm 22ten May 1703 ertheilet worden, nunmehro auf ihn und seine Erben allergnädigst extendiren möchten, Wir auch solcher seiner allerunterthänigsten Bitte in Gnaden deferiret und statt gegeben. Also privilegiren und begnadigen Wir vorgenannten Christoph Gottlieb Nicolai aus habender Macht, von Obrigkeit, und Landesfürstl. Hoheit wegen, kraft dieses Unsers offenen Briefes dergestalt, daß er nicht allein in Unsern hiesigen Residenzien, an dem Orte, da es ihm am bequemsten seyn wird, den vormaligen Meyerischen Buchladen continuiren 2c. 2c. : : sondern auch dergleichen gute und nützliche Bücher in allen Facultäten, freyen Künsten und Sprachen selbsten auflegen, drucken lassen, und verhandeln möge, auch darnebst so viel solchen Buchhandel betrift, von allen Oneribus publicis befreyet seyn, sonsten aber, andern, so deshalb nicht privilegirt, dergleichen Buchhandel in hiesigen Residenzien zu treiben, und Bücher, Kupferstiche und Landcharten feil zu haben, sonderlich aber seine, des gemeldeten Nicolai Verlagsbücher nachzudrucken, und in Unsern Landen heimlich oder öffentlich zu verkaufen, bey Verlust und Confiscation solcher Bücher und Waaren, und dreyhundert Rthlr. unnachläßiger Strafe, halb Unserm *Fisco*, und die andere Helfte, nebst den gedruckten Exemplarien, ihme Nicolai, oder seinen Erben zu erlegen, hiemit gänzlich verboten und nicht zugelassen seyn solle 2c.

Das Original ist unterschrieben:

M. L. von Prinzen.

Nebst anhangenden großen Lehnssiegel
in schwarzen Wachs.

Johann Bergius.
Lehns-Secretair.

Ver-

Verzeichniß

der in des drey und dreyßigsten Bandes erstem Stücke recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

2. Rechts-

2. Rechtsgelahrheit.

3. Arzneygelahrheit.

4. Schöne Wissenschaften.

5. Schöne Künste, Musik.

J. F.

6. Romanen.

7. Mathematik.

8. Weltweisheit.

9. Naturlehre und Naturgeschichte.

10. Geschichte, Diplomatik und Erdbeschreibung.

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

12. Erziehungsschriften.

13. Kriegswissenschaft.

14. Haushaltungswissenschaft.

15. Vermischte Nachrichten.

Amoe-

I. Patri

I.

Patriotische Phantasieen von Justus Möser. Herausgegeben von seiner Tochter J. W. J. von Voigt, geb. Möser. Berlin, bey Nicolai. Erster Theil. 1775. 1 Alph. 1 Bog. Zweyter Theil. 1776. 1 Alph. 9 B. in 8.

Dieß Buch besteht aus einzelnen kleinen Stücken, die der Verf. in die osnabrückschen Intelligenzblätter rücken ließ, und seine Tochter hier, zusammen gedruckt, allen Lesern Deutschlands in die Hände giebt. Unsern besten Dank dafür, daß sie's that! Denn dieß, ohne eine solche Sammlung für den größten Theil gar nicht existirende, Buch ist eins der wichtigsten und vortrefflichsten Werke, die wir von neuern Schriftstellern zu Gesichte bekommen haben. Hier ist der Beweis unsers Urtheils.

Man kennt Mösern schon lange, und schon hinlänglich; man bewundert (um von seinen andern Werken zu schweigen) eben so sehr in seiner osnabrückschen Geschichte *) seinen Fleiß und gelehrten Scharfsinn, seine Kenntniß deutscher Geschichte, Sprache (wo oft gleichsam eine etymologische und sta-

 tistische

*) Von diesem noch nicht genug genutzten Werke sehe man die A. d. B. IX, 1., wo die Vorrede fast ganz eingerückt ist. Diese an neuen wichtigen Ideen so reichhaltige Vorrede ist auch neulich wieder in dem Büchlein von deutscher Art und Kunst N. V. unter dem Titel: Deutsche Geschichte, abgedruckt worden; welches wir hier anzumerken Gelegenheit nehmen, da es bey der Anzeige dieses Büchleins (A. d. B. Anhang S. 1269.) vergessen worden ist.

tistische Geschichte eines einzelnen Wortes vorkömmt), Rechte, Politik, Alterthümer, Sitten und Gewohnheiten, und sein tiefes Eindringen in den Geist der Gesetze, Denkungsart, und politische Verfassung alter Zeiten, als in seinem Harlekin den scharfen Witz, Menschenkenntniß, eine tiefgedachte Theorie der schönen Künste, die glücklichste Einkleidung und launigte Gabe zu spotten. Nun denke man sich alle diese Talente vereinigt und angewandt, von dem schärfsten Verstande und thätigsten Geiste, aber auch zugleich von dem edelsten menschenfreundlichsten Herzen dahin geleitet, um Kenntniß und Würdigung alter Einrichtungen, um patriotische Vorschläge zu politischen und ökonomischen Verbesserungen, und um Zufriedenheit mit seinem Zustande und Verachtung aller Arten Ueppigkeit zu lehren: welch ein schätzbares Werk wird auf die Art hervorgebracht werden! Und dieß ist der Hauptbegriff von den vorliegenden Phantasieen. — Eigentlich schrieb der V. nur für sein Land; und man wirkt allerdings kräftiger, wenn man immer Bezug auf gewisse bestimmte Einrichtungen, Denkungsart, natürliche und politische Beschaffenheit, u. s. w. nimmt, als wenn man, was freylich leichter ist, allgemeine unbestimmte locos communes herschwatzt. Als Lehrer eines Landes kann der V. Muster seyn; und wollte der gute Genius unsrer Zeiten, daß sich viele in andern Ländern entflammen ließen, ihn zum Muster zu nehmen! — Die Gegenstände der Abhandlungen sind äußerst mannichfaltig, der Natur der Sache, und dem Zwecke eines Intelligenzblattes gemäß. Wir wollen sie gleichsam in einige Rubriken bringen.

„Gegen den Luxus und die itzige Modesucht, gegen die Versäumung des Hauswesens; Ermahnung an Reiche, ein besser Exempel zu geben; Lob und

Ehre

Ehre der Sparsamkeit, Mittel dazu; daß auch Schönheit bey Simplicität bestehe; gegen Faulheit, gegen Banqueroute; Glück der Arbeitsamkeit, Aufmunterungen dazu; gegen die Kostbarkeit des Weiberputzes; gegen allen moralischen Luxus. Würdigung der gemeinern Stände des Lebens, ihre Nützlichkeit; Geist der Ehre, und Liebe zu ihrem Stande ihnen eingeflößt; vornämlich von Landleuten und Handwerkern; die letztern über die Krämer erhoben; Zuruf an Regenten, ihre geringsten Unterthanen zu lieben, ihnen Brod zu geben, Ehre zu lassen, Freuden zu lassen; vom Umgang mit Bedienten; Zufriedenheit mit geringem Zustande, Spott gegen die übermüthigen Vornehmeren; daß auch die geringsten Bürger eines Staates Kenntniß und Begriffe von der Landesregierung, und eben dadurch Patriotismus, haben sollen. Ueber den Handel Deutschlands; Ursachen seines Verfalls; ehemalige Beschaffenheit; Vorschläge zu besserer Einrichtung; neue Aussichten; vornämlich vom Handel der Landstädte. Geist der Gesetze und Einrichtungen, mit einer Kenntniß von alter Geschichte und Verfassung, einer Einsicht damaliger Bedürfnisse, einer Nachspürung der ersten Ursachen, einer Menschenkenntniß, einem philosophisch-politischen Scharfsinn, daß wir nichts dem ähnliches kennen. Rechtsgelehrsamkeit. Geschichte Deutschlandes; von der Hanse; von dem carolingischen Zeitalter. Oekonomie, Politik, Polizey, Finanzwesen, theils für sein Land, theils allgemein; Einsicht in alle Zweige des Handels, des Gewerbes, des Ackerbaues; Untersuchungen; patriotische Vorschläge zur Verbesserung; Eifer gegen die Projektmacher; Vertheidigung itziger und alter Einrichtungen, die oft unrecht verspottet werden. Erziehung; itzt zu philo-

 sophisch

sophisch kalt eingerichtet; mehr zum Glanz, dem itzigen Luxus gemäß, als aufs Nützliche; das Vergnügen der glücklichen Kinderjahre durch Feinheit und Ueppigkeit verdorben. Kenntniß von Alterthümern, vornämlich deutschen; Lob des Alten; Vertheidigung desselben. Nachricht von auswärtigen Unternehmungen und dortiger Beschaffenheit, so auch von alter Verfassung; zu unsrer Nachahmung, Warnung, und Belehrung. Gegen Despotismus und die Eingriffe der Regenten in die Freyheit und Rechte der Menschheit, die leider oft selbst von Gelehrten befördert werden. Liebe zum Vaterland; Lob desselben; Gleichstellung und Erhebung gegen das Ausland; Lob des Landesfürsten. Menschenkenntniß, fein, und wahr, und praktisch. Moral, vornämlich Wohlthätigkeit. Aufklärungen in den schönen Künsten und Wissenschaften. Scharfsinn, Witz, und Laune. Von Einrichtungen seines Landes, das sich freylich sehr von andern unterscheidet, vornämlich in der Art der dortigen Leibeigenschaft, und der Lage der Bauerhöfe."

Wir können nicht zu jeder dieser Rubriken die Zahl der Stücke beyschreiben. Oft ließe sich das freylich thun; oft aber ist auch bey der entferntesten Materie ein Seitenblick, eine Beziehung, ein Exempelchen, eine Note, oft auch nur ein Bon-mot angebracht, was unter solche Rubriken gestellt zu werden verdiente, und sehr würdig und wichtig darunter stehen würde. Der Verf. hat sich nicht zerstückelt, ist nicht etwa dort bloß Politiker, hier bloß Moralist u. s. w. gewesen; sondern sein Geist beherrscht ihn überall ganz; bey juristischen Untersuchungen dringt er in den Geist der Gesetze und ins menschliche Herz; bey Spott über Luxus zeigt er den wahren Werth verschiedner

schiedner zu gering geachteter Stände der Menschen; bey der jovialischsten Laune kömmt Kenntniß von Alterthümern und Gelehrsamkeit vor, u. s. w. Kurz, man soll aus unsern gemachten Rubriken nicht sowohl den Inhalt der einzelnen Stücke, als den Geist des V., der überall waltet, und die Materien, worüber er brütet, kennen lernen. Dieser sein Geist, der mit hellem Blick alle Zeiten und Völker umfaßt, der gelehrt genug ist, um vieles zu kennen, und scharfsinnig genug, um alles, was er kennt, zu ordnen, und zur rechten Zeit herbey zu ziehen, macht den Vortrag nicht nur äußerst angenehm, sondern auch deutlich. Ein Wort klärt oft alles auf, und macht die durch Entfernung der Zeit oder sonst unbekannt gewordnen Begriffe intuitiv; z. E. die bürgerliche Gesellschaft verglichen mit einer Handlungsgesellschaft, jedes Antheil darinn mit einer Actie, das Wort Mansus übersetzt durch Landactie; die öftere Vergleichung mit Soldaten; Bauerhöfe als Fideicommisse betrachtet, oder als Pfründen; u. s. w. — Uebrigens sind alle die großen und die Menschheit interessirenden Gegenstände bald mit dem würdigsten Ernste eines Gelehrten, und eines Moralisten, bald mit aller Geißel der Satyre und dem schärfsten Witze vorgetragen. Sein Ausdruck ist passend, stark, männlich-schön, ist wahre Kraftsprache, hin und wieder auch wohl Deklamation.

Eine wichtige Rubrik, worunter viele Stücke gehören, haben wir oben vergessen, nämlich: „die Bemühung, die Dinge von der andern Seite zu zeigen.“ Bekanntlich haben wir uns über die meisten Dinge von Jugend auf, aus Vorurtheil, Nachahmungssucht, Bequemlichkeit, Feigheit, u. s. w. verglichen, so und so zu denken; kaum glauben wir noch, daß

manche Sache eine andre Seite habe. Wohl also dem, der in wahrem philosophischen Humor herzutritt, die Sache anders angreift, sie umdreht, und unsern schüchternen kaum trauenden Augen hier ganz neue Seiten entdeckt; damit wir die Sache endlich ganz übersehn und kennen lernen, und damit dem goldnen Sprüchlein sein Recht wiederfahre: audiatur et altera pars! Das thut nun der V. gar oft, und gesteht selbst, daß es eine seiner Hauptabsichten mit gewesen ist. Er spricht bey solchen Gelegenheiten oft stark, um die Leute aus dem Schlafe, worinn die Gewohnheit sie gewiegt hat, aufzurufen: daher Deklamation; er hat oft die schlechte Seite zu vertheidigen, doch ist es gut, daß er sie zeigt, nur zeigt er sie zuweilen zu gut, welches aber jeder selbst beurtheilen muß: daher seine vielen Paradoxa. Wir wollen hier nur einige anführen, ohne uns übrigens weiter auf derselben Wahrheit oder Falschheit einzulassen: „Es ist gut, daß so viele Westphälinger jährlich „nach Holland gehen; Vortheile der Lotterieen; „Schaden des Anbaues der Ländereyen; Schutzre„de für die Packenträger; Lob der Jägerey; nicht „Gelehrte sollen die Criminalurtheile sprechen; Vor„theile daraus, daß man von andern leicht das Bö„seste denkt; gegen die allgemeinen Gesetze; die Re„gierung muß sich nie um die Preise und den Han„del des Korns bekümmern; Weisheit des coeli„batus Cleri; für die warmen Stuben der Land„leute; es ist besser die Wege zu flicken als neu zu „machen; u. s. w.“ Die Neuheit der Sachen und der Scharfsinn des V. entzückt hier den Leser ungemein; das Buch wird dadurch um desto wichtiger; die neuen Meynungen verdienen studirt und von Sachverständigen mit Achtung und Genauigkeit geprüft

zu

zu werden; — denn eine Schande wäre es für unsere Zeiten, wenn auch dieß Buch ungenutzt liegen bliebe.

Aber ein hauptsächliches nie genug gepriesenes Verdienst ist es, daß der V., wie gesagt, mit aller Kraft der Beredsamkeit, des Verstandes und Witzes, oft bis zu Thränen rührend, Enthaltsamkeit, Mässigkeit, Weisheit lehrt, daß er den Menschen mittleren Standes das große viele Gute, das ihnen gehört, zeigt, sie vor Eitelkeit und Misvergnügen mit ihrem Zustand bewahrt, und fern von Empfindsamkeit und Schöngeisterey das Achtungswürdige an einem Handwerker, einer Hausmutter, einer Bauerfrau, einem Vogte u. s. w. lobt. Mit Entzücken erinnert sich der Recens. dieß Buch in den Händen von Landleuten gesehen zu haben, die sich daran labten, im Stillen den V. segneten, und von ihm lernten.

Dieser warme Eifer, mit dem wir von dem V. sprechen zu müssen glauben, und die Achtung, die wir gegen seine großen und gemeinnützigen Verdienste hegen, hindert uns nicht, noch etwas anzuzeigen, das unserm Gefühle nach, jene Verdienste um etwas vermindert. — Der V. hat so viel Kenntnisse der Alterthümer und des Geistes damaliger Einrichtungen, daß er da Weisheit und Scharfsinn erblickt, wo andre sorglosere, die bloß durch die Brille ihres Zeitalters, und wohl gar durch die gefärbte Brille ihrer Vorurtheile sehen, nichts als Thorheit und Schwäche des Verstandes entdecken. Aus Eifer gegen diese Unwissende, und aus Gerechtigkeitsliebe wirft er sich dann oft zum Vertheidiger jener alten Einrichtungen auf. Allein hier geht er offenbar oft zu weit; wovon wir nur ein einziges, uns dünkt, sehr wichtiges Beyspiel anführen wollen. Es kann seyn, daß, wie der V.

 sagt,

sagt, der Knecht der gar nichts hatte, das Meister
stück der römischen Philosophie war; allein sollen wi
den, itzt, wieder einführen? fast scheints, daß er e
will. Es kann seyn, daß bey der alten Verfa
Deutschlands Leibeigenschaft besser und klüger
Erbpacht, ja sogar nothwendig war; ist sie's denn de
Natur der Sache nach, und noch itzt? Und der
empfiehlt sogar die tyrannische und dem Lande selbst
(wie die Erfahrung nur zu deutlich zeigt) schädliche
Art der Leibeigenschaft, die in Meklenburg Sitte ist,
vor der westphälischen Art. Er braucht seine Beredsamkeit
nie, um die Abstellung dieser Sklaverey
ganz anzurathen, obgleich er, nur im Vorbeygehn,
als II. B. S. 110, einzelne Züge davon einstreut,
die jeden fühlenden Menschen empören.

Unsre Hauptbeschwerde gegen den V. aber, besteht
in zwey Punkten: er deklamirt zu sehr 1) gegen
die allgemeinere Kultur der Menschen, 2) gegen die
kalte theoretische Philosophie. Eben weil dieses in
einem so lehrreichen vortrefflichen Buche, dem wir
nie Leser genug wünschen können, geschieht, eben darum
befürchten wir davon größern Schaden, und halten
uns für verpflichtet, unsre Erinnerungen dagegen
hier kurz beyzufügen. — Es ist wahr, daß es sonst
eine Art ehrlicher Einfalt gab, die sehr liebenswürdig
und schätzbar war, und die itzt fast verschwindet. Allein,
es ist gleichfalls wahr, daß sich die Bedürfnisse,
die Sitten, u. s. w. geändert haben; und daß ein
Theil der Menschheit, wenn alle andere fortrücken,
nicht ohne seinen großen Schaden stille stehen kann.
Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, dünkt uns des
V. Deklamation gegen die Kultur der Landleute übertrieben.
Er hat völlig Recht, daß es hierinn ein
schädli-

schädliches Uebermaaß giebt, welches unter die verderblichsten Arten des Luxus zu rechnen ist: er hat Recht, daß mancher schöngeisterischer Geck höchst lächerlich über die Unwissenheit ehrlicher Bürger und Bauren spottet, und daß durch Shakespear, Lessing und Voltaire, durch Lektüre und sogenannte Bildung, durch Theater, Kritik, u. s. w. schon manches Köpfchen verrückt, und, was wichtiger ist, manche gute Haushaltung verdorben ist. Aber est modus in rebus! Und dieß Maaß hat er nicht beobachtet. Seine Deklamation thut Schaden, und verwirrt manchen ehrlichen Mann. Wenn auf einer Seite ein edler Rochau mit Lehre und That aufsteht, den Geist und das Herz eines Menschen auch im Bauren ehrt, seine Fähigkeiten entwickelt, ihn schreiben, lesen, denken lehrt; und auf der andern Seite ein Möser sagt: Alle solche Kultur entnervt, Leute des geringen Standes müssen nicht schreiben lernen, müssen keine Art von Lektüre haben, können sich mit vier auswendig gelernten Gesängen behelfen; so weiß mancher nicht, was er nun glauben und thun soll. Allein hin und wieder wünscht der Verf. doch bey seinen Landleuten Kenntnisse und Einrichtungen, die ohne eine rochauische Kultur nicht hervorzubringen sind. — Diese Abneigung gegen zu viele Aufklärung erstreckt sich bey dem V. auf sein ganzes System von Erziehung und Bildung der Menschen. Er sagt es sehr oft, daß nichts ungereimter und schädlicher sey, als Kindern klare Ideen und kalte Vernunft beybringen zu wollen; und eifert wohl gar überhaupt gegen Philosophie und allgemeine Grundsätze. Auch hierin dünkt er uns nicht den weisen und sichern Mittelweg zu treffen. Wir sind gewiß nichts weniger als der Meynung einiger kalten Köpfe, die die edle Gottesgabe Empfindung

dung ausrotten, und bloß der kalten beweisenden Ve-
nunft Platz gönnen wollen. Nur jedes Ding, wo e
hingehört! Wo bloße Empfindung Gutes und Nu-
tzen stiften kann, da mag man gerne mit dem Ver-
„die klaren Ideen wie eine kraftlose Habersuppe ve
„werfen, worinn man Wasser und Grütze, Butter
„und Salz völlig von einander unterscheiden kann; und
„die dunkeln Begriffe wie einen schönen Pudding sich
„vortrefflich schmecken lassen, bey dem man nur eine
„kleine Vermuthung aller einzelnen Ingredienzen be-
„kömmt.“ Allein, wenn er nun bloß dunkle, und je
nicht klare Ideen bey den Menschen zum Grunde le-
gen will, zum Grunde ihrer Erkenntnisse, ihrer Pflich-
ten, ihrer Moral; wenn er verlangt, daß sie durch ein
undeutliches unbestimmbares Gefühl, ja selbst durch
Aberglauben, nicht durch Vernunft und Wahrheit, sol-
len geleitet werden; wenn er sagt: die Mutter erzieht
besser, die ihrem Kinde (falsch) sagt: Kind, fasse die
Katze nicht an, denn ihre Haare sind giftig, als die
(wahr) sagt: laß sie gehen, es ist ein falsches Thier,
sie beisset oder kratzet dich; wenn er dieß in seinen
übrigen Schriften bey jeder Gelegenheit auch empfiehlt,
z. E. in der osnabr. Gesch. S. 224.: „Das Kind, das
„den Engeln zu Gefallen die Schärfe seines Messers
„auf die Seite legt, wird edler geführt, als das man
„mit Schlägen dazu nöthigt“, (freylich ist dies letztere
unedel; aber giebts nur Extrema?), und in dem
Schreiben an Rousseau den Beweis für die christli-
che Religion auf solche dunkle Empfindung gründet;
wenn er mit aller Bitterkeit gegen deutliche Wahrheit
und klare Ideen eifert, wenn er Religionsschwärme-
rey unter die hauptsächlichen Mittel zu politischen Ver-
besserungen rechnet; wenn er Aberglauben empfiehlt
mehr als alle Gründe, womit die gemeinen Leute sel-
ten

ten recht umzugehen wüsten, u. s. w. : übertreibt er da nicht die Sache? Kann man denn mit Aberglauben und dunkeln Gefühlen auch in der Stunde des kalten Nachdenkens auskommen, auch gegen Zweifel sich wehren, die durch selbstgemachte oder fremde Einwürfe entstehen? Und wenn diese so hinfälligen Gründe der Moral und Religion endlich hinfallen, so haben diese Menschen gar nichts an deren Stelle, so bestätigt sich die Erfahrung: daß die abergläubischen Menschen leicht die ruchlosesten werden. — Muß ferner nicht die Entdeckung, daß der Erzieher eine Unwahrheit gesagt hat, (und wie leicht kann dieß nicht entdeckt werden?) dem Kinde das Vertrauen, den festen Glauben an ihn, der doch so nöthig ist, nehmen? — Wer kann voraussehn, wie viel Schaden durch Aberglauben und Falschheit gestiftet wird? und kömmt das nicht auf des Lehrers Rechnung? Es kann seyn, daß eine gesagte Wahrheit auch zufälliger Weise Schaden thut; aber wie viel ruhiger muß dann nicht das Gewissen seyn? Ist man denn auch beym Aberglauben vor Schaden ganz sicher? Das Kind, das das Haar der Katze giftig glaubt, faßt sie nicht an, und wird also weder gekratzt noch gebissen; allein es sieht das Thier auf seinem Wege liegen, und um ihm ja nicht zu nahe zu kommen, geht es lieber gar nicht hin, wo es doch nothwendig hin zu gehen hatte; oder die Katze begegnet ihm unvermuthet auf der Treppe, und das Kind voll Entsetzen und voll Gedanken des tödtlichen Giftes, springt auf die Seite, und bricht den Hals. — Und endlich, wer kann sich erwehren, auszurufen: Gütiger Gott! wozu hast du uns doch erschaffen? Wir erkennen nur einige Dinge als Wahrheit; und selbst was wir so erkennen, soll uns schädlich seyn, und wir sollen, um glück-

lich

lich zu leben, nur Aberglauben und Falschheit nach jagen! Welch trauriges Loos für deine Menschen, du ewiger Vater der Wahrheit!

Zur Ehre des Verf. müssen wir anmerken, da seine Paradoxa oft nur Spielwerke seiner Laune und Versuche seines Witzes sind; daß er sie, um sie unschädlicher zu machen, zuweilen andern in den Mund legt; daß er manchmal gesteht, es sey nur Deklamation, nur Begierde, die Sache von einer andern Seite zu betrachten; daß er oft am Schluß hinzusetzt: vielleicht übertreibe ich die Sache, vielleicht ließe sich auch noch viel dagegen sagen, u. dgl.; und daß er endlich eine bewundernswürdige Ehrlichkeit hat, seinen Lesern, zum Beweise seiner Unpartheylichkeit, auch die gegenseitigen vorzulegen. Daher kommen die häufigen Einwürfe, die er sich selbst macht, z. E. „in dem *Pro* und *Contra* der Wochenmärkte, in der Frage: Ob Handlung, Ackerbau oder Bevölkerung die erste Sorge eines Staates seyn müsse?“ Daher kömmt die Bereitwilligkeit, mit welcher er die Widerlegungen gegen ihn, wenn sie auch nicht in dem sanftesten Ton geschrieben sind, einrückt, als: „Ueber das Hollandgehen; über das Ausbessern der Wege; über das Ansetzen der Kolonisten; u. s. w.“ Daher sind wir auch versichert, daß der Verf. uns nicht einen Augenblick unsre Einwendungen übel nehmen wird.

Wir können nicht unterlassen, bey dieser Gelegenheit anzuzeigen, daß von diesem vortrefflichen Werke eine neue Ausgabe zu Ostern 1778. erscheinen wird, die der Verf. verbessert, und mit einem dritten Theile vermehret hat.

Wir wollen zugleich einige kleinere Schriften unsers Verf. anzeigen, die einzeln in diesem Jahre

(1777)

(1777) bey J. H. Cramern in Bremen herausgekommen sind.

Der Werth wohlgewogner Neigungen und Leidenschaften. Dem Andenken Hrn. Joh. Fr. von dem Busche gewidmet. Neue verbesserte Auflage. 116 Seiten in 8.

Die erste Ausgabe ist von 1756. — Der Gegenstand der Abhandlung ist die Frage: Ob man ein Mistrauen in seine Tugend zu setzen brauche, wenn sie durch gutes Herz, natürliche Güte und Neigungen gewürkt würde? Sie wird verneinet. Der V. spricht das ganze Stück herdurch mit der wahresten hinreissendsten Beredsamkeit, mit der Kraftsprache eines Genies, mit Feuer der Einbildungskraft, die überall geschäftig ist, überall das nöthige herbeyholt, und es wie gepflückte Blumen in ihren Kranz windet. Es sind itzt so viele, die sich in dieser Phantasie- und Geniesprache üben, und es scheint auch, als wenn sie dadurch den Ton der mehresten Leser treffen; beiden empfehlen wir dieses Werkchen, und es ist die größte Ungerechtigkeit, daß es bisher so unbekannt geblieben ist. Allein, mitten in seinem Enthusiasmus bleibt unser Verf. noch seiner Vernunft fähig, er leitet alles nach seinen Hauptsatz zurück, und sein Plan, seine Ordnung, und seine Ausführung muß auch den kaltesten Denker befriedigen. Einzelne Stellen, wie die über die Zufriedenheit, und die Verse der zärtlichfrommen Witwe sind so schön, daß wir sie gerne ausschreiben möchten, wenn nicht jeder Leser leicht selbst dieses kleine Werk durchlesen könnte.

Harlekin oder Vertheidigung des Groteskekomischen. Neue verbesserte Auflage. Anch'io son Pittore. 96 Seiten.

Von dieser vortrefflichen Schrift brauchen wi wohl nichts weiter zu sagen. Sie erscheint hier vo Druckfehlern gereinigt, und mit kleinen Zusätzen de Verfassers vermehrt.

Schreiben an den Herrn Vicar in Savoye abzugeben bey dem Herrn Johann Jakob Rousseau. Neue Auflage. 55 Seiten.

Der Verf. geht einen feinen, von wahrer Menschenkenntniß gezeichneten Gang, um den Verkündigern der bloß natürlichen und Widersachern der geoffenbarten Religion, die gefährlichen und schädlichen Folgen ihres Unternehmens zu zeigen. Mit der blossen Vernunft richtet man bey dem größten Haufen der Menschen nichts aus; dieß beweiset sich schon daher, daß alle Weise und Gesetzgeber, statt Philosophie und natürliche Religion zu lehren, auf Orakel, Eingebungen, Mysterien verfielen. Der Hang zum Wunderbaren ist den Menschen aus höhern Ursachen zu weisen Absichten gegeben. Selbst die übertriebene Achtung der Geistlichkeit ist nützlich, theils ein Riegel gegen den Despoten, theils eine Kette fürs Volk. Es würde uns zu weit führen, alle einzelne Sätze des Verf. durchzugehen, mit welchen wir gestehen müssen, nicht immer übereinzustimmen. Aber allenthalben zeigt sich der denkende Kopf, der scharfsinnige Geist, welcher neue prüfungswürdige Gedanken vorträgt.

Schreiben an Herrn Aaron Mendez da Kosta, Oberrabbinen zu Utrecht, über den leichten Uebergang von der pharisäischen Secte zur christlichen Religion. Neue Auflage. 24 Seiten.

Der Verf. fängt mit der muthwilligsten Laune an, aber er wird bald ernsthaft. Das erste Stück im jüdi-

jüdischen Gesetz heißt: „Du bist Erde, und sollst zur Erde werden.“ Also war die Sadducäische Meynung fast durch dieß Gesetz privilegirt. Wie, wenn sich nun doch ein Weiser fand, der die Unsterblichkeit der Seele behauptete, und daher als Irrgläubiger von den Sadducäern angefochten wurde! Er suchte ohne Zweifel ängstlich zu seiner Rechtfertigung, und fand endlich mit Freuden: „Des Weibes Saame soll der Schlange den Kopf zertreten.“ Dieß konnte er nicht anders, als auf einen künftigen Heiland deuten. Das thaten die Pharisäer. Weiter der Schluß: „Alle Menschen müssen ewig unter dem Gesetze bleiben, oder ein Ewiger muß das Gesetz erfüllen.“ Und dieß mußte sie endlich auf einen Gottessohn, auf Christum bringen. Diesen Gang gieng Paulus; und den muß, meynt der Verf., jeder ehrlicher Anhänger der pharisäischen Sekte unter den Juden gehen.

Unterthänigste Vorstellung und Bitte, Mein Joseph Partridgen, Generalentrepeneur der Winterquartierlustbarkeiten bey der hohen alliirten Armee.

Präs. d. 12 Jan. 1760. — in punkto des Abzugs von 1 p.C.

20 Seiten in 8.

Es ist ein launigter Glückwünsch zum Geburtstage an den Herzog Ferdinand von Braunschweig, mit einem überaus feinen Complimente. Herr Partridge beschwert sich über die abscheuliche Tapferkeit, mitten im Winter Krieg zu führen, und noch mehr über die unerhörte Strenge des Herzogs, weder Ball noch Oper bey sich zu haben, und mit einem Strohsack in einem kleinen Zimmer zum Nachtlager vor-

lieb zu nehmen; alles traurige Aspekten für ihn, wobey das, was er vorigen Winter mit seinem sauren Weine zu Münster verdient hat, alles wird wieder drauf gehn müssen. Der Verf., dessen leichter Laune alles zu Gebote steht, hat ein Stück als eine Abschiedsscene in einem Schauspiele eingerückt, wo eine Geliebte ihren geliebten Helden zur Tapferkeit und zur Liebe gegen den Herzog einweiht; es ist in gereimten Alexandrinern, und hat edle wahre warme Sprache; — ingleichen auch ein sehr komisches Lied für den Herrn Partridge selbst; der freylich Braten und Wein höher als allen Heldenruhm hält. Zuletzt thut P. den Wunsch, daß Gott ihn an diesem Geburtstage des Herzogs zum Großzahlmeister aller Wünsche machen möchte, und bittet sich aus, 1 procent abziehn zu dürfen, welches bey der Menge für den Herzog fast unmerklich seyn, ihm aber allen Schaden ersetzen, und ihn über das Glück aller Zahlmeister in der Welt erheben würde.

Me.

II.

D. Joh. Sal. Semlers neue Untersuchungen über Apokalypsin, dem verdienten Chorherrn in Zürch Herrn Breitinger zugeeignet. Halle, verlegt von Hemmerde, 1776. 17½ Bog. 8.

Herr Knittel hatte im Jahr 1773 in einem Synodalschreiben Beyträge zur Kritik über Johannes Offenbarung geliefert, und darinn nicht nur sehr nachdrücklich gegen die neuern Angriffe auf

auf die Apokalypse geeifert, sondern auch einen Versuch gemacht, durch einige neue Bemerkungen die Aechtheit und das kanonische Ansehen des bestrittenen Buchs zu befestigen. Diese Knittelische Schrift prüft Hr. Semler so, daß er ihr Schritt vor Schritt folgt, und jeder Behauptung des Gegners seine Beurtheilung, und, wo es nöthig schien, seine Gegengründe an die Seite setzt. Bey dieser Methode war zwar eine Wiederholung mancher bekannten Dinge unvermeidlich; aber Hr. S. liefert doch auch in der That neue Untersuchungen, welche der genauesten Aufmerksamkeit werth sind, weil sie nicht allein über die älteste Geschichte der Apokalypse, sondern auch über einen großen Theil der Kirchenhistorie der ersten Jahrhunderte, ein unerwartetes Licht verbreiten würden, wenn man sie in ihrem ganzen Umfang wahr befände. Die Hauptsache kömmt auf den Irenäus an, welcher unstreitig einer der größten Verehrer der Apokalypse, kaum hundert Jahre nach Johannis Tod, war. Da Irenäus den Polykarp, einen unmittelbaren Schüler des Apostels, zum Lehrer gehabt haben soll, so schließt man, Polykarp selbst müsse das Buch als eine ächte und göttliche Schrift anerkannt haben. Hr. S. zeigt dagegen mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß Polykarp die Apokalypse nicht gekannt, oder doch nicht angenommen habe. Er widerlegt hinlänglich das Vorgeben, daß vor dem dritten Jahrhundert die Apokalypse keine andre Gegner gehabt habe, als solche Ketzer, die überhaupt mit biblischen Büchern nach bloßer Willkühr umgegangen seyen. Vielmehr behauptet er, theils, daß bis in die Mitte des zweyten Jahrhunderts gar keine deutliche Spur von diesem Buch zu finden sey; theils, daß man es vor dem Anfang des dritten Jahrhunderts niemals in unverdächtigen ka-

tholischen Händen antreffe, sondern immer nur bey fanatischen Leuten, oder bey schwärmerischen Montanisten, oder bey Gönnern und Beförderern der Montanisten; theils, daß es bey seiner ersten (uns bekannten und historisch erweislichen) Erscheinung unter Katholischen, sogleich öffentlichen Widerspruch von ihrer Seite gefunden habe. Das zweyte Stück dieser Behauptung ist das wichtigste. Neben Justin dem Märtyrer und Tertullian dem Montanisten, ist Irenäus der vornehmste unter den ältesten Verehrern und gewissen Vertheidigern der Apokalypse. Aber diesem hochgepriesenen Irenäus giebt Hr. S. einen höchstverdächtigen Zusammenhang mit den Montanisten S. 60 und 126 auf den Kopf Schuld. Kann dieß wirklich erwiesen werden, so stehet der Kirchengeschichte des zweyten Jahrhunderts eine große Revolution bevor; zumal da eine sonderbare Uebereinstimmung zwischen Justin, Irenäus und dem montanistischen Tertullian sich immer mehr entdeckt, welche nachdenkenden Gelehrten nothwendig höchstverdächtig werden muß. Den ersten Beweis seiner Meynung nimmt Hr. S. aus dem Eusebius, welcher im fünften Buch seiner Kirchengeschichte Kap. 3. Auszüge aus dem bekannten Brief der Gemeinde zu Lyon mittheilet, welchen entweder Irenäus selbst abgefaßt, oder doch wenigstens gutgeheißen und gebilligt hat. Hier lernen wir, daß, als damals Montan und seine Freunde für Propheten gehalten worden, und über ihre Weissagungen eine Spaltung entstanden sey, die gallischen Christen in dieser Angelegenheit sowohl an den römischen Bischof Eleutherus, als an die Brüder in Phrygien (dem Hauptsitz der Montanisten) geschrieben haben, um den Frieden wieder herzustellen. Hiermit muß man, wie schon Valesius richtig erinnerte, Tertullians

lians Nachricht vergleichen adv. Prax. c. 1. der römische Bischof habe schon die Weissagungen und den prophetischen Geist der Montanisten anerkannt, und literas pacis an sie ausgefertigt gehabt, als er durch die Bemühungen des Praxeas auf andere Gedanken von diesen Propheten gebracht worden sey. Es mag nun dieser römische Bischof jener Eleutherus, oder es mag Victor gewesen seyn, so läßt sich doch aus diesen Nachrichten schließen, daß zu Lyon, und vielleicht an vielen andern Orten, es Gönner der schwärmerischen Montanisten gegeben hat, und daß die Gallier, unter welchen viele aus Asien, Phrygien ꝛc. gekommene griechische Kolonisten sich befanden, alle Mühe angewendet haben, die Katholischen mit ihnen auszusöhnen. Bey diesen Unionsversuchen ließ sich besonders Irenäus gebrauchen. Er war zum Ueberbringer des erwähnten Briefs nach Rom ersehen, und ward zu dieser Absicht dem römischen Bischof in dem Brief selbst auf das nachdrücklichste empfohlen. Ist aber dieser freundschaftliche Zusammenhang des Irenäus und seiner Gemeinde (welche in ihrem Brief zweymal Stellen aus der Apokalypse einfließen läßt) mit den Montanisten richtig; und ist es nicht erweislich, daß unverdächtige Katholici vor dieser Zeit die Apokalypse gebraucht haben: so hat Hr. S. guten Grund zu vermuthen, Irenäus möge durch niemand anders als seine Freunde, die Montanisten, dieses Buch haben kennen lernen.

Ich will hier einige von Hrn. S. nicht berührte Gründe anführen, welche den Verdacht gegen den Irenäus und die Gemeinde zu Lyon sehr vermehren. In dem lyonischen Brief finden sich auffallende Spuren von Neigung zur Schwärmerey und zum Montanismus. Hieher rechne ich erstens das Betragen der

 Märty-

Märtyrer, deren Leiden und Tod in dem Brief beschrieben wird. Einige drängten sich geflissentlich zum Märtyrertod, und wurden deshalb sehr gelobt. Pothimus, der Bischof, zeigt in seinen der Obrigkeit gegebenen Antworten fanatischen Stolz und Trotz. In den Antworten des Sanktus ist die den Schwärmern gewöhnliche Halsstarrigkeit sichtbar. Alcibiades lebte, nach Art der Montanisten, sehr streng, und pflegte bloß Wasser und Brod zu genießen. Attalus hat gar eine göttliche Offenbarung im Gefängniß, welche die übertriebene Strenge des Alcibiades betraf. Die Märtyrer dufteten einen so lieblichen Geruch Christi von sich, daß einige glaubten, sie müßten mit irdischen Specereyen gesalbet seyn. Wer sieht hier nicht die schwärmerische Neigung zum Wunderbaren und Fabelhaften? Noch deutlicher zum andern sind verschiedene im Brief vorkommende Redensarten. Vettius wollte die Christen vor Gericht vertheidigen, und ward daher selbst eingezogen als ein Christ und Advokat (παρακλητος) der Christen; aber er hatte den Paraklet in sich selbst, nämlich den Geist — das zeigte er durch sein Uebermaaß von Liebe, da er gern sein Leben über der Vertheidigung der Brüder aufopferte — er folgte dem Lamm nach, wohin es gehet. Die letzte Redensart ist aus der Apokalypse entlehnt. Alexander, ein Phrygier, war allen bekannt wegen seiner Liebe zu Gott und seiner Freymüthigkeit im Lehren (oder Reden;) denn er war ουκ αμοιρος αποστολικυ χαρισματος. Bey Gelegenheit der dem Attalus wiederfahrnen göttlichen Offenbarung, heißt es, die göttliche Gnade habe die Märtyrer nicht verlassen, sondern der heilige Geist sey ihr Rathgeber gewesen. Endlich wird unter den Märtyrern Alcibiades mit genennt; und unmittelbar darauf heißt es: Montan,

Alcibia-

Alcibiades und Theodot hatten mit ihren Weissagungen damals Aufsehen gemacht. Du Valois will zwar, wir sollen diesen Montanisten Alcibiades von dem heiligen Märtyrer Alcibiades unterscheiden. Allein ich sehe nichts, was uns hierzu nöthigte. Nimmt man zu diesem allem die obenerwähnte deutliche Anzeige, daß die lyonische Gemeinde an einer Aussöhnung der Katholikorum mit den Montanisten gearbeitet hat, so werden diese kleine Umstände und Merkmale sehr vielbedeutend.

Den zweyten Beweis von montanistischer Gesinnung des Irenäus nimmt Hr. S. aus Iren. libr. 3. cap. 11. §. 9. wo gegen Leute geeifert wird, qui frustrantur donum spiritus, quod in nouissimis temporibus secundum beneplacitum patris effusum est in genus humanum, und welche darum das Evangelium Johannis nicht gelten lassen, worinn der Paraklet verheißen ist, sondern zugleich et Euangelium et *propheticum spiritum* repellunt — *propheticam gratiam* repellunt ab ecclesia. Dieß zieht Hr. S. auf die Gegner der Montanisten, von welchen auch Tertullian adv. Praxeam die Redensarten prophetiam expellunt, paracletum fugant, gebraucht. Mir scheint diese Erklärung vollkommen richtig zu seyn.

Um genauere Untersuchungen über diesen Gegenstand noch mehr zu veranlassen, will ich einige Anmerkungen über die andern Schriftsteller des zweyten Jahrhunderts, welche die Apokalypse gekannt und angenommen haben, hier beyfügen. Vom Melito, welcher über den Teufel und über die Offenbarung Johannis geschrieben hat, bezeuget Tertullian, die meisten hätten ihn für einen Propheten gehalten. Waren es vielleicht die Montanisten und ihre Freunde, welche so von dem Mann urtheilten? Tertullian

 sagt

sagt es wenigstens, nach Hieronymi Angabe, in einem für den Montan und gegen die Katholikos geschriebenen Buch. Hieronymi Ausdruck: dicit eum a plerisque *nostrorum* prophetam putari, ist mir nicht entscheidend genug. Zeit und Ort, wenn und wo er lebte, treffen gleichfalls zu. Er war unverheirathet, oder, wie die Alten es ausdrucken, ein Eunuch, und wird uns gerühmt als παντα ἐν ἁγιῳ πνευμ πολιτευσαμενος. Sollte sich dieß wohl gar auf Eingebungen des Paraklets beziehen? Einige Titel seiner verlornen Schriften verdienen Aufmerksamkeit. Eine führte die Aufschrift: von Weissagungen, oder gar, nach dem Hieronymus, de prophetia *sua;* eine andere: von Propheten; und eine dritte: Schlüssel. Doch wohl Schlüssel zu gewissen Weissagungen? Also mit Weissagungen beschäfftigte sich dieser selbst für einen Propheten gehaltene Mann vorzüglich gern. Noch kann man dazu nehmen, daß er an der Osterstreitigkeit Theil genommen und zwey Bücher darüber geschrieben hat, gerade so, wie Irenäus auch über diese Sache etwas schrieb. Wäre von den Aufsätzen des Melito etwas übrig, so würde sich vielleicht zwischen diesen beyden Asiaten eben eine solche Uebereinstimmung entdecken, als zwischen dem Tertullian und Irenäus. — Athenagoras spielt einmal auf die Apokalypse an. Aber verschiedene Gelehrte haben diesen Mann zu den Montanisten gezählt, und andere gestehen wenigstens, daß er in verschiedenen Stücken mit den Montanisten ähnliche Grundsätze geäußert habe. — Apollonius hat sich, wie Eusebius versichert, einiger aus der Apokalypse entlehnter Zeugnisse bedient. Dieser Mann ist zwar ein sehr heftiger Gegner der Montanisten; aber da die apokalyptische Stellen gerade in einem Buch gegen die Montanisten

angeführt

angeführt gewesen seyn sollen, so wäre es gar wohl möglich, daß er sie bloß κατ' ἄνθρωπον gebraucht hätte, um die Montanisten in die Enge zu treiben. — Justin der Märtyrer wird schwerlich von einem wahren Kenner der ältesten Geschichte für einen ganz unverdächtigen Zeugen gehalten werden. Es ist bekannt, daß er, so wie Irenäus, ein grober Chiliast war. Und eben in der Absicht beruft er sich, in seinem Gespräch mit dem Juden Trypho, auf die Apokalypse, um daraus das tausendjährige Reich zu erweisen. Auch ist merkwürdig, daß unmittelbar auf diese Stelle es weiter heißt: Bey uns Christen giebt es noch heut zu Tage dona prophetica. Ferner bemerkt man in mehrern Stellen eine sonderbare Uebereinstimmung des Justinus mit dem Irenäus, wovon man einige Beyspiele in der Semlerischen Schrift S. 42. 45. 47. 81. finden kann. Endlich sind noch nicht alle Zweifel gegen die Aechtheit des Gesprächs mit dem Trypho gehoben, welche längstens schon Koch in einer eigenen Schrift vorgetragen hat, und welche mit neuen vermehrt werden könnten. — Noch ist aus dem zweyten Jahrhundert der einzige Theophilus von Antiochien übrig. In den von ihm übrigen Schriften glaubt man eine Anspielung auf die Apokalypse zu sehen. Allein es wird weder die Apokalypse noch ihr Autor genennt, und Theophilus hätte vollkommen alles das schreiben können, wenn er gleich die Apokalypse nie gesehen oder sie nicht für göttlich gehalten hätte. Eusebius meldet zwar, daß Theophilus in einer nicht mehr vorhandenen Schrift Zeugnisse aus der Offenbarung angeführt habe; aber er sagt uns nicht, ob Theophilus den Johannem ausdrücklich genennet, und ihn für den Verfasser des Buchs gehalten habe. Citirt doch auch eben dieser Mann, der

ohnedieß

ohnedieß erst gegen das Ende des zweyten, oder gar wie Dodwell meynt, im dritten Jahrhundert geleb hat, lange Stellen aus den unächten Sibyllinische Orakeln. — Sind diese Bemerkungen gegründe so bleibt freylich kein einziges deutliches und dabey un verdächtiges Zeugniß für die Apokalypse übri Das erstemal, da, unsers Wissens, über die Aech heit dieses Buchs gestritten ward, war ein Montanis Proklus, ihr Vertheidiger gegen den katholischen C jus. Hippolytus soll sich zwar der Apokalypse geg den Cajus angenommen haben, wie Ebedjesu sa Aber eben dieser Hippolytus war, nach Photii Be richt, ein Schüler des Irenäus.

Außer der wirklich neuen Untersuchung, von wel cher ich bisher geredet habe, enthält die Semlerisch Schrift noch andre lesenswerthe Bemerkungen über mancherley Gegenstände, die auf eine nähere oder ent fernte Art die Apokalypse betreffen. Sie leiden aber keinen kurzen Auszug.

Wb.

III.

Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, zweite stark vermehrte Ausgabe, in sechs Thei len, mit Kupfern. Leipzig, bey Junius. 1776. Erster Theil. 650 Seiten. Zweyter 506. Dritter 612. Vierter 591. Fünfter 676. Sechster 578 S. 8.

Bey dieser neuen Auflage hat weder der V Fleiß und Mühe, noch der Verleger Kost gesparet, diesem Buche den günstigen A

bli

blick der Leser und Käufer zu erhalten, mit welchem die erste Ausgabe, die sich gar bald vergriffen hat, ist aufgenommen worden. Ein Schriftsteller giebt, dünkt uns, dadurch einen Beweis der Achtung gegen das Publikum, wenn er sich beeifert, seinen Produkten, die er demselben vorlegt, bey einer wiederholten Auflage die möglichste Vollkommenheit zu geben: eben die neue Ueberarbeitung setzt ein bescheidenes Mißtrauen des Autors in die Vollkommenheit seines Werkes voraus, und ein Bestreben, solches dem bereits erhaltenen Beyfall immer würdiger zu machen, und das verdient allen Dank, obwohl die Käufer der ersten Ausgabe mit dieser Vervollkommung der zweyten, die die ihrige allerdings sehr hinter sich läßt, nicht allerdings zufrieden seyn möchten. Herr Hermes hat es nicht dabey bewenden lassen, vieles im Buche umzuarbeiten und mit exemplarischer Selbstverleugnung auszustreichen, auch durch Zusätze und Bestimmungen das Colorit seiner Figuren zu erhöhen und Licht und Schatten natürlicher auszutheilen: sondern er hat durch viele neue Einschiebsel Geschichte und Betrachtungen mancherley von ihm bisher noch unberührte moralische Artikel erörtert, und ist bemühet gewesen, seine Leser zum Gefühl dieser Wahrheiten zu erwecken. Bey allen diesen Verbesserungen fällt die gute Absicht des Verf. durch eine nützliche Lektur das Publikum zu unterhalten und zu vergnügen, deutlich in die Augen. Wir können uns daher so wenig bereden, daß ein Leser dieses Buchs jemals im Ernste den Gedanken sollte gehabt haben, dem Verf. die Art des Vortrags und der Einkleidung moralischer Wahrheiten in die Form einer Geschichte, in Rücksicht seiner geistlichen Bedienung zur Last zu legen, daß wir vielmehr mit ihm glauben, er habe

dadurch

dadurch gewisse allgemeine Pflichten seines Beru
füllet: denn zu sagen, es wäre unschicklich, daß t
Verf. als ein Geistlicher, sich mit Romanschreiben
gegeben habe, das wäre hier nur Wortspiel oder g
Chikane. Dergleichen Neckereyen dürfte der Ve
aber vielleicht nur gemuthmaßt haben; daß er
darüber verschiedentlich beschweret, wissen, die
Buch gelesen haben. Eben so wenig dürfte in A
hung seines moralischen Systems von irgend jema
ein Angriff zu besorgen seyn: das ist lauter wie G
und das kann nicht für einen Angriff gelten, wenn
mand spräche, der Verf. hätte zuweilen die Moral
hoch getrieben, und sie in seinen Gemälden nicht
schauend genug dargestellt: der Meynung sind t
immer gewesen, und sind es noch. Ein Beyspiel bi
der ersten Behauptung fällt uns hier gleich aus de
dritten Theile bey, wo der Verf. nicht gestatten w
daß der unschuldige Theil bey einer gesetzlich g
schiedenen Ehe sich wieder verheyrathe, von der zwe
ten sind mehrere in den Anzeigen der ersten Ausga
in dieser Bibliothek angeführt, die wir hier nicht n
derholen wollen.

Von Seiten seiner Grundsätze und des Herzen
war es höchst unverantwortlich, den Verf. anders z
richten, als nach Maaßgabe der Thatsachen, und di
sind untadelhaft; aber von dem Buche als Prod
der Kunst betrachtet, zu urtheilen, das Schöne un
Gute eben so wenig als Mängel und Unvollkommen
heiten zu verheelen, und das Ganze mit kritisch
Blick zu überschauen, das sollte der Verf. den Spr
chern im litterarischen Publiko, den Bücherricht
und Recensenten nicht verargen, wie er das wirkl
thut: er hat sie ja zu einer strengen Beurtheilu
aufgefordert, und nachdem sie sein Verlangen erfü

haben

haben, hats ihm keiner zu Dank gemacht, er versichert, daß er ihr gedrucktes nicht habe brauchen können; und giebt jedem im vorbeygehen einen Schlag. Unsere Bibliothek muß gar die Schuld seines Recensenten büßen. Das hält uns indessen nicht ab, das Gute in dieser zweiten Ausgabe sowohl als das, was uns minder gefällt, unpartheyisch und freymüthig hier anzuzeigen.

Im Durchschnitte sind die neuangebrachten Scenen, das gedehnte derselben, und das zu weitschichtige Räsonnement hier und da abgerechnet, unterhaltend und interessant. Vorzüglich schön und rührend ist das Gemälde einer Mutter bey dem Tode eines Kindes im IV Theil ausgefallen, desgleichen die Sterbescene der Jucunde im letzten Theil, wie auch der Heroismus zweyer junger Eheleute, lieber kümmerlich zu leben, als sich bey ungerechtem Gute zu mästen; in eben diesem Theile. Unter den neuen Charaktern nehmen sich ein schlimmer Plagegeist von einer Schwiegermutter, ein wahnsinniger Magister, und die Anecdoten des Hrn. Puffs, von seinem ehemaligen Orbil, gut aus, und letztere besser, als Herr Dypsychus, ein Original, weniger beträchtlich sind Herr Radegast und Ribezahl. Emir, Madam Grob nebst ihrem Sohn, sind wieder Caricaturen, die gewiß nicht nach dem Model deutscher Sitten sind, nicht als wenn es uns an bösen Weibern und verzärtelten Dummköpfen gebräche; sondern nur die Art ihres Benehmens, ist für deutsche Art und Sitten fremd: so handelt der vornehme Pöbel nicht bey uns, sondern nur der gemeine. Unter den jungen weiblichen Figuren, die hier zum erstenmal erscheinen, zeichnet sich nur eine durch das eigenthümliche des Charakters aus, das ist die Madame Benson, die übrigen

sind

sind alle in Julchens Manier. Uns fiel hierbey die Geschichte eines Malers ein, der die neun Musen in lieblicher jungfräulicher Gestalt entwerfen wollte, und als er mit alle den Dosengesichtern nicht zurechte kommen konnte, stellte er zwo liebliche Gestalten in den Vordergrund, und gab von den übrigen bald das Profil, bald ein verwendetes Gesicht, und bald den Hinterkopf. An jungen weiblichen Figuren scheint uns jetzt eben so das Buch überladen, als an Liebes- und Heyrathsangelegenheiten. Von diesen sind einige durch besondere Veranlassung entstanden, wie z. B. die im ersten Theile eingeschobene Geschichte des Obristen, die eigentlich ein moralisches Responsum ist, welches dem Verf. auf die vorgelegte unbestimmte Frage abgefordert wurde: wie weit kann die erst unschuldige Liebe verführen? Die Antwort ist eben so unbestimmt, und konnte auf diese Frage nicht anders seyn: nach Beschaffenheit der Umstände verzweifelt weit. Kein anderes Resultat haben wir wenigstens aus der angezogenen Geschichte herausfinden können. Liebes- und Heyrathsangelegenheiten gehörten allerdings in den Plan des Verf., und im Ganzen genommen, lassen sich aus allen den decenten Gemählden des Verf. über diese Materie, für junges Frauenzimmer, dem zum Bestem Herr Hermes doch hauptsächlich schreibt, viel nützliche Cautelen abstrahiren; aber da diese doch immer unerschöpflich bleiben wird: so hätte, dächten wir, das ne quid nimis hier statt finden sollen. Was außerdem der Verf. über Erziehungsgeschäfte, Schulanstalten, den geistlichen Stand, den Luxus, und besonders den Putz des Frauenzimmers, u. dgl. m. in dieser Ausgabe eingerückt hat, zeugt von einem warmen Eifer für alles das, was er gebessert wünscht; aber sobald er sich in Theorieen einläßt, müssen wir

bekennen,

bekennen, daß wir jedem seiner Projecte unsern Beyfall versagen.

Nun noch einige allgemeine Anmerkungen. Wenn Herr Hermes doch glaubt, immer recht aufrichtig deutsche Charaktere gezeichnet zu haben, wo mag er denn die Schulgelehrten Damen im Original gefunden haben, die er in seinem Buche aufstellt? Die Mädchen haschen nach lateinischen Floskeln und Sentenzen, und wissen sie in ihre Briefe so künstlich einzuweben, als wenn sie Programmen schrieben. Eine Gräfin examinirt den Conrector Benson gar aus der griechischen Litteratur! Wenn die Gelehrten im Buche sich auf den Gemeinplätzen der Alten nach des V. Ausdruck herumtummelten, so wäre das ihnen vergönnt; aber den Mädchens und sich selbst hätte der Verf. den Anstrich von Schulgelehrsamkeit hier nicht erlauben sollen. Das Buch ist doch eigentlich zu Nutz und Frommen des schönen Geschlechts geschrieben: was sollen denn die häufigen lateinischen und griechischen Ueberschriften, und die Citationen aus allen gangbaren Sprachen? Der Verf. beantwortet diese Frage zwar im Vten Theil in der Note auf der 126 Seite. Die Citationen und Ueberschriften aus fremden Sprachen sollen Aufgaben für junge Herren beym Toilettenbesuch seyn, sie sollen sich hübsch präpariren, die lateinischen, griechischen und andere Stellen für sich zu Hause durch exponiren, und dann kecklich ihren Damen antworten. Eine zweyte Ursache: Dem V. schmeckt diese gelehrte Näscherey, darum schiebt er seine Schüssel auch gern seinem Tischnachbar hin; aber das ist eine seltsame Apologie. Schicklicher wäre die gewesen, die Hr. H. zum Behuf der weggestrichenen Noten des Setzers gelegentlich anbringt: sie sollen nämlich die Absicht gehabt haben, Bedien-

ten, Zofen und Handwerkspursche zur Lectüre von Sophiens Reise anzulocken; konnte er hier nicht auch viel natürlicher und ungezwungener diese Citationen für einen Köder, Schulcollegen und gelehrte Pedanten dadurch anzulocken, ausgeben? Wer weiß, entschließt sich der Verf. in einer dritten Ausgabe alle den gelehrten Tand eben so mascule zu durchstreichen, wie den lästigen Setzerwitz in dieser zweyten. Etwas, das nicht so leicht von dem Ganzen sich scheiden läßt, das uns aber noch weniger gefällt, sind die Winke, Seitenblicke, das Halbgesagte, hauptsächlich aber das Witzelnde im Vortrage des Verf. und der besondere Schwung und Anlauf, den er hierbey nimmt. Zu weitläuftig wäre es, dieses alles mit einzelnen Stellen zu belegen, wir begnügen uns, die Leser auf eine einzige, nämlich die Note auf der 403 u. f. Seiten des IVten Bandes zu verweisen, und wählen sie, nicht weil sie gegen diese Bibliothek gerichtet ist, als wollten wir mit seinem eignen Schalle einen Rückwurf auf den Autor thun, das wäre der Mühe nicht werth; sondern um deswillen, weil, wenn man genau erwägt, was der Verf. da alles seinen Lesern vorgauckelt; durch was für eine wunderbare Association die Materialien herbeygeleitet und zusammengeworfen sind; wie der V. von einer Apostrophe an die reisenden Söhne Deutschlands, auf die A. D. Bibliothek überspringt; wie er so scherzhaft witzig dem Dichter Propertius eine Menge Impertinenzien gegen dieselbe in den Mund legt; gleich darauf mit einer feyerlichen Amtsmine in selbst eigner Person wieder hervortritt, und als wenn er arcanae Cereris sacrum divulgiren wollte, mit einem mächtig windschiefen Urtheil herausplatzt; endlich aber mit einem satyrischen Absprunge, aus dem Persius entlehnt, die Scene endiget,

und diese Stelle giebt den deutlichsten Commentar über das angeführte ab. Wir setzen die Stelle selbst her, wir sagen es noch einmal, bloß als eine Probe der affektirten und witzelnden Schreibart des Verfassers.

„Warum stand denn von allem diesem in der er„sten Ausgabe von 1771 kein Wort? — Lieber Le„ser, unsre Papiere waren größtentheils längst fertig: „aber man kann nicht alles auf Einmal drucken las„sen. Was wir hier schreiben, das hat unsre Feder „schon vor 15 und mehr Jahren, aus dem Munde „jener Patrioten genommen. Möchtens doch die Pa„trioten anderer großen Städte, mit allen seinen „Folgen, den Ihrigen erzählen. Luxus und Irre„ligiosität! o Deutschland, daß doch diese stürzen„den Laster dir so fremd würden, als ihr Name dei„ner reichen Sprache fremd ist! — Und ihr, große „Städte! möchtet ihr doch die Fremdlinge in Eu„ren Thoren nicht erbittern: sie können — wenigstens „Euch einst verlassen, wenn Euch Hülfe noth ist! — „Und Ihr, junge Reisende! möchtet Ihr doch nicht „bey Eurer Zurückkunft mit fremder Pest das Va„terland, (mit einem Engelländer zu reden,) diese „Eure treue Amme — vergiften! Ihr habt wenig„stens B. P. und L. gesehn: sagt doch — ein Bru„derherz beschwöret Euch drum — sagt doch nie an„ders als zur Besserung, den Eurigen, was Ihr da „gesehen habt! — Will nicht ein Würdiger unter „Euch die Feder nehmen, welche ich nun bald wegle„gen muß? Will nicht einer sich an den Strom hin„stellen, und — wärs auch nur mit meiner schwa„chen, vielleicht verachteten, Stimme, schreien, viel„leicht hört doch Einer, der dem Ufer noch nah ist! „Lohn? Dankgeschrey, als wärt Ihr Göthe? war„um begehrt Ihr das? Ist nicht der stille Beyfall

„einer Seele, welche jetzt sich bildet, Lohn genug?
„zur Besserung derjenigen Personen beygetragen zu
„haben, von welchen in dieser, so wie fast in jeder
„möglichen Hinsicht, das Wohl der Welt abhängt,
„zur Besserung der Töchter und der Mütter beygetra-
„gen zu haben: wenigstens von Herzen gewollt zu
„haben: ist das nicht genug?

Quod si deficiant vires, audacia certe
Laus erit. In magnis et voluisse, sat est.
Me iuuat in gremio doctae legisse puellae,
Auribus et puris scripta probasse mea.
Haec vbi contigerint, populi confusa valete
Fabula. Nam domina iudice tutus ero.
Quae si forte bonas ad pacem verterat aures,
Possum inimicitias tunc ego ferre Iouis.

PROP.

„Meine Leserinnen haben vielleicht keinen Doll-
„metscher bey der Hand, oder dieser stößt sich am Na-
„men des Dichters. Ich muß also Ihnen die Stelle
„übersetzen:

„Gesetzt, man sey der Sache nicht gewachsen: ist die
„Unternehmung deswegen zu tadeln? Ich dächte, ein
„Wille, der die Schwürigkeiten nicht scheute, sey schon
„genug. Mir wenigstens genügts, einem verständigen Frau-
„enzimmer meine Aufsätze vorzulesen, und zu sehen, daß sie
„mit einer reinen und gesunden Schmeckkraft sie aufnimmt.
„Glückt mir das: so sey, wer da will, der murmelnden
„Menge nouvelle du jour. Ich freue mich dann des schü-
„tzenden Ausdrucks der Damen. Nehmen die von mir an,
„was ihrer friedvollen Bestimmung antwortet: so kann ich
„die feindseligen Angriffe der Allgemeinen deutschen Biblio-
„thek ganz sorglos zum zweytenmal erwarten; so wie den
„Angriff derjenigen, welche im Solde dieser fürchterlichen
„Macht stehn, oder als Freywilligt im Metier sich üben,
„oder sonst ihren Schnitt machen wollen, als da sind
„Hülfsvölker, Negociateurs, Trompeter, Spions, Ma-
„rodeurs und Schnapphäne.“ — So weit Propertius.

„Wir müssen zur Steuer der Wahrheit sagen, „daß Properz nicht unrecht verstanden werden soll. „Man erwäge nur, daß keine kritische Schrift so all„gemein gelesen wird, als die A. D. B., daß folg„lich mancher würdige Gelehrte, welchem daran liegt, „daß sein Aufsatz gelesen werde, solchen sehr gern „dem Herausgeber zuschickt. Daher so manches Mei„sterstück, z. E. im juristischen, historischen, medi„cinischen und philosophischen Fache. Im theolo„gischen freylich, haben die Herrn ihre heimlichen, ob„wohl nicht genug verheimlichten Tractaten; — im „litterarischen? Nun da kommts auf den Heerfüh„rer an“:

— Vrnae
Oſſa inodora dabit —
— — neſcire paratus.

PERS.

Lſ.

IV.

Anhang zu Sophiens Reisen. Leipzig, bey Böhme. 1776. 95 S. 8.

Das ist der Erstling aus dem Nachtrabe, der Sophiens Reisen vermuthlich folgen wird; und die Suite dürfte zahlreich werden, wenn alles das zum Vorschein kommt, was sowohl Herr Hermes als der Verf. dieses Anhangs noch zu liefern verspricht. Der erste hat, wenn wir uns recht besinnen, noch ein weitläuftiges Werk von Hrn. G..ß verheißen, und hat sonst noch eine Menge Papiere in Vorrath, auf die er sich oft bezieht; hier aber fin-

 den

den wir eine Reise des Herrn Cornelius Puff van Vlieten angekündiget, wovon dieser Anhang schon den Vorschmack giebt. Ueberhaupt beschäftiget sich der Verf. des Anhangs nur mit diesem Lieblingscharakter des Herrn H.: er läßt ihn das erste Jahresfest seines Ehestandes mit vieler wohlthätigen Feyerlichkeit begehen, führt ihn hierauf nach Schlesien, wo er die Handelsgeschäfte eines jungen Kaufmanns, die durch eine verschwenderische Frau in Verwirrung gerathen waren, wieder in Ordnung setzt, und welchen er nachher auf einer Handelsreise nach der Schweiz begleitet. Alles das läßt der Verf. den ehrlichen Puff größtentheils in seinem eignen Ton in Briefen an seine Correspondenten in Königsberg erzählen. Die Geschichte des jungen Kaufmanns ist lehrreich, und pflegt sich öfters zu begeben. Nicht minder macht das Gemälde des Predigers in der Schweiz nebst seiner Gemeinde einen guten Eindruck, so daß Herr Hermes nicht eben Ursache hat, sich dieses Lehrjüngers zu schämen; ob es gleich an diesem sehr zu tadeln ist, daß er sich der Materie seines Meisters bemächtigt, ohne denselben darum zu fragen. Konnte er nicht etwas eigenes zu liefern suchen?

Hr.

V. Unter-

V.

Unterricht von dem Collegium der Aerzte in Münster, wie der Unterthan bey allerhand ihm zustoßenden Krankheiten die sichersten Wege und die besten Mittel treffen kann, seine verlorne Gesundheit wieder zu erhalten; nebst den Münsterschen Medicinalgesetzen, entworfen durch C. L. Hoffmann, des Collegiums Direktor. — Münster in Westphalen, in der Kördinkischen Hofbuchdruckerey, 1777. 1 Alphabet 2 Bogen in 8.

Was ein weiser menschenfreundlicher Fürst durch einen aufgeklärten diensteifrigen Minister zur Glückseligkeit seines Volks auf alle Zeiten hinaus zu thun vermöge, davon hat bereits die vortreffliche Münstersche Schulordnung ein allgemein gepriesenes Beyspiel gegeben, und itzt erhält das Publikum an diesen Medicinalgesetzen ein neues. Der Churfürst von Cölln brachte schon 1773 ein medicinisches Collegium zu Stande, das aus zween Präsidenten, einem Direktor, (Herrn Hoffmann,) sieben Medicinalräthen, einem Aktuar und Pedellen besteht, welchem er die Verwaltung des Medicinalwesens im Hochstifte Münster mit der dazu nöthigen Autorität und Gewalt übertrug. Die erste Sorge dieses neuen Collegium war der Entwurf einer vollständigen Medicinalordnung, deren vornehmster

Zweck dahinaus laufen sollte, fähige und geschickte Aerzte und Wundärzte von minder fähigen oder gar unwissenden abzusondern und auszuzeichnen, nach der Geschicklichkeit eines jeden die Schranken, in welche er seine Curen einzuschließen hat, zu bestimmen, und jeden Ort, so viel thunlich, mit gelehrten, fähigen und geschickten Arzneyverständigen zu versehen. Um diese Absicht zu erreichen, hat das Collegium die bisher in andern Ländern publicirten Medicinalordnungen verglichen, deren Gesetze sorgfältig geprüft, und bewandten Umständen nach verbessert; und hieraus ist diese weise Medicinalordnung entstanden, die, wenn sie nicht völlig den Misbräuchen und Gefahren abhelfen und vorbeugen sollte, welche Dummheit und Betrug über die Unglücklichen verhängen, die zur Erhaltung ihres Lebens und zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit, Rath und Hülfe suchen, wenigstens alles geleistet zu haben scheint, was sich thun läßt, um den Fortgang des nicht ganz zu tilgenden Uebels zu erschweren. Hr. H. hat dieses Werk in 331 Gesetzen entworfen, durch zwischen eingerückte Einleitungen vortrefflich erläutert, den Grund und Zweck aller Gesetze deutlich angezeigt, ihren Nutzen bewiesen und durch handgreifliche Gründe den Willen des Volks zu lenken gesucht, sich diesen Verordnungen zu bequemen, und in Befolgung derselben sich wirklich für so viel glücklicher zu halten, als man es dadurch zu machen gewünscht und gehofft hat.

Die meisten Aerzte behaupten und die Medicinalordnungen befehlen, es soll nur Promovirten erlaubt seyn, sich mit der Cur innerlicher, nur Wundärzten, sich mit äußerlichen Krankheiten abzugeben: außer

diesen aber schlechterdings keinem. Das Münstersche Collegium hat es, was die großen Städte betrifft, bey dieser Verordnung gelassen: in kleinen Städten hingegen, in Dörfern und auf dem Lande, fand man es unmöglich, sie zur Ausführung zu bringen: weil geschickte Aerzte sich nie entschließen werden, da zu verhungern, und weil das Volk sich nie entschließen wird, sein Vertrauen einem Doktor zu schenken, dessen Vorzüge es nicht erkennt, wenn es schon einmal für einen Pfuscher eingenommen ist, der hier und da eine glückliche Cur verrichtet hat. S. 9—19. Man beschloß demnach, an besagten Oertern die medicinische Praxis nicht auf Doktoren einzuschränken; sondern sie Preis zu geben. Aber wem? Freylich nicht den Windbeuteln, Charlatans und Betrügern; sondern „nur ehrlichen, rechtschaffenen Leuten, welche „sich in ihrer Praxis nicht weiter ausdehnen, als sie „sie verstehn.“ S. 20. Allein was weiß ein solcher ehrlicher Mann davon, wie viel er versteht? Es gehört schon eine große Einsicht dazu, zu erkennen, daß man in einer Sache nichts tauge, und wen eine ganze Dorfschaft einmal zu ihrem Orakel erhoben hat, der kann sich bey aller Ehrlichkeit schwerlich mit seiner Eigenliebe überwerfen, und von sich glauben, er sey nicht so klug als man ihn finde, gesetzt auch er verstünde die schwere Kunst, sich selbst richtig zu schätzen. S. 25. In dieser Verlegenheit hat nun das Collegium den Endschluß gefaßt: „Alle Aerzte, Wundärzte und alle andre, die prakticiren, genau zu prüfen, und ihnen, ohne auf den Doktortitel zu sehen, „bloß nach dem Grade ihrer Geschicklichkeit, Patente „und Erlaubnißscheine zu geben, welche die Nachricht „in sich fassen sollen, wie weit ihre Kenntnisse gehen, „was sie verstehen und nicht verstehen. Diese Zeug-

„nisse sollen sie den Obrigkeiten und Pastoren der Oer-
„ter, wo sie wohnen, vorzeigen und in die Gerichts-
„protokolle eintragen lassen, und von hieher soll jeder
„Unterthan diese Nachrichten erhalten können. Rühmt
„nun einer mehr von sich, als sein Attestat sagt, so
„weiß ein jeder, daß er mit einem Windbeutel zu
„schaffen habe.“ S. 24. 25.

Dieser Anschlag würde hinlänglich seyn, das Uebel von Grund aus zu vertilgen, wenn er nur so vollkommen zur Ausführung gebracht werden könnte, als er entworfen ist. Aber er setzt ein Collegium medicum voraus, desgleichen es noch wohl wenig auf Erden gegeben hat. Werden die Examinatoren immer die Geschicklichkeit, Geduld, Treue und Unpartheylichkeit besitzen, die zu so schweren, verdrießlichen, gehässigen und undankbaren Untersuchungen erfodert werden? Man hat längst erkannt, daß die Examina entscheiden müssen, ob ein Candidat zur Praxis zugelassen werden dürfe, oder nicht? Auf allen Akademieen hat man sie eingeführt; es werden die vornehmsten Mitglieder der Fakultät dazu bestellt; sie haben die schärfsten Befehle, dieses Amt treulich zu verrichten; die Candidaten müssen zwey Examina ausstehen, eine Probeschrift ausarbeiten, und sie öffentlich vertheidigen. Hierauf werden ihnen Patente ertheilt mit der Anzeige ihrer Geschicklichkeit, und diese müssen sie überall vorzeigen, wo sie sich der ihnen ertheilten Freyheit zu prakticiren bedienen wollen. — Warum findet aber gleichwohl das Münstersche Collegium es nothwendig, alle privilegirte Aerzte vom neuem zu examiniren, und ihnen neue Patente zu geben? Nicht wahr? bloß darum, weil die Erfahrung nur allzuoft lehret, wie leicht es sey, allen solchen Untersuchungen zu entwischen, und

daß

daß dergleichen Collegia nach und nach immer toleranter werden, es geschehe nun aus Nachsicht oder Ungeschicklichkeit der Examinatoren, aus Ueberdruß oder Barmherzigkeit, aus Ermüdung gegen den Strom zu schwimmen, oder, weil der Eifer, den Lauf der Welt zu hemmen, bald kalt wird, oder weil die Herren Collegen einander nachgeben, oder einander kränken wollen, oder nicht alle den Versuchungen widerstehen können, welche die Candidaten anwenden, ihren Patriotismus in Schranken zu halten, u. s. w. Kann man nun wohl hoffen, daß es mit den medicinischen Landeskollegien besser gehen, und daß sie ihrer Bestimmung treuer bleiben werden, als die akademischen? Schwerlich! Wir kennen dergleichen Länder, worinn kein Arzt prakticiren darf, der nicht vom medicinischen Landeskollegio besonders geprüft worden ist, und die doch noch immer von elenden Prakticis wimmeln.

Ob aber gleich hieraus folgt, daß durch die Errichtung solcher Landeskollegien dem medicinischen Unwesen nicht gänzlich gesteuret werden könne; so sind doch die wiederholten und scharfen Examina immer eins der vorzüglichsten und kräftigsten Mittel, ein Land vor der Ueberhandnehmung schlechter Aerzte zu bewahren, weil sie der Unwissende fürchtet, und es gern verhütet, sich in eine solche Gefahr zu wagen.

Doch was wird er nun thun, wenn er die Untersuchung entweder scheuet, oder sie waget und abgewiesen wird? Er wird gezwungen seyn, der Praxis öffentlich zu entsagen. Gut! aber wird er sie darum auch unterlassen? In den meisten Ländern müssen Barbierer, Bader, Laboranten und andre dergleichen Leute geloben, keine innerliche Krankheiten zu kuriren, oder überhaupt nicht zu prakticiren, und so oft man

sie ertappt, werden sie wirklich gestraft. Wie kömmt es nun, daß sie dem ungeachtet ihr verbotenes Gewerbe stets forttreiben? Man sieht leicht, daß die heimliche Praxis, aller Wachsamkeit ungeachtet, in den meisten Fällen unentdeckt bleiben wird, so lange sich Pfuscher und Kranke mit einander verstehen, daß sie nicht von einander lassen wollen. Daher hat das Collegium den weisen Schluß gefaßt, zwischen diesem Völkchen ein heilsames Misverständniß zu stiften, und den Kranken ein Mistrauen gegen alle Afterärzte einzupflanzen. S. 26. — Durch welches Mittel? — Obrigkeitliche Befehle und Strafen helfen nichts; Deklamationen wider die Pfuscher und ihre Unwissenheit, noch weniger. Die Pfuscher deklamiren ihrer Seits wider die privilegirten Aerzte, ja wider ihre eignen Genossen, um sich das Ansehen zu geben, als wären sie nicht von der Zunft. Die Storcherbuden erschallen nicht minder von treuen Warnungen wider die Charlatans, als die akademischen Hörsäle: und der Kranke, der sich wenig darum bekümmert, welcher von den Herren Recht habe, schenkt sein Vertrauen, wem er beliebt, ohne genau zu wissen warum? Das Collegium sahe also kein andres Mittel, als „dem Volke die Gefahr, welche derjenige läuft, der „sich solchen Leuten anvertraut, deutlich vor Augen zu „legen; so deutlich, daß ein jeder vernünftiger Mensch, „der sein eignes Verderben scheuet, auch diese Pfu„scher scheuen muß. Man vertraut sich den Quack„salbern an, weil man diese Gefahr nicht kennet;" (wohl mehr, weil man sie bey dem Quacksalber nicht für größer hält, als bey privilegirten Aerzten,) „und „also wird der Endzweck erhalten werden, wenn man „die Leute mit dieser Gefahr gehörig bekannt macht. „Was dieser Hofmeister, den wir einem jeden in die

Brust

„Brust pflanzen wollen, nicht kann, das sollen dem„nächst Strafen thun, die den Quacksalber verfolgen.
„Wir wissen nicht, was hier weiter geschehen könnte.“
S. 26. 27. — Wir eben so wenig; aber das wissen wir wohl, daß auch dieß, was geschehen kann, zur vollständigen Erreichung des Zwecks immer noch unzulänglich seyn werde. Es ist, (um uns Herrn Hoffmanns Ausdrucks zu bedienen,) mit diesen Hofmeisterpflanzungen in den Brüsten des Volks keine so leichte Sache, als es scheint, weil wirklich der kleinste Theil des Volks vernünftige Menschen sind, und weil man an sein eignes Verderben wenig denkt, sobald es darauf ankommt, ein Zwanggesetz zu übertreten, um seinen Eigensinn oder sein Vorurtheil zu befriedigen. Wir müssen gestehen, daß Hr. H. S. 31 — 90 die Gefährlichkeit der Quacksalber mit der ihm eignen Deutlichkeit aus vielerley wohl gewählten Beyspielen sehr ausführlich vorgestellt und augenscheinlich gemacht habe, und wir halten diesen lehrreichen Abschnitt für einen der besten im ganzen Werke. Aber man mag Amphion seyn! ꝛc. Der Bauer wird bald begreifen, daß es gefährlich sey, sich von unwissenden Leuten curiren zu lassen, aber eben so leicht wird ihn der Charletan, für den er einmal eingenommen ist, überreden, daß eben die Aerzte mit den langen Titeln die unwissenden Leute seyn, die mit ihren lateinischen Recepten den und den ungesund gemacht, verwahrloset, oder getödtet haben, und daß er aus keiner andern Ursache von ihnen verfolgt und abgewiesen worden, als weil ihnen das Glück seiner Curen Schaden verursacht habe. Wer die Beredsamkeit kennt, womit die ärgsten Buben vor Gericht zuweilen die Richter selbst zweifelhaft machen, der wird einsehen, was ein verschmitzter Pfuscher über das einfältige Landvolk vermögen

mögen werde, daß es nur ein Paar Minuten ihm zuzuhören. Hr. H. erkennt es selbst S. 2 345. u. a. O.

Daher versprechen wir uns von diesem sonst t lich ausgeführten Anschlage im Grunde doch weni als von dem folgenden, nämlich es dahin zu brin daß im ganzen Lande und selbst an den kleinsten L tern kein Mangel an geschickten Aerzten verspüret w de: denn so wird man bey aller Leichtsinnigkeit in Wahl doch schwerlich in den Fall kommen kön einen ganz Unwissenden zu treffen. Das Colleg hofft diesen großen Vortheil dadurch zu erhalten, es nicht nur die ungeschickten Leute von der Pr ausschließt, sondern auch geschickten Aerzten an nen Orten ein so hinlängliches Auskommen versch daß sie gern daselbst wohnen. S. 28. Das nehmste Mittel hierzu soll seyn, den Aerzten an chen Orten zu erlauben, daß sie selbst die Apot halten und die Arzneyen verkaufen dürfen, „da ih „dann die Apotheke statt eines reichen Gehalts di „kann.“ Hr. H. hat die Vortheile von dieser E richtung sehr ausführlich gezeigt, S. 227 u. f. es wird alles gut gehen, wenn nur der geschickte A dem dieses Mittel, sich zu bereichern, erlaubt w kein Beutelschneider ist, der, ob er gleich die Arzn nicht über die Taxe verkaufen darf, dennoch sich sch los zu halten sucht, indem er deren eine desto grö Menge verordnet. Da dieses oft die geschickten A te in großen Städten thun, bloß um sich oder Apotheker zu bereichern: so wird es noch viel von solchen zu fürchten seyn, denen der Gewinn den Arzneyen zum nothdürftigen Unterhalte des Le angewiesen ist.

Doch welcher Anschlag gegen dergleichen verwickelte Misbräuche wäre wohl ohne Bedenklichkeiten? und in der That ist es beym Münsterschen Collegio ein Verdienst mehr, daß es sich dadurch nicht hat abschrecken lassen, die patriotischen Entwürfe zur medicinischen Wohlfahrt des Landes durchzusetzen, die gewiß die kräftigste Unterstützung des erhabenen Regenten, den thätigen Eifer des vortrefflichen Ministers, den Beyfall der Menschenfreunde, und den Dank des Volks auf alle Weise verdienen.

Wir können, so gern wir wollten, nicht ins Detail gehen, um so manche nützliche Gesetze, welche hier, diesem Plane gemäß, zur Verbesserung der medicinischen Polizey vorgeschrieben werden, genauer zu zergliedern. Aber ein jeder, den das medicinische Wohl eines Staates interessirt, wird dieses Werk seiner genauesten Aufmerksamkeit würdigen, und so möchte dieß ohnehin überflüssig seyn.

Es ist von dieser Medicinalordnung noch ein zweiter Theil zu erwarten, welcher die Taxordnung für Aerzte, Wundärzte und Apotheker, und einen medicinischen Catechismus für die schlechtesten Wundärzte auf dem Lande, in sich enthalten wird. Wir sehen dem letztern mit Verlangen und großer Erwartung entgegen, weil wir ihn für einen nodum vindice dignum halten. Es ist nämlich die Rede „von den „allerelendesten, ausgeschossenen Wundärzten, die „weiter nichts als eine oder andre Krankheit kennen, „ein oder andres Mittel wissen, oder ein Büchelchen „haben, wonach sie ihre Praxis einrichten. Diesen „soll die Ausübung der Arzneykunst allenthalben auf „dem Lande und an allen Orten, wo kein besserer Arzt „noch Wundarzt wohnet, unter der Bedingung zugestanden werden, daß sie bloß nach dem kleinen medi-

„cinischen

„cinischen Catechismus curiren, auf welchen man sie „examiniren wird.“ S. 175—181. „Es soll aber „der Catechismus nur von den gewöhnlichsten Krank„heiten auf dem Lande handeln, und die Nachricht „enthalten, was bey jeder Krankheit zu thun sey. „Man wird nur solche Mittel anführen, wodurch nie„mals geschadet, oft aber Nutzen gestiftet werden „kann, und ihre Anwendung soll aufs deutlichste ge„zeigt werden. Mittel, die nur unter gewissen Be„dingungen zu geben sind, auch die Fälle, wo das „Aderlassen zweifelhaft und nicht ganz ohnfehlbar „nützlich ist, will man darinn gar nicht berühren.“ S. 179. Wir müssen gestehen, daß wir einen solchen Unterricht für sehr schwer, ja bis itzt für ein pium desiderium halten, wenn er wirklich den Zweck soll erreichen können, sehr unwissende Leute dahin zu bringen, daß sie nicht blindlhin und gefährlich curiren. Das erleuchtete Collegium sieht vollkommen ein, wie nothwendig es sey, daß ein Praktikus nicht nur die Arzneymittel, sondern auch die Bedingungen kenne, unter welchen sie helfen und nicht helfen können, „weil er sonst schaden wird, wo er nützen will,“ S. 61—79, und daß er, wenn die Krankheiten von ihrem ordentlichen Laufe abweichen, auch die Cur zu verändern wisse, „weil er sonst nur auf ein Gera„thewohl zu Werke gehen kann, da dann dem Kran„ken die verschluckten Irrthümer des Arztes manch„mal sehr übel aufstoßen.“ S. 111. Wie wird es möglich seyn, Einsichten von dieser Art in den Kopf eines allerelendesten Wundarztes zu bringen? Gleichwohl soll er doch durch seine Praxis gewiß nicht schaden, wo er nützen will, noch seinen Kranken Irrthümer zu verschlucken geben, die ihnen übel aufstoßen könnten. Oder ist es vielleicht bey den gewöhnlichsten

Kran-

Krankheiten auf dem Lande, z. E. bey den kalten Fiebern, der Ruhr, der Pleuresie, den Pocken, u. s. w. nicht nöthig, mit solcher Einsicht und Unterscheidung zu curiren? Ferner, wie viel Arzneymittel werden wohl zu finden seyn, die niemals, auch bey verkehrtem Gebrauche, schaden sollten? Und endlich, wird man durch Hinweglassung der Mittel, die nur unter gewissen Bedingungen zu geben sind, nicht beynahe die ganze Materia Medica ausschließen müssen? und wenn, unter solchen Bedingungen und in zweifelhaften Fällen, ein Hülfsmittel oder das Aderlassen, worauf noch die einzige Hoffnung der Rettung beruhen möchte, übergangen wird, ist dann der Unterlassungsfehler wohl weniger schädlich, oder verantwortlicher, oder wird er etwa seltener vorkommen, als der thätige durch Reichung unnützer, zweifelhafter oder falsch angebrachter Arzneyen? — Dergleichen Zweifel scheinen uns wichtig, wenn wir auch gleich von dem Catechismus nicht zu viel erwarten, sondern nur die darnach eingerichtete Praxis der Unwissenden für unschädlicher, zuverlässiger und hülfreicher halten sollen, als sie solche bisher nach ihren Büchelchen oder aus freyer Faust getrieben haben. Gewiß wird ein Unterricht, der dieß leistet, das Meisterstück des Münsterschen Collegium und eine der größten Wohlthaten für das Landvolk seyn.

Gern möchten wir uns noch von Hr. H. über einige einzelne Sätze dieser Schrift seine Belehrung ausbitten, von deren Allgemeinheit wir nicht überzeugt sind; z. E. daß die Leibschmerzen bey den Reinigungen mancher Frauenzimmer, und die Hämorrhoidalcoliken von dem verdorbenen Blute herrühren sollen, das aus den Gefäßen der Gebärmutter, oder aus den güldnen Adern in die Blutmasse übergeht;

S. 69. 72; daß der Schwefel, (von dessen A samkeit bey unordentlichen Hämorrhoidalbewegun wir übrigens seht überzeugt sind,) etwas Specifisc haben soll, das in den Hämorrhoidalgefäßen sich a haltende Blut zu verbessern; S. 73; daß (ohne Au nahme) Recepte, wenn sie (zu andrer Zeit oder in a dern Apotheken) repetirt werden, und nicht und eben dieselbe Farbe und Geschmack haben, nic nach der Vorschrift gemacht worden seyn müßt S. 252; daß bey all und jeder Pockenkrankheit Warmhalten und die austreibende Curart gar nichts tauge, S. 382. u. s. w. Jedoch weil wir sern Zweifeln Gründe beyfügen müßten, die diese o nedem zu ausführliche Anzeige noch verlängern wür den, so lassen wir es dabey bewenden.

G.

VII.

Siegwart. Eine Klostergeschichte. Erster Theil Zweyter Theil. 1776. 8.

Dasselbe Buch in drey Theilen. Mit Kupfern Zwote rechtmäßige und verbesserte Auflage Leipzig, bey Weygand. 1777. 2 Alphab 16 Bogen. 8.

Fast kommen wir zu spät mit der Anzeige di ses Werks, wovon schon eine Auflage vertri ben ist. Diese zwote verbesserte Auflage i deß giebt uns jetzt Anlaß, das Versäumte nach holen. Wir haben gesehn, und wollen es nicht läu nen, daß dieses Buch von einer großen Classe von

sern mit großem Beyfalle aufgenommen sey, und wir begreifen, wie dieses möglich war, ohne daß wir uns gezwungen fühlen, in diesen Beyfall einzustimmen, wenn wir gleich dem Werke nicht alles Verdienst absprechen wollen.

In einem Stücke ist uns der Verf., der sich nunmehr genannt hat, Hr. Miller in Ulm, sehr schätzenswürdig, das ist die durchgehends aus dem Werke hervorleuchtende vortreffliche Absicht, gute Empfindungen und gute Grundsätze unter seinen Lesern zu verbreiten. In unsern Tagen, wo man vermittelst des Scepticismus und vermittelst der Jagd nach Spitzfindigkeiten bemüht ist, die eherne Mauer, die zwischen dem, was gut, und zwischen dem, was übel ist, steht, und somit manche gute und ehrwürdige Wahrheit wegzuräumen, nemlich wie eine Maus eine egyptische Pyramide durch ihr Nagen wegräumt, in unsern Tagen ist es immer ein Verdienst, wenn ein Schriftsteller, der Einfluß auf Leser haben kann, sich der moralischen Welt annimmt, und schwachen Augen zeigt, eigentlich ihnen in Beyspielen empfindbar macht, wie wenig doch im Grunde durch alle jene Bemühungen ausgerichtet werde, und wie gut es sey, daß nicht alles, was man moralisch gut nennt, aus der Welt verbannet werde. Wir wünschten unsern Verf. hier bloß als moralischen Schriftsteller einführen zu dürfen, wir würden viel gutes von ihm sagen; aber wir sollen ihn als Romanenschreiber, folglich als Kenner der Welt und des Menschen, und als unterhaltenden Schriftsteller hier aufstellen, und alsdann muß das Urtheil nothwendig anders ausfallen.

Ein Verdienst noch hat unser Verf., das jetzt auch selten ist, er ist original, er schreibt in seiner eigenen Manier, und das Süjet gehört ihm selbst. Das

ist sonst in unserm deutschen Vaterlande sehr erbärmlich, daß unter funfzig Werken des Witzes und Unwitzes, immer nur zwey sind, denen man nicht ganz deutlich ansieht, daß sie Copeyen sind. Es ist unbegreiflich, wie ein Mann, der sich zum Schriftsteller aufwirft, so wenig Stolz und so wenig Delicatesse haben könne, öffentlich aufzutreten, und seine Blöße mit Lappen zu bedecken, die seinen sämmtlichen Nachbaren abgestolen sind, die jedermann kennt und weiß, woher er sie stahl, und auf die Jedermann mit Fingern weiset. Ich, der Recensent, bin in diesem Fache nur ein namenloser Recensent, und könnte meine Anzeige copiren, nach wem ich Lust hätte; aber ich schwöre, ich wollte meine ganze critische Function unsrer Gesellschaft von Bibliothecaren zu Füßen legen, ehe ich eine noch so kleine Recension nach einem fremden Muster modeln wollte. — Original ist der Verf., aber dafür wird er auch sicherlich die Freude haben, in den nächsten Messen sich tapfer nachgeahmt zu sehn, das will ich ihm versprechen, und Klostergeschichten und Klosterscenen werden sich künftig, wie die jedesmaligen Modeverzierungen an allen Kutschen, fast in jedem Romane finden.

Ein guter, reiner, leichter Styl gehört allerdings mit unter die Vorzüge dieses Buchs; und zuweilen thut die umständliche Schilderung aller kleinen Umstände gute Wirkung; aber sie ist nicht allenthalben angenehm. Wir wollen auch gern anerkennen, daß manche Beschreibung, eben weil sie alles so deutlich und mit allem, was die Scene umgiebt, vor das Anschauen bringt, sehr rühmlich sey; und in Wahrheit sind die traurigen Beschreibungen dem Verf. am besten gelungen, vielleicht weil eine starke Mischung

von

von Melancholie in dem Temperamente desselben vorhanden ist.

Der Verf. fängt sein Werk mit dem Porträt seines Helden an, das er umständlich zeichnet. Wenn der Recensent einen Roman schriebe, so würde er sich vor dieser Weise hüten, sie hat in verschiedener Hinsicht etwas unangenehmes, der Leser übersieht dadurch schon zu viel von den Rathschlüssen des Schriftstellers, und er verdient vielmals dadurch das angenehme des Neuen und der Ueberraschung; wiederum bindet es zu sehr, und indem man einen Charakter entwirft, sieht man nicht so leicht, ob sich die Züge zusammen passen, als man es erkennt, wenn man handeln läßt. Weit besser dünkt es uns zu seyn, wenn der Leser nach und nach aus einzelnen Zügen sich den Charakter selbst bildet. Aber der Schriftsteller mag sich immerhin zu seinem eigenen Gebrauche ein Porträt entwerfen, das er zuweilen bey der Ausarbeitung ansieht; doch sind wir versichert, daß er von Zeit zu Zeit, wenn er die einzelnen Züge in Bewegung setzt, daran wird ändern müssen. — Hier ist nun einmal ein solches Porträt des Helden des Romans, und wir müssen es also ansehn.

Der Verf. hat in den Charakter seines Helden eine wahre Inconsistenz gelegt, Eigenschaften vereinigt, die nicht neben einander bestehen können. Siegwart wird hier einerseits als ein kühner wilder Bube geschildert, der nach Vogelnestern die höchsten Bäume besteigt, der ohngeachtet der ausgestandenen Lebensgefahr sich des folgenden Tages doch wieder badet, der das Commando über ein Heer von Knaben an sich zu bringen wuste, der die Jagd ganz ausnehmend liebte, der die Bauerjungen herausrief, um sich mit ihnen herum zu tummeln oder zu schneballen, der es an Kühn-

Kühnheit, und oft auch an Verwegenheit den kühnsten Knaben zuvorthat. Von eben diesem heißts nun wiederum S. 11, er habe dennoch die sanfte schöne stille Natur geliebt. „Beydes sey sehr oft beysammen, und bilde einen liebenswürdigen für die Welt „brauchbaren Charakter; dieses sey mehrentheils das „Eigenthum des Dichters — und zu diesem hatte „Siegwart alle Anlage.“ Alsdenn folgt ein langes Register von empfindsamen Empfindungen, die er hatte, und von empfindsamen Handlungen, die er that, wie er Blümchen, Würmchen, Bienchen und die Vögelein beobachtet, und am murmelnden Bache wehmüthig liegt, — jedem Bauerjungen, der ihm begegnet, die Hand stärker drückt, und ihm von seinem Abendbrodte giebt.

Wir vergeben dem Verf., daß er seiner Zunft, den Dichtern, eine Artigkeit sagt, und die Vorzüge, welche zwey entgegenstehende Charakter haben, bey ihnen vereinigen will: aber wir vergeben ihm nicht, daß er den Menschen so nachläßig studirt hat, da er willens war, Menschen zu malen. Siegwart war entweder nicht der hervorstechend kühne, unternehmende, unermüdete, herrschende Knabe: oder er war nicht das empfindsame Geschöpf mit so starkem Hange zur Melancholie, dem bey jeder Gelegenheit Thränen die Wange herab laufen. Was den unerschütterlichen Muth und die Tapferkeit der Dichter anlangt: so ists eine bekannte Sache, daß sich ihre Heldenthaten seit Flaccus Zeiten zählen lassen. Zwar wird man hier einwenden, daß gleichwohl Dichter waren, auch selbst Dichter, die zum melancholischen hinüber hingen, die Helden waren, und als Helden starben; Kleist gehört ganz gewiß unter diese. Aber Kleist's Heldenmuth und der Heldenmuth aller, die

ihm

ihm ähnlich sind, war gewiß nicht die angeborne Intrepidität, die Folge seiner festen und unerschütterlichen Nerven, die schwer Eindrücke annehmen; es war nicht dasjenige, was den Muth und die Kühnheit des baumstarken Grenadiers ausmacht, es war die Folge des lebhaftesten Gefühls von Ehre, und der standhafte Entschluß, alles dafür aufzuopfern, vielleicht hatte das Beyspiel einigen Theil daran; es war in sofern etwas edleres, als der Muth, der aus solchen Eigenschaften entspringt, und sich in der Jugend durch solche Züge zu erkennen giebt, die dem Siegwart zu einem Theile beygelegt werden. Merkwürdig ist es allerdings, daß der Verf. seinen Helden besser und der Natur gemäßer handeln läßt, als er ihn schildert; er behauptet durchgehends den Charakter des schwärmerischen, fein und starkfühlenden melancholischen Menschen.

Es würde uns nicht schwer werden, auch hie und da in den andern Charakteren Züge zu finden, die sich nicht hin passen; aber es mag hiermit genug seyn, und wir gehn zu einer andern Haupteigenschaft eines Romanenschreibers, dem Talent zu unterhalten; und hier finden wir unsern Verf. allerdings nicht, wie wir ihn wünschen. Wer an wirklich amüsante Lectüre gewöhnt ist, der kann hier unmöglich seine Rechnung finden. Diese Geschichte hat, ohne viel merkwürdige Begebenheiten zu enthalten, eine beträchtliche Stärke, sie macht in allem nahe an tausend Seiten kleinen Drucks aus. Aber wie ist der Verf. dem Mangel wichtiger Begebenheiten begegnet, um dennoch das Werk stark zu machen? Allein Siegwarts Schulgeschichte, von der Zeit an, da er von Hause nach Günzburg auf die Schule geht, bis er die Universität zu Ingolstadt bezieht, füllt über

dreyhundert Seiten an, und in diesen Zeitraum fällt nichts wichtiges, als daß sich Kronhelm in Siegwarts Schwester Theresen verliebt, und daß dessen Vater, fast eine Carricatur von Squire Western, sich dagegen setzt, und daß sich in Siegwart ein Mädchen von Günzburg, Sophie, unglücklich verliebt, die an ihrer Leidenschaft hinwelkt, und stirbt, und die er nicht wieder liebt. Unmöglich wäre es gewesen, diese Geschichte so weit auszudehnen, hätte der Verf. nicht alles erzählt, was die handelnden Personen bey jeder Gelegenheit gesagt, gedacht, empfunden, begehrt und nicht begehrt haben, und wäre er nicht allenthalben in das größte Detail hineingegangen. Nun wollen wir zwar nicht läugnen, daß es dem Verf. glückt, dergleichen ins kleine gehende Umstände darzustellen; und besser glückt ihm dieses gemeiniglich, als die Beschreibung großer Vorfälle; aber die gute Beschreibung allein macht das nicht interessant und unterhaltend, was an sich unbedeutend ist, und kann den Leser nicht sich selbst vergessen machen. Wir wollen uns nicht die Mühe geben, hier Stellen abzuschreiben, die das rechtfertigen, was wir hier sagen, jeder Leser wird sie selbst finden. Es herrscht überhaupt etwas monotonisches in diesem Buche, das es im ganzen für uns eigentlich langweilig gemacht hat, und wir vergleichen es mit einem sehr langen Wege von einigen Tagereisen, der immerfort auf einer ebenen Weide, am Ufer eines murmelnden Bachs, und unter dem Schatten von Weidenbäumen fortgienge, an dem freylich jeder einzelne Theil eher angenehm als unangenehm ist, dessen man aber auf die Dauer herzlich müde wird, weil er sich nimmer erhebt, und weil er sich allenthalben zu sehr gleich bleibt. Hier sind wirklich die vier Hauptpersonen von einem Schnitte: sie

sind

sind melancholische verliebte, und man kann denken, was für Einförmigkeit dieses über das ganze Werk verbreiten muß, wenn man fast immer solche Personen leiden, klagen, schwärmen und empfinden sieht. Wir können nicht läugnen, solche Scenen, wie die auf dem Postwagen S. 479, ob sie gleich gar nichts ausserordentliches hat, waren uns herzlich erfreulich und angenehm, weil sie doch wenigstens für eine kurze Zeit aus dem unerhörten melancholischen Gesumse ziehen, das allenthalben aus diesem Buche hervor töset. Man kann unmöglich ohne Unwillen auf die Länge diesen Ton aushalten, der oft ganz idyllenmäßig ist, und der durch und durch nach Empfindsamkeit schmeckt; und dennoch trifft man hin und wieder auf Stellen, um die man den Verf. lieben muß, und um derentwillen man ihm vieles vergiebt; zum Beyspiel enthält die Stelle, wo Gutfried S. 567. u. ff. von seinem ehemaligen und jetzigen moralischen Zustande spricht, sehr viel gutes und wahres nach dem Leben gezeichnetes; aber dieses ist etwas aus der Universitätswelt, die der Verf. hinlänglich kennt, wir wünschten, daß derselbe in der übrigen Welt eben so wohl zu Hause wäre. Der Minister Kronhelm ist sicherlich einer von den Beweisen, der diesen Vorwurf rechtfertigt, es giebt gewiß keinen solchen Minister in der Welt, und wird nie einen geben. So ganz über die Vorurtheile des Adels weg seyn, wie der war, daß er sich die äußerste Mühe giebt, eine Heyrath zwischen einem Bürgermägdchen und seinem Neffen wider Willen des Vaters zu Stande zu bringen, das können wir mit unsrer Erfahrung über die Denkungsart des Adels nimmermehr reimen, zumal wenn man noch hiezu nimmt, wie jedermann in einem gewissen Alter, die Liebe eines ganz jungen Menschen

ansieht, als eine flüchtige Zuneigung, als eine Verirrung der Jugend, als ein von sich selbst erlöschend Feuer, vor dem in der Folge der Knabe sich schäm oder dessen ihm reuet, wenn es nicht glücklichern so damit fällt, daß die Vernunft auch hernach et daran findet, Beyfall zu geben. Im Grunde ist es doch immer eine Ungerechtigkeit gegen die Nachkommen, wenn ein Edelmann sich mit Unadelichen verheyrathet, dessen er früh oder spät inne wird, er beraubt dieselben wesentlicher Vorzüge; und in so fern macht es nicht einmal dem Verstande des Ministers Ehre, den der Verf. doch über alles erhebt, daß er dieses so ganz aus den Augen setzt. — Der junge Kronhelm scheint zwar vor Liebe sterben zu wollen, und also könnte man denken, der Minister habe lieber eine halbadeliche Nachkommenschaft haben wollen, als gar keine; aber man weiß schon, wenigstens sollte es ein Romanschreiber wissen, was auf einen jungen Menschen die Entfernung, die Zerstreuung, und die Einführung in die große Welt vermögen, und wie er von da ab gemeiniglich und natürlicher Weise auf ein armes Landmädchen hinabblickt. Und hätte es endlich auch jemals einen solchen Minister gegeben: so sollte er in diesem Stücke nicht als ein Muster in einem Roman aufgestellt werden, dessen Absicht ist gutes in der Welt zu stiften. Wiederum dünkt uns der Hofrath Fischer gar nicht seiner Lage gemäß zu handeln, daß er sich so wütend dem Liebesverständnisse Siegwarts mit seiner Tochter widersetzt, von dem er doch wuste, in wie naher Verbindung er nunmehr m dem Minister Kronhelm stand; denn gerade der St des Hofrath Fischer ist derjenige, der am meist der Gunst der Großen bedarf, und der sich so ge an die Großen hängt.

Unzäh-

Unzählige male sind uns Züge unnatürlich vorgekommen: so Marx, der gutmüthige schwäbische Bediente, und fast alle Charactere, die aus den niedrigen Classen in diesem Romane vorkommen, dünken uns ganz und gar von der Natur abzuweichen; es giebt keine Menschen darunter, die so empfinden und sich so ausdrücken, wie hier geschieht, nemlich fast auf dieselbe Art, wie in den empfindsamen Reisebüchern, die so ganz unleidlich sind.

Wenn S. 655 gesagt wird: daß Spöttereyen über die Religion und Zweydeutigkeiten in der sogenannten großen Welt, wo der gute Ton herrschen solle, so gewöhnlich seyen: so begreifen wir nicht, weswegen der V. den guten Ton hier mit hineinzieht, es sey denn, daß er das Wesentliche des guten Tons sehr verfehlt habe, auf welchen jene Vorwürfe gar nicht fallen. Der gute Ton, (französisch: das être du bon ton,) der allemal feine Sitten voraussetzt, besteht eigentlich in der Beobachtung einer Menge von Kleinigkeiten im Umgange und in unzähligen Dingen, die entweder wirklich artig sind, oder doch durch Uebereinkunft dafür angenommen wurden; und sie dienen im Grunde zu weiter nichts, als wozu die Freymäurerzeichen dienen, nemlich wie jene den Brüdern beweisen, daß Jemand ein Mitglied ihrer Verbrüderung sey, so dienen diese zu zeigen, daß Jemand zu der guten Gesellschaft gehöre; wir haben nicht nöthig hinzuzufügen, daß sie auch dazu dienen, unbeschäfftigte Kleinigkeitsseelen gewaltig zu beschäfftigen.

Was der V. dabey dachte, daß er S. [illegible]99 von einer Zigeunerinn den beyden Freunden Siegwart und Kronhelm ihre Schicksale auf ein Haar voraussagen läßt,

läßt, können wir nicht absehen. Sollte es ein Ohngefähr seyn, daß das Weib alles so genau traf, daß sie Siegwart eine Braut ohne Hochzeit, und traurige Schicksale verkündigte, und Kronhelm hingegen das Glück, was ihm wirklich zu Theil wurde; oder wollte er den Aberglauben unterstützen, (nein das kann nicht seyn!) oder wollte er nur Gelegenheit machen, den Lesern im voraus sehen zu lassen, was über seine Helden verhängt hatte? dieses letzte wäre unnöthig gewesen, denn Siegwarts traurige Zukunft sieht man schon von Anfang an genug durchschimmern.

In diesem ganzen Romane ist überaus wenig Leben und Handlung, der größte Theil desselben ist Monolog und Erzählung der Empfindungen, und da dieses des V. Weise ist, so hat er sich freylich das beste Feld gewählt, denn Liebe, Liebe, Liebe, lauter Liebe ist der Inhalt und die Seele dieses Buchs. Nicht zwar ist die Art von Liebe der Inhalt dieses Buchs, die in andern deutschen Romanen von Verfassern von großen Talenten geschildert ist, die doch vielleicht Augenblicke in ihrem Leben haben, in denen sie wünschen, lieber nichts geschrieben zu haben: hier sind keine Wollüste mit einem Reize und mit Farben geschildert, die sie in der Natur nicht haben, wodurch man aber junge empfängliche Gemüther zu allem leiten kann, wozu man will. Bloß die schwärmerische aber tugendhafte Liebe ist der Gegenstand dieses Buchs. Dennoch haben wir zwo Ursachen, warum wir nicht mit dem V. zufrieden seyn können, daß er so sehr ins Detail dieser Leidenschaft hineingegangen ist, und insonderheit wegen der Art, womit er es gethan hat. Es konnte nicht fehlen, wenn diese Liebe durch alle menschliche Möglichkeiten geführt wurde, so mußte

die

die Schilderung davon dem Leser langweilig werden. Hier ist Liebe am murmelnden Bache, Liebe unter schattigten Bäumen, Liebe im Gewitter, Liebe in sanftem Mondenschein, Liebe bey Sternenklang, Liebe unter Leiden, Liebe mit Andacht verbunden, Liebe bey Trennungen, Liebe beym Wiedersehen, Liebe im Tod und Sterben. Wenn nun bey allen diesen Anlässen und bey unzähligen andern alles gesagt wird, was die Liebenden dabey thaten, sagten, nicht sagten und empfanden: so muß die Schilderung, auch beym größten Reichthum des V., und bey dem größten Vermögen, dasselbe Ding auf verschiedene Weise zu sagen, doch auf die Länge etwas unleidlich werden; denn es dreht sich doch immer alles um das: ich liebe dich. Dennoch begreift man wohl, warum dieses alles so unzählig vielen jungen Lesern und Leserinnen unaussprechlich wohl gefallen hat; nämlich in unsern Zeiten, wo jedermann nach Empfindung strebt, weil man gesagt hat, kalte Menschen seyen nicht liebenswürdig, wo alles vor Gefühlen umkommen will, wo man die menschliche Natur damit überladet, bis ihre Sehnen zerreißen wollen, in unserm wirklich mit aus dem Grunde nervenkranken Zeitalter, war es kein Wunder, daß ein Buch bey dem großen Haufen von Lesern Beyfall fand, worinn alles von Empfindung überfließt, und worinn allerdings sehr oft die Empfindungen natürlich geschildert sind; aber nur zu oft, nur zu sehr allenthalben und bey jeder Kleinigkeit; aber das wurde von denen, die mit Vorurtheil lasen, und die vielleicht noch dazu durch die moralische Güte des Buchs, für dasselbe eingenommen waren, übersehen, wenn sie auch sonst Beurtheilungskraft genug hatten, die Fehler einzusehen. Es ist unmöglich, daß sonst der geduldigste Leser sich könnte gefallen lassen, jedem

Kusse,

Kusse, jedem Blicke, jedem Händedrucke und jeder Umarmung beyzuwohnen, die unter den Liebenden vorfallen, und alle die kleinen Gefälligkeiten und Attentionen mit anzusehen, wodurch sie sich ihre Zärtlichkeit bezeugen.

Die andre Ursache, weswegen die Art, wie der V. diese Liebesgeschichte behandelt hat, uns nicht gefällt, ist diese: er hat gesucht, die Leser für eine Liebe zu interessiren, und sie als gut und als nachahmenswürdig zu schildern, die, so schuldlos sie von Seiten der Tugend seyn mochte, dennoch alles zusammengenommen, wenigstens äußerst unüberlegt war, und mit den Pflichten nicht füglich bestehen konnte. Zu Ende des Buchs, S. 931, läßt er zwar Siegwarten selbst schreiben: „Möchte doch meine traurige Geschichte manchen Jüngling lehren, wie so weit oft Liebe von der Bahn der Pflichten abführt! Möcht' ich doch ein Opfer dieser Leidenschaft geworden seyn, das manchen unerfahrnen Jüngling warnte, sich diesem Führer nicht ganz anzuvertrauen! Nie zu lieben, wenn das Schicksal, das von Gott gelenkt wird, Hindernisse in den Weg wirft, die nicht ohne Uebertretung höherer Pflichten überwunden werden können!“ Dieses sagt er zwar an einer Stelle; aber der Eindruck, den diese Stelle machen kann, ist wie nichts zu rechnen gegen alles das, was durch das ganze Buch hin das Gegentheil wirken muß. Einmal heißt es: „Eine solche Liebe muß die Freude Gottes und die Lust der Engel seyn!“ und dergleichen findet man oft zwar den schwärmerischen Personen in den Mund gelegt, aber auf eine solche Art, daß es scheint, der V. wolle die Leser eben so denken machen.

Auch

Auch darinn hat der V. gefehlt, daß er seine Liebenden sehr oft in Lagen mit einander kommen läßt, wo sich ihre Liebe auf eine solche Art ergoß, daß es mehr als ein Wunder war, daß es ihrer Tugend nicht nachtheilig wurde; nur gleich fällt uns die Stelle S. 722 auf, die wir besser thun, nicht abzuschreiben. Der V. mußte ja wissen, wohin solche bis auf den äussersten Grad getriebene schmelzenden Liebkosungen, in einer dunkeln Geisblattlaube, auch tugendhafte Menschen, auch die besten, wenn sie nur einigermaßen Temperament haben, führen müssen. Aber es scheint, daß die Begierde zu malen, und alle kleinen Umstände zu zeichnen, auch hier den V. zu weit verleitet habe. Uebrigens war aber auch Mariane allzu übereilt und zuvorkommend in Bezeugung ihrer Liebe gegen Siegwart, nämlich da sie ein so herrliches und vollkommenes Geschöpf seyn sollte. Und wie alle die Liebkosungen, alle die Umarmungen auf den Bällen und in Gegenwart so vieler Personen möglich waren, und wie sie sich gegen das zurückhaltende, eher furchtsame Wesen Siegwarts schicken, begreifen wir nicht. Ins kindische und lächerliche fällt Siegwarts Eifersucht bey den kleinsten Anlässen, wenn Mariane mit andern tanzt.

Der Hang des V. zur Vollständigkeit ist unbeschreiblich groß, und wenn er einmal über etwas kommt, so läßt er nichts daran über, sondern geht bis auf das Gerippe; an einer Stelle im ersten Theile beschreibt er Theresens Beschäfftigungen, und nun geht er sogleich alle vier Jahrszeiten durch, und läßt fast nichts über, was sich nur immer anbringen läßt.

Wir könnten noch manche Anmerkung über d
Roman hinzuthun, wenn wir nicht schon glau
hinlänglich darüber geredet zu haben, wir hätten
sicherlich nicht so lange dabey aufgehalten, hätte ni
das Buch so viel Aufsehen gemacht. Ob wir g
nicht glauben, daß der V. Romane schreiben mü
so sprechen wir ihm dennoch keinesweges Talente
und wir zweifeln nicht, daß er auf andere Weise
Schriftsteller nützlich werden könne; und ob wir
viel an diesem Werke ausgesetzt haben, so glau
wir doch, ihm Gerechtigkeit widerfahren gelassen
haben; die vortreffliche reine Moral, die Origina
die gute Absicht, der gute Styl, einige rührende,
weilen etwas ins poetische fallende Beschreibun
sind immer Verdienste, die dem Werke einen
geben.

Sz.

VII.

1) Versuch eines Schulbuchs für Kinder
Landleute, oder Unterricht für Lehrer in n
dern und Landschulen, von Fr. Eb. von R
chau. Neue ganz umgearbeitete Auflage ne
einer Kupfertafel. Berlin, Nicolai, 1776

2) Der Kinderfreund, ein Lesebuch zum
brauch in Landschulen von Fr. Eb. von
chau. Für zween Groschen in gutem C
Brand. und Leipzig, in Commission bey
Gebr. Halle, 1776.

3) H

3) Handbuch für Kinder von reiferem Alter zur Bildung des Verstandes und Herzens. Nürnberg, bey Monath, 1776.

4) D. Thomas Percival's Unterricht für seine Kinder in Erzählungen, Fabeln und Betrachtungen. Aus dem Engl. Leipzig, Weidmanns, 1776.

5) Neujahrsgeschenk an Kinder und junge Leute für das Jahr 1776, von Layding. Hamb.

6) Rath eines Bruders an seine Schwestern, nebst einigen moralischen Versuchen, und Fideliens Geschichte von der Frau Chapone. Aus dem Engl. Leipzig, Weidmanns, 1776.

7) Erste Nahrung für den gesunden Menschenverstand. Leipzig, Crusius, 1776.

8) Der Jugendbeobachter. Zu Fortbildung des Geistes, Geschmacks und Herzens erwachsener Jugend. Erstes Bändchen. Hannover, 1776.

9) Kurzer Inbegriff aller Wissenschaften zum Gebrauch der Kinder von sechs bis zwölf Jahren. Zehnte mit einem kurzen Begriff der Brandenburgischen Geschichte vermehrte Auflage. Berlin, Pauli, 1776.

10) Elementarbuch für Kinder in deutschen Schulen. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Blankenburg, Reußner.

11. 12) Das Weihnachtsgeschenk und der Geburtstag, zwey kleine Lustspiele für Kinder in einem Aufzuge. Leipzig, Crusius, 1776.

Wenn gleich nicht Alles, was der Jugend zum Besten geschrieben wird, einen gleichen Werth hat; wenn gleich Vieles zu flüchtig und unreif aufs Papier kömmt: so ist es doch ein Vergnügen, zu sehen, wie sich Alles in die Wette beeifert, für die jungen Menschen zu sorgen. Geht das so fort, so wird künftig nicht der Mangel, sondern der Ueberfluß der Bücher die Erzieher in Verlegenheit setzen, was sie den Kindern zu lesen geben sollen. Es muß denn endlich einer kommen, und aus diesem Chaos ein regelmäßiges Ganzes machen, eine Kinderbibliothek zusammensetzen, die für das erste Dutzend der menschlichen Lebensjahre zureicht, mit den ersten sinnlichen Begriffen anfängt, und so immer stufenweise fortgeht, bis sie sich an die für die Erwachsenen geschriebnen Bücher anschließt, und so die gewaltige Lücke ausfüllt, die bisher zwischen Fibel und Bibel, um mit dem Herrn von Rochau zu reden, zwischen mensa rotunda und dem Cornelius Nepos ist. Des Herrn von Rochaus Schriften zeichnen sich, wie bekannt ist, unter den Kinderbüchern vorzüglich aus. Wir haben die erste Auflage des Versuchs (der im 19 B. dieser Bibliothek S. 69 ff. recensirt ist) nicht, um sie mit dieser zweyten zu vergleichen. Aber es kann nicht fehlen, daß ein so für das Wohl der Schulen sorgender, ein auf alles, was Kindern wichtig und faßlich ist, so aufmerksamer Mann, ihr nicht sollte Vorzüge vor der erstern gegeben haben. Wer noch keinen Begriff davon hat, was Kindersphäre heißt, wie man sich zu den Kleinen herablassen, sich in ihre

Seele hineindenken, in ihre Fassungskraft sich versetzen, ihnen anschauliche Begriffe machen, treffende Beyspiele wählen müsse, der lese dieses Buch; und wer schon einen Begriff davon hat, der studire es, und er wird finden, daß hier der reichste Stoff zu weiterm Nachdenken, zur Uebung in der Sokratik, dieser in Büchern so bekannten, in Schulen so seltenen Kunst enthalten ist; er suche noch mehr Beyspiele; er entwickele viele Begriffe noch weiter, als hier geschehen ist; er gehe immer weiter ins Detail hinein, und entwerfe sokratische Gespräche, die ihn und die Kinder bald auf diesem, bald auf jenem Wege zum Verstehen der hier noch nicht genug erläuterten oder zu wissenschaftlich, zu männlich ausgedruckten Sätze führen. Wenn es je so weit kommen sollte, daß auf Universitäten dafür gesorgt würde, Candidaten zum Schulamt theoretisch und praktisch vorzubereiten, welches denn wohl nach gerade eine der nöthigsten Einrichtungen wäre: so müßte vorzüglich Rochaus Versuch dabey gebraucht werden.

Der Kinderfreund enthält in sieben Bogen neun und siebenzig Rubriken, größtentheils aus der Natur- und Menschengeschichte, so weit sie für Kinder ist, versteht sich, fingirte Menschengeschichte, um moralische Lehren anschaulich zu machen. Die Absicht des vortrefflichen Hrn. V. bey diesem Büchlein ist, Uebungen der Aufmerksamkeit; Sprachübungen in deutlichern und verständlichern Ausdrücken, einen leichten Erzählungs- und Gesprächston, und Vorbereitungen zur christlichen Tugend zu befördern, und die Ausführung ist so gerathen, daß die Absicht erreicht werden wird, selbst wenn es nicht in die geschicktesten Hände fällt; denn kömmt es gar in die, so wird der Nutzen außerordentlich groß seyn.

N. 3 ist durch die Sulzerschen Vorübungen, mit denen es einerley Inhalt und Zweck hat, größtentheils entbehrlich.

N. 4 ist ein sehr gutes, der Empfehlung würdiges Büchlein, aber nicht für kleine Kinder. Die Verse dünken uns zu hart.

N. 5 ist eine durchgehends gut gewählte Sammlung.

N. 6 ist für erwachsene Mädchen und Jünglinge.

N. 7 soll nach der Absicht des V. kein Lehrbuch für die Jugend, sondern ein Lesebuch, ungefähr der Pendant zum A B C Buch seyn. „Da es einmal,“ heißt es in der Vorrede, „der pädagogische Schlendrian in Deutschland so mit sich bringt, daß der Anfang alles Lernens mit dem A B C Buch gemacht „wird: so kann ein Privatlehrer nicht leicht wider den „Strom schwimmen. Die Mütter glauben gemeiniglich, wenn zum Unglück ihre Kinder im vierten „oder fünften Jahr sterben sollten, sie würden nicht „selig sterben, wenn sie nicht wenigstens buchstabiren, „und die Worte — man verstehe mich wohl, die „Worte! — der zehn Gebote hersagen könnten. Es „muß also vor allen Dingen, ehe das Kind noch reden „und denken kann, lesen gelernt seyn, und wenn das „Kind dieses Geschäfft überstanden hat, wozu soll es „nun diesen Hausrath, den es sich mit vieler Mühe „angeschafft hat, brauchen? Das heißt: Was soll „es denn nun lesen? Den Psalter? Das Evangelienbuch? Die Bibel? Ich habe mich nicht überwinden können, diese guten Bücher, die Zeit und die „Mühe meiner Schüler also zu misbrauchen. Gleichwohl wußte ich kein Buch, das zu diesem Gebrauche „geschickter wäre. Ich verlangte ein Buch, darinn „keine andere, als solche Dinge, die meinem Schü-

„ler entweder aus dem gemeinen Leben, oder aus
„vorhergegangenem Unterrichte bekannt und geläufig
„waren, und zwar in einer Sprache vorgetragen
„wären, die von der richtigen Sprache des gemeinen
„Lebens wenig oder gar nicht abwiche. Denn es ist
„offenbar, daß selbst die Uebung des Lesens dem
„Schüler bey einem solchen Buche viel leichter wer-
„den muß, als wenn ihm unbekannte Sachen mit
„unbekannten Worten und Redensarten vorgeleget
„werden.“ Ja wohl ist es offenbar, und es würde
unbegreiflich seyn, wie man das Gegentheil bisher hat
glauben und üben können, wenn wirs nicht gar zu ge-
wohnt wären, der Natur entgegen zu arbeiten, als
daß uns dieß befremden sollte. Ein besseres Lesebuch
nun, als die bisherigen, nach dem Begriff, den der
V. oben davon gegeben hat, kann freylich nicht viel
anders, als ein Orbis pictus werden, und das ist
auch die erste Hälfte des gegenwärtigen. Die zweyte
aber ist ein Versuch, Kindern Gesprächsweise rich-
tige Begriffe beyzubringen, und sie zum Denken an-
zuführen, und hat uns vorzüglich gefallen. Beym
Durchlesen haben wir nachfolgende Anmerkungen ge-
macht: S. 51 wird einem Kinde folgendes in den
Mund gelegt: „Spielen ist auch nicht viel besser, als
„Müßiggehen. Ich werde nun immer größer, und
„es wird bald Zeit, daß ich gar nicht mehr spiele, son-
„dern lieber etwas thue, das nützlich ist.“ Das ist
Mönchsmoral, und kein Kind wird diß mit aufrichti-
gem Herzen sagen, eben so wenig, als wir glauben,
daß je ein Kind aufrichtig gern die Ruthe geküßt ha-
be, womit es gestäupt worden. Deswegen muß man
Kindern so etwas gar nicht sagen und thun lassen, das
wider ihre natürliche Empfindung ist, sonst gewöhnt
man sie zur Heucheley. Dazu kömmt noch, daß die

 ganze

ganze Welt spielt, Junge und Alte, und daß die Kinder das sehen, daß sie in den meisten Häusern ihre eigenen Aeltern und Andere, deren Auctorität bey ihnen gilt, spielen sehen. Wie kann man sie nun sagen lassen: Ich will bald ganz aufhören zu spielen. Richtiger so: Theil in Fleiß und Spiel die Tage. Das finden die Kinder selbst billig. S. 64 wird gesagt, daß die Seele weder im Kopfe, noch im Leibe, noch sonst irgendwo sitze, aber den ganzen Leib lebendig mache. Wird diß der V. bey genauerer Prüfung so stehen lassen? S. 74 ist folgendes auch nicht richtig, wenigstens nicht bestimmt genug, daß man das Leder beugen könne, das Holz aber nicht, und daß man diß wenigstens bey den meisten Arten von Leder und Holz finde. In dem Anfang des vierzehnten Gesprächs, das überschrieben ist: Glückselig, Unglückselig, ist auch Einiges nicht genau genug bestimmt. „K. Was sind denn das für Menschen, „glückselige Menschen? Herr Ernst hat mir heute davon gesagt. V. Glückselig, mein Kind, heißen „wir, wenn es uns wohl geht; wenn es uns aber „übel geht, so heißen wir unglückselig. Also glückselige Menschen heißen solche Leute, denen es immer „wohl geht.“ (Hier ist mehr in der Conclusion, als in den Prämissen, nemlich das Wörtchen immer.) „Hältst du nun dich für glückselig oder für unglückselig? K. Für glückselig, denn es geht mir wohl, „sehr wohl. V. Es ist wahr, du bist gesund, hast, „was du brauchst, und bist vergnügt; aber we[illegible] „denn auch gewiß, daß es dir immer so wohl ge[illegible] „wird, als itzt? K. Nein, das weiß ich nicht gewiß. V. Also bist du auch noch nicht glückselig;“ (diß wird das Kind schwerlich zugeben und muß es auch wohl nicht; aber wenn der V. ihm gesagt hätte:

noch

noch nicht vollkommen glückselig, dann wär es ein Anders) „denn nur derjenige Mensch ist wahrhaftig“ (vollkommen möchten wir lieber sagen) „glückselig, „dem es wohl gehet, und der auch gewiß weiß, daß es „ihm niemals wieder übel gehen wird.“

N. 8. Von diesem glaubt der Herausgeber, es sey seit Millers Schilderungen das einzige in seiner Art. Wir haben hundert von dieser Art gesehen. Jede erträgliche Wochenschrift ist von dieser Art. Das Eigene dieser Sammlung besteht in dem Gesuchten, Fremden, Gezierten, das der Styl hin und wieder hat. Man höre gleich den Anfang der Vorrede: „Der Jugendbeobachter beobachtet den werdenden „Menschen in seiner lezten Entknospung des Geistes, „Herzens und Geschmacks; er richtet sein Augenmerk „auf die in ihrer Jugendschöne aufbrechenden Men„schenblüthen, welche dem kommenden Zeitalter reife, „zulachende Früchte darbieten sollen. Dieser werden„de Mensch, auf den er mit Forschungsblicken zu „schauen sich bemüht“ u. s. w. Außer diesem sonderbaren Styl haben wir nichts eigentlich Schlechtes, hingegen manches Gute gefunden, nur gehört es nicht immer zur Sache, nicht für die Jugend, als über den Grabschriftenstyl, nebst den angehängten Grabschriften. Einen Wunsch, der auch der unsrige ist, müssen wir doch von S. 229 und 230 abschreiben: „Möchten doch solcher Karakteristiken, wovon in vor„stehendem Brieffragmente einige Grundlinien ge„zeichnet sind, von Kindern verschiednes Alters und „Standes, verschiedner Lagen, Lebensarten und Ver„hältnisse in beyden Geschlechtern, viel gemacht und „öffentlich bekannt gemacht werden. Diß erfodert, „daß man wenigstens mit eben so vielem Eifer, mit „eben so vieler Bemühung und Sorgfalt den werden-

„den Menschen, als die Insekten beobachte, diese „Beobachtungen aufschriebe, und daraus wahre Ka„rakteristiken verfertige. Diese würden mehr als ei„nen Nutzen haben. Wie viel würden nicht Päda„gogik und ihre Schwester Psychologie, die sich beyde „wechselseitig die Hände bieten, hiedurch gewinnen!“

N. 9 ist ein bekanntes Kinderbüchlein, hätte aber bey der zehnten Auflage noch zweckmäßiger eingerichtet, noch mehr von unrichtigen und unbestimmten Sätzen gesäubert werden können, als da sind S. 3. „Was versteht ihr dadurch? (daß der Mensch nach „dem Ebenbilde Gottes erschaffen worden.) A. Daß „er vollkommen gut, heilig und aufrichtig erschaffen „worden. S. 4. Wie verhielten sich unsere ersten „Aeltern in Ansehung dieses Befehls? A. Satan, „welcher ein bey seinem Aufruhr gefallener Engel war, „nahm die Gestalt einer Schlange an“ u. s. w. Wir werden je länger, je mehr überzeugt, daß man Kindern entweder nichts von den besondern Umständen des Falls Adams sagen, oder wenn das geschehen soll, sie dieselben lieber mit Moses eignen Worten, der nichts vom Teufel weiß, lesen lassen müsse. Wie lange will man denn noch zur Schande unserer Vernunft und, wir wollens nur gerade heraussagen, wies uns vorkömmt, zur Beschimpfung der Macht, Weisheit und Güte Gottes, den Teufel seine bisherige Rolle in der Theologie fortspielen lassen? In der Theologie, sagen wir, denn außer derselben hat er längst sein Ansehen verloren. Weiter S. 4. „Wie „war sein Schicksal alsdenn? A. Die Erde versagte „ihm ihre Früchte, die Thiere waren ihm nicht fer„ner unterwürfig“ u. s. w. Das Kind sieht ja alle Augenblick das Gegentheil. S. 8. „Hat denn aber „der Mensch, außer dem Verstande und Willen, keine

„andere

„andere Mittel, um zur Erkenntniß der Gegenstände „zu gelangen, und seine Handlungen einzurichten?“ Welche sonderbare Frage! Und die Antwort ist eben so sonderbar. S. 9. Die Einbildungskraft bringt nicht die Begriffe, wie da steht, sondern die Bilder, Vorstellungen der abwesenden Dinge, wieder hervor. S. 12. „Woher wißt ihr, daß ein Gott sey? A. „Theils aus der Natur, theils aus der Offenbarung.“ Das schreibt man noch immer so hin. S. 13. den Grundsatz, muß heißen den Grundsatz der Glückseligkeit ausmachen. S. 20. „Warum ist das Christen„thum die beste von allen Religionen? Weil sie die „einzige ist, die uns lehret, wie Sünde und Tod in „die Welt gekommen, weil sie die allererhabenste und „heiligste Sittenlehre enthält, und endlich weil sie, „nachdem sie durch Wege, die lauter Wunderwerke „sind, gestiftet worden, sich bis itzt ohne menschliche „Beyhülfe erhalten hat.“ Den ersten und dritten Beweis kann der Jude so gut brauchen, wenn sie anders zu brauchen sind, als der Christ, und das letzte ist ja geradezu nicht wahr. Wer sind denn die Lehrer und Prediger, die itzt das Christenthum fortpflanzen, anders, als Menschen? Was war Luther anders? Ist der Cansteinsche Bibeldruck, sind die Missionsanstalten u. s. w. keine menschliche Beyhülfe? S. 22 — „verbreiteten sich seine Apostel über den ganzen Erd„boden.“ Warum nicht gar! S. 26. Was soll hier der Zusatz beym Moses: ein Knecht Gottes. S. 27. „Wodurch ward es (das alte Gesetz, zur Se„ligkeit) nicht hinreichend? A. Weil es nur einen „knechtischen Gehorsam vorschrieb“ u. s. w. Und auf der vorigen Seite war gesagt, daß Gott selbst diß Gesetz durch seine Propheten gegeben hatte, also hatte Gott einen knechtischen Gehorsam vorgeschrieben.

Wir brauchen wohl nicht mehr auszuschreiben, um zu beweisen, daß diß Büchlein noch vieler Verbesserungen bedarf. In den folgenden Abschnitten wimmelt es fast eben so sehr von Fehlern.

Die erste Auflage von N. 10 ist B. 27 St. 2 von uns angezeigt. Die Vorrede zu dieser verspricht theils Berichtigungen, theils Zusätze. Zu den letzten gehören kurze Nachrichten von den Erdgewächsen, den Thieren, den Mineralien, dem menschlichen Körper und eine politische Rechenkunst, d. i. etwas aus den Süßmilchischen Berechnungen. Wie weit die Berichtigungen sich erstrecken, können wir nicht sagen, da wir die erste Auflage nicht bey der Hand haben, um sie zu vergleichen. Indessen scheint das Theologische keinen Theil daran zu haben, denn wir finden hier alles so fehlerhaft, wie damals, sogar die Frage mit ihrer Antwort steht wieder da: Was kann eine vergnügte Ehe machen? A. Die Liebe Gottes. Und im zehnten Gebot ist noch immer die Erblust verboten, so wie im neunten die wirkliche. Uebrigens ist diß Büchel das Scherflein der Witwe, und der Herausgeber, ein wohlmeynender Mann, und der nicht ohne Kenntnisse ist, verdient allen Dank für die Mühe, die er sich zur Verbesserung des Unterrichts der Jugend in den niedern Ständen und in seinen, wie es scheint, dunkeln Gegenden giebt.

N. 11 und 12 sind nur ein besondrer Abdruck dieser schon in dem Kinderfreund befindlichen Stücke.

Az.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Sonntagsevangelia, übersetzt, erklärt, und zur Erbauung angewandt von Gottfr. Leß, D. und Pr. der Theol. Göttingen, Vandenhoeks, 1776. 700 und XVI Seiten. gr. 8.

Passionspredigten. Nebst einem Anhange von Gottfr. Leß. — Göttingen, Vandenhoeks, 1776. 322 Seiten. gr. 8.

Die christliche Lehre vom Gebet und der Bekehrung. Nebst einem Anhange von Gottfr. Leß. — Göttingen, Dietrich, 1776. 374 S. gr. 8.

Ebendieselbe. Zweyter und Dritter Theil. Göttingen, Dietrich, 1776. 264 S. 8. mit dem 1768 herausgekommenen Ersten Theile, zusammen 512 Seiten.

Wir zeigen diese drey in der Jubilatemesse 1776 mit einander erschienenen Schriften des Hrn. D. Leß zusammen an. Das von Wahrheit- und Tugendliebe durchwärmte Herz, der edle, duldsame Charakter desselben, sind so wie die übrigen, in unsrer Bibl.*) bereits angegebnen, Vorzüge seiner Kanzelvorträge, auch in gegenwärtigen nicht zu verkennen. In gewissem Betrachte dürfte der Werth derselben

*) S. B. XIX. S. 215. B. XXI. S. 471. B. XXIII. S. 453. Anh. z. I—XII. B. S. 532.

selben grösser seyn, als bey dem fortgesetzten Nachdenken, und der vermehrten Welt- und Menschenkenntniß des V. verschiedene moralische Grundsätze und Foderungen glücklich gemildert worden.

In den **Sonntagsevangelien** sind die nach der neuern **Hannöverschen** nachahmungswürdigen Verordnung veränderte, theils zu Anfang, theils am Ende, vergrößerte, gewöhnliche evangelische Perikopen zum Grunde gelegt worden. Man hat zwar von Joh. **Clajus**, (oder vielmehr **Melanchthon**; denn aus dessen Vorlesungen ist Cl. Buch entstanden,) Joh. **Gerhard**, D. Reinh. **Bake**, J. H. **Majus**, Conr. **Dieterich**, Joh. **Brunnemann**, D. J. F. **Mayer**, Siegm. J. **Baumgarten**, und anderen, älteren und neueren Gottesgelehrten, in lateinischer und deutscher Sprache, Erklärungen der eingeführten Sonn- auch **Festtagsevangelien**. Wenn die meisten dieser Bücher überhaupt, entweder bloß für den **Gottesgelehrten**, zu **dogmatischem** und **moralischem gelehrten** Unterrichte, insbesondre für den **Prediger**, zur Erforschung des **Wortsinnes**, und Erfindung von **Hauptsätzen** für die **Kanzelvorträge**, abgemessen sind, und diß nicht immer glücklich; — oder von **erbaulichen Spielwerken** allzu vollgepfropft, nur etwan für die **untere** Klassen der Layen taugen: so ist hingegen Hrn. D. **Lessen** Werk für mehrere Ordnungen von Lesern geschickt berechnet, und nicht minder genau ausgeführt worden. „Die **Texte** selbst," schreibt er in der **Vorrede**, „sind in ihrem ganzen Zusam[illegible] „abgehandelt. Die darinn vorkommende, uns fremde „densarten und Ausdrücke, nach der Natur unsrer deut[illegible] „Sprache umkleiden; den Schriftsteller so reden lassen, [illegible] „er ohngefähr seine Gedanken im Deutschen würde vorgetra[illegible] „haben; den wahren Sinn kurz darlegen; die [illegible] „aufklären; die Schwierigkeiten auflösen; und den [illegible] „halt dem **Verstande klar** und **einleuchtend**, [illegible] „**Herzen wichtig** und **kräftig** machen: das zu leist[illegible] — „habe ich mich bestrebet." Und, so viel Rec. urtheilen kann, ist die Ausführung nicht gescheitert. Die Arbeit über jedes Evangelium nimmt meistens ungefähr Einen Bogen ein. Die Absicht des V. ist, wie man sieht, nicht gewesen, aus jedem Einen Hauptsatz herauszuziehen, und diesen, auf Kosten des anderweitigen Inhalts, auszuführen. Nur einige Hauptmaterien, z. B. von der **Kinderzucht**, von den **Pflichten der Herrschaften gegen ihre Dienstboten**, von der **Toleranz**

ranz u. a., auf die das Textevangelium ganz eigentlich, und vor anderen, führt, sind, jedoch nach vorhergegangener kurzen Erklärung desselben, angelegentlicher abgehandelt worden. Außerdem sind alle in der Perikope enthaltene Lehrsätze und Vorschriften kurz entwickelt und angewendet worden, und diß, wie überhaupt, ganz gründlich, und in einem männlichen, edeln, auch großentheils allgemein verständlichen Vortrage, zuweilen mit ächter Beredsamkeit. Und diese Methode, den ganzen Inhalt des Evangeliums, oder der Epistel, seinen Zuhörern darzulegen, dürfte in den meisten Fällen weit diensamer seyn, als die gangbare. **Die letzten Reden Jesu**, Joh. XIII—XVIII. Diese fünf wichtige, so häufig zu allen Zeiten misverstandne Kapitel, sind hier theils übersetzt, theils kurz paraphrasirt, erläutert ꝛc. worden — und zwar meistens sehr glücklich. Doch hätten wir die daraus zu sonntäglichen Evangelien gewählte Abschnitte ausführlicher erkläret und angewendet zu sehen gewünscht. Ueberaus richtig erinnert der V. bey den Worten unsers Herrn, Joh. 14, 14. **Was ihr bitten werdet in meinem Namen**, (d. h. für mich, zur Ausbreitung meiner Religion, K. 15, 21.) **das will Ich thun**: „diese Zusage der **Wunderkraft**, ist bloß den „**Aposteln** gegeben. Mit diesen redet hier **Jesus**. Und „die **Wundergaben** sollen nur so **lange** dauern, bis die „christliche Religion **gegründet** worden. Eph. 4, 11—13.“ Ganz natürlich müssen in einem an **Apostel** ergehenden Unterrichte manche, ja wohl meistens, Lehren vorkommen, die ihre **eigenthümliche** Bestimmung, Beruf, Amt **ausschließungsweise** betreffen, nicht die **Allgemeinheit** der Menschen zugleich bezielen, und so in diesem Gespräche, der letzten, von dem, seinem Tode entgegen gehenden, **Lehrer** seinen zurückbleibenden zwölf **Schülern** ertheilten **Instruktion**. Mehreres wird bey andern Gelegenheiten zu sagen seyn. — Daß Hr. L. hier, wie in seinen bisherigen Predigten, öfters mit dem **Textevangelio**, ein **andres**, insbesondre wichtigers, aber schweres, Stück der **Bibel** verbunden, z. B. Pred. Sal. 9, 10—12 mit Luk. 5, 1—11; Matth. 16, 13—19 mit Matth. 22, 1—14; 1 B. Mos. 22, 1—19 und Phil. 2, 5—11 mit Luk. 2, 21; Pred. Sal. 7, 1—6 mit Joh. 2, 1—12 ꝛc. — verdient, als ein bequemes Mittel, die Zuhörer mit der **heiligen Schrift** so viel bekannter zu machen, alles Lob, besonders aber häufige **Nachahmung**. — Von den eingeschalteten dreyen **Passionspredigten** stehen

hen die beyden ersten über 1 Petr. 1, 14—21 auch in der Sammlung derselben, (wovon wir hernach reden wollen,) abgedruckt. An Einem von beyden Orten sie dem Publiko vorzulegen, möchte hinlänglich gewesen seyn; zumal da sie von geringerem Gehalte sind, als die meisten übrigen des V. Indessen hat er sich doch nicht so weit in die **Höhen der Dogmatik** verstiegen, als so manche andere Prediger, sondern das daraus beygebrachte, aufs **Praktische** hinaus zu lenken gesucht, — seinen bisherigen (richtigen) Grundsätzen hier unwandelbar treu. — Wenn es S. 381 heißt: „streitet sie „(die Lehre von der **vertretenden, verdienstlichen Genugthuung Jesu**) mit der **Güte** Gottes? Aber **Güte**, „die Sünden ungestraft läßt, ist **Härte**, ist **Grausamkeit**," möchten wir fast ausrufen: hic bonus dormitauit Lessius. Welcher Antagonist jener Lehre hat diesen letzten Satz je geläugnet? Wo ist aber die **Ungestraftheit**? Wem sollte nicht bey genauer Beobachtung das mannichfache **Unangenehme** und **Schmerzhafte**, welches der Sünder in Absicht auf seinen **äußerlichen**, besonders aber **innerlichen** Zustand, **hier auf Erden** empfinden muß, zu allen Zeiten merkbar seyn, der Strafen **nach dem Tode** nicht zu gedenken? Eine weitläuftigere Erinnerung ist überflüßig. — Angehängt ist auf Einem Bogen: **Gebet nach der Predigt in der Universitätskirche.** Mit höchstem Recht verdiente es an die Stelle der gewöhnlichen Sonn- und F[illegible]tagsgebete in die **Kirchenagenden** aufgenommen zu werden, wenn es nur **etwas kürzer** wäre. — Für, insonderheit fähigere, Leser, außer dem theologischen Publikum, die eine kurze, und größtentheils richtige, **Erklärung** des ganzen Evangeliums, und eine lehrreiche, durch Exempel nöthigenfalls erläuterte, nette und ungezwungene **Anwendung** der darinn aufgestellten **Lehren** und **Vorschriften**, ferner von der gemeinen, homil. und ascetischen Topik und Phraseologie, zu ihrem Gebrauche an **heiligen** u. a. Tagen wünschen, weiß Recens. kein zweckmäßigeres Buch, als das gegenwärtige; auch für lernbegierige Kandidaten, und angehende Prediger, besonders solche, die keine Mittel haben, viele theologische Schriften zu kaufen, oder wenige Zeit sie zu lesen, kein brauchbareres vorzuschlagen: Vielleicht hat es auch den Erfolg, bey Manchem die **Postillen** zu verdrängen, die er Sonnabends plündert, um den folgenden Tag vor seiner Gemeine nicht elend und bloß zu erscheinen. Weil dieses nun

bey

bey Leuten aus diesem Teige unabänderlich und unabhelflich zu seyn scheint: so ist H. Dr. Lessen Buch dazu vor andern bestens anzupreisen, als woraus sie weit brauchbarern Stof ziehen können, ihre Geistesarmuth vor den Zuhörern zu bedecken, ja wohl die Miene an gründlicheren Kenntnissen reicher Männer sich zu geben. — Viele werden wünschen, und Rec. wünscht es mit, daß Er über die **Episteln**, und über die **Evangelia** an den **Apostel- und Marientagen** (die in den meisten Ländern noch stets, theils besonders, theils an den Sonntagen, gefeyert werden,) ein ähnliches Werk herausgeben möchte.

Der **Passionspredigten** sind **zehen**. In der ersten über das Evangelium Luk. 18, 31—43 verbunden mit Eph. 3, 8—21. redet H. L. von der **richtigen Schätzung und Gebrauche des Todes Jesu**. Die sieben folgenden über die **Leidens- und Todesgeschichte Jesu**, nach der Erzählung des **Johannes**, vorzüglich aber des **Matthäus**, sind nicht nach dem gewöhnlichen Zuschnitte. Hr. L. durchgeht das ganze vorgelesene Stück, erklärt zuerst den Wortverstand kurz, und stellt hernach über alle vom Evangelisten erzählte, einigermaaßen wichtige Umstände, nach der Folge derselben, Betrachtungen an. Eine Behandlungsweise, welche für die meisten Zuhörer interessirender, überhaupt nützlicher seyn möchte, als die herrschende. Nur etliche Materien, z. B. das **Fußwaschen**, die **Einsetzung des heil. Nachtmals, Jesu Verhör vor dem hohen Rathe**, sind etwas weitläuftiger abgehandelt worden. Es wäre zu wünschen, daß Hr. L. verschiedene andere, als die **von der Verrätherey des Judas, von Petri Verläugnung und Buße, dem ganzen Verhalten des Pilatus in Jesu Sache**, ausgehoben, und in besondern Predigten genauer ausgeführt hätte. Es fehlt allerdings gar nicht an Kanzelvorträgen, und andern erbaulichen Betrachtungen darüber. Sie sind aber meistens voll von Uebertreibungen und Unrichtigkeiten. Von den zwoen dogm. Passionspredigten: a) **vom Verdienstlichen der Leiden Jesu**, und b) **Einfluß der Lehre vom verdienstlichen Leiden und Sterben Jesu in unsern Wandel**, über 1 Petr. 1, 14 — 21 haben wir bereits geurtheilt. Im **Traume der Gemahlin des Pilatus** sieht der große Haufen der Ausleger, insbesondre der Asceten, etwas **Uebernatürliches**. „**Es war gar nichts Außerordentliches, oder gar Uebernatürliches**,“ sagt

Hr. L.

Hr. L. sehr richtig, und belegt es mit den nöthigen Gründen. Was er über die Antwort des jüdischen Volks: **Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder**, S. 137 anmerkt, hat unsern Beyfall. Gern schrieben wir es ab, so wie das, was er S. 109 u. f. von der „so **geringen Zuver-** „**lässigkeit der Aussprüche ganzer Gesellschaften an-** **gesehener und gelehrter Männer**" sagt. Aber die uns gesetzten Schranken erlauben es nicht. Das **Fußwaschen** heißt es S. 43, ist „nach **Jesu Absicht** nichts anders, als „ein **sinnlicher**, in die Augen fallender, **Unterricht der** „**Apostel, daß sein Reich nicht ein irdisches, sondern** „**ein geistliches Reich sey.**" Ob diese Erklärung, bey allen zu ihrer Unterstützung beygebrachten Gründen, gegen den Vorwurf des Weithergeholten und Minderpassenden gerettet werden könne, wissen wir nicht; können uns aber jetzt mit dem Erweis nicht befassen. Zwischen S. 60 und 122 den **Zustand des Judas J. in der Ewigkeit** betreffend, scheint einiger Widerspruch zu herrschen. Es läßt sich freyli[illegible] sagen, er hätte des in ihm aufsteigenden Gedankens, [illegible] **Selbstmordes**, sich entschlagen, vom Geize sich losma[illegible] den Tugendeifer verdoppeln, durch Lehre und Beyspiel [illegible] zu Jesu Religion bekehren, zur Glückseligkeit führen sollen, ꝛc. so würden ihm „**Vergebung und Gnade bey Gott u.** [illegible] „**m. gewiß, unbetrüglich gewiß**" gewesen seyn. [illegible] dürfte aber auch, von der **andern** Seite, etwan folgen zu erinnern seyn: sein Kummer über jenen Schritt ge[illegible] sum, der sich, unter andern, durch die Zurückgabe der 30 [illegible]berlinge, und die dabey ausgesprochenen Worte äußerte, [illegible] allmählig so an, daß er den Eingang, oder **Eindruck**, Ueberlegungen gehindert; Judas **schämte** sich vor A[illegible] besonders vor seinen **Mitaposteln**, so sehr, ihre Blicke [illegible]ren für ihn eben so viele, und so schmerzhafte Vorwürfe, er **diesen** zu entgehen selbst sich das Leben verkürzet; aber **solche** Reue offenbart: da ist an keine Verwerf[illegible] keine Verdammung von Seiten **Gottes** zu gedenken, [illegible] jener allemal durch solchen Selbstmord seine Glückselig[illegible] **dem Tode** etwas **beschränkt** hat. ꝛc. Diesem sey [illegible] oder anders: dem **Judas** die Seligkeit abzusprechen, — [illegible]ne dem **Menschen** in Ansehung seines **Mitkn**[illegible] [illegible]haupt nicht zustehende Sache: — dazu liefert un[illegible] Quelle, die h. **Geschichte**, da sie z. B. sein Verhalten jenem Verrathe nicht **ausführlich** vorlegt, uns keine [illegible]

länglichen Data; dazu berechtigen selbst die Worte Jesu: es wäre ihm besser rc. (Matth. 26, 24) gar nicht. Lasset Uns nicht vor der Zeit richten, bis der Herr komme, welcher auch wird ans Licht bringen, was im Finstern verborgen ist, und den Rath der Herzen offenbaren, — vielmehr das endliche Schicksal jenes Gesandten Jesu, demjenigen überlassen, vor dem der ganze Mensch offen liegt, welcher kennt, was für ein Gemächte wir sind, nicht ungöttlich, nicht ungerecht handelt, der Nahe ist bey denen, die zerbrochenes Herzens sind; der nicht ewiglich verstößet, nicht immer hadert, noch ewiglich Zorn hält; — der die Liebe ist, und bleibt. — Was darüber: „warum Jesus eine solche Kleinigkeit, das Krähen des Hahns, in „diese wichtige Sache gemenget?" S. 123 u. f. angemerkt worden, klingt zwar erbaulich, und wird mit Beyfall von Manchem gehört worden seyn, und gelesen werden; möchte aber Andern etwas Weitgesucht zu seyn dünken. — Jesus weigerte sich, den ihm am Kreuze dargebotenen, (nach Matth. 27, 34. und Mark. 15, 23.) „bittern Wein, diesen berau„schenden Trank zu nehmen; denn er wollte sich in seinem „Leiden, mit Gehorsam und Liebe gegen Gott; nicht „aber durch körperliche Gefühl- und Vernunftrauben„de Mittel stärken," sagt H. L., und stellt dieses Verhalten als ein Muster der Nachahmung in ähnlichen Fällen auf. (S. 145. u. f.) Ganz lehrreich und schön! Es dürfte sich aber aus J. damaligem ganzem Zustande, — aus der, durch das Wachen in der unmittelbar vorhergegangenen Nacht, und durch diese heftigen Kreuzigungsschmerzen, verursachten Entkräftung seines Körpers, auf eine hieraus allmälig entstandene merkliche Schwäche der Besinnung und Ueberlegungskräfte seines Geistes, und so auf die Unwahrscheinlichkeit jener vom V. ihm geliehenen Reflexionen und Absichten, nicht unrichtig schließen lassen. Daß unser Herr kurz vor seinem Hinscheiden noch Vater! in deine Hände befehle ich meinen Geist, oder, wie Hr. L. (hier etwas sklavisch) übersetzt: in deine Hände lege ich meinen Geist nieder, ausgerufen, beweißt gegen jene Aeußerung nichts. Bey manchen Sterbenden tritt nach einer langen Abwesenheit des Geistes, unmittelbar vor dem Tode noch eine große Lebhaftigkeit desselben, — das ganze Bewußtseyn, ein. — Angehängt sind sieben Pr.: christ-

liche **Todesbetrachtung; Gewicht der Lehre Jesu vom Leben nach dem Tode; christliche Anweisung, Uns das Absterben der Unsrigen zu erleichtern; über die Vortrefflichkeit der Besserungsmethode des Christenthums;** von der christl. **Großmuth; christliches Verhalten gegen unsre Feinde; und christliche Ehrfurcht gegen sich selbst.** Letztere Materie, unter andern, ist hier bey weitem nicht erschöpft. Auch die, der **Menschheit** stets eigenthümliche, Beschaffenheit und Würde wäre zu zerlegen, und anschaubar zu machen gewesen.

Wir gehen zu der **Lehre vom Gebet und der Bekehrung.** Die 1768 herausgekommenen, (und im Anh. z. I—XII. B. unsrer Bibl. S. 532. beurtheilten) zehen **Predigten vom Gebet,** sind hier unverändert abgedruckt worden. **Eine praktische Anweisung zum Beten,** in drey Predigten über Matth. 6, 5—15 ist jetzt hinzugekommen. Wenn es in der letzten S. 126 (der Ausg. in 8) heißt: „Wir müssen uns (bey der **Fürbitte**) in **Gedanken** einzelner Personen erinnern, die in diese, jene Classe gehören; „ich sage, **erinnern**! es wäre eine **Schwachheit,** wenn „wir z. B. bey der Fürbitte für die Kranken, einige unsrer „kranken Mitbürger **namentlich anführen wollten,**" wollen wir anmerken, daß **Spener** *) die Gewohnheit gehabt, manche Menschen „**namentlich Gott im Gebet vorzu**„**tragen.**" Weise und nützlich! sollte Rec. glauben. Wenn wir in unsern **Fürbitten** dieser, jener Mitmenschen nicht nur **in Gedanken** Uns erinnern, sondern **namentlich** sie **anführen, ihre Namen aussprechen**: so vergegenwärtigen wir sie **Uns** hiedurch noch mehr, drücken sie **Uns** insbesondre **noch tiefer ein, verstärken** also die Wirkung dieser Gebete auf unser Herz. Gotte seine Gesinnungen, Vorsätze, Wünsche **vorsingen**: könnte man ebenfalls (mit **Zwingli**) eine **Schwachheit** nennen. Gleichwohl ist der Gesang für uns **Menschen** ein so kräftiges **Erweckungs- Rührungs-** rc. **Mittel.** — S. 109 redet Hr. L. von der „**unaussprech**„**lichen Langmuth,** womit Gott Uns in **der Zeit unsrer** „**Verblendung** getragen." Da diese bey **gar Vielen,** wo nicht den **Meisten, unverschuldet** seyn dürfte: so ist wohl in diesen Fällen keine Bestrafung von Seiten des Ordnung

*) S. von Causteins erb. Lebensbeschr. D. Ph. J. Speners, S. 171.

nung- und Rechtliebenden Gottes gedenkbar. Ueberhaupt könnte über die so gewöhnliche Vorstellung des Aufschubs der Strafen, als einzig aus der Güte Gottes abfließend, verschiednes erinnert werden, das wir aber aus Mangel des Raums unterdrücken. — Zu der Lehre von der Bekehrung gehören zunächst folgende vier Pr.: von der Buße, über Jak. 4, 8—10; prakt. Anweisung: was man thun müsse, um zur Buße zu gelangen, über Jak. 4, 8—10. verb. mit K. 3, 17; vom Glauben an Jesum, über Röm. 8, 1. 14—17. 31. u. f., und von der Wiedererstattung, als einem der sichersten Kennzeichen der Bekehrung, über Röm. 13, 7. 8. vergl. v. 5. — Ueber Materien, die mit jenen Lehren in Verbindung stehen, folgen im Anhange 7 Predigten, unter welchen die beyden ersten, christliches Verhalten in Absicht des Zorns, und Anweisung den Zorn christlich zu beherrschen, über Matth. 5, 20 u. f., verbunden mit Eph. 4, 26. 27. 30—32, die wichtigsten seyn möchten. Recensent, der sich freylich namentlich im Fache der Predigten, keiner ausgebreiteten Belesenheit rühmen kann, erinnert sich nicht, außer der Fosterschen, (Th. 2. S. 116. u. f. d. deutsch. Ueb.) über diesen Inhalt eine gelesen zu haben, worin so richtige, aus dem Innern unserer Natur herausgehobene Grundsätze und Anweisungen enthalten sind, als in jenen zwoen. Wenn aber nur zehen Leser im Stande sind, die Fostersche völlig zu fassen, und mit Nutzen zu lesen: so können dagegen zwanzig die beyden Leßischen ohne Mühe verstehen, und so leichter benutzen; so vieles Licht und Interesse hat der Verf. über seine Materie verbreitet. Auch findet sich bey ihm verschiedenes, das bey dem Britten nicht vorkommt. Er hat unter andern die Mittel, die man zur weisen Beherrschung des Zorns anwenden muß, ausführlicher angegeben, als dieser. Ueberhaupt haben auch durch die genauere und bestimmtere Anzeige der zur Erreichung des Zieles dieser, jener Tugend, zu beschreitenden Wege, des V. Vorträge vor gar manchen alten und neuen, den Vorzug. — Die Pr. über das Evang. Luk. 18, 9—14, enthält eine Anweisung zur Selbstprüfung. Die Trugothische: von der Selbstprüfung (1ste Samml. S. 71. u. f.) dürfte wohl sachenreicher und gründlicher, für die Menge aber Hrn. L. seine lichtvoller und brauchbarer seyn.

Wir müssen abbrechen. Nur noch dieses: Hr. L. verspricht, bald Predigten über den Rest der Moral, die christlichen So-

cialpflichten, folgen zu lassen. Es ist nicht zu zweifeln, daß die Vollziehung dieses Versprechens die Erfüllung der Wünsche vieler Leser, besonders der zahlreichen Zuhörer desselben, seyn werde. Allemal findet man in seinen Pr. den Text, so wie die zu Hülfe gezogenen bibl. Stellen, kürzer und richtiger erklärt, erhält einen gründlichern moralischen Unterricht, wird nicht so in die Tiefen der Schultheologie hineingeführt, als in gar vielen der neueren und neuesten Predigten. Lese doch ein Geistlicher lieber unsere, unzweifelbar gründlichsten Kanzelredner und Prediger, einen Jerusalem, Spalding, Teller, Crugot, Rautenberg, Resewitz, Leß, oder unser kündlich besten Asceten, einen Crugot, Tobler, Lüdke, Dietrich, zwey und mehr Male, als daß er so manche der alljährlich im Druck erscheinenden Predigten und Erbauungsschriften lieset, deren Verfasser weder ihre Bibel auszulegen wissen, noch die Glaubens- und Sittenlehre recht durchgedacht haben, noch die Welt und das Herz des Menschen kennen. — M.

Ueber den Canon der Bücher des alten Testaments, von Martin Friedrich Pitiscus, Professor in Hamburg. Hamburg in der Heroldischen Buchhandlung. 1776. 22 Bogen. 8.

Eine neue Theorie des Canons, die auf göttlichen Ursprungs aller, und jeder bib[illegible] alten Testaments abzielet, und nicht nur mit Bra[illegible]ng ohne Anzüglichkeiten geschrieben ist, sondern auch au[illegible] Sätzen beruhet, die bisher bey den Untersuchungen über [illegible] non wenig oder nicht gebraucht worden sind — auf Gru[illegible]ten, die Gott selbst in der Bibel zum Probierstein g[illegible] Bücher den Israeliten entdeckt und empfohlen haben [illegible] eine solche Theorie verdient eine genauere Belei[illegible]ng. [illegible] richtig bemerkt der Verf., daß die Frage, ob ein [illegible] lichen Ursprungs sey, früher hat müssen ents[illegible] können, als der Canon geschlossen war, und als Christus oder Paulus ihn gut hießen, und hierdu[illegible] neuen Weg zur Untersuchung und Ueberzeugung [illegible] Nach der Analogie, da man bey sehr vielen B[illegible] schon in der Anlage kenntliche Spuren desje[illegible]

erwartet werden soll, flehet, schloß er weiter, daß Gott schon in dem ersten schriftlichen Religionsunterrichte einen Entwurf von der fernern, künftig zu ertheilenden, Belehrung, und also Kennzeichen werde gegeben haben, nach welchen Bücher, die in der folgenden Zeit bekannt gemacht werden sollten, geprüft werden könnten, ob sie göttlich seyen oder nicht. 'Was Hr. P. anfangs für bloß wahrscheinlich hielt, glaubt er bey näherer Untersuchung der mosaischen Schriften, und der darinn beschriebenen Theokratie, wirklich gefunden zu haben, und bauet auf diese Grundlage seine neue Theorie vom Canon, bey welcher jedoch die vollkommene Glaubwürdigkeit der Bücher Mosis vorausgesetzt werden muß. Der Verf. gehet also zuförderst mit einer überflüßigen Weitläuftigkeit, die Stellen in den mosaischen Büchern durch, in welchen er etwas auf die Theokratie sich beziehendes, das zu seinem Zweck dienen konnte, zu finden vermeynte. In den Erläuterungen darüber sucht er zu erweisen, nicht nur daß die Besorgung der geistlichen und moralischen Wohlfarth der Israeliten, vermittelst eines fortdauernden göttlichen Unterrichts, eines der vornehmsten Stücke der Theokratie gewesen sey: sondern auch daß durch das, was Gott durch Mosen gethan und geredet habe, die Israeliten berechtigt worden seyen, fernere göttliche Belehrungen, ja sogar von Gott selbst herstammende Geschichtbücher von der Erfüllung seiner Weissagungen und Drohungen, von der Aufrechthaltung der Theokratie rc. zu erwarten. Zehnerley Arten von Bücher sind es, zu denen nach des V. Meynung, die Israeliten mit Recht sich Hoffnung machen konnten, und folglich hatten sie auch eben so viele Merkmale, göttliche Schriften von bloß menschlichen zu unterscheiden. Diese Kennzeichen wendet er auf die Bücher des A. T. an, und findet, daß jedes im Canon stehende Buch wenigstens einige derselben an sich habe. Hierauf prüft er die apokryphischen Bücher nach eben diesen Kennzeichen. Zum Beschluß vergleicht er seine neue Theorie mit den andern landüblichen Beweisen für den Canon, und zeigt, daß sie insgesammt neben ihr bestehen, und wohl noch gar neue Stärke bekommen können. Vieles ließe sich gegen das erinnern, was in diesem letzten Abschnitte zur Vertheidigung und Beschönigung aller gewöhnlichen Beweisarten beygebracht wird. Ich will aber nur bey der Hauptsache stehen bleiben.

Alles kommt bey der Beurtheilung dieser neuen Theorie auf zwey Fragen an: Einmal, konnten die Juden aus den

durch Mosen aufgezeichneten Handlungen, Reden und Verheißungen Gottes sicher schließen, daß Gott seinem Volk auch in der Zukunft schriftlichen Unterricht durch inspirirte Männer ertheilen werde? Zum andern lassen sich aus den mosaischen Schriften deutliche und hinreichende Kennzeichen herleiten, woran man eine Schrift eines solchen inspirirten Mannes von andern unterscheiden konnte? Bey der ersten Frage kann man dem Verf. zugeben, daß die Israeliten einigen Grund hatten, zu hoffen, Gott werde sie in künftigen Zeiten gleichfalls einer nähern Unterweisung würdigen, so wie er es anfangs bey Einrichtung der Theokratie gethan hatte. Unumgänglich nöthig war es zwar nicht, da die Juden einmal ihr Gesetz hatten, und Priester, deren Pflicht es war, dem Volke dieses Gesetz einzuschärfen und zu erklären. Aber vermuthen konnte es doch ein Israelit. Ja, der Verf. hätte die Idee der Theokratie, da sie einmal mit ins Spiel gemischt werden sollte, noch besser als er gethan hat, nützen können, den Gründen einer solchen Vermuthung einen stärkern Anstrich der Wahrscheinlichkeit zu geben. Aber damit wäre immer noch wenig gewonnen, indem kein Christ es zu leugnen begehrt, daß Gott wirklich durch Propheten seinem Volke, auch noch nach Mosis Zeiten, nähern Unterricht habe ertheilen lassen. Vielmehr ist die Frage eigentlich nur vom geschriebenen Unterricht, und zwar von einem solchen, bey dessen schriftlichen Abfassung Gott selbst so mitgewirkt hat, daß er mit Recht für den Urheber dieses Buchs gehalten werden kann. Und da erregt es gleich anfangs einiges Mißtrauen gegen die neue Theorie, daß der Verf. nicht eine einzige Stelle in den mosaischen Schriften anzugeben weiß, worin zu einem solchen Unterricht ausdrücklich und deutlich Hoffnung gemacht würde. Alles muß er durch eine lange Reihe von Schlüssen und Folgerungen herausbringen. Doch das möchte seyn, ohnerachtet freylich die Israeliten im Konsequenzziehen gewiß keine solche Fertigkeit hatten, als der Verf. Wären nur die Folgerungen an sich richtig, so würde man immer Ursache haben, ihm zu danken. Die Leser mögen aus ein paar Beyspielen urtheilen. Aus der Stelle 5 B. Mos. 4, 3—10. 20. 26—31. werden S. 77. folgende Schlüsse gezogen: „Gott lässet in diesem Vortrag die Israeliten an den Zweck der Theokratie erinnern, nehmlich an diesen, daß mit der Verehrung Gottes eine vorzüglich große Wohlfahrt sollte verknüpft seyn. (Gut.) Daß Israel diesen Zweck erreichen könne,

ne, dazu will es Gott unterrichten und anführen. (Daß er es künftig dazu unterrichten wolle, sagt der Text nicht, sondern nur, daß Gott durch Mosen es unterrichtet habe, und daß sie diesen empfangenen Unterricht treulich bewahren, und ihm folgen sollten.) Wenn Gott dieses verheißt, so ist es ja wohl wahrscheinlich, daß er den Israeliten damaliger Zeit, und auch ihren Nachkommen, Ursach gegeben hat, auch künftig allen Unterricht von Gott zu erwarten, der bey diesem Zwecke, nach der veränderten Lage ihres Zustandes, und nach ihren veränderten Bedürfnissen, nothwendig und nützlich war. (Wenn Gott das verheißen hätte: so wäre es ja nicht bloß wahrscheinlich, sondern gewiß, daß er den Israeliten Ursache gegeben habe, auch künftig allen Unterricht zu erwarten. Aber wo ist denn in Mosis Worten eine solche Verheißung?) Es wird dieses auch daher wahrscheinlich, daß Gott die Israeliten erinnert, sie sollten bey der Annahme und dem Gebrauche dieses von ihm gegebenen Unterrichts, denselben nicht eigenwillig verändern, (nichts dazu thun, und auch nichts davon thun, heißt es. Nun höre man die Folgerung!) Wollte Gott das ernstlich, so wollte er ihnen auch den Vorwand benehmen, (etwas davon oder dazu zu thun,) welches ja wohl (nach des Verf. Einsicht,) nicht besser geschehen konnte, als wenn Gott sich selbst, als den Erklärer seines Gesetzes offenbarte." Ergo hat er sich in der folgenden Zeit noch weiter vermittelst inspirirter Bücher offenbart! Ein andres Beyspiel von des Verf. Art zu schließen, mag S. 106 seyn. Gott verschaffte in der Wüste den Israeliten, die sich so oft an ihm versündigten, süßes Wasser, Fleisch und Manna. Darüber raisonnirt Hr. V. auf folgende Weise: „Gott beweiset darinn, daß er sich wegen Israels Sünden nicht werde zurückhalten lassen, sie mit den größten Wohlthaten zu überzeugen, daß er selbst die ganze Wohlfahrt seines Volks und alle einzelne Theile derselben besorgen wolle. Aber das Andenken der hohen göttlichen Wohlthaten konnte erlöschen, eine Quelle der Erkenntniß Gottes konnte sich verlieren, ein Bewegungsgrund zur Verehrung Gottes konnte wegfallen. Das wollte Gott nicht; er wollte vielmehr, daß Israel alles dieses Gute behielte: denn er wollte, daß Israel immer tüchtiger würde, sich in wahrer Verehrung an Gott zu halten; folglich wollte Gott, daß Israel dazu alle Hülfe hätte; auch die besonders, welche im Unterricht enthalten ist; in der Art des Unterrichts, der sich nicht leicht

verlieren kann, das ist, göttliche nähere schriftliche Offenbarung. Also wollte Gott auch, wenn ins Künftige ähnliche Vorfälle kämen, ein ähnliches Betragen zeigen, und das Andenken seiner Wohlthaten durch Werke seiner Offenbarung, (durch schriftliche inspirirte Aufsätze,) unterhalten." So geht es nun durchs ganze Buch fort. So oft der Verf. eine Stelle findet, in welcher Gott verheißet, er wolle künftig dieß oder jenes thun: so folgert er gleich, es müsse also irgendwo eine glaubwürdige Nachricht davon zu lesen seyn, daß Gott seine Zusage wirklich erfüllet habe. Und dann ist augenblicklich die Frage da, welche Nachricht glaubwürdiger seyn könne, als die, welche Gott selbst giebt? So schließt er geradezu S. 102. „Hat Israel die Erfüllung dieser Weissagungen: so hat es von der Erfüllung auch zuverlässige schriftliche Zeugnisse erwarten sollen." Und S. 123. „Hat Gott das gethan, so hat er auch gelehrt, daß er es gethan habe." Und S. 83. „Da diese Drohungen und Verheißungen, (von Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit des Landes Canaan 5. B. Mos. 11, 8—15) erfüllet sind, davon müssen wir glaubwürdige Nachrichten suchen; Nachrichten von besondern Werken Gottes, die uns nur Gott geben kann." Ist dieß: so sind wir ja auch wohl berechtigt, inspirirte Nachrichten von der Erfüllung aller Weissagungen und Verheißungen Christi und der Apostel zu suchen? Ich sehe wenigstens nicht, daß die Aufhebung der Theokratie die mindeste Aenderung in allen diesen Schlüssen des Verf. machen könne, oder daß es mit dem, was Christus, unser König, in seinem Reiche thut, durchaus ei[illegible] andere Beschaffenheit in dieser Rücksicht habe, als [illegible] was Jehova, der König Israels, unter seinem [illegible] hat. Kann man daraus, daß ein Buch Wahrheiten von [illegible]füllungen göttlicher Weissagungen enthält, den [illegible]schen, daß es selbst göttlichen Ursprungs seyn müsse, [illegible] ich nicht, warum wir Josephi Buch vom jüdischen Krieg von der Zerstörung Jerusalems nicht in den Canon [illegible]men. Man setze einmal, daß ein Josephus zu den [illegible] des Esras gelebt, und hebräische antiquitates Iudaicas [illegible]schrieben habe, in welchen also auch nichts von dem [illegible] den hätte, was unsern Josephus als einen spätern [illegible]ler charakterisirt; und nun frage man sich, ob nicht [illegible] Verf. Theorie, das Buch eines solchen Joseph[illegible] nisch würde zu halten gewesen seyn? oder, wie [illegible] den Büchern der Chronik habe unterscheiden [illegible]

man alle Stellen Mosis, auf welche sich der Verf. beruft, zusammennimmt: so ergiebt sich daraus höchstens, daß es dem Volke nicht an nöthigem Unterricht fehlen solle, und daß es auch wohl glaubwürdige authentische Erzählungen erwarten könne, wie Gott die errichtete Theokratie ferner geführt, und seine Verheißungen oder Drohungen erfüllt habe. Aber das erste konnte durch mündlichen Vortrag der Propheten, und das letzte durch bloß menschliche, oder unter gehöriger Auktorität geschriebene Geschichtbücher hinreichend geschehen. Wo bleibt da, bey des Verf. Theorie, der Beweis von unmittelbarem Einfluß Gottes bey der schriftlichen Abfassung solcher Bücher? der Beweis von homogener Beschaffenheit aller im Canone befindlicher Stücke?

Man sieht nun, auf welchen Gründen die Kennzeichen beruhen, an welchen man ein göttliches Buch soll unterscheiden lernen. Ob sie aber, wenn sie auch eine festere Unterlage hätten, zur Beurtheilung und Unterscheidung der Bücher hinreichend seyn würden, mag man aus folgender Probe schliessen. Ich will etliche von diesen Kennzeichen, zugleich mit der Anwendung, die der Verf. davon macht, hersetzen. Das Buch Ruth erklärt er für göttlich; denn es hat zwey Kennzeichen eines göttlichen Buchs: 1) Es wird darin gezeigt, daß Gott seine Herrschaft über sein Volk mit Nachsicht und Strenge behauptet hat, und 2) es gehört zu den Schriften, welche dazu bestimmt sind, daß Israel alle zur Verehrung Gottes und Heiligung des Herzens nothwendige Offenbarung, zur stärkern Aufklärung der Erkenntniß von Gott durch seine Boten erhielt. (Denn — es enthält eine Geschichte, welche die Tugend und ihre große Belohnung, und also auch die Erkenntniß und Verehrung Gottes lehret und anpreiset!) Bey dem Buche Josua treffen vier von des Verf. Kennzeichen zusammen. Es sind 1) Zeugnisse und Beweise darin enthalten, daß Gott die ganze Wohlfahrt seines Volks Israel, nach allen ihren Theilen und Erfordernissen hat schaffen wollen, und auch wirklich geschafft hat: es wird darinn 2) gezeigt, daß Gott selbst als König die Israeliten beherrscht habe, und daß er 3) seine Herrschaft mit Güte, mit Nachsicht und mit Strenge behauptet hat, ingleichen 4) wie nothwendig dem Volke Gottes Belehrungen und Züchtigungen waren. Das Buch Esther ist göttlich, denn es hat die drey ersten Kennzeichen an sich, die ich eben jetzt bey dem Buch Josua anführte, und überdieß noch das erste von den bey dem Buch Ruth bemerkten.

ten. Das Buch Hiob hat zwar nur ein einziges Kennzeichen, nehmlich das zweyte von den bey dem Buch Ruth angegebenen; aber auch dieses allein ist dem V. schon genug. In den Büchern der Chronik findet er gar alle zehn Merkmale, nur eins ausgenommen, (es enthält nehmlich nichts vom Messias,) beysammen! Zwey noch nicht genannte Kennzeichen will ich noch hersetzen, und zwar von der Art, welcher der Verf. so viel zutrauet, daß er ein jedes derselben, allein genommen, schon für hinlänglich hält, den göttlichen Ursprung eines Buchs zu erweisen; dann mögen die Leser selbst urtheilen, ob wohl irgend ein frommer Jude zur Zeit der Theokratie ein Büchlein habe schreiben können, dem Hr. Pitiscus mit seiner Theorie nicht zu einer Stelle im Canon verhelfen könnte. Eins von diesen für sich allein hinreichenden Kennzeichen soll seyn, wenn in einem Buche gezeigt wird, wie die wahren Propheten von den falschen zu unterscheiden sind; (eben als wenn dies nicht jeder nachdenkende Israelit aus Erfahrung und aus genossenem Unterrichte rechtschaffener Priester habe wissen und aufschreiben können,) und das andre, wenn Nachrichten in einem Buche enthalten sind, daß Gott abgöttische Israeliten aus dem Lande gestoßen, bekehrte aber und zur Bekehrung geneigte wieder hinein geführt hat; (als wenn nicht jeder Zeitgenosse solche Nachrichten hätte geben können.) Aber, werden manche fragen, wie macht es der Verf., die apokryphischen Bücher des A. Test. von seinem Canon abzuhalten? denn bey den mehresten kann man doch ganz unleugbar von Kapitel zu Kapitel zeigen, daß wenigstens eins und das andre von seinen Merkmalen zutrifft. Freylich muß der Verf. suchen sich durchzuhelfen, so gut er kann. Bey dem Buche der Weisheit gesteht er ein, daß es zwey von seinen angeblichen Kennzeichen an sich trage, und zwar gerade eben dieselben, welche allein genommen, ihm vorher hinreichend waren, den Sprüchwörtern, dem Prediger und dem Hohenlied einen göttlichen Ursprung beyzulegen. Er behilft sich also mit der Ausflucht, daß das Buch niemals zum öffentlichen Gottesdienst, oder gottesdienstlichen Unterricht des Volkes Israel scheine bestimmt gewesen zu seyn, (für palästinische Juden wohl nicht, aber vielleicht für andre,) zumal es wahrscheinlich nicht ursprünglich hebräisch, sondern vielleicht chaldäisch geschrieben sey: (aber der chaldäische Daniel?) daß Salomo der Verf. nicht seyn könne: (wenn aber die ganze Stelle, in welcher Salomo zu reden scheint, eine Prosopopöie wäre?) daß die Liebe zur jüdischen Nation zu sehr aus

dem

dem Buch hervorleuchte; (eben den Nationalstolz wollen manche Gelehrten auch in einigen canonischen Büchern bemerken,) und endlich, daß der Verf. von den ägyptischen Plagen (so wie Paulus von den ägyptischen Zauberern, und Judas vom Henoch) mehr wisse als Moses, und auch eine Seelenwanderung kenne. — Allein würden nicht manche, wenn man bey andern Büchern so einen Einwurf machen wollte, sagen, man solle die Bibel nicht meistern, sondern den gegebenen Unterricht folgsam annehmen, und nicht blos das heraussuchen, was sich mit unsern Vorstellungen und Begriffen reimt? Zudem kann man ja solchen Stellen durch exegetische Künste gar leicht durchhelfen. Also — nach Hrn. P. Theorie muß das Buch der Weisheit nothwendig in den Canon aufgenommen werden. Und Sirachs herrliches Sittenbüchlein nicht weniger! gegen welches der Verf. nichts einzuwenden hat, als daß der Urheber sich nicht für einen Propheten ausgebe, (welches die Verf. vieler canonischen Bücher eben so wenig gethan haben,) und daß einiges nach Pharisaismus schmeckende darin vorkomme, (dem durch Erklärungen abzuhelfen ist.) Unser Wunsch nach einer tauglichen und gehörig erwiesenen Theorie des Kanons, ist also durch Hrn. Pitiscus gutgemeynten Versuch keinesweges befriedigt, sondern es ist dieses Verdienst einem andern noch vorbehalten.

Wb.

Untersuchungen über die Bedeutungen des Wortes Satan und Teufel in der Bibel. Aus dem Engl. übersetzt und mit einer Vorrede von J. C. F. Schulz, Prof. d. Theol. — in Gießen. Leipzig, Weygand, 1774. 8. 152 Seiten.

In der Einleitung zeigt der ungenannte V. — Hr. Palmer, nach der Vermuthung des Uebersetzers — daß 2 Petr. 2, 4 und Br. Jud. v. 6 unter ἀγγέλους ἁμαρτ. nicht Engel zu verstehen seyen, sondern Gesandte, oder Boten, — die Männer nämlich, die aus der Wüste Pharan gesandt wurden, um das Land Kanaan zu besehen, welches Gott den Kindern Israel versprochen hatte. Diese sündigten; denn bey ihrer Rückkunft statteten sie dem Volke einen bösen und über-

übertriebenen Bericht ab, wodurch das Herz desselben verzagt, und sie abgeschreckt wurden, dem Herrn zu folgen, der ihnen die Verheißung gegeben hatte. 4 B. Mos. K. 13. 14. Häupter und Vorsteher in ihren Stämmen, zu denen sie gehörten, wachten sie nicht gehörig über ihr Fürstenthum, über diejenigen, die sich unter ihrer Botmäßigkeit befanden, waren sie nicht geschäfftig und besorgt genug, sie auf dem rechten Wege — standhaft bey dem Herrn — zu erhalten. Sie ermunterten sie auch nicht, und führten sie nicht weiter zu dem versprochnen Besitze; ja sie verließen im Gegentheile sogar ihre angewiesene Stelle; denn sie weigerten sich schlechterdings, an der Spitze ihres Volks hinaufzuziehen, so wie es doch ihre Pflicht gewesen wäre. σειραῖς ζόφου ταρτ. — δεσμοῖς ἀϊδίοις ὑπὸ ζόφον τετηρ. — εἰς κρίσιν ꝛc. bezeichnet die Finsterniß des Unglaubens und Mißtrauens, in welcher ihre Herzen gehalten wurden bis zu dem Gerichte des großen Tages, wo der Herr das Urtheil über sie aussprach, und sie durch die Plage vor ihm starben. 4 B. Mos. 14, 36 f.; an das künftige Weltgericht zu denken, erlaubt der Zusammenhang nicht. — Was der V. in der Untersuchung über die Stellen A. T. 1 Chron. 21, 1. Hiob Kap. 1. 2. Ps. 109, 6. und Zach. 3, 1. 2. — denn auf diese schränkt er sich gege[illegible] re[illegible]tig ein, — vorträgt: kommt auf folgendes hinaus. [illegible] Sinn der Worte 1 Chron. 21, 1. vergl. 2 Sam. 24, 1. dieser. Ein Gegner, ein Feind, vielleicht mehrere, aus [illegible] Nachbarschaft erhub sich, bedrohete den David, und sein Volk, mit Krieg. Natürlich mußte hierdurch der Gedanke bey [illegible] entstehen, sein Volk zu zählen, damit er seine Stärke [illegible] und versichert seyn möchte, was er bey dieser Gel[illegible] eine Macht ins Feld bringen könnte. Es geschieht zwar des Feindes, oder Gegners David's keine besondere Erwähnung. Aber dieß beweiset Nichts; die Geschichte von David's Feinden, Kriegen, Gefechten ꝛc. würde ein Buch ausgemacht haben, das weit größer, als die ganze Bibel geworden wäre. — Die ganze Vorstellung Hiob 1. 2. ist eine Fiktion des V. dieses Buchs. Die Söhne Gottes, oder seine Engel oder Gesandten, stellen die Verehrer des einigen wahren Gottes vor, und Satan ist der Repräsentant ihrer Widersacher. Beyde Partheyen werden vor das Angesicht Gottes gebracht, um uns zu belehren, daß seine Vorsehung anordne, und warum, und was sie anordne. Durch das kurze Gespräch werden wir unterrichtet, daß Gott seinen Knecht den Trübsalen übergab,

und

um die Widersacher oder den Satan zu überzeugen und zu bekehren. Die Widersacher in diesem Falle waren die Sabäer und Chaldäer, um derentwillen die Blitze und die Winde Hiob's Widersacher, und er selbst mit bösen Schwären geschlagen wurde. Dem Repräsentanten der Widersacher werden also alle diese Mächte anvertraut — theils, weil sie die Veranlassung waren, daß diese Mächte gegen Hiob etwas vermochten, und theils, weil diese Mächte in der That gegen Hiob Satan, d. i. Widersacher wurden, und, wenn auch keine andre Widersacher Einfluß gehabt hätten, so wäre es zierlich und gar nicht unschicklich gewesen, ihnen einen handelnden Repräsentanten zu geben. Es ist weiter Nichts, als eine — bey den besten alten und neuern Schriftstellern gewöhnliche — Personifikation lebloser und verborgener Kräfte. — Ps. 109, 6 ist Satan der Widersacher entweder ein Verfolger, oder welches wahrscheinlicher ist, ein Ankläger; denn die rechte Hand des Beklagten war die Stelle des Klägers. Zachar. 3, 1. 2 ist unter dem Satan Thatnai, der der Statthalter disseits des Stromes heißt, Schethar-bosnai und ihre Räthe, (vermuthlich die untergeordneten Landpfleger, die in Gemeinschaft mit ihnen handelten) zu verstehen; diese widerstunden dem Josua im Tempelbau, und sandten eine Klage gegen ihn und sein Volk an den König Darius (Esr. 5, 3 f.) — waren also in der That Satan gegen Josua und sein Volk Israel.

Daß der V. statt der weitläuftigen Anführung der Uebersetzung der 70 Dollmetscher, geradezu auf die aus jedem guten hebräischen Wörterbuche bekannte Etymologie des Worts שטן auf welche sie ihre Uebersetzung gebauet haben, sich hätte berufen können, hat Hr. Schulz in der Vorrede wohl erinnert, wo er auch diesen Sinn der angeführten Schriftstellen kurz bestätigt hat. Einige andre Bekräftigungen desselben, so wie die „Untersuchung über die erste Entstehung unsrer gewöhnlichen Begriffe vom Satan, als einem bösen Geiste," verspa-ret er bis zur Erscheinung des zweeten Stückes, in welchem der V. die neutestamentliche Bedeutungen dieses Wortes untersuchen wird. Dieses wollen auch wir erwarten, um unsre Gedanken über das Ganze zu sagen. Nur folgendes jetzt. Neu ist diese Auslegung des V. im Grunde nicht. Es haben bereits Fr. Vatablus und Joh. Piscator, jener in seinen ann. in Ps. dieser in seinem comment. über dieselbe, שטן

Ps. 109,

Ps. 109, 6 durch aduersarius erklärt, und Benson (Par. Erkl. B. 3 S. 336 Anm. b) ebendasselbe Wort 1 Chr. 21, 1 von einem bösen Rathgeber, oder einem Feinde Israels. Ausführlicher aber hat unser Autor sie entwickelt und bewiesen, — und hin und wieder wirklich zu wortreich.

Die meisten Professoren der Theologie pflegen nicht leicht eine Schrift, welche sich von den geweihten exegetischen und dogmatischen Meynungen entfernt, unangezapft zu lassen. Das hat gegenwärtige schon erfahren. Ein Giessenscher Professor der Theologie hat 1776, in dem Weihnachtsprogramm, hauptsächlich die Einleitung angegriffen. Es hat doch seinen Nutzen, daß in und außer Deutschland von Zeit zu Zeit Ketzer und Ketzerlinge aufstehen. Sonst würde mancher Professor der Theologie seinen werthesten Kollegen und Kommilitonen auf die Feyertage, und außer denselben, gar Nichts vorzusetzen wissen. Ob ein polemischer Aufsatz, besonders crambe centies recocta, wie jenes Programm, eine schickliche Festspeise sey, ließe sich freylich fragen. Darum bekümmern sich aber diese Herren nicht. Genug! denken sie — wenn wir unser Kontingent liefern.

Se.

Herrn Joh. Achatius Felix Bielke, Doktors der Gottesgelahrheit — kurze Apologie der Evangelisch-lutherischen Lehre gegen verschiedene neuere Vorwürfe. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen, nebst dem Fragment einer Predigt über die Rechtfertigung, den neuen Reformatoren geziemend zugeeignet von G. J. W. d. W. W. D. u. Pf. zu L. u. Z. Leipzig, bey Sommer, 1776. 8½ Bogen in 8.

Wer nicht sagt, daß die Polemik noch immer unter uns blühe, der muß mit der neuesten theologischen Litteratur wenig bekannt seyn. Zwar wird sie jetzt in kleinen Schriftchen verhandelt, die gar kein kriegerisches Ansehen haben. Man hat aber auch der großen schweren Reuterey der Folianten und Quartanten, worinn sich ehemals die Streiter stehend oder

sitzend

Ketzend gar fürchterlich abbilden ließen, nicht mehr nöthig. Der ganze Proceß ist abgemacht, sobald man gewiesen, daß schon einmal ein anderer Ketzer eben die Meynung gehabt, und daß sie schon einmal in einem großen Buche ist widerlegt worden. Hr. D. **Bielke** fängt mit bittern Klagen über die Revisionen der Theologie an, wobey denn unsere allg. d. Bibl. am schlechtesten wegkommt, „welche man (wie es S. 40 heißt) gewissermaßen als eine **Schandbühne** betrachten könnte, auf der „unsre evangelisch-lutherischen Gottesgelehrten allesammt zum „öffentlichen Spott an den Pranger gestellt werden.“ **Allesammt! und zum öffentlichen Spott an den Pranger gestellt**, das ist wohl mehr, als der Hr. D. beweisen kann. Hätten wir nie einen evangelisch-lutherischen Gottesgelehrten gelobt, und, wo er uns zu irren geschienen, nie mit Achtung getadelt, oder ihm sonst Gerechtigkeit wiederfahren lassen? Das sind wir uns doch nicht bewußt. Das aber sind wir uns bewußt, daß wir uns die Akademischen und Außerakademischen Titel und Würden nie haben abhalten lassen, unser Urtheil unverholen zu sagen. Und das mag nun wohl freylich ein wenig von der hergebrachten Mode abgehen, wonach ein jeder, sobald er Doktor oder dergleichen war, sogleich sehr demüthig komplimentirt, und ein jedes nichtsbedeutendes Ding von Schriftchen als ein unschätzbares Geschenk ausgepriesen wurde, womit sich der Herr Doktor von neuem um die evangelisch-lutherische Kirche verdient gemacht. Daß sich bey dieser Methode die Herrn Doktoren, Gen. Sup. u. s. w. sehr wohl befanden, das wollen wir ihnen nicht in Abrede seyn. Das ist aber auch unser ganzes Verbrechen. Denn daß wir verdienten Männern, auch wenn wir nicht ihrer Meynung seyn konnten, doch ihr Lob nie vorenthalten haben, das erkennet der sonst gewiß recht rüstige und uns eben nicht sonderlich günstige Herr Uebersetzer und Anmerker selbst. „Ihre Methode ist „diese (sagt er S. 41): Nicht um der Orthodoxie, sondern „um litterarischer Kenntnisse willen loben sie dieselben.“ Und die Methode wird uns noch immer nicht unrecht dünken, so lange wir es für leichter halten, nichts gegen eine hergebrachte Theologie vorbringen, als viele litterarische Kenntnisse besitzen. Hr. D. B. gesteht zwar selbst, daß der lutherische Lehrbegriff nicht ganz vollkommen sey, ja er tadelt selbst manches an **Melanchthons** locis, sonderlich der ersten Ausgaben. Das ist gerade die Freyheit, die sich ein jeder Liebhaber der Wahrheit erbittet: wie weit die gehen oder nicht gehen solle, kann

nur

Verantwortung gegen das fünfte Stück der eignen historischen theologisch. Abhandlungen D. J. S. Semlers.

Um diese vier Bücher hat jemand den oben angezeigten Titel geschlagen, vermuthlich in der Absicht, sie in einer Folge zu verkaufen. Wir zeigen dieß an, damit nicht jemand unter diesem Titel etwas anders suche.

LX.

Der neueste Religionszustand in Holland, von Adam Friedr. Ernst Jacobi, Past. Prim. Superint. u. Consist. zu Cranichfeld. Gotha, bey Ettinger, 1777. 128 Seiten. 8.

In dem zweyten und dritten Theil der Walchischen neuesten Religionsgeschichte waren die Aufsätze einzeln eingerückt, welche hier, mit einigen wenigen Veränderungen und Zusätzen, zusammengedruckt erscheinen. Der erste Abschnitt handelt von dem gegenwärtigen Zustand der lutherischen, mennonitischen, arminianischen, reformirten und herrnhutischen Kirche in Holland; wozu in der Vorrede noch eine kurze Nachricht von den Quäckern, der armenischen Kirche, den Rheinsburgern und den Hattemisten kommt. Der zweyte Abschnitt erzählt die neuesten Religionsstreitigkeiten in Holland. Sie wurden geführt über die beste Art zu predigen, über das Berufungsrecht der Prediger, über die kirchlichen Rechte der Reformirten, über die symbolischen Bücher und die Toleranz, und über die Seligkeit der Heiden und die Tugend des Sokrates. Die gegebenen Nachrichten sind zuverlässig, genau und interessant. Wer sie aus dem Walchischen Werk noch nicht kennt, wird sie mit Vergnügen lesen; und auch wer jenes besitzt, wird doch das dort in etlichen Bänden zerstreuete hier beysammen zu finden sich vielleicht freuen. Besonders sind die Erzählungen von den Streitigkeiten nicht nur unterhaltend, sondern auch lehrreich. Nicht ohne Verwunderung wird man z. B. den Ton kennen lernen, der bisher noch in den holländischen Predigten der herrschende war. Gewöhnlich werden ganze biblische Bücher weitläuftig durchexegesirt, ohne einen Vers, ja ohne ein Wort, es sey leicht oder schwer, zu übergehen. Die Erklärungen müssen von so viel grammatischer, kritischer, antiquarischer ꝛc.

Gelehrsamkeit strotzen, als der Domine nur auf seiner Studierstube zusammenschleppen kann. Je mehr eine Predigt mit zweckwidriger Gelehrsamkeit überladen ist, für desto besser wird sie gehalten. An Allegorieen und dergleichen Raritäten fehlt es gemeiniglich auch nicht. Der Verf. selbst hat eine Predigt gehört über Hoheslied 3, 9. Der König Salomon ließ eine Sänfte machen von Holz aus Libanon. Daraus wurde vorgestellt: Das Herz eines gläubigen Communicanten, als eine kostbare Sänfte des himmlischen Salomons; und dann mit vieler Kunst erkläret, was die silbernen Säulen, die goldene Decke, der purpurne Sitz, und der lieblich gepflasterte Boden dieser Sänfte sey. Hr. Prof. Hollebeek griff diese seltsame Art zu predigen 1768 in etlichen lateinischen Dissertationen an, und fand einigen Beyfall. Aber da traten auf Prediger und Professoren, hie und da, und stritten in Schriften für die wohl hergebrachte Art, nach väterlicher Weise zu predigen. Weislich erinnerten sie, daß die empfohlne Methode (da man jedesmal einen deutlichen Text zum Grunde legt, und entweder in der Ausführung oder Erklärung eine genaue und rührende Vorstellung von dem reellen Sinn der Schriftausdrücke macht, und ohne ausgekramte Gelehrsamkeit die in den Ausdrücken liegende Hauptsache auf das klärste entwickelt, [illegible] zeugend beweist, und ernsthaft anwendet) leicht zur Ketzer führen könne, weil sie die Menschen in einer Unwissenheit des göttlichen Worts lasse. Besonders sey zu befürchten, daß die holländischen Christen mit der Zeit lauter arminianische Ketzer werden möchten, zumal da wir alle von **Natur arminianisch** seyen ꝛc. Eben so merkwürdig sind auch die ande Streitigkeiten, zumal die, über Toleranz und symbolische Bücher. Nur ist zu bedauren, daß die Toleranz keine bessere Vertheidiger gehabt hat. — Ich wünschte, daß es d Hrn. J. gefallen hätte, über den jetzigen Zustand der Theo gie und der Religion, und über die in Holland gewöhnlic Art, die Theologie zu studiren, einige Nachrichten bey und sich nicht bloß auf kirchliche Verfassung und Streitigkei einzuschränken.

Cz.

Morgengedanken auf alle Tage der Woche, von dem Verfasser des Christen in der Einsamkeit. Züllichau, Waysenhaus und Frommann, 1777. gr. 8. 16 S.

Morgen-

Morgen- und Abendgedanken auf alle Tage der Woche, von dem Verfasser des Christen in der Einsamkeit. Ebendaselbst. 1777. gr. 8. 40 Seiten.

Mancher ist nicht im Stande, seine Gedanken in ein Gebet zu bilden. Wohl eingerichtete Formulare lehren ihn dieses, so wie solche auch zu Belebung der Andacht helfen. In gegenwärtigen **Morgen** und in den, schon vor etlichen Jahren erschienenen, **Abendgedanken** hätten freylich einige wenige Gedanken theils richtiger, theils bestimmter, auch verschiedene der Bibel eigenthümliche Redensarten durch gemein verständlichere verdrängt, seyn können. Dem ungeachtet verdienen sie vor gar vielen andern **Morgen- und Abendgebeten** empfohlen zu werden.

Wenn wird uns doch der vortreffliche Verfasser, Herr **Crugot**, wieder mit einigen Bänden von **Predigten** beschenken? Diejenigen, aus deren Munde und Feder Nichts als **Mittelmäßiges** geflossen ist, und nichts Andres, als solches, zu erwarten steht, theilen reichlich davon mit. Und die Männer, welche etwas **Hervorstechendes** dem Publikum geliefert haben, und ferner liefern könnten, — diese halten damit zurück. Das soll nicht also seyn.

N.

Nachrichten von dem Leben und Ende gutgesinnter Menschen mit praktischen Anmerkungen von Jak. Fried. Feddersen, Pred. in Magdeburg. Erste Sammlung. Ein Anhang zum Andächtigen. Halle, bey Gebauer, 1776. 28 Bogen in 8.

Der V. erfüllt durch diese Schrift das Versprechen, das er und seine Mitarbeiter im Andächtigen gethan hatten. Wir wollen die Regeln, die er sich dabey vorgeschrieben hat, mit seinen eignen Worten unsern Lesern bekannt machen. „Ich habe, sagt er in der Vorrede, hier keine Heiligen der ersten Größe angeführt. Ich habe lieber Beyspiele aus der mittleren Gattung rechtschaffener Christen gewählt. Die stille Arbeitsamkeit und Berufstreue des frommen Bürgers, die häusliche Tugend einer rechtschaffenen Mutter und Ehefrau,

die verborgne Mildthätigkeit eines christlichen Menschenfreundes; die ungepriesene Gerechtigkeitsliebe einer obrigkeitlichen Person; der standhafte Muth eines unglücklichen, aber gottesfürchtigen Mannes; dieses, und was dem ähnlich ist, wird in dieser Sammlung erzählt, und andern Christen zur Nachahmung vorgelegt." — „Bey verschiednen vortrefflichen Menschen, fährt er nachher fort, fand ich unter ihren richtigen gottseligen Empfindungen und erbaulichen Reden auch falsche und schwärmerische, oder zum wenigsten unbedeutende und mehr von einer glühenden Einbildungskraft als von einer ruhigen Vernunft geleitete Empfindungen und Reden gemischt. Jene habe ich erzählt, und diese ganz verschwiegen. So wie ich überhaupt sehr selten und fast gar nicht von den Fehlern der guten Leute geredet habe, von deren Leben und Charakter etwas in dieser Sammlung steht." — Diesen Regeln, die wir sehr billigen, ist der V. fast durchgängig getreu geblieben, und wir können dieß Buch als eine zur Erweckung und Befestigung guter Gesinnungen sehr nützliche Lektür empfehlen. Hin und wieder ist dem Recensenten doch der Wunsch entfahren, daß der Verf. die Quellen, die er zur Hand hatte, mit mehrerer Wahl gebraucht hätte. So enthalten z. B. die Aufsätze, die S. 129 u. ff. von dem sel. **Carpser** abgedruckt sind, zwar se gute, fromme, eines Christen würdige Empfindungen. Aber die prosaischen Aufsätze zeichnen sich wenigstens durch nichts aus, und die Verse sind herzlich schwache Reime. Er schrieb sie im Jahr 1735 zu seiner und seiner Ehegattinn Erbauung, und verschloß sie in sein Pult: sollte er wohl damit zufrieden seyn, daß man sie im Jahr 1776 drucken läßt?

Neues Schreiben an Uranien gegen den Herrn von Voltäre. 1776. 3 Bogen in 8.

Die flüchtigen Schüler des Philosophen von Ferney nehmen nicht gern ein großes Buch in die Hand. Unsre Jerusalem, unsre Nösselte, unsre Lesse haben für sie umsonst geschrieben. Recht gut also, wenn man diesen Leuten ein Büchlein anbietet, dessen Größe ohngefähr dem Maaße ihrer Aufmerksamkeit entspricht, um dadurch doch einmal einige Zweifel an der Unfehlbarkeit ihres Lehrers rege zu machen. Aber der Verfasser eines solchen Büchleins muß denn auch bey seiner Kürze sehr strenge in der Wahl seiner Beweise und Widerle-

gungsgründe seyn, und keine aufnehmen, die nicht ihre haltbare Stärke haben; er muß den Gegnern nicht dadurch freyes Spiel machen, daß er auch solche Lehrsätze, die unter den Christen selbst noch streitig sind, mit seinen Beweisen für die Wahrheit der christlichen Religion verkettet. Das hat unser V. nicht genug erwogen. Die leeren Dedikationsreime hätte er auch nicht sollen fürs Publikum kommen lassen: denn mancher witziger Spötter wird sich jetzt an dem Reimer reiben und den Apologeten ganz vergessen.

Eines Brandenburgers bescheidene Prüfung der Lossagung eines Anhaltiners von dem Vermächtnisse für die Gewissen. An den Herrn Anhaltiner. Berlin und Stralsund, bey Lange, 1776. 90 S. in 8.

Dieser Brandenburger folgt dem Anhaltiner Fuß für Fuß, und widerlegt ihn meistentheils recht gut. Aber, Neues, bisher Ungesagtes, wodurch die Streitpunkte mehr aufgeklärt, und das Gebiet der Wahrheit wirklich erweitert wäre, hat Recensent nicht gefunden. Wenn werden doch solche Widerlegungen und Widerlegungen von Widerlegungen einmal ein Ende nehmen, wodurch so viel Papier und Zeit verschwendet wird?

Gr.

Der Brief Pauli an die Philipper und Colosser nach dem Grundtext übersetzt, samt einer kurzen Erklärung und einigen Nutzanwendungen, entworfen und vorgetragen von D. Joh. Heinr. Dan. Moldenhauer, Pastore an der Domkirche in Hamburg. Hamburg, 1774. bey Reuß. 8. 70 Seiten.

Wider die buchstäbliche Richtigkeit dieser Uebersetzung des griechischen Textes ist wohl eben nichts einzuwenden; aber Leichtigkeit in Zusammenfügung der Perioden, Licht, Wohlklang, Fluß der Rede hat ihr der V. ganz und gar nicht zu geben gewußt, welches man doch mit Recht von einem guten Uebersetzer hätte verlangen können. Unsere Leser mögen

 selbst

selbst davon nach folgender Probe urtheilen. Col. 2, 1 — 15.
„Denn ich kann euch nicht uneröffnet lassen, wie eifrig ich
„mich für euch und für die in Laodicea, und alle übrige, die
„mein Angesicht nicht gesehen haben, dahin bemühe, daß die
„Herzen derselben erweckt werden, durch die Liebe genau ver-
„bunden zu bleiben, und zur tiefen und gewissen Erkenntniß
„des Geheimnisses Gottes des Vaters und Christi (oder des
„Evangelii) gelangen, in welchem alle Schätze der Weisheit
„und der Erkenntniß angetroffen werden. Eben deshalb aber,
„(da mir eure Seligkeit so sehr am Herzen liegt) sage ich
„euch, daß ihr euch doch ja nicht von jemanden durch schein-
„bare Worte betrügen lasset, (und aus dem guten Zustande
„heraustretet, in welchem ihr euch befindet:) denn ob ich
„gleich dem Leibe nach von euch entfernt bin; so bin ich doch
„im Geist bey euch, (indem ich vermittelst der erhaltenen
„Nachricht euch mir vorstelle,) und sehe mit Freuden euren
„wohlgeordneten Zustand, und euren gesetzten Glauben an
„Christum Jesum. Wie ihr nun aber die Lehre von Christo
„angenommen habt, so beweiset euch auch derselben gemäß,
„und seyd (demnach als ein Baum) in ihm gewurzelt, stehet
„(als ein Haus) auf ihn erbauet, seyd unbeweglich in dem
„Glauben, welcher euch verkündiget wird, und nehmet
„demselben in der Art zu, daß ihr dem Herrn (für das) [illegible]
„ket (was er an euch gethan hat.) (Da nun aber so[illegible]
„sind, welche euch davon abzuführen suchen, und solches e[illegible]
„um Seel und Seligkeit bringet, so) sehet zu, daß euch nicht
„jemand als eine Beute wegführe durch den Meynungskram,
„und durch die (damit verbundene) eitele (oder ungegründete)
„Verführung, welche geschieht durch die Anpreisung der Men-
„schen, welche zwar dem Ceremonialgesetz, aber nicht der Lehre
„Christi gemäß sind. Denn in ihm findet sich wirklich die
„ganze göttliche Fülle, und ihr seyd (da ihr durch den Glau-
„ben mit ihm vereiniget worden) durch ihn, welcher (zugleich)
„das Haupt aller Hohen und Gewaltigen ist, (mit allen
„geistlichen Gaben, die uns selig machen können,) erfüllet wor-
„den. Durch denselben seyd ihr auch (als ihr an ihn gläubig
„geworden) vermittelst einer Beschneidung, welche ohne
„menschliche Hand geschieht, in Abthuung aller der Sünden
„bestehet, welche durch den Leib begangen werden, und die
„von Jesu veranstaltete und gewirkte Beschneidung ist, be-
„schnitten worden; indem ihr durch den mit der Taufe ver-
„bundenen Glauben, welchen der Gott, der Jesum von den

„Todten auferwecket hat, durch seine Kraft in euch gewirket,
„(gleichsam) mit ihm (gestorben) begraben und auferwecket
„worden seyd; welcher euch auch, die ihr im Sündentode
„gelegen, und als sich noch die Vorhaut an eurem Leibe ge-
„funden, mit ihm selbst lebendig gemacht hat, indem er euch
„alle eure Sünden aus Gnaden vergeben.“

Wie verwickelt, wie dunkel das alles ist! Wozu soll so eine Verdollmetschung dienen? Wer den Apostel in seiner Sprache lesen kann, braucht ihrer nicht, und dem gemeinen Christen, den Luthers Version über die letzten Verse nicht Licht giebt, möchte die Moldenhauersche es wohl eben so wenig geben. — Die Nutzanwendungen des Verf. sind ohngefähr so, wie man sie in Starkes Synopsis findet.

Ez.

Jansenien. zu Alethopel, ohne Jahrzahl und Druckort. 6 Bogen in 8.

Der Jansenismus ein Schreckenbild für Kinder. Friedburg, bey Aquinas sel. Erben. 1776. 44 Bogen in 8.

Eine Hauptmaxime der erloschenen Gesellschaft Jesu und ihrer Glieder, war es unstreitig, daß sie alle diejenigen gern verketzerten, die sich ihrem Hochmuthe, ihrem Interesse, oder auch nur einem Lieblingssatze von ihren Lehren widersetzten. Der mit der Ketzermacherey fast allemal verbundene Verfolgungsgeist ließ sie niemals ruhen, sondern brach allemal im vollen Feuer aus, so oft sich eine Materie zum brennen oder verbrennen anbot, und zu diesem Ziele taugten ihnen in Frankreich die sogenannten jansenistischen Streitigkeiten gar trefflich. *) Es erschienen von Zeit zu Zeit die ärgerlich-

*) Man sehe hievon die bekannte Abhandlung: Memoire sur l'Etat deplorable, où les Iesuites ont reduit l'Eglise, particulierement celle de France, 1774. wo S. 14 gesagt wird: Il y a eu plus de soixante mille lettres de-cachet (qui pourra le croire?) expediées contre les prétendus-Iansenistes. Cent Docteurs les plus pieux et les plus eclairés furent exclus de la Faculté de Theologie de Paris dans un seul jour; toutes les Universités du Royaume furent à proportion traitées comme celle de Paris &c.

gerlichsten Schriften, worinnen die frömmsten, ehrlichsten und gelehrtesten Männer (genug, wenn sie nur nicht jesuitisch dachten,) unter dem Vorwande des Jansenismus verfolgt, verketzert, und als wären sie die bösesten Leute, geschildert wurden. Man hatte sich in Frankreich an dergleichen Werkchen bereits müde gelesen, und sah sie endlich für das an, was sie sind, — **Schmähschriften**; seit etlichen Jahren her haben wir aber auch in Deutschland die Ehre, mit so köstlichen Werkchen beehrt, und (wenigstens so rufen uns die Wölfe in Schaafspelzen zu,) vorm Irrthum gewarnet zu werden. Schon im Jahre 1768 erschien **der entlarvte Jansenist, d. i. Briefe eines Freundes aus Frankreich an einen Freund in Deutschland, von den Greueln, Betrugen und bösen Absichten der Jansenisten, die christliche Religion zu stürzen, und den Deismum oder Atheismum einzuführen, den Deutschen zur höchstnöthigen Warnung übersetzt**, mit **Erlaubniß** (das versteht sich — **der Jesuiten:**) **gedruckt Salem bey Dacrian Hachoze in der Apostelstraße.** Und nun kömmt ein Philalet, der uns unter dem Titel: *Jansenien*, eine Beschreibung eines Landes liefert, das er *Jansenien* tauft, ein Land, das nach seiner Beschreibung S. 6. gegen **Aufgang** an die fette Ebne der **Freygeisterey**; gegen **Niedergang** an die **Verzweiflung**; gegen **Mitternacht** an **Caleinien**, und gegen **Mittag** an eine stürmische, und immer unergründliche See gränzet. Unsere Leser werden schon aus diesem Zuge merken, wessen Geistes der Verfasser sey, und wo er hinaus will. Ausgerüstet mit den in Frankreich abgenutzten Waffen kömmt er, suchet im Deutschlande seine Gegner, und wenn er keine findet, so macht er sie sich. Kurz, wer immer für die aufgehobenen Jesuiten nicht so gut denkt, wie er, der ist ein Jansenist. Und wer ist denn endlich ein Jansenist? — Dieß sagt er uns am Ende seines Werkchens in einem gar sehr erbaulichen Liede:

Wer ist ein wahrer Jansenist?
Der Calvinisten Freund,
Der Jesuiten Feind
Der ist ein wahrer Jansenist.

Wer ist ein wahrer Jansenist?
Der einen Ordensmann
Nicht einmal riechen kann,
Der ist ein wahrer Jansenist.

Wer

Wer ist ein wahrer Jansenist?
Der alle Geistlichkeit
Verfolgt in Ewigkeit,
Der ist ein wahrer Jansenist.

Wer ist ein wahrer Jansenist?
Der so beschaffen ist,
Wie selbst der Atheist,
Der ist ein wahrer Jansenist.

Wer ist ein wahrer Jansenist?
Der endlich stirbt in Ruh,
Wie Vieh, und ich, und du,
Der ist ein wahrer Jansenist.

(Im vorletzten Verse muß den Versemacher seine Muse ganz verlassen haben; der Rec. findet den wahren Sinn des Liedes nicht mehr, und weis nicht, ob nicht das Ich des Verfassers zum **Viehe** gehöre, und wer der du sey.)

Dergleichen andächtige Liederchen und Werkchen werden nun manchmal ganz stille in den Privathäusern herumgetragen. Ein Bücherfreund giebt es im engsten Vertrauen einem andern, der gleiches Sinnes mit ihm ist. Manche andächtige Matrone schickt einen tiefgeholten Seufzer zum Himmel. Trostlos über den Fall der Jesuiten weissagt sie sich Roms Untergang und den Verfall der Religion; weil alles nunmehr von Jansenisten, Calvinisten und Freygeistern wimmelt. Der Geist des entseelten Körpers der Societät lebt also noch so ziemlich in den meisten einzelnen Gliedern, und würde der Himmel einen Prometheus auf den römischen Stuhl hinschieben? — der Rec. ließ sich auf ein Gewette ein, — es würde der Körper der Jesuiten in kurzer Zeit so fürchterlich werden, als ers war. Dafür werden aber ja große Herren und ihre Minister zu sorgen wissen. Gott bewahre uns vor so bösen Gedanken, sagte hierzu ein recht guter katholischer Christ, da der Recens. eben das niederschrieb, und machte drey † † † über die Stirne, den Mund, und das Herz — —

Zum Glücke beweiset uns indessen ein ehrlicher Katholik (zuverlässigen Nachrichten nach ist es ein gelehrter Domherr von Passau,) **daß der Jansenismus bloß ein Schreckenbild für Kinder sey.** Das Werkchen soll dem Titel nach zu Friedburg bey Aquinas sel. Erben gedruckt seyn;

da wir aber unter der ganzen Buchhändler-Gesellschaft den ehrlichen Mann, den seligen Aquinas, nicht finden konnten: so erfuhren wir endlich, daß der geistige Buchhändler Creutz von München das von Passau erhaltene Manuscript zu Regensburg drucken ließ. Ein Buchdruckergesell verrieth die Sache (o des treulosen Mannes! —) an das Ordinariat Regensburg, und der Bischof stellte Klage hierüber an den Hof zu München. Zum Glück war der Buchhändler mit einer Resolution vom Churfürstlichen Büchercensurcollegio bedeckt, und die Klage zog keine Folgen nach sich. Betrübt ist es für die gute Sache, wenn die Wahrheit nicht gerade heraussagen darf, was doch wahr ist, und bleibt. Der Verfasser wählt sich zum Vorspruche, was Augustin schon zu seiner Zeit sagte: Non vincit nisi veritas: victoria veritatis est charitas: August. Serm. 358. Er untersucht hauptsächlich, was denn eigentlich ein Jansenist für ein Thier seyn soll, daß man gar so viel Lärmens davon macht, und behauptet S. 16: „Daß der Jansenismus im „Munde der Jesuiten und ihrer Anhänger eine bloße Spiegel-„fechterey sey, eine eitle *Namensketzerey*, womit sie die „Kinder, d. i. schlechtunterrichtete Christen von den Schulen „anderer Gottesgelehrten abzuschrecken, die Gottesgelehrten „aber selbst zu vertilgen suchen.“ Selbst er war lange (vermuthlich unter der Erziehung der Jesuiten,) mit dieser Kinderfurcht befallen; allein ich muß sagen, (heißt es S. 19) „daß es seit der Verbesserung der Schulen, und seitdem [illegible] „Deutschen Gott etliche gelehrte und eifrige Bischöfe b[illegible] „herzig geschenkt hat, sogar unter den gemeinen Ch[illegible] „viele giebt, welchen die neugebacknen Namen, die in [illegible] „ausgehen, nicht mehr gar bange machen. Die Cre[illegible] „(Einwohner der Stadt Crems in Oesterreich,) haben [illegible] „30 Jahren nicht nur Jansenisten, sondern auch Kru[illegible] „heißen sollen, weil ihr Pfarrer Krurogel besser als die vor-„tigen Jesuiten geprediget hat. Ein Jesuitischer Missionarius „hat vor etlichen Jahren *Thunisten* erschaffen, weil der „unsterbliche Bischof *Thun* zu Passau der Meynung war, „daß er in seiner neu gestifteten Priesterschule die Jesuiten, „die sich daselbst zu lehren anboten, für entbehrlich fand. Und „wäre der Kardinal *Migazzi* zu Wien nicht so eifrig und „gelehrt: so hätte uns der P. L. — vor etlichen Jahren „auch *Mukatoristen* ausgebrütet.“ Ueberhaupt ist das ganze Werkchen voll guter Anekdoten, die für die katholischen

Gegenden

Gegenden Oberdeutschlands, und überhaupt für alle wichtig seyn können. Wir, die wir uns weder vor Jansenisten, noch vor andern isten, und itisten zu fürchten haben, begnügen uns mit einer allgemeinen Anzeige des Inhalts. Der Titel des Buches könnte besser gewählt seyn: denn wer wird daraus ohne ein das ist klug werden, was im Buche enthalten sey, und — würde überhaupt die Sprache des Verfassers deutscher, körnichter und gedrängter seyn, so würde das Werkchen mehr Leser und Liebhaber finden.

*

Sammlung einiger heiligen Reden, auf Verlangen öffentlich gehalten und dem Druck übergeben, von J. A. G. Schetelig, des Hamb. Johannei Konrector. Hamb. 1776.

Diese Predigten sind in einer kriechenden Zuschrift Hrn. Senior Herrnschmid zugeeignet. Die Predigten selbst sind mittelmäßig, fünfe an der Zahl, alle sehr weitschweifig, wortreich, ohne Kraft und Geist. Die erste enthält die Gründe zur überzeugenden Gewißheit von der Wahrheit des Evangelii von Christo, eine an sich schon auf der Kanzel schwer und behutsam zu behandelnde Materie, die aber hier sehr schwankend und unbestimmt vorgetragen ist, und bey der der Verf. immer das schon zum voraussetzt, was erst bewiesen werden sollte. Die zweyte: das Bild einer Seele, die von der Größe der göttlichen Wohlthaten lebhaft gerührt ist, ist besser gerathen, und zeiget, daß bey sorgfältiger Beurtheilung, mehrerer Stärke und Nachdruck, der Verf. ein guter Prediger werden könne. Wie sehr fühlet man das Trockne, Kraftlose und Wässerigte dieser Predigten, wenn man eben Resewitz, Tobler, oder Lavater gelesen hat, wie es just dem Recensenten hier begegnete.

Herrn Richard Lucas vier und zwanzig Predigten, bey verschiedenen Gelegenheiten gehalten, in zwey Theilen. Der zweyte Theil. Wismar 1776.

Dieser Theil enthält zwölf Predigten, mit einem Anhange, der aus einer Predigt von der Einigkeit und dem Frie-

den besteht. Weil diese Predigten so vortrefflich in ihrer Art sind, wollen wir sie hier kürzlich hersetzen. Die 13te) Das Exempel Christi als eine Regel und Aufmunterung für die Christen. 14) Von der christlichen Vorsichtigkeit. 15) Von dem Einflusse des Umganges und der Einrichtung desselben. 16) Von dem glücklichen Laufe der Christen. 17) Von den Leiden Christi, ihrem Endzweck und Einflusse. 18) Von der Freude, Frieden und Hoffnung, als dem Antheil der Christen in diesem Leben. 19) Von den Bewegungsgründen das h. Abendmal zu gebrauchen. 20) Von der Pflicht der Hausväter. 21) Von der Demuth. 22) Von der Bewahrung des Gewissens. 23) Von der Pflicht der Obrigkeit und des Volks, eine allgemeine Lebensbesserung zu befördern. 24) Daß der Muth der Christen im Tode sich auf das Bewußtseyn der treuen Erfüllung ihrer Pflicht gründe.

Lucas ist einer der besten engl. Redner, stärker und nachdrücklicher als gewöhnlich die Neuern unter ihnen zu seyn pflegen. Sein Ausdruck ist kurz, gründlich und kräftig, ohne leere wortreiche Zierden oder blumigte Sentenzen, die man uns leider so oft für Beredsamkeit verkaufen will, wendet er sich geradezu in der deutlichsten und simpelsten Sprache an unsern Verstand, u ihn zu überzeugen, und an unser Herz, um es zu bessern, uno fast niemals verfehlt er seinen Endzweck. Man findet, bald man ihn in die Hand nimmt, so viel Nahrung und Unterhaltung für beyde darin; er redet mit so vieler Wärme und Würde zu uns; er trägt seine Lehren so wahr, so ernstlich vor, daß man selten eine Predigt weglegen kann, c e sie ganz durchgelesen zu haben. Oft überrascht er uns durch ungewöhnliche und rührende Vorstellungen; so sagt er z. E. in der 2ten Pr. auf der 50sten S. von den laulichten Christen: „Aber wollten diese Leute unpartheyisch urtheilen: so „würden sie bald sehen, daß Mord und Ehebruch, Betrügerey und Falschheit, dem Gesetze Gottes nicht mehr zuwider „sey, als eine solche Art der Aufführung den Vorschriften des „Evangelii entgegen ist; sie würden bald sehen, daß sie davon, wenn sie beynahe Christen sind, auf das Beste keinen größern Nutzen haben können, als daß sie auch beynahe in den Himmel kommen werden.“

In der 17ten Pr. von S. 144 an werden die Ursachen der so schwer zu erklärenden Seelenangst des Erlösers sehr schön und richtig entwickelt; aber man muß die Stelle ganz lesen, und man wird manche unrichtige Vorstellung, die man

sich

sich gemeiniglich hiebey zu machen pflegt, berichtiget finden. Der Anhang der Rede, darin er die in England so sehr bestrittene Lehre der Kirchengemeinschaft behauptet, ist vorzüglich schön. Wie gründlich, wie behutsam, wie schonend, wie liebreich behandelt er seine Gegner! Wie aufrichtig und freymüthig räumet er nicht ein, daß es eine sehr schwierige und dunkle Sache sey, die englische Kirchenverfassung für eine apostolische Anordnung zu halten. Möchten doch unsre neueren Ketzermacher hievon ein Muster nehmen!

Eine besonders schöne Stelle ist in der 18ten Pr. S. 13. „Man sollte fast denken, die Wunden der Lüste wären den „mit vergifteten Pfeilen gemachten Wunden gleich, darin der „Gift sich so plötzlich und so allgemein ausbreitet, daß alle „Heilungsmittel vergebens sind. Man sollte fast denken, diese „Sünde, die uns immer anklebet, unsre vorzüglich geliebten „Laster lägen so fest an uns, daß sie nicht anders, als mit „unserm Leibe zugleich ins Grab geleget werden könnten. Und „ach! was noch ärger ist, als alles jenes, so manchen Men„schen werdet ihr auf seinem Sterbebette klagen hören: Eben „eine solche Krankheit, als diese ist, hat mich schon einmal „befallen, da versöhnte ich mich mit meinem Gott, da be„weinte ich bitterlich meine Sünden, und entsagte ihnen. O „daß ich doch damals gestorben wäre! aber ich habe gelebet, „und habe mich seitdem durch eben das Lächeln, durch eben die „Bezauberungen, durch eben die Künste meiner betrügeri„schen Lüste wieder fangen und stürzen lassen. Ach! seufzet ein „anderer, ach diese Sünde, die bis zum Grabe mir folget, „oder die mich bis in Gottes Gegenwart verfolgen wird! „wie oft habe ich Entschlüsse gegen dieselbe gefaßt! wie oft „habe ich sie bereuet! zuweilen enthielt ich mich ihrer eine „Woche, einen Monath hindurch; aber immer kam sie zu„rück, die sträfliche Neigung war nicht ganz getödtet, und „nun sterbe ich an dieser meiner veralteten Thorheit.“ u. s. w.

Einige Predigten zur christlichen Belehrung über verschiedene Wahrheiten der Religion, von D. J. C. Döderlein. Halle. 1777.

Diese siebzehn Predigten sind alle sehr gut und unterhaltend zu lesen. Es herrscht in ihnen ein sehr deutlicher, simpler und faßlicher Vortrag, und eine natürliche ungekünstelte

Sprache

Sprache des Herzens. Für die mittlere Classe von Lesern, welches eigentlich die sind, die am meisten Predigten zu ihrer häuslichen Erbauung und Andacht lesen, gehört gerade dieser populäre Ton, der, ohne sich allzu sehr zu erheben, oder auf der Erde zu kriechen, jedermann verständlich und angenehm ist. In der ersten Predigt, die von der Gefahr der Einbildung, daß Sünden leicht können versöhnt werden, handelt, hat der Verf. die herrschenden Vorurtheile in dieser Meynung sehr gut widerlegt, welches uns vorzüglich gefallen hat. Die neunte Predigt, welche die letzte wohlthätige Handlung Jesu betrachtet, ist eine der stärksten und besten in dieser Sammlung.

Gemeinnützige Vorträge in gottesdienstlicher Versammlung gehalten, von J. P. A. Müller. — Leipzig, 1776.

Man findet hier fünf Predigten. Die erste, Wer? was cherley Person und was Jesus Christus sey? scheint mehr eine Disputation als Predigt zu seyn. Recensent kann auch gar nicht begreifen, wie hier S. 5 die verächtlichen Seitenblicke herkommen, die der Verf. auf Hr. Semlern wirft, er sagt: „Es fehlt nicht an eingebildeten Gelehrten, die uns „überreden wollen, es gehöre nur sehr wenig von dem, was „die göttlichen Bücher enthalten, für Jedermann, nehmlich nur „dasjenige, was zur ewigen Seligkeit schlechterdings nothwen„dig sey.“ Recens. glaubt selbst, daß Hr. Semler hierin irrt, aber warum muß er daher gleich ein eingebildeter Gelehrter heißen, öffentlich von der Kanzel in dem Munde eines seiner Collegen so bitter getadelt werden? Die Vorrede ist auch in einem eben so heftigen und anzüglichen Tone geschrieben. Wie kann doch ein Prediger erwarten, daß man ihn gern hört oder lieset, der sich so ankündiget, so wenig Liebe oder Schonung verräth. Die Predigten selbst sind ganz gut zu lesen; aber man findet nichts auszeichnendes, nichts daß sich über die Mittelmäßigkeit erhübe. Die letzte Pr. zeigt das Märtyrerthum der ersten Christen als eine bis jetzt für uns ehrwürdige Sache. Man erwartet von einem so schönen Satze etwas besseres, als der Verf. geleistet hat.

Ha.

Die Bücher der heil. Schrift Alten Testaments, in eine harmonische Zeitordnung gebracht, und in den dunkeln Stellen aus dem deutlichen Vortrage und Zusammenhange des Grundtextes erläutert, wie auch mit einigen kurzen Anmerkungen erklärt, von Carl Rud. Reichel. — Erster Theil. Das 1. B. Mose und Hiob. Frankf. und Leipzig, 1774. 8. 22½ Bogen.

Daß man eine frömmelnde Sprache reden, und mit dem lieben Heyland, mit seiner Seite und seinen Wunden tändeln, auch es wohl herzlich gut meynen, dabey aber von Sprach- und Auslegungswissenschaft so wenig als von gutem Geschmack und gesundem Urtheil besitzen könne, das weis man nun schon lange, und Hr. Reichel bestätigt es mit seinem Exempel aufs neue. Zwar will er sich in der Vorrede, (die gleich anfangs versichert, daß die Verfertigung dieses Werks in dem Gnadenlichte unsers Herrn Christi, mit dem Segen seines lieben Vaters, und durch den Beystand des heil. Geistes vorgenommen worden, und zum Beschluß wünschet, daß Jesu Gegenwart den Leser wie die Luft umgeben möge,) das Ansehen von Bekanntschaft mit dem Grundtexte und genio linguae geben, und bestimmt sein Buch Lehrern und Predigern, statt eines Commentarius. Aber wahrlich, es ist nichts dahinter, und der Verf. täuscht seine Leser gewaltig. — Eine Bibel soll nach seiner Erklärung dies Werk nicht seyn, weil er darin sowohl ganze Bücher, als auch einzelne Erzählungen und Begebenheiten, nicht in eben der Ordnung, wie sie in der Bibel stehen, sondern so, wie er glaubt, daß beyde nach der Zeitordnung zu setzen seyn, auf einander folgen läßt. Indessen ist es doch der gesammte biblische Text, und zwar nach Luthers Uebersetzung; nur daß Hr. R. solche vielfältig geändert, d. h. in etlichen Stellen und meist unerheblichen Dingen verbessert, in unzähligen aber, wo Luther den Sinn richtig, und zugleich nach seiner Gewohnheit in einer gut deutschen Sprache und mit Geschmack ausgedrückt hatte, jämmerlich verunstaltet hat. Beyspiele sollen zeugen, bey deren etlichen wir die Anmerkungen mitnehmen, und so unsre Leser in Stand setzen

ken wollen: auch von deren Werthe zu urtheilen. Also 1 B. Mos. 1, 31. heißt es hier: **Und siehe da, es war sehr schön**; mit der Anm. vom Gutseyn sey die Rede nicht, weil Niemand gut, als der einige Gott. K. 3, 1. **Die Schlange war unter allen Feldthieren das einzige, welches verständig war.** K. 4, 5. **sein Angesicht verfiel.** K. 4, 7. **ists nicht wahr, ob du recht opferst, oder ob du es nicht recht machest, weil du öffentlich Sünde hegest; so hält er sich ja doch zu dir, und du hast die Oberherrschaft über ihn?** In der Anm. wird erinnert, es könne nicht heißen: **die Sünde ruhet**, weil die Sünde im Hebr. nur Femininum sey. Wenn der Verf. sich im Hebräischen ein wenig mehr umgesehen, so würde er das aus Amos 5, 12. besser wissen. K. 11, 29. **starb vor dem Angesicht seines Vaters.** Kap. 25, 21. **in Gegenwart seines Weibes**, K. 29, 21. **Gieb mir nun mein Weib, denn meine Zeit ist um**, als wenn Jacob erst nach, und nicht vor den ausgedienten sieben Jahren geheyrathet hätte; so wie er auch die Heyrath Abrahams mit der Ketura nach der Sara Tod setzet; aus welchen Exem man beyläufig auf die Chronologie des Verf., wonach er die Begebenheiten ordnet, schließen mag. K. 33, 14. **Ich aber werde sehen, wie ich mich so sachte durchbringe;** oder: **Ich will mich verpflegen nach meiner Gemächlichkeit, so gut es gehen kann, mit dem Werke, das ich vor mir habe, und mit den Kindern.** K. 34, 31. **Sollten sie denn mit meiner Schwester umgehen, als wenns ein Mägdlein aus dem Gasthofe wäre?** Mit der Anm. es sey bekannt, daß das Grundwort eigentlich eine Gastgeberin heiße, und so sey es auch Richt. 16, 1. verstehen, **Simson logirte bey einer Gastwir** ingleichen Jos. 2, 1. Denn daß solche Ehrenmänner (S son war wohl ein zärtlicher Ehrenmann!) eingekehrt kann sich Hr. R. nicht denken. (Paulus und Jacobus ron es doch!) K. 37, 28. **Indem kamen Midianiti Männer, die etwas kaufen wollten.** Er sahe nicht einmal, daß dies eben die vorhin gedachten Isi waren, oder meynte, beyde Namen könnten nicht eu Leuten zukommen. K. 49, 11. **Mich als sein Füll** d **det er an einen Weinstock; meinen Sohn, als seine Eselin, bindet er an einen Weinreben.** Nehmlich Jakob sahe im Geist vorher, daß der Heyland seinen Einzug

auf

auf einem Füllen, auf einer Eselin, halten würde, und sagt zugleich, daß dieses Füllen, diese Eselin, die jüdische Gemeine Jesu abbildet, welcher sich der Heyland als eines verachteten Füllens bedienet, um damit seinen Einzug unter allen Völkern zu halten. Der Weinstock, woran er dieses Füllen bindet, ist das Evang. von seinen blutigen Wunden. Aus Hiob wollen wir keine Beyspiele anführen, da man sich schon vorstellen kann, wie herrlich es da aussehen werde; sondern nur sagen, daß der Verf. Unsterblichkeit und Auferstehung darin so deutlich und klar gelehrt, und von Hiob wider seine Freunde, (die solche Hofnung als elendes Mährlein verspotten, und gleichwohl nach S. 277. eine gründliche Einsicht und wahre Gottesfurcht besessen haben sollen,) behauptet findet, daß er sich über die Uebersetzer und Ausleger verwundert, die so unvergleichliche und deutliche Zeugnisse von derselben so gar nicht attendirt haben. Er findet solcher Zeugnisse unzählige, und an Orten, wo dergleichen zu finden, noch Niemanden geträumt, ja wo manche das gerade Gegentheil zu sehen geglaubt, und selbst die, so in der Hauptsache mit dem V. eins sind, sich in Verlegenheit gefunden haben, als im 10ten und 14ten Kap. Aber was läßt sich nicht aus einem Buche heraus, oder besser hineinbringen, wenn man mit seiner vorgefaßten Meynung daran geht, und dann Worte und Sinn darnach zerret und dehnet, Sprache, Grammatik und Zusammenhang mögen dazu sagen, was sie wollen. Sogar soll Gott es dem Hiob verweisen, daß er mit der Lehre von der Auferstehung so früh und frey herausgefahren, da dergleichen Geheimnisse uns erst in Jesu Wunden recht offenbaret werden sollen. Doch wie manche sonderbare und unserm Verf. eigene Behauptungen könnten wir noch anführen. Man kann sich kaum vorstellen, von welchen Grillen sein Kopf voll ist, und was für Armseligkeiten er auskramt. So soll z. E. die Finsterniß auf der Tiefe 1 B. Mos. 1, 1. durch den Fall der Engel entstanden seyn, durch eben diesen Fall sich ein eigentliches Leiden angefangen, und durch den Fall der Menschen vermehret haben, da Gott vorher nicht gewußt, und nicht empfunden, was Böse ist; so sollen vor der Sündfluth keine Berge über funfzehn Ellen hoch gewesen seyn, und was der albernen Einfälle mehr sind.

Es

Gesang- und Gebetbüchlein für christliche Soldaten. Anspach, 1777. 12. 96 und 23 Seiten.

Achtzig Lieder in ein und zwanzig Rubriken, ein Anhang von Gesängen auf verschiedene Vorfälle, und achtzehn Gebete für die Soldaten im Felde, — zum Gebrauche für die in K. Großbritannischen Dienst und Sold überlassenen Anspach-Bayreuthischen Truppen gesammelt. Von wem? das ist nicht bemerkt, uns auch nicht bekannt, wohl aber dieses versichert worden, daß jedem Soldaten ein Exemplar von diesem Büchlein mitgegeben worden; eine Veranstaltung, welche der Anspachschen Regierung Ehre macht.

Wir machen nur einige wenige Anmerkungen. Dem Herausgeber hat es gefallen, alte Lieder unverändert einzurücken. In diesem Falle dürften kurze Erläuterungen der obsoleten, für die Meisten jetzt unverständlichen, Wörter, nicht undienlich gewesen seyn. In dem Liede, *Ein feste Burg* ꝛc. ist die Stelle: *Er ist bey uns wohl auf dem Plan*, gewiß für den größten Theil derjenigen, welchen diese Sammlung bestimmt ist, ein Räthsel. Eine unter den Vers, oder unter die Kolumne gesetzte Erklärung würde der Dunkelheit abgeholfen haben. Wenn es in dem Liede, *Frischer Muth hat halb gesiegt*, (von M. Joh. Dav. Commerell) heißt: *Dem du nach den Kreuzgefährden einmal sollest äh lich werden*: so möchte dieses ebenfalls für Manche derverständlich seyn. Joh. Rist hat in seinem Liede, *Werde munter mein Gemüthe* ꝛc. den Satan zur Un oft aufgeführt. Es hätte deswegen aus dieser Sam weggelassen werden können. Die Gründe sind von U von Andern schon mehr Male angegeben worden. Am des Ausdrucks: *So erfodert meine Pflicht, klettern an ihm zu kleben* ꝛc. in dem Kaymannschen der *Meinen Jesum laß ich nicht*, wäre, dächten die Schlegelsche Verbesserung: *Sollt ich nicht aus und Pflicht, an ihm hangen, in ihm leben?* nehmen gewesen.

Wir wollen bey dieser Gelegenheit die, einigen unserer Leser gewiß angenehme Nachricht, ertheilen, daß den Herren Junkheim und Uz in Anspach die Sammlung eines neuen, im dasigem Fürstenthume einzuführenden Gesangbuchs übertragen worden. Zween Männer von so entschiedener Einsicht

und

und so richtigem Geschmacke berechtigen zu großen Erwartungen. Auf höheren Befehl wird von den geistlichen Gliedern des Konsistoriums in **Bayreuth**, in Verbindung mit dem Hrn. G. K. R. **Seiler in Erlangen**, gegenwärtig ebenfalls ein neues, zum öffentlichem Gebrauche in diesem Fürstenthume bestimmtes Gesangbuch zusammen getragen. Und so wird denn in Deutschland für die Erbauung des aufgeklärteren und geschmackvollern Theils der Christen in den öffentlichen religiösen Versammlungen, häufiger allmählig gesorgt. An eine Verbesserung der Formeln in den Agenden wird nun wohl auch bald gedacht werden, um so mehr da Hr. **Zollikofer** kürzlich so gut vorgearbeitet hat, — **Williams's** jetzt nicht zu gedenken. Die 51 des h. R. R. **freye Städte** werden von ihren alten **Liedersammlungen** und **Agenden** am spätesten sich scheiden.

***

Synodalrede über die besten Mittel, wodurch der Fortgang eines verbesserten Zustandes der Zürcherischen Kirche kann befördert, und nach dem Willen Gottes glücklich erzielet werden, vorgetragen von Heinr. Escher. — Zürich, bey Orell ꝛc. 1774. 8. 3 Bogen.

Ist zwar ursprünglich für den Horizont der Z. Kirche berechnet; paßt aber wohl auf den aller übrigen. Ein Auszug aus derselben wird, wie wir hoffen, unsern Lesern nicht unangenehm seyn. Die Mittel, welche der Verf. zur Verbesserung und mehrerer Vervollkommung des Z. kirchlichen Zustandes vorschlägt, sind folgende sechs: **Erstens** eine **fortgesetzte und vermehrte Sorgfalt für die Orthodoxie und Reinigkeit des Lehrbegriffs.** Derjenige Lehrbegriff aber ist **rein** und **orthodox** zu nennen, der nur **Schriftwahrheit** in sich enthält, und von allen **menschlichen Zusätzen** gesäubert ist; je näher nun derselbe mit der **heiligen Schrift** überein **kommt**, je reiner von allen **menschlichen Zusätzen** er ist: desto vollkommner ist der Zustand der Kirche. Das **zweyte** Mittel ist eine **mehrere Bemühung und Sorgfalt, die wahre und reine Religionserkenntniß in der Kirche allgemeiner und lebendiger**

zu machen. Zu dem Ende müssen die Schulen eine andere Gestalt bekommen, die Jugend darin nehmlich nach einer leichten und angenehmen Methode unterrichtet, und durch eine christliche und vernünftige Zucht zugleich auf die Bildung des Herzens gesehen; öffentliche Katechisationen häufiger angeordnet, in denselben das Wesentlichste der christl. Sittenlehre angelegentlicher beygebracht, und auf die Hervorbringung wirklicher, richtiger, in der Vernunft und Gottes Wort gegründeter Begriffe und Kenntnisse mehr Bedacht genommen; die Predigten, sowohl in Ansehung desjenigen, was der Lehrer sagt, als der Art, wie er es sagt und vorstellt, zweckmäßiger eingerichtet; dem Volke das Lesen der heil. Schrift ernstlicher empfohlen, hiezu eine leichte und verständliche Bibelübersetzung, ein zweckmäßiger Auszug aus der heil. Schrift, und ein die Sachen erklärendes Wörterbuch über dieselbe; — endlich mehr gute und gesunde Erbauungsbücher veranstaltet und verbreitet werden. Das dritte, eine fortgesetzte, ja vermehrte Sorgfalt für die Unterhaltung solcher Anstalten, welche dazu dienen, die Ausübung der erkannten Religion, Tugend und Gottseligkeit, christliche Ordnung in der kirchlichen Gesellschaft, zu befördern und zu vermehren, Sorgfalt nehmlich für die Unterhaltung des öffentlichen Gottesdienstes, und der dazu gesetzten Zeit, des Sonntags, für die Bewahrung und Unterstützung des Lehrstandes in seinem rechtmäßigen Ansehen, der Kirchenstände und der denselben anvertrauten Kirchenzucht, so wie für Bekanntmachung heilsamer Gesetze und Verordnungen wider herrschende Laster und Ausschweifungen. Das vierte Mittel besteht darin, wenn die Regenten und Lehrer je länger, je mehr, mit Hochachtung der Religion und thätiger Ausübung derselben dem Volke vorleuchten. Das fünfte ist eine wahre Liebe und Eintracht unter den Lehrern, und vereinte stete Hinsicht derselben auf das, was des Herrn ist. Das sechste eine frühzeitige Hinweisung und Vorbereitung der, dem Lehramte gewidmeten Jünglinge auf die Wichtigkeit und die Geschäfte ihres künftigen Berufs. — Wenn vielleicht noch Eines und das Andre hätte hinzugesetzt werden können: so erkennt man gleichwohl auf jeder Seite, wie schon aus dem Angeführten zu schließen ist, den Gottesgelehrten, welcher mit

denjenigen, welcher sich unsern einzigen Meister genennt hat, dafür erkennt, und die Erreichung des großen Zwecks der Sendung desselben an seinem Theile zu beförden, ernstlich und mit Einsicht und Weisheit strebt. Die eigene Anschaffung dieser Rede wird keinen unsrer Leser gereuen. Gern wollten wir, um sie dazu viel gewisser zu vermögen, einige Stellen aus derselben hieher verpflanzen; aber die uns gesetzten Schranken verstatten dieses nicht. Wir bemerken nur noch, daß die Sprache des Verf. von den Eigenthümlichkeiten des Helvetischen Dialekts freyer ist, als diejenige vieler seiner Landsleute.

N.

2. Rechtsgelahrheit.

Fr. Christ. Wilhelm von Steck, Königl. Preuß. Geheimenraths, Abhandlung von dem Gemahl einer Königinn. Berlin, bey Voß, 1777. gr. 8. 40 S.

Es wird hier eine regierende Königinn verstanden, die schon vor ihrer Vermählung regiert; wenn diese ihren Gemahl nicht zum Mitregenten machen will, so kann sie wählen, wen sie will, einen Prinzen oder einen Bürger; außerdem hingegen müssen die Verfassungen beobachtet werden, die oft auch dahin gehen, daß eine solche Fürstinn keinen ausländischen Gemahl wählen kann; eine portugiesische Kronerbinn kann einen portugiesischen Edelmann, aber keinen ausländischen Herzog oder König zum Gemahl wählen. Franz II. König in Frankreich, war vorher Gemahl der Königinn Maria von Schottland, er wurde aber nicht mit der Reichskrone, sondern nur mit der Ehekrone (Matrimonial Crown, eine eigene neue damalige Erfindung,) gekrönt. Franz I. weiland Römischer Kayser glorw. And. war bey seiner Vermählung nicht Mitregente der östreichischen Staaten, er wurde es erst lange nachher 1740; aber nur dem Titul und dem Erzamte nach, nicht wirklich.

Die große und seltsame Königinn Christina sollte mit dem großen Churfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg vermählt werden, die Ausführung des Plans wurde durch die

Intriguen des Grafen von Schwarzenberg gehindert. Ob Schweden und die preußische Staaten abgesondert geblieben oder vereinigt worden wären? kann man nicht bestimmen. Alles läuft endlich auf folgende Bedingungen hinaus, daß die Vermählungstraktaten mit Einwilligung der Nation geschlossen, und die Theilnehmung des Gemahls an der Regierung genau bestimmt werde, um das Reich vor fremden Einflüssen und Verflechtungen zu bewahren und bey der Unabhängigkeit zu erhalten.

Alles ist mit der dem Verfasser eigenen Gelehrsamkeit und guten Schreibart ausgeführt.

Gm.

Joh. Christ. Ludw. Fresenius, Gräfl. Görzischen Raths und Consulentens, Meditationen für Rechtsgelehrte. Gießen, in der Kriegerischen Buchhandlung, 1776. 152 Seiten in 8.

Man findet hinter diesem Titel zwey Abhandlungen. Die erste enthält: praktische Bemerkungen über die Rechtsgutachten nebst Beyspielen. Der Verf. ist unzufrieden damit, daß die Juristenfakultäten in dem Falle, **wann eine P[illegible] they Stoff und praktische Anweisung zur Ausfü[illegible] rung einer Sache verlangt, und eine unpartheyisc[illegible] Nachricht, ob sie den Rechten nach ein glücklic[illegible] Ende nehmen könne oder nicht:** ihr statt begehrten [illegible] thes eine ordentliche Relation mit einem richterlich entscheid[illegible] den Votum über die Sache samt Zweifels- und Entscheidu[illegible] gründen schicken. Er glaubt, dieß sey unbillig, auch schä[illegible] Denn die Form des Responsum nöthige einen, meistens [illegible] Sache eine solche Wendung zu geben, daß der Fragende R[illegible] haben müsse. Wer also das Responsum erhalte, glaube [illegible] daß er Recht habe, und lasse sich in einen Proceß ein: [illegible] der am Ende verliert. Man sollte also vielmehr dem [illegible] den 1) Stoff, 2) praktische Anweisung zur Ausführu[illegible] Sache und 3) Nachricht geben, wie weit seine Sache ge[illegible] sey. Die Form eines Responsums sey auch dazu nicht sch[illegible] Nicht jeder Advokat könne das Responsum in eine gericht[illegible] Schrift umschmelzen. Zweifelsgründe sollte man weg[illegible] Denn die werde der Gegentheil schon machen. — [illegible]

Wahres ist an diesen Gedanken, aber auch nicht mehr als etwas. Wahr ist, daß bey vielen Juristen der Grundsatz angenommen ist: respondendum est pro quaerente, und daß die Fakultäten in einem Responsum eine Sache oft ganz anders ansehen und beurtheilen, als sie in einem Urtheil gethan haben würden. Aber das kommt nicht von der Form des Responsums, sondern daher, weil meistens ein Responsum gebraucht werden soll, um den Richter zu einem vortheilhaften Spruche zu determiniren, und daher die Fakultät, dem, der sie bezahlt, auch gern für sein Geld etwas geben will, das er brauchen kann. Auch wollen wir nicht läugnen, daß zuweilen die gewöhnliche Form der rechtlichen Gutachten nicht bequem ist, einer Parthey alles ordentlich zu sagen, was ihr zu wissen nöthig ist. Allein in den meisten Fällen ist es gar möglich und leicht. Geht es nicht an, nun so ist es ja erlaubt und gewöhnlich, ein Postscript anzuhängen, und darinn das übrige beyzubringen. Ein Responsum läßt sich übrigens so leicht in die Form einer gerichtlichen Schrift bringen, daß auch der elendeste Advokat dazu im Stande seyn muß.

Zweifelsgründe anzuhängen und sie aufzulösen, ist gar nicht überflüßig, sondern sehr nützlich. Hätte der V. in dem zweyten, zur Probe angehängten Gutachten, Zweifelsgründe gemacht, und sie alsdenn gründlich widerlegt: so wäre es für die Parthey lehrreicher und überzeugender gewesen, als so, da er ihr nur Scheingründe für eine offenbar ungerechte Meynung an Hand giebt, und am Ende bloß hinzusetzt, er halte indessen die gegentheilige Meynung für gegründeter und rathe also nicht zum Proceß. Das Argument: die Zweifelsgründe wird schon der Gegner machen, beweist nichts. Freylich wird er sie machen, und eben darum giebt man schon zum voraus dem Fragenden die Antwort an Hand. Aber, sagt der V., selten wird man dieselbigen finden, welche der Gegner machen wird. — Wahr ist, nicht alle wird man voraussehen. Antwort: wer das Factum und die Gesetze weiß, muß doch die wichtigsten Einwürfe vorauszusehen im Stande seyn.

Die zweyte Abhandlung war schon im J. 1773 gedruckt, und ist von uns angezeigt worden (A. d. Bibl. XXIV. B.). Hier ist sie sehr vermehrt und verbessert. Sie handelt von der **Rechtmäßigkeit der Nachsteuer.** Die Bonhöferischen Grundsätze, welche gerade auf einen asiatischen Despotismus hinführen, sind geprüft und kurz widerlegt. So viel Mühe sich der V. S. 116 u. ff. giebt, zu beweisen, daß das Vermögen,

das im Staate nicht erworben, sondern hineingebracht worden ist, dem Abzugsrecht nicht unterworfen sey: so scheinen uns seine Argumente doch noch immer nicht recht stringent. Billig ist die Meynung offenbar, aber wie stehts nach dem strengen Rechte?

Einen gewissen Ton sollte sich der V. abgewöhnen, der keinem Autor gut ansteht, und dem Leser höchst widerlich ist. Z. E. im **Vorbericht** heißt es: „Das Publikum darf nicht „fürchten, mit dergleichen Produkten überhäuft zu werden — „nein, meine Praxis, meine gelehrte Arbeiten, wovon es „schon verschiedene Gattungen kennet," (das seynsollende Heldengedicht **Nereis** in den abscheulichsten Hexametern wird doch der Verf. nicht dahin rechnen?) „und meine unersättliche „Lernbegierde untersagen es, und meine Grundsätze von der „Reife einer gelehrten Geburt widerrathen es." Und wie choquant ist gleich hinter dem Titel die Anzeige des Inhalts: „Vollständige Gedanken rc. **Ein Beweis von dem grossen Einfluß der Philosophie in die Rechtswissenschaft.**" Auch die Stelle S. 77 u. f. Ich will — stören, will uns gar nicht behagen.

T.

Zusätze zum dritten Theil des mosaischen Rechts von Joh. David Michaelis. Frankfurt am Mayn, bey Garbe, 1776.

Neben der Abhandlung von der Pferdezucht der Hebräer, die wir schon angezeigt haben, enthalten diese Zusätze, einige kleine Verbesserungen, die für die Besitzer der ersten Ausgabe besonders gedruckt worden sind.

X.

Ioh. Melch. Gottl. Beseke, de alienatione hereditatis ad explicandam leg. II. Dig. de hered. vel actione vend. et componendas clarissimorum ICtorum lites. Halae ad Sal. 1774. pp. 266. 8.

Durch besondere Umstände sind wir verhindert worden, diese schon fast zu alte Schrift unsern Lesern anzuzeigen; wir halten es aber, da sie die Aufmerksamkeit des juristischen Publikum

blikum allerdings verdient, für unsere Pflicht, sie noch jetzt nebst unserm Urtheil unsern Lesern bekannt zu machen. Hr. B. zeigt sich in dieser Schrift als einen Kenner der Gesetze und der guten Literatur, als einen Gelehrten, der selbst denkt, der aber, auch aus allzugroßer Begierde, etwas Neues zu sagen, auf Abwege geräth, die eine nicht genug geübte Beurtheilungskraft verrathen. Wir wollen unser Urtheil rechtfertigen, und zuvor die Ueberschriften der zehen Kapitel, in welche diese Schrift abgetheilt ist, anführen. I. de notione hereditatis. II. de notione heredis. III. de hereditatis acquisitione. IV. de hereditatis amissione. V. de alienatione iuris hereditarii ante aditam hereditatem. VI. de alienatione iuris hereditarii post aditam hereditatem. VII. de effectibus alienati iuris hereditarii ante aditam hereditatem. VIII. de effectibus alienati iuris hereditarii post aditam hereditatem. IX. de alienatione vniuersitatis rerum, quae in hereditate est, siue corporum hereditariorum. X. de effectibus alienatae substantiae hereditariae. Diesen zehn Kapiteln sind am Ende noch die Worte der leg. 2. D. de hered. vel act. vend. mit erläuternden Anmerkungen angehängt.

Der V. glaubt mit einer neuen Distinktion, an die bishero kein deutscher und kein römischer Rechtsgelehrter gedacht, die Lehre von Veräußerung der Erbschaft ganz aufzuklären, und damit die vielen bestrittenen Sätze in dieser Rechtslehre auf einmal in ein helles Licht zu setzen. Die Erbschaft kann nemlich betrachtet werden, entweder als vniuersitas iuris, in so fern sie ohne körperliche Dinge in bloßen Rechten besteht, oder als vniuersitas rerum, in so fern sie körperliche Dinge enthält. Nach diesem verschiedenen Betracht kann nun auch die Veräußerung der Erbschaft auf verschiedene Weise geschehen; etweder nemlich wird das Erbrecht (ius hereditarium) veräußert, oder die corpora hereditaria, die Erbschaft, als eine vniuersitas rerum; nur von diesem Fall reden die römischen und deutschen Rechtsgelehrten, an jenen scheinen sie gar nicht gedacht zu haben. Weder die Natur der Sache, noch irgend ein Gesetz, ist der Gültigkeit der Veräußerung des Erbrechts entgegen, und dieses kann eben so gut, als andere persönliche und dingliche Rechte, veräußert werden; so wie der Verstorbene seine Rechte und Verbindlichkeit auf den Erben, so kann sie auch der Erbe auf einen dritten übertragen. Nachdem also der V. die Einwendungen widerlegt hat, daß niemand anders, als durchs Gesetz oder Testament Erbe werden könne, daß, wer

die Erbschaft veräußere, die Erbschaft antrete, folglich Erbe seye, und nicht mehr aufhören könne, es zu seyn, daß in vniuersalibus der Kaufschilling in die Stelle der Sache selbst eintrete, so sagt er endlich ganz zuversichtlich: Ius hereditarium est ius, bona a defuncto relicta acquirendi; illud alienare est efficere, vt alter ius illud habeat, et ex meo nomine heres fiat, in defuncti locum succedat, et creditoribus hereditariis teneatur. Iam — promittat acquirens, se velle obligari, quod fit per aditionem, pro herede gestionem, immixtionem, quae causa quasi contractus a Iustiniano expresse approbata est; si porro non quicquam committatur, quo deterior fiat conditio creditorum, quaeso, amabo! quid obstet, quo minus talis alienatio iuris hereditarii fiat?

Nach dieser Meynung kann also das Erbrecht durch Mancipation, cessionem in iure, Verkauf, Schenkung, u. dgl. entweder vor, oder nach angetretener Erbschaft veräußert werden: in jenem Fall wird der neue Besitzer Universalnachfolger des Verstorbenen, tritt in alle dessen Rechte und Verbindlichkeiten ein, und die Gläubiger haben sich an ihn allein zu halten, wenn er nur die Erbschaft antritt, oder sich als E[rbe] aufführt, und fähig ist, des Verstorbenen Erbe zu seyn; [der] Verkäufer hört auf, Erbe zu seyn, und in Verbindung m[it] der Erbschaft und dem Verstorbenen zu stehen, und ist [den] Gläubigern gar nicht verbunden; der Käufer hingegen tritt in alle Rechte ein, welche der Veräußernde hatte, und erwirbt sich zwar noch nicht das Eigenthum der Erbschaftsstücke, sondern das Recht, sich durch Antretung die Erbschaft und alle Erbschaftsstücke zu erwerben, alle Vortheile gehen alsdenn auf ihn über, er kann also die Erbschaftsschuldner, und zwar mit actionibus directis, und die Besitzer der Erbschaftsstücke mit der Erbschaftsklage, oder rei vindicatione, belangen, und genießet das ius accrescendi, aber auch alle Verbindlichkeiten gehen auf ihn über, er kann daher auch von den Erbschaftsgläubigern, und von denen, welche Vermächtnisse, Fideicommisse u. dgl. zu fordern haben, belangt werden. Eben so kann nun nach des V. Meynung das Erbrecht auch nach angetretener Erbschaft veräußert werden; denn daß eine einmal angetretene Erbschaft nicht wieder ausgeschlagen werden kann, gehört nicht hieher, da im Fall der Veräußerung ein anderer an des Erben Stelle gesetzt wird, und die Regel: daß, wer einmal Erbe ist, nicht aufhören könne, es zu seyn, nur in einigen

gen Fällen Statt findet. Nun soll aber wieder ein Unterschied gemacht werden, ob der Veräußernde sein Erbrecht bereits ausgeübt habe, oder nicht? und im letztern Fall bloß auf das Erbrecht, im andern auf dieses, und die corpora hereditaria Bedacht genommen, und die vniuersitas iuris besonders betrachtet, und auf besondere Art, nemlich durch Cessian, veräußert werden. Auch diese Veräußerung nach angetretener Erbschaft hat die gleiche Wirkung mit der vorhergehenden, ausgenommen, daß der Käufer in dem Fall, da er eine vom Verkäufer angestellte Klage fortsetzt, nur actionem vtilem hat, und die Erbschaftsgläubiger nicht gezwungen werden können, vom Verkäufer abzugehen, und den Käufer zu belangen, wobey ihnen jedoch freygestellt ist, ob sie den Käufer oder den Verkäufer mit den actionibus directis belangen wollen.

Ganz anders soll es sich nun mit der Veräußerung der Erbschaft als vniuersitatis rerum verhalten, wodurch das Universaleigenthum derselben auf einen andern übergetragen wird, und welche nicht anders als nach angetretener Erbschaft geschehen kann, oder so, daß mit der Veräußerung sich der Verkäufer zugleich als Erben aufführt; durch diese wird der Käufer Eigenthümer, aber nicht Erbe; der Verkäufer bleibt Erbe, und hört auf Eigenthümer zu seyn, weil die vniuersitas iuris bey dem Verkäufer bleibt, die vniuersitas rerum aber auf den Verkäufer übergeht; der Verkäufer muß also hier die ganze vniuersitatem der Erbschaftsstücke übergeben, und kann hiezu mit der Klage aus dem Kaufcontract belangt werden, aber er allein genießet den Vortheil vom iure accrescendi, oder von der Substitution; auf den Käufer werden, ohne daß eine feyerliche Abtretung nöthig wäre, alle zur Zeit des Verkaufs vorhandene Rechte der Erbschaft übertragen, und er kann daher die Schuldner mit der Erbschaftsklage, rei vindicatione, oder der aus dem geschlossenen Contract entspringenden Klage belangen; hingegen gehen die Verbindlichkeiten der Erbschaft auf den Käufer nicht über, wenn er nicht durch eine besondere Stipulation sie auf sich genommen hat.

Dieß ist das System des Verfassers. Was wir davon halten? das: daß der neue Gedanke des Verf. unrichtig, die Veräußerung der Erbschaft vor deren Antretung, und überhaupt des Erbrechts ein Unding seye, das nach den Grundsätzen unserer Rechte nicht bestehen kann. Hier sind unsere Gründe. Ehe die Erbschaft angetreten ist, ist sie, und das Erbrecht durchaus noch nicht in bonis dessen, dem sie angefallen

fallen ist, wie der V. § 16 behaupten will; deswegen wird auch das Erbrecht vor der Antretung nicht auf die Erben des Erben transmittiret, l. vn. § 5. C. de coduc. toll. l. 3. l. 7. C. de iur. delib. deswegen kann der Schuldner zum Nachtheil seiner Gläubiger eine ihm angefallene noch nicht angetretene Erbschaft ausschlagen; ist aber kein Erbrecht in bonis des Erben, so kann er auch keines veräußern; das Recht, Erbe zu werden, giebt ihm noch kein Erbrecht (ius hereditarium), und vor der Antretung hat er nichts weiter; dieses Recht, Erbe zu werden, ist aber nicht in bonis, so wenig als z. E. das Recht, eine rem nullius in Besitz zu nehmen, und kann also nicht veräußert werden. Ferner kann niemand anders, als titulo vniuersali Erbe werden, nemlich durch die Erbfolge mit oder ohne Testament; man kann also nicht durch Kauf, Tausch, Schenkung u. dgl. Erbe werden, folglich auch dadurch nicht, wenn nur der, welchem die Erbschaft angefallen sein Erbrecht verkauft, und der Käufer wird also nie[illegible] successor iuris oder successor vniuersalis, so wenig als [illegible] welchem ein anderer sein ganzes Vermögen schenkte. [illegible] auch schon der V. sagt: quis enim dupondius tam in[illegible] est, vt nesciat, ius personale, ius ad rem, iura in re a[illegible]nari, cedi, donari vendique posse, so sind wir dieses [illegible]rum ungeachtet so frey, dieses zum Theil zu verneinen. [illegible] ein persönliches Recht, das nicht in bonis ist, kann nicht [illegible]äußert werden; ferner kann der, welcher ein persönliches [illegible] hat, es niemals ganz veräußern, sondern nur mittelst [illegible] Mandats abtreten, und einen andern zum Procuratore in rem suam machen; daß die persönliche Rechte vom Verst[illegible]nen auf den Erben kommen, beweiset nicht, daß sie a[illegible] auf einen andern übertragen könne; denn jenes gründet [illegible] die rechtliche Fiction, daß der Erbe eine Person mit dem [illegible]storbenen seye, welche bey demjenigen, der nur titulo singulari, z. E. eines Kaufs nachfolget, nicht Statt finden kann, und dieß ist der Grund, warum unsere römische Gesetzbücher de *hereditate* vel *actione* vendita zugleich handeln. Der Grundsatz, daß der, welcher einmal Erbe war, nicht aufhören könne, es zu seyn, ist im römischen Recht so fest gegründet, daß es niemals davon abweicht, und es ist also ganz wider den Geist der römischen Gesetze, daß das Erbrecht sollte nach angetretener Erbschaft veräußert werden können.

Kein Wunder ist es also, daß, da die Veräußerung des Erbrechts der Analogie des römischen Rechts zuwider ist, der-

selben

selben in den römischen Gesetzbüchern keine Meldung geschieht. Wenn sie möglich gewesen wäre, so würden gewiß unsere Herren Ulpiane u. s. w. denen keine Subtilität entwischte, sie nicht vergessen haben; und so wunderbar es in der Theorie lautet, daß die Erbschaft das einemal als vniuersitas iuris, das anderemal als vniuersitas rerum verkauft werden solle, so würde doch in der Praxis diese Distinction noch vielweniger taugen, da von den Contrahenten niemalen an dieselbe gedacht worden ist, oder gedacht werden wird, und sich bey dem Verkauf durchaus diese beyde Begriffe nicht auf diese Art trennen lassen.

Noch einige andere geringere Fehler, die uns aufgestoßen sind, z. E. wenn der V. beständig modos und titulos acquirendi § 49. 61 und 118. nemlich mancipationem, cessionem in iure, Verkauf, Schenkung u. dgl. in einander vermengt, wovon er den Irrthum leicht hätte bemerken können, da er selbst § 65 und 124 bey dem Verkauf eine Abtretung und Uebergabe erfordert; ganz unrichtig ist § 31 die Definition von Antretung der Erbschaft, als einer Handlung, da sich einer erklärt, daß er Eigenthümer der erbschaftlichen Dinge seyn wollē; es kann einer Eigenthümer der erbschaftlichen Dinge, und doch nicht Erbe, oder umgekehrt seyn, es ist also eben so unrichtig, wenn der V. acquisita corpora hereditaria und adita hereditas in einerley Sinn gebraucht. Daß § 33 sui heredes nach eingeführtem beneficio abstinendi, auf gleiche Art wie auswärtige Erben nach eingeführtem beneficio deliberandi die Erbschaft erwerben, ist unrichtig, da jene immer noch sui heredes ipso iure bleiben, und durch jene Rechtswohlthat nur die Eigenschaft des necessarii, nicht aber des sui heredis, aufgehoben worden. Die Söhne der Römer als Notherben waren nicht nur eben so schlimm, wie der V. § 30 sagt, sondern schlimmer gehalten, als die Sklaven, denn diese waren über die Kräfte der Erbschaft den Gläubigern nicht verbunden. § 1. D. de hered. qual. et diff. Ganz falsch ist es, wenn der V. § 26 behauptet, Justinian habe verordnet, daß der antretende Erbe gleichsam aus einem Contract den Gläubigern verbunden seye; nur von den Legatarien u. s. w. nicht aber von den Gläubigern hat er dieses verordnet, welchen der Erbe aus der gleichen Verbindlichkeit mit dem Verstorbenen, als dessen Person vorstellend, verbunden ist. rc. Wir erkennen übrigens, daß der V. in Ansehung der Schreibart und Deutlichkeit seines Vortrags Talente zu einem hoffnungs-

nungsvollen Schriftsteller besitzt. Aber noch zur Zeit sind sie nicht reif genug. Ingenium, nondum vsu et lectione bona satis subactum.

Pm.

Io. Lud. Ern. Püttmanni, Antecessoris Lipsiensis, de Feudo fiduciario Diatriba. Accedit *Iosephi Aurelii de Ianuario*, ICti Neapolitani, de Iure Feudali Oratio. Lipsiae, apud Müllerum, 1767. 96 Seiten. 8.

Das anvertrauete Lehn, wovon die meisten unsrer Lehnrechtslehrer ganz schweigen, und Schilter und Mascov nicht fehlerfrey sind, ist nach dem Hrn. D. P. ein solches Lehn, das dem Vasallen unter der Bedingung gegeben wird, daß es der Lehnsherr, zu einer bestimmten Zeit, oder wenn es ihm gefällt, ohne Entgeld, oder um ein gewi Geld, oder ein andres Gut, wie es verabredet worden, der fodern könne. Der Ursprung dieses Lehns ist unstreitig die Zeiten zu setzen, da die Obereigenthumsherren nicht m nach eignem Gefallen den Vasallen ihre Lehne wieder nehmen konnten: und weil heut zu Tage alle Lehne der Regel bey dem Lehnsmanne und dessen Mannsstamm bleiben, anvertraute Lehn hingegen in Ansehung der hinzugefügten dingung, daß es wieder gefodert werden könne, von der Natur der übrigen Lehne abweicht; so zählt es der Hr. D. diesem Grunde zu den uneigentlichen Lehnen. Weiter worinn das wiedergebliche Lehn (feudum reddibile) und das Pfandlehn von dem anvertraueten unterschieden seyn; erörtert sodann die verschiednen Rechtsfragen, die in Ansehung dieses Lehns vorkommen können; rückt, als ein merkwürdiges Beyspiel, aus Sam. Guichenon Histoire genealogique de la Royale Maison de Savoye einen Belehnungsbrief K. Heinrichs VII. ein, worinn dem Grafen Amadeus V. von Savoyen, die Grafschaft Asti als ein solches Lehn verliehen wird; und glaubt endlich, daß auch noch, wenn gleich keine Exempel mehr anzutreffen seyn sollten, von solchen Lehnen könne Gebrauch gemacht werden. Der neue Abdruck der lesenswürdigen und bey uns seltnen Rede des Januario von 1754, die der Feudalverfassung und dem Lehnrechte das Wort redet, wird, da auch kürzlich noch die Lehne an dem Verfasser der

Incon-

Inconveniens des droits féodaux (Paris 1776) einen Gegner gefunden haben, den Liebhabern des Lehnrechts nicht unangenehm seyn.

Pl.

J. J. Mosers nochmals befestigte Verbindung der Evangelischen R. G. Beysitzer an die Schlüsse des Corporis Evangelicorum; oder: Anmerkungen über eine zum Vorschein gekommene Replik rc. Frf. und Leipzig 1777. 9½ Bogen. 4.

Als ein Wort zu seiner Zeit gesprochen, schrieb dieser verdiente Greis im J. 1775. eine Abhandlung, „von der Verbin„dung der Evangelischen Reichsgerichtsbeysitzere an die Schlüße „des Corporis Evangelicorum," die theils einzeln zu Stuttgard in 4. abgedruckt, theils nachher in der Abhandlung verschiedener Rechtsmaterien 3 Bande eingerückt worden ist. Die ganze Sache läuft auf den Beweis und die Anwendung folgenden Satzes hinaus: „daß in Sachen, die das „beyderseitige Interesse der verschiedenen Religionspartheyen „im Reiche betreffen, worinne diese sich zwar einer gesetzlichen „Bestimmung im W. Fr. verglichen hätten, nachher aber über „deren Erklärung in zwo ganz verschiedene Meynungen solcher„gestalten zerfallen wären, daß, nach Maßgab der ausdrückli„chen Worte des W. Fr. J. darüber zwischen beyden Religions„partheyen ein Vergleich aufs neue errichtet werden müßte, — „daß so lang und bis dahin die Evangelischen Reichsgerichts„beysitzere in ihrem Amte sich derjenigen Meynung gemäß zu „verhalten verbunden wären, welche das gesammte Corpus „Euangelicorum, als die eine der paciscirenden Partheyen „unter den Ständen einstweilen bis auf erfolgten gütlichen „Vergleich als seine Meynung angenommen hätte." — So einleuchtend die zur Befestigung dieses Satzes aufgestellten Beweisgründe, und so angemessen sie dem wahren Verhältnisse sowohl beyder Religionspartheyen im Reiche unter sich, als auch beyder Reichsgerichte, vornehmlich des Kammergerichts gegen das Reich sind, so ließen sich ja doch wohl gegen die angeführten Beweisthümer hie und da einige Zweifel erregen, und gegen den Satz selbst zur Unterstützung des gegenseitigen manche scheinbare Gründe darbringen. Aber nur der

Mann,

Mann, den hierinn Moser zum Gegner gefunden hat, durfte es nicht seyn, wenn anders das Publikum von dem Streite einen Nutzen haben sollte, und all sein gegen die Moserische Schrift zusammen gestoppelter Unsinn war wohl nicht des Lesens, geschweige noch einer eigenen Widerlegung werth. Dem ungeachtet hat doch unser würdiger Greis, vielleicht um der Schwachen willen, deren weitere Belehrung um vieler andern Verhältnisse willen, worin sie hie und da stehen, zum wenigsten ihm für seine Person nicht gleichgültig seyn dürfte, — eben darum um so vielmehr sich die Mühe genommen, in einer eigenen Schrift und öffentlich die von seinem Gegner dem evangelischen Corpus der Stände mit der größten Frechheit aufgebürdeten Beschuldigungen zu rügen, den ihm selbst unverschämter Weise angedichteten falschen und unsinnigen Meynungen zu widersprechen, alle die übrigen elenden Sophistereyen in ihrer wahren Gestalt darzustellen, und endlich die hin und wieder eingestreuten Drohungen mit dem vollen Bewußtseyn seiner Unschuld zu verachten. „Was die eingeflossenen Drohungen anbelangt, sagt der Hr. Verf., zum „Beschluß seiner Schrift, so ist mein Charakter: Fürchte Gott! „Ehre den Kayser! Thue recht, und scheue dabey Niemand, „auch den Reichsfiscal nicht! Und wie ich von allen großen „Herrn (sie seyen wes Standes oder Religion sie wollen,) „nichts suche, von ihnen nichts hoffe, und nichts von ihn „erbettele; also fürchte ich mich auch hinwiederum vor ni[illegible] „Dixi.“

So bewandten Umständen nach enthält also diese Moserische Schrift zwar für den Gegner eine verdiente Ab[illegible]gung; aber für das Publikum in der Hauptsache keine [illegible] Aufklärung. Dagegen wurde Recens. S. 68. durch eine unerwartete Anmerkung überrascht, die, ob sie gleich [illegible] mittelbar zur streitigen Hauptfrage gehört, darum [illegible] nichts weniger erheblich ist, ja allerdings von der g[illegible] den beträchtlichsten Umstand betrifft, und u[illegible] des Hrn. Verf. Worten vorgelegt zu werden verdient. „[illegible] „hat es von jeher gewußt und geglaubt und erfahren, [illegible] „Beysitzer derer höchsten Reichsgerichte nicht alle gleich [illegible] „schaffene Männer seyen, und die letztere Visitatio[illegible] „gen, des Juden Nathans Verehrungsliste, und was [illegible] „noch erst Anno 1776 nach bereits zerschlagener Visitation zugetragen hat, belehret, daß es auf beyden Religionstheilen auch Männer gebe, denen

„nicht

„nicht zu trauen ist, ja, deren man sich, als fal-
„scher und schlechter Brüder zu schämen hat.“

Dieß ist freylich ein Umstand, der dem ganzen Reiche so wenig als dem Kammergerichte gleichgültig seyn kann, und allem Vermuthen nach einen neuen und ziemlich ernsthaften Schriftwechsel nach sich ziehen wird.

Ob.

Gemeinnützige juristische Beobachtungen und Rechtsfälle. Von den Verfassern der neuesten juristischen Literatur. Erster Band. Frankf. und Leipzig, in der Felßeckerischen Buchhandlung. 1777. 246. S. 8.

Der Stücke sind 26, von unterschiedlichem Inhalt und Werth, freylich keine Beobachtungen von Pufendorfischem, noch Rechtsfälle von Pütterischem Gehalt, weit nicht von solchem Gehalt; aber in einem guten, nicht schleppenden, auch nicht floskulirenden Stil geschrieben.

An einzelnen Stücken wäre manches auszusetzen. Wir können uns aber unmöglich ins Detail einlassen. Doch etwas zur Rechtfertigung dieser Anmerkung wollen wir hersetzen. — 1 Stück. „Von der zweckmäßigen Zeitanwendung eines Juri-
„sten, unmittelbar nach den Universitätsjahren.“ Sehr launigt spricht Hr. Elsässer von dem neuen Herrn Doctor, und wie unschicklich er behandelt werde, nachdem er kaum seine Inaugural-Streitschrift den höchsten und hohen Gönnern zu Füßen gelegt habe. Die unschickliche Behandlung soll darin bestehen, daß man ihn zu frühzeitig in das Chaos der praktischen Geschäfte hineinstürzt. Nach Hrn. E. Vorschlage sollte man das erste Vierteljahr auf Visiten und Familien-Reisen, das zweyte auf die Wiederholung derjenigen Theile der Rechtswissenschaft, über die er Vorlesungen gehört hat, und sodann auf die Bearbeitung des einheimischen Rechts ordentlicher Weise ein halb Jahr, zur Vorbereitung in die Praxis aber noch ein Vierteljahr passiren lassen.

Allein vorausgesetzt, daß Visiten und Familien-Reisen nicht in den Plan gehören, daß weder ein ganzes Vierteljahr, nach gerade nur ein, nur das erste Vierteljahr darzu verwendet werden müsse; vorausgesetzt, daß die Wiederholung der akademischen Vorlesungen eine Sache der Studenten ist, und

daß sie zwar auch nach den Universitätsjahren, aber neben andern Geschäften füglich geschehen kann; vorausgesetzt, daß die Bearbeitung des vaterländischen Rechts für einen Mann, der seinem Vaterlande dienen will, so unentbehrlich ist, daß er noch auf der Universität wenigstens in dem letzten halben Jahre sich darin umsehen kann, und daß auf den meisten Universitäten dazu eine Gelegenheit sey, die man durchaus nicht versäumen solle; vorausgesetzt endlich, daß die Fähigkeiten und Glücksumstände der neuen Juristen so verschieden seyn, daß sich durchaus nicht ein allgemeiner zuverlässiger Plan machen läßt: sehen wir in der That nicht, was der junge Herr Doctor in Absicht auf die Praxis bey Hrn. E. Vorschlägen gewinnen würde. Nach Verfluß eines Jahres wäre ihm die Praxis noch immer so neu, als gerade nach den Universitätsjahren. Unser Vorschlag wäre vielmehr bloß dieser: Setzet den jungen Mann nicht gleich im ersten Jahre in ein Amt, leitet ihn aber, so viel es seyn kann, in Geschäffte ein, und gebet ihm dazu einen Führer von Kenntniß und Erfahrung, so gut ihr einen haben könnt. — Daß er dabey noch immer studiren solle, schließen wir so gar nicht aus, daß wir ihm vielmehr nicht ein Jahr nur, sondern — seine ganze Lebenszeit darzu aussetzen, ihm immer einprägen würden, er solle sich ja nie bereden lassen, daß er genug wisse.

II St. „Von Bestimmung des Zeitraums, „Benennung Jahr und Tag, oder Jahr und T[illegible] m „schließt" — Wir waren sehr begierig, diese A[illegible] a lesen, und Hr. Elsässer, der auch hievon Verfasser i[illegible], unsere Begierde im Eingange noch reger zu machen; der Folge nicht im mindesten — zu sättigen, ob es s[illegible] heißt: „Sollten wir die durch den Gerichtsgebrauch b[illegible] „Uebertragung der Lehensbestimmung auf Allodialfälle [illegible] „nen nicht ganz genehmigen wollen: so müssen wir [illegible] „daß die gegenwärtige Lehre überhaupt noch nicht [illegible] „wickelt ist, und uns damit begnügen, daß wie d[illegible] „maßen, und bis über den Gegenstand mehr Licht [illegible] „tet ist, festen Fuß gefaßt haben." — Herrn E. Meynung nach, bedeute nehmlich Jahr und Tag, ein Jahr und vier Wochen. Dies ist nun gerade Wernhers Meynung, und das ganze wesentliche Verdienst des Hrn. E. hiebey bestehet in weiter nichts, als daß er das, was Wiesand in dem juristischen Handbuche S. 588 hat, nützet. Denn Wernher hat keinen Beweis, als 1. feud. 22. und diesen Text hat Hr. E. auch.

auch. Wiesand aber spricht zwar auch von einem Jahr und vier Wochen; aber ohne den mindesten Beweis. — Billig wundern wir uns daher, daß Hr. E. einer solchen Meynung so ohne alle Prüfung beypflichtet. In Ansehung des Lehenrechts lassen wir daher die Regel passiren. Aber sie ohne den mindesten Beweis zu einer allgemeinen Regel des deutschen Rechts zu machen, und dies zu behaupten, im Durchschnitt dürfe man keck einen Monath festsetzen; diejenigen Statuten aber, so mehr oder weniger Zeit bestimmen, als Ausnahmen erklären, dies alles hätten wir von einem scharfsinnigen Beobachter nicht erwartet, von einem Schriftsteller, der nicht ein einiges deutsches Statut von dieser Bestimmung anzuführen vermochte, der vielmehr selbst bemerkt hatte, daß Jahr und Tag nach sächsischen Rechten 1 Jahr, 6 Wochen, 3 Tage, nach Ottendorfischen Statuten 1 Jahr, 4 Wochen, drey Tage, nach Würtembergischen, Tyrolischen und Lübeckischen Rechten aber nur ein Jahr und einen Tag bedeute. Alles, was man nach diesen Beyspielen abstrahiren kann, besteht darinne, daß Jahr und Tag bald, und zwar meistens Jahr, und Tag, bald aber eine größere Zeit bedeute. Mehr Licht wird über diese Materie nicht verbreitet werden können. Was brauchts aber auch? und was ist vernünftiger, als daß Jahr und Tag so oft und so lange Jahr und Tag bedeute, als kein Gesetz es anders bestimmt? — Wir bitten die V. angelegentlich, künftig mehr zu prüfen und mehr zu wählen, auch ja nicht zu glauben, daß es genug sey, wenn sie alltägliche, längst gesagte, aber nicht reiflich genug gedachte Sachen, bloß in einem neuen Rocke aufstellen. —

Mathäus von Normanns, vormals Fürstlichen Landvogts auf Rügen, Wendisch-Rügianischer Landgebrauch. Aus verschiedenen Handschriften berichtiget, und herausgegeben von Thom. Heinr. Gadebusch. — Stralsund und Leipzig, 1777. 400 S. und 23 S. Vorrede in 4.

Herr G. ertheilet in der Vorrede Nachricht von der Entstehung dieser privat Sammlung, und von dem Anlaß gegenwärtigen Abdrucks. Schon vor mehr als vierzig Jahren gieng man damit um, diesen Landgebrauch zu berichtigen,

und zu einem öffentlichen Gesetzbuche zu erheben. Die Sache wurde angegriffen, weit, aber nicht zu Ende gebracht. Der Hr. Verf. bemerkt zwo Schwierigkeiten hiebey, 1) die Berichtigung und Wiederherstellung des alten Textes, 2) die Bestimmung dessen, was daraus noch itzt brauchbar seyn könne.

Das erste, als ein privat Geschäfte, nahm der Hr. V. freywillig auf sich. Er verglich zwölf Handschriften, und den Dreyerischen Abdruck, und brachte so gegenwärtigen zu Stande. Die Varianten hat er nicht beygedruckt, aus bewegenden Ursachen, wie er sagt, ohne sie weiter zu benennen. Es läßt sich daher auch nicht bestimmen, in wie weit er aus mehrern Lesarten gut gewählt habe. Statt der Varianten giebt er aber eine genaue Nachricht von den Handschriften, deren er sich bedienet hat. Seine Absicht bey dieser ganzen Arbeit ist sehr patriotisch, und auch für den bloßen Gelehrten ein schätzbares Geschenk, nicht eben nur um der Spuren des sächsischen Rechts willen allein; sondern auch um der oft sehr sonderbaren Wendischen und Rügischen Gesetze willen: denn ein scharfsinniger Beobachter kann sowohl in der innerlichen Geschichte der Nation als auch der menschlichen Einsichten und Charaktere, solche Denkmale nutzen, und zur Erweiterung der gesetzgeberischen Rechtsgelahrheit tragen sie ohnehin bey.

Nun kommt es 2) nur noch darauf an, daß die Landesobrigkeit bestimme, was gelten oder nicht gelten solle. — Denn Rügen ohne ein sicheres autorisirtes Gesetzbuch! — Wie muß da der gewissenhafteste Richter oft in Ungewißheit seyn, was er für Recht erkennen solle? Wie gar nicht kann da der Unterthan wissen, wo er Recht oder Unrecht habe? Ist es nun noch möglich, daß es gewissenlose Richter und Partheyen geben kann: — nun so wird man die Justiz in Rügen gewiß bedauern, den Justizzustand Deutschlands, oder wenigstens der meisten Provinzen, vor ungefähr vierhundert Jahren hier nach dem Leben haben kennen lernen können, — und Gustav sollte nicht diesem schwankenden Justizwesen abhelfen, wenn er es wüßte? —

Herr G. ist der Meynung, die Bestimmung des Brauchbaren könne so schwer nicht seyn, wenn das Landgerichts-Archiv dabey zu Rathe gezogen, und aus den verhandelten Acten angemerkt würde, welche Fälle durch den ungezweifelten Gerichtsbrauch nach jener Sammlung entschieden worden seyen. — Allein welche ungeheure Arbeit wäre dieß an sich? darnach welch ein Vortheil? — Denn der Gerichtsbrauch wird eben

so

so schwankend und ungewiß seyn. Nimmermehr wird auf diesem Wege was herauskommen. — Wie leicht wäre aber die Sache, wenn man, wo der Gerichtsbrauch nicht notorisch, einförmig und vernünftig wäre, sich auch nicht um dessen weitere Auffindung bekümmerte, sondern eben nach der gesunden Vernunft verordnete, was gelten und nicht gelten solle? —

Walchs — vermischte Beyträge zum deutschen Recht. Eilfter Theil. Jena, bey Gollnern. 1777.

I) Alte Ilmische Statuten vom J. 1350. II) Ilmisches Diplomatarium. III) Hamburgisches Stadtrecht vom J. 1497. IV) Statuten der Stadt Alstedt vom J. 1565. V) Stadtrecht der Stadt Winterberg in der Grafschaft Spanheim, 1331. VI) Gesetze der eilf Aemter-Freunde zu Osnabrück. VII) Naumburgische Statuten, nebst einer Sammlung zu deren Erläuterung erlassenen Rescripten, wie auch eingeholten Urthel und rechtlichen Gutachten. Der Werth dieser Sammlung ist schon so bekannt, daß wir kein Wort weiter davon sagen dörfen.

Hk.

---

3. Arzneygelahrheit.

De Natura Cholericorum, siue de Vita, sanitate, forma, morbis, moribus et morte illorum, quibus temperamentum cholericum tribui solet, Commentatio. Vienn. 1776. 8. Graeffer.

Trauriges Recensentengeschäffte! Zuweilen in der Nothwendigkeit zu seyn, ganz einsam durch eine unabsehliche Wüste reisen zu müssen, wo man auf dem ganzen Wege nicht die geringste lächelnde ermunternde Aussicht, nicht einen einzigen blühenden Baum findet, sondern lauter Heyde, sumpfiges Moos, und aufhaltenden Sand, das alles durch den düstern Himmel noch unausstehlicher wird. Wenn man wie ein Postillon nun gar verbunden wäre, immer dieselbe Station zu reisen, und nicht zuweilen in eine heitere Gegend käme,

wie würde man da noch Gefühl behalten, oder seinen Verbindungen getreu bleiben? Hat der Leser Geduld genug, uns auf unsrer dießmaligen Reise zu begleiten, so wird er sich von der Rechtmäßigkeit jener Klagen überzeugen. Des Menschen Gestalt mit Thieren zu vergleichen, ist schon seit Aristoteles bekannt, *I. B. Portae* und *I. ab Indagine*, auch Arnd's Zeugniß nicht anzuführen, man müsse daher dem V. auch nicht verdenken, daß er die Cholerischen mit Löwen, Adlern ꝛc. vergleiche. **Lavaters** Freunde wird es doch vielleicht interessiren, wenn wir ihnen nach unserm V. entdecken, daß aus den römischen Münzen von **Spanheim**, **Golz** ꝛc. gesammlet, deutlich erhelle, wie **Julius Cäsar** ein Adlergesicht, **Tiberius** das von einem Drachen, und **Caligula** das von einer Ziege habe; die Leute zu Rom wußten dieß auch so gut, und lachten so laut darüber, daß nach **Svetonius** die Todesstrafe von dem Kayser darauf gesetzet wurde, in seiner Gegenwart eine Ziege zu nennen. So ist auch noch jetzt einer der angesehensten und vornehmsten Herren S. XIV. so sehr einem Pferde ähnlich, daß alle Augenzeugen darinn übereinkommen; eben derselbe zeige aber auch in seinen Geschäfften Heldenmuth, und unermüdetes Betragen, sein Vaterland glücklich zu machen. Da in dem Körper des Menschen nichts liege, das ihn von andern unterscheide, wir auch von der Gegenwart eines vernünftigen Geistes nichts gewisses bestimmen können, S. 11, so sey es sehr schwer, auch nur einmal eine Beschreibung von einem Menschen zu machen. Inzwischen herrsche unter den Thieren, die man Menschen nennet, ein so großer Unterschied, daß kein einziger dem andern ähnlich sey, wahrscheinlich deswegen, weil sie, nach verlornem Ebenbilde Gottes, zur Strafe verschiednen andern Thieren ähnlich geworden. Der Grund dieses so großen Unterschiedes aber liege in den flüßigen Theilen, besonders im rothen Blute, und daher haben die Naturforscher auch ein eignes Gemisch von Säften, oder Temperament dem Menschen beygelegt. Hier werden nun die Bestandtheile des Blutes auf 5 Seiten chymisch untersucht, da Säure, Alcali, Schwefel und Erde den Grund von allen Temperamenten ausmachet, und erkläret wird, was z. E. ein phlegmatisches Temperament sey, grade als wenn der Verf. in einem gläsernen Gefäße eins zum andern mischte, und seinen Lesern sagte: nun werden Sie sehen, wie sich Oel und Erde vermischet, wie die wässerigten Theile ꝛc. Doch unsere Leser erlauben uns hier erst ein wenig auszuruhen. Wie kann man so

was

was im achtzehnten Jahrhunderte noch ausstehen, wenn man von Hewson das geringste gelesen hat? Aber der Leser hat sich nun einmal mit uns auf die Reise begeben, und muß mit uns aushalten. — Der hat also ein cholerisches Temperament, dessen Blut aus Salz und vielem Schwefel bestehet, doch so, daß mehr Alcali als Säure darinn steckt, mit vieler, aber leichter Erde, aber wenig wässerigten Theilen; dieß Blut wird jedoch bequem in den Blutgefäßen behalten und bewegt. Wovon das nun komme, daß Leute bey einerley Nahrung verschieden Blut erzeugen? das ist ja leicht zu begreifen, aus dem verschiednen Durchschnitte der Milchgefäße — und eben diese Milchgefäße enthalten auch den Grund der Gesundheit, S. 31, Krankheiten und Sitten, wie der Verf. nächstens gedruckt beweisen wird. Die Bestandtheile des Blutes, der Lebensgeister, des Speichels, der Galle, und aller möglichen andern Säfte werden ferner auf eben dieselbe Art erkläret, demonstriret. Der Saame kommt z. E. vom Zuflusse der Lebensgeister in Gährung, S. 50. Aber das Interessanteste und Unterhaltende des ganzen Werks, wovon $\frac{7}{8}$ desselben angefüllt sind, ist das Folgende, dazu wir uns des Lesers ganze Aufmerksamkeit erbitten müssen. Der Mensch cholerischer Natur hat entweder mit einem Löwen, mit einem Bock, mit einem Adler, mit einem Hahn oder Drachen eine Aehnlichkeit, und auf diese fünf Classen kann man alle cholerische Leute bringen, deren Handlungen nun auch nach diesen verschiedenen Characteren untersucht werden. Wir wollen doch zu des Lesers Erbauung die Hahnenart verfolgen, weil sich von dieser auf die übrigen folgern lässet, und wir dadurch zugleich den sichersten Beweis von unsrer Gewissenhaftigkeit ablegen können, mit der wir bis hieher noch immer genau nachsuchten, ob denn nicht in dem 304 Seiten starken und eng gedruckten Buche ein Funke von gesundem Menschenverstande, — von nützlicher Beobachtung zu finden seyn sollte. Diese Art Leute, heißt es S. 84, die den Hahnen ähnlich sind, treiben also auch öfterer den Beyschlaf ꝛc. „*Gallum* si spectes, videbis „laute eum, si fieri potest, viuere, mensamque splendide „ornatam, et conuiuarum corona cinctam omnibus votis „expetere. Solus edens paucis contentus est, sobrius„que manet, neque singulares vnquam cibos quaeritat, „omnes perinde habens; at mensae socios nactus laetatur, „atque hunc imprimis cibum habens, quem ipse dulcem „iucundumque existimat. Qua in re imitatur gallum gal-

„linaceum, qui reperto pabulo suauiter affici non solet,
„nisi habeat, quos glocitando conuocet, suarumque opum
„participes reddat gallinas. Hoc familiari conuictu sae-
„pius euenit, vt longius mora conuiuii producatur, ser-
„monesque perpetui ab hospite liberali habeantur; cuius-
„modi fabulis quam cito absumatur tempus, facile est ad
„intelligendum. Huc accedit iocorum amoenitas cantus-
„que poculis mixtus, cum facetiis et risu: ordinem ser-
„uat gallus in capiendis cibis accuratissimum, vtiturque iis,
„qualescunque sint: frigidos modo sibi reseruat, et in
„deliciis habet, nec alios quam recte praeparatos mundos-
„que apponit. Ob saliuae defectus resarciendos identi-
„dem bibit; sed parum vno haustu.“ Nun noch ein Stück-
lein von der Drachenart: „Venio denique ad eum, qui
„*draconis* nos terret similitudine; quod genus vbi ad
„mensam accesserit, graui vultu, ac subtristi taciturnoque
„ore assidet.“ Wenn den Leser nicht noch das gute Latein
des V. ein wenig amusiret hat, so wird er gewiß schon ohe!
iam satis est, gedacht haben. Aber dieß ist bey weiten noch
das erträglichste Stück des ganzen Werks, wenn wir den Leser
mit der anatomischen und chymischen Kenntniß des V. unter-
halten dürften, und ihm z. E. sagen: „daß die alcalischen und
„öligten Theile des Saamens sehr leicht wieder aus dem Blute
„abgesondert werden,“ S. 115, und daß zur Erhaltung ihrer
Gesundheit sich solche Leute z. E. bemühen müssen, daß die
alcalischen Theilgen mit den öligten und geistigen
nicht zu sehr die übrigen überwiegen, S. 121, sie
sich der Reinigkeit befleißigen müssen, oft die Wä-
sche ändern ꝛc. in Speisen alles vermeiden, was
die Auflösung des Schwefels und Oels hindert —
wenn ein solcher durch Affect gelitten, sogleich Was-
ser lassen und zu Stuhle gehen müssen, wenn wir hie-
zu vollends die Theorie des V. hersetzen dürften, und das schö-
ne Detail von Excretionen, vom Beyschlafe in seiner ganzen
Länge ausschreiben, die Lieblingshypothese des Verf. von den
Milchgefäßen und ihren Oeffnungen ganz aus einander se-
ten — dann würde man erst sagen können, daß der V. mehr
Mitleiden als Tadel verdiene, seine Sprachkenntniß auf eine
so unnütze Art verschwendet zu haben. Ueberhaupt wäre der
Rec. sehr geneigt, die ganze Schrift, wenn sich nicht einige
moderne Ausdrücke darinn befänden, für ein Product des vo-
rigen Jahrhunderts zu halten. Kd.

Disser-

Dissertatio Medico-forensis, an deligatio funiculi vmbilicalis in neonatis absolute necessaria sit, Auctore *Philippo Fischer*. Ingolstadt, bey Lutzenberger, Universitätsbuchdrucker. 4. 38 S.

Es ist zwar gegen unsre Gewohnheit, von Inauguralschriften eine Anzeige zu machen. Der Inhalt der gegenwärtigen betrifft aber eine Sache, woran der Menschheit gelegen ist, und welche hier sehr ausführlich und gründlich behandelt ist. Es mag also der Mühe werth seyn, durch einigen Auszug die Aufmerksamkeit der Richter und Aerzte rege zu machen.

Es ist hier die Frage nicht, ob es heilsam seye, die Nabelschnur zu unterbinden, da auch wilde Nationen, nach Aussage der Reisenden, eine Art von Unterbindung im Gebrauche haben. Es fragt sich nur, was für eine Schuld vor Gericht auf jene Mutter falle, welche ungeschickt im Unterbinden war, oder selbiges etwa gar vernachlässiget hat.

Der Verf. führet hier eine Menge Observationen für und wider die Unterbindung an. Er beschreibet die Verrichtungen der Natur in Ernährung und Bildung des Embrio's. Er erzählet gewisse Umstände, unter welchen eine Verblutung aus der Nabelschnur erfolgen könne, nämlich, wenn sie zu bald abgelöset wird, wo die Pulsadern noch schlagen, wenn durch Wickeln oder auf eine andere Art die Brust zusammengedrückt wird, wo das Blut wieder aufs neue den Weg durch die Nabelschnur suchen kann, u. s. w. Vielmal kann einige Verblutung für eine Aderlaß gelten, besonders wenn der Kindskopf lang innen gestanden hat, und blauroth oder in einem schlagflußartigen Zustande ist.

Nun werden noch genauere und neuere Beobachtungen angeführet, daß nicht immer Verblutungen aus versäumter Unterbindung folgen. Es wird endlich der Schluß gemacht, daß die Unterbindung mehr prouisorie als legaliter geboten seye. Hundert Kinder sind aus Erstickung, oder anderer Gewaltthätigkeit gestorben, wo man fälschlich die vernachlässigte Unterbindung anklaget.

Herr Fischer giebt daher S. 36 schöne und genaue Regeln, worauf Aerzte bey Oeffnung eines todten Kindes zu sehen haben, wenn das Visum repertum genau genug und richtig ausfallen solle. Man findet also durchaus, daß diese Schrift lesenswerth seye.

Der patriotische Landbader, oder kurze Abhandlung von den verderblichen Früchten der Wollust und Geilheit, sammt der besten Kurart der venerischen Krankheit unter dem Landvolke. München 1777 bey Vöttern gedruckt. 8. 228 Seiten.

Unter dem Haufen gemeinnütziger medicinischer Schriften, die einige Zeit her zum Vorscheine kommen, wird wohl gegenwärtige Abhandlung eine der nützlichsten seyn. Ein erfahrner Mann ertheilet hier unter der Maske eines Dorfbaders seinen Mitbrüdern practischen Unterricht, wie sie jede einzelne venerische Krankheit und die Lustseuche im Ganzen auf [illegible] währteste und leichteste Art behandeln sollen. Er handelt erst vom Tripper und vom weißen Flusse, beschreibt dessen [illegible] zeichen und die stufenweise Heilart, wogegen von Dorf[illegible] und andern so oft gesündiget und großes Unheil angerichtet [illegible] Nun kömmt er zur Geschwulst der Hoden, lehret die Zeit [illegible] Art wenn man sie vertheilen, vereytern oder abschneiden [illegible] Die venerischen Leistenbeule oder Paucken werden in frische [illegible] veraltete abgetheilet. Es wird die Zertheilung und Vere[illegible] rung gezeiget, und ihre Behandlung, wenn sie scirrhös [illegible] krebsartig geworden sind. Im vierten Abschnitte han[illegible] von Phimosis und Paraphimosis. Man muß hier anme[illegible] daß die Vorhaut sich auch ohne venerische Ansteckung ent[illegible] könne. Ein junger Kaufmann mußte sich an seiner Br[illegible] eine Jungfer war, so abarbeiten, daß sich die Vorhaut [illegible] dete und einen spanischen Kragen bildete. Der [illegible] junge Arzt hielt dieses für eine venerische Ansteckung. [illegible] junge Mann schickte seine neue Frau ihren Aeltern [illegible] mit Vermelden, daß er bey ihr rar angekommen wäre. — [illegible] sollte man nun freylich lieber keine Jungfer mehr [illegible] n. — Venerische Geschwüre und Gewächse werden im fün[illegible] schnitte erkläret. Nun kömmt die Heilungsart der [illegible] überhaupt. Der Verfasser löset 6 bis 8 Gran corr[illegible] limirten Quecksilbers, welches recht fein verrieben ist, in [illegible] gen Unzen eines destillirten Wassers auf, diese Aufl[illegible] zu anderem destillirten Wasser gemischet, so daß es 2[illegible] Wassers giebt. Hiervon giebt er früh einen, zwey, [illegible] Löffel voll, und läßt einige U[illegible] s Brod dara[illegible] In einer Stunde wird Eibisch- oder [illegible]

getrunken; und den Tag hindurch viel von einem erweichenden Dekoct. Abends vor dem Schlafe wird die nämliche Menge von dieser Arzney genommen, ohne darauf zu essen oder zu trinken. Wir empfehlen dieses nützliche Handbuch jungen Aerzten und Wundärzten, besonders da es die Heilart einer so modernen Krankheit enthält.

Em.

Sylloge selectiorum opusculorum argumenti medico-practici. Collegit *Ern. God. Baldinger.* — *Vol. II.* Goettingae, Dietrich, 1777. 1 Alphabet. gr. 8.

Dieser Band enthält *Westphal* de limit. laudibus vomitoriorum in malignis und de sudore sanguineo; *Kemme* de diuersa hydropi medendi methodo; *Dâries* de atropa Belladonna; *Wedenberg* de strammonii vsu in morbis conuulsiuis; *Prange* de Camphorae virtute anthelmintica; *Zannini* Vindiciae Mercurii sublimati; *Gmelin*, an adstringentia et roborantia ferreo principio suam debeant efficaciam; *Boehm* de varia siphylidis therapia; *Fauvarcus* de Lochiorum metastasi; *Reinhold* de Aconito Napello. Wegen der Auswahl hat Rec. nichts zu erinnern. Es steht einem jeden Herausgeber frey, was und wie oft er uns es geben will. Wir sind Gäste bey unserm Wirthe. Aber wenn Hr. B. uns auf opuscula argumenti medico-practici einladet, und uns nachher sagt, er nehme junger Aerzte wegen, die keine große Büchersammlung nutzen könnten, auch Schriften auf, die praktische Materien nur theoretisch behandelten, damit die jungen Aerzte das weitläuftig lesen könnten, was man in den Vorlesungen nur kurz berührte: so gestehen wir, daß wir dieß Hr. B. widerrathen möchten. Bey seinen Zuhörern wird es den Nutzen nicht haben, wenn sie sich über einzelne Materien in große theoretische Abhandlungen einlassen, und uns andern entgeht zu viel darüber, wenn wir auf gute Kost eingeladen sind, und statt der Nahrungsmittel für unsern Geist nur Ohrenweide empfahen. Ich denke, Hr. B. hat genug kleine Schriften, die wenig bekannt und sehr lehrreich sind, in seinem reichen Schatze, daß er uns die mittheilen kann. Und dafür werden wir jetzt und seine Zuhörer hinfort ihm danken.

Va.

D. Joh.

D. Joh. Gottfr. Pietschens, — Geschichte practischer Fälle von Gicht und Podagra. Dritter Theil. Halle bey Hemmerde 1776. Vierter Theil. 1777.

Die Vorrede vertheidigt die bisherige Curart. Durch das kalte Bad, wenns vorsichtig und nach der Verordnung gebraucht ist, ist niemand der geringste Schaden erwachsen. Von nicht minderm Nutzen ist das Sulphur Volatile liquidum, oder der Hofmannsche Liquor anodynus, äußerlich und innerlich gebraucht, nebst den übrigen diuretischen Mitteln und dem stärkenden Bitterweine. Bey der Bereitung des flüchtigen Schwefels giebt es verschiedne Cautelen, die H. P. umständlich lehret. Der äußerliche Gebrauch desselben ist, außer **Neumann**, von niemand angerühmt worden. In Lähmungen der Zunge, des Schließmuskels, der Harnblase u. a. Lähmungen, wie auch zur Stärkung der Zeugungsglieder, thut er vortreffliche Dienste. Gleichfalls rühmt er seine Stahltinctur aus reinem von Kupfertheilen völlig freyem Eisenvitriol, der zu jeder Stunde im rektificirtesten Weingeiste aufgelöset wird. Wir übergehen die Kritik über die Henkelsche Stahltinctur. H. P. macht seinen Eisenvitriol aus gefeiltem Eisen, so er in verdünntem Vitriolöl auflöset, dieses calcinirt er durchs Feuer der Sonne, reibt ihn zart, läßt ihn an der Luft fließend werden, und löst ihn sodann in Weingeist, am besten aber in seinem 15mal übergezogenen Liquor anodynus. Zuletzt eifert er noch gegen die Onanie, als die Quelle vieler Krankheiten.

In der Vorrede zum IVten Theile werden die beyden Fragen, ob man vom Podagra vollkommen genesen könne? und es vortheilhaft sey, daß Gichtbrüchige sich noch verheyrathen, weitläuftig untersucht. Das Werk selbst enthält die Fortsetzung der Krankengeschichten, die auch durch die Schriften des Hrn. P. immer mehr Zuwachs erhalten.

Ml.

C. L. Hofmanns, Director des medicinischen Collegii zu Münster — Anhang zum ersten Theile von den Pocken, worinn die angegebene Ursache von der Assimilation der ansteckenden Fiebermaterie ferner erwiesen, und die Existenz der Pockendrüsen

außer

außer Zweifel gesetzt wird. Münster, bey Perennon. 1776. 7 Bogen gr. 8.

Dieser Anhang ist gegen die Recension A. D. B. XVI B. 2 St. S. 422 u. f. gerichtet, die auch ganz abgedruckt und mit Widerlegung begleitet ist.

Eigentlich müßten die Verf. dieser Bibl., welche zu nichts weniger bestimmt ist, als gelehrte Streitigkeiten darin zu führen, keine Bücher, die wider ihre Recensionen geschrieben werden, beurtheilen, weil sie in ihrer eigenen Sache nicht richten können. Inzwischen, da ihnen doch die Anzeige solcher Werke obliegt: so dürfen sie wohl bey der Gelegenheit mit anmelden, wie sie sich getroffen finden, zumal wenn es auf eine Art geschehen kann, die dem richtenden Publikum das Urtheil erleichtert.

Hrn. H. dem in der Rec. seiner Pockenlehre mit aller der Achtung begegnet worden, die einem verdienten Manne gebührt, verräth hin und wieder seine Empfindlichkeit über die ihm gemachten Erinnerungen in Ausdrücken, die man ihm schenken muß, wenn man ihn nicht noch mehr aufbringen will. Unglücklicher Weise verknüpft er mit dem Namen einer Hypothese, die der Rec. seiner Lehre gegeben, den irrigen Begriff eines Hirngespinstes, und das hat ihn gar sehr gekränkt. Könnte man so Etwas vorher wissen: so wäre es eine leichte Höflichkeit gewesen, ihm diese Kränkung zu ersparen. Wenn man eine zu erklärende Sache aus einem angenommenen Erklärungsgrunde herleitet, um zu zeigen, wie geschickt er dazu sey, so wie hier Hr. H. die Pockenkrankheit aus besondern Pockendrüsen, die die Natur eigentlich zur Absonderung des Pockengifts angelegt haben soll: so erklärt man sie nach einer Hypothese. Nicht eher, als bis entschieden ist, daß dieser angenommene Erklärungsgrund unmöglich sey, kann man die Hypothese ein Hirngespenst nennen. Ist er nicht unmöglich, so ist er darum noch nicht wirklich in der Natur: denn eine Erscheinung kann auf vielerley mögliche Weise erklärbar seyn, und nicht eher, als bis entschieden ist, daß der angenommene Erklärungsgrund nicht nur möglich, sondern auch der sey, der in der Natur wirklich statt findet, kann man die Hypothese für das wahre System erklären. Hr. Hofm. legt seinen Erklärungsgrund der Pockenkrankheit, nehmlich die Pockendrüsen, dem Publico zur Prüfung hin. So lange nun die Untersuchung noch

währt,

währt, ob die Pockendrüsen, wenn auch wider die Möglichkeit dieser Erklärungsart nichts einzuwenden ist, der wahre Fall in der Natur sind, und ob die Pocken wirklich auf keine andere, als diese Weise entstehen, kann Hr. H. mit keinem Rechte fordern, daß man sein System für eine ausgemachte Wahrheit erkennen soll; denn das hieße, sich alle Einwendungen verbitten, und ein solcher Despotismus gilt in der Gelehrsamkeit nicht. „Newton, (sagt von Haller in der Vorrede zu v. Büffon,) hat seine Philosophie auf eine Hypothese gebaut, und ohne Hypothese wäre alle menschliche Wissenschaft nur Bruchstücke.“ Bey allen, die noch nicht überzeugt sind, ob Ptolemäus, oder Tycho, oder Copernicus das Weltsystem aus seinem wahren Erklärungsgrunde hergeleitet haben, sind diese Systemata insgesammt noch Hypothesen. Hr. Hofmann braucht sich solcher Gesellschaft nicht zu schämen.

Hrn. H. System von der Erzeugung des Pockengifts ist und bleibt, unserer Ueberzeugung nach, eine leere Hypothese. Er nimmt an, daß das Pockengift ein faul gewordener Saft gewisser besonderer Hautdrüsen sey, die er darum Pockendrüsen nennt, und sobald diese Feuchtigkeit in ihren Drüsen faule, müsse die Pockenkrankheit entstehen. Allein in allen Krankheiten, die, wie die Pocken und die venerische Krankheit, nur durch eine Vergiftung von außenher in einem gesunden Körper hervorgebracht werden, geschieht die Ansteckung nicht durch eine im Körper des Angesteckten erzeugte, sondern durch eine ihm von Außen beygebrachte Materie; obgleich hernach in der Krankheit allerdings eben dergleichen Giftmaterie im angesteckten Körper wieder erzeugt wird. So wenig man also behaupten kann, die venerische Krankheit entstünde in einem gesunden Körper, sobald die Feuchtigkeiten derjenigen Organen verdürben, worin sich das venerische Gift aufzuhalten und zu vermehren pflegt, so wenig gilt dies von den Pocken; vielmehr muß in beyden Fällen die Materie der Krankheit von außenher in den Körper gebracht werden. Hr. H. läugnet dies selbst zwar nicht §. 200. meynt aber, das beygebrachte Pockengift bringe die Krankheit auf keine andere Weise hervor, als daß es die gesunde Feuchtigkeit der Pockendrüsen im angesteckten Körper faul mache, da dann diese hernach erst das Fieber und den Pockenausschlag erzeuge. Allein hievon ist in seinem ganzen Werke kein gründlicher Beweis, und die Erscheinungen bey der Pockenkrankheit können auch nicht an-

ders,

ders, als höstgezwungen und widersinnisch aus dieser Voraussetzung hergeleitet werden. Unmöglich können wir aber dies hier ausführlich erweisen: denn es erforderte ein Buch, um alle falsche Schlüsse des Verf. in ihr rechtes Licht zu setzen. Aber genug für Jeden, der in dieser Sache richten will, daß wir anzeigen, es liege in dieser umsonst angenommenen Voraussetzung der Grund, warum Hrn. H. System eine bloße Hypothese sey, und wir sind gewiß versichert, man werde dies bey genauer Untersuchung der Sache so finden, wie wirs sagen.

Ohne uns also, was die Hauptsache der Hofmannischen Lehre betrifft, in eine Widerlegung der Gründe einzulassen, die der V. in diesem Anhange zu seiner Vertheidigung beybringt, wollen wir nur bloß über einige Puncte ein Paar kurze Anmerkungen machen.

S. 7. hatte der Rec. gesagt, daß ein in Hrn. H. Schrift eingeschalteter fremder Aufsatz im Style sehr Hofmannisch sey. Jetzt gesteht Hr. Hofmann ein, daß er den Aufsatz selbst stylisirt habe, und also hatte es der Rec. getroffen. S. 11. meynt Hr. H., es sollte ein Vorwurf seyn, daß der Rec. gesagt habe, er denke ziemlich Hambergerisch. Nicht doch. Es war Nachricht für den Leser, auf welche Grundsätze Hr. Hofmann baue.

In der langen Erörterung, die von S. 15 bis 58 währt, und zwar nur eine Einschaltung, aber, wie Alles von Hrn. H. des Nachdenkens sehr werth ist, beweißt er S. 15—56, aus den flüchtigen alkalischen Theilen im nicht riechbaren Salmiak, aus der Säure, im nicht sauren Salpeter, aus den Feuertheilen im Kalk, Schwefel und in den todten Kohlen, aus Wasser und Luft in allen festen Körpern, u. s. daß in Körpern Theile versteckt und unwirksam seyn können, so lange sie durch andre gebunden und nicht befreyet sind. Was also durch Gährung oder Fäulung aus einem Körper herauskomme, müsse vorher darin gesteckt haben. Alles wahr und richtig: aber wenn man daraus schließen wollte, also könne der Pockeneiter nicht aus dem Körper entstehen, wenn er nicht schon vorher darin gesteckt hätte, so wäre dies zu viel geschlossen. Wenn man einen Körper sich selbst zu Gährung und Fäulung überläßt, so ists wahr: aber nicht, wenn ein Zusatz dazu kommt: denn da entsteht ein gemischtes Product; da wird durch die Feuertheilchen der Kalkstein brausender Kalk, der Salmiak durch ein festes Alcali ein flüchtiges Laugensalz; Urin nach

Terpen-

Terpentin riechend, und eine Art Eiter venerischer und die andre Pockeneiter.

S. 44. 45. behauptet Hr. H. „niemals richte sich das „Product der Gährung und Fäulung nach dem zugemischten „Fermente, sondern nach der Natur des Körpers, der da„durch in eine Fäulung oder Gährung gesetzt wird.“ Sollte das so allgemein wahr seyn? Erhält der Brauer von demselben Malzaufgusse nicht durch einen Zusatz Bier, und durch den andern Essig? und giebt eben der Malzaufguß, sich selbst überlassen, nicht ein schales saures Liquidum, das eben, weil ihm der rechte Zusatz fehlt, weder zu einem noch dem andern taugt?

Die Einwendung des Rec., ob denn für jeden andern Ausschlag, bey dem die Natur doch auch eine besondere Heilungsanstalt mit einem eigenen Geräthe anzuziehen und abzuscheiden (denn abzuschneiden war ein sichtbarer Druckfehler,) machen muß, ob für jede Blutschwäre, Pestbeule, Maser- und Frieselblasen, u. s. w. auch eigne Organen in der Haut Platz haben sollten? (A. d. B. XVI. 2. St. S. 430.) — diese Einwendung führt Hr. H. S. 73 an, erzählt, wie er nach und nach auf seinen Einfall von Pockendrüsen gekommen sey, von 73—81, läßt uns aber der Beantwortung wegen in Hoffnung, und frägt nur: wo bleiben hier deutliche Begriffe?

Endlich hatte der Rec. gesagt, „wie die kleine Pocken„maschine von der Natur im Hautgewebe errichtet werde, habe „Cotunni durch seine Zeichnungen begreiflich gemacht.“ Cotunni möchte Hr. H. gerne auf seiner Seite haben, und hat deshalb die Zeichnungen desselben mit der Erklärung abdrucken lassen, übersetzt und mit Anmerkungen versehen. Cotunni erklärt sich deutlich genug, daß die Schärfe des Blattergifts in der schwammigten Substanz des malpighischen Schleimgewebes einen Reiz und den Zufluß der lymphatischen Säfte macht, der die Pockengeschwulst, die Entzündung und die Eiterung veranlasse. (S. 253 f.) Cotunni war es wirklich eingefallen, die nabelförmige Erhebung der Pocke dem Härchen zuzuschreiben, das aus der Schmeerdrüse (glandula sebacea) der Haut entsteht, an die sich gerne das Blattergift zu hängen scheint: allein er widerlegt sich selbst, und findet die Pocke eben so gestaltet, wo offenbar keine Schmeerdrüsen sind, (S. 265.) und unterscheidet genau die Pocke und die Schmeerdrüse, deren Theil durch die Eiterung zerstört worden, so daß der Grund der Drüse in der Haut unversehrt geblieben

ist,

ist, und sie dem Häärchen ferner seine Nahrung ertheilet. (S. 268.) Aber wäre es auch, daß die Schmeerdrüsen leicht Pockenmaschinen würden, so hat Hrn. H. Meynung dadurch noch nichts gewonnen. Für jede Schwäre und für jeden Ausschlag macht die Natur gewiß irgend einige Anstalt im Hautgewebe; aber davon ist hier die Rede nicht. Hr. H. will für die abzusondernde Pockenfeuchtigkeit eigne besondere Organen und Drüsen in der Haut haben, die schon im gesunden Zustande in der Haut für die etwa künftigen Pocken präexistiren sollen, und dieß hat weder Cotunni, noch er bewiesen.

Hr. H. hat im Magazine für Aerzte einen Gegner seines Systems gefunden, der in zween Briefen freylich sehr unerhebliche, meist ungegründete und unwesentliche Einwürfe gegen eine so wichtige Schrift gemacht hat, wie gleichwohl die Hofmannische bey allen ihren Grundfehlern ist. Uns scheinen sie die Mühe nicht werth zu seyn, ihrer zu erwähnen, und das hätten sie immer dem Verfasser der folgenden Schrift auch scheinen mögen.

Beantwortung zweer Briefe, welche Herr Baldinger in sein Magazin für Aerzte gegen Herrn Hofmanns Abhandlung von Pocken hat einrücken lassen, durch Heinr. Chavert, der Weltw. u. Arzneyw. Befl. Münster, Perrenon, 1777. 5 Bogen. gr. 8.

Herrn Hofmanns Ehre hatte beym Stillschweigen nichts verloren. Nichts desto weniger mußten 5 große Bogen gedruckt werden, um alle diese Unerheblichkeiten recht von Grunde aus zu rügen, und dem armen Gegner außer vier und zwanzig Materien, worüber er streiten soll, noch tristige, weit ausgeführte, wohl erläuterte und tief erschöpfte Beweise vorzulegen, daß er kein Logicus, kein Mathematicus, kein Naturforscher, kein Arzt rc. sey, welches denn alles nebst einer weit hergeholten schönen Einleitung, bestehend in einem Histörchen vom sel. Thomasius, für alle, die ihre edle Zeit daran wenden wollen, ganz anmuthig zu lesen seyn wird.

R.

Der philosophische Arzt. Viertes und letztes Stück. Berlin und Leipzig, 1777. gr. 8. 18 Bogen.

Außer einem Paar lesenswürdigen Aufsätzen von bisheriger Art, über das philosophische Genie, die natürlichen Neigungen, und die Mittheilung der Eigenschaften des Gemüths und des Körpers, liefert der V. hier zum Beschluß den Entwurf einer philosophischen Arzneykunst, wodurch der Leser auf einmal in Stand gesetzt wird, zu sehen, was durch die Grundsätze desselben die Arzneykunst eigentlich gewonnen habe. Anstatt nämlich, daß man bisher die Geistes- und Gemüthseigenschaften und ihre Krankheiten entweder (wie **Leibniz,**) von einer einfachen Substanz, die sich in allen ihren Handlungen, nach dem Einflusse und der Lage ihres Körpers, von selbst bestimmt; oder (wie **Stahl,**) von einer durch Adams Fall verdorbenen, dem todten Leibe eingefleischten Seele, die ihren Körper nicht anders regt und in Falten knüllt, wie eine Hand den Handschuh, worinn sie steckt; oder (wie die ältern Aerzte,) von den verschiedenen Elementen der flüßigen und festen Theile des Körpers und den Verhältnissen ihrer Mischung; oder (wie **Boerhaave,**) von den mechanischen Kräften der künstlichen Maschinen des menschlichen Leibes; oder (wie **Krüger,**) von den zarten oder gröbern, stark oder schwach gespannten, schnell oder langsam zitternden Nervenhäuten; oder, (wie **Platner,**) von der Bewegung der Lebensgeister herleitete, u. s. w. so zeiget nun unser V. nachdem er im vorigen die meisten dieser Theorieen recensirt und verworfen hat, daß es leicht sey, alle die Erscheinungen, die man aus so verschiedenen Gründen erklären, und alle die schon zubor aus der Erfahrung gefundenen Heilarten der Geistes- und Gemüthskrankheiten, die man daraus demonstriren wollte, aus der Hypothese von schlappen oder straffen, groben oder feinen, krausen oder schlichten, thätigen oder unthätigen Hirn- und Nervenzasern, ohne alle Beyhülfe eines einfachen denkenden Wesens, oder der Lebensgeister, ebenfalls auf das natürlichste herzuleiten und zu erklären.

Um von dieser Erklärungsart und von der Manier des V. ein Beyspiel zu geben, wollen wir hier seine Abhandlung vom **Wahnsinne** und der **Raserey** (insania) auszugsweise mittheilen. S. 153. „Es ist vom langwierigen Wahnsinne ohne Fieber die Rede, welcher, wenn er sich durch Tiefsinn oder Leidenschaften äußert, **Melancholie**, rührt er aber von Wuth und langer Tollheit her, **Manie** heißt. Wenn Wahnsinnige langsam, gleichgültig, ohne Empfindung, ohne Gefühl des Schönen, Häßlichen oder Unanständigen, alles Ur-

theilens

theilens und Denkens unfähig sind, so heißen sie **blödsinnig, albern.** (imbecilles, fatui.)"

„Wir empfinden durch die Sinne. Dieses geschieht vermöge einer Berührung und gewissen Stimmung der Nerven. Die Erschütterung der sinnlichen Nerven erregt in Zasern des Gehirnes eine harmonische Stimmung oder Erschütterung. Hieraus entsteht die Vorstellung. Gesetzt nun, die Stimmung der Hirnzasern harmonirte nicht verhältnißmäßig mit jener der Nervenzasern: so giebt es **fasche Vorstellungen, Irreseyn:** so wie es **unordentliche Empfindungen** giebt, wenn die Erschütterung der Nervenzasern nicht mit der erschütternden Ursache im Verhältnisse ist; wenn sie geringer, heftiger oder anders wird, als sie vermöge der Berührung hätte geschehen sollen."

„Bey **unordentlichen Empfindungen** werden wir sagen: die Nervenzasern waren mehr oder weniger beweglich; sie waren gehindert, gedrückt, in einer falschen Lage, oder allzu reizbar; kurz, es lag ein Fehler in den Zasern der Nerven. Bey **unordentlichen Vorstellungen** werden wir sagen müssen: es hat ein Fehler in den Zasern des Gehirnes gelegen. Was also die Hirnzasern unbeweglich, allzu beweglich, nur nach einer Seite biegsam, oder in einer anhaltenden gewissen unordentlichen Bewegung erhalten könnte, das würde Gelegenheit zum Wahnsinne geben. Denn so, wie die erste **Vorstellung**, welche auf Empfindung folgte, in einer gewissen Stimmung der Hirnzasern lag, eben so wird auch die **Erinnerung**, das **Nachdenken**, u. dgl. (welches nichts als erneuerte Vorstellungen sind,) in einer wieder erneuerten schicklichen Stellung der Zasern gegründet seyn."

„**Zufälle und Kennzeichen.** Ehe der Wahnsinn Wurzel faßt, sind die Leute gemeiniglich schlaflos. Der Schlaf ist unordentlich, durch ängstigende Träume gestört. Die Melancholischen sind niedergeschlagen, furchtsam, traurig, misantrop, schreckhaft, ausschweifend in ihren Leidenschaften, bald zu lustig, bald zu traurig, verzweifelnd, verliebt, u. dgl. Sie werden still, einsam, vertiefen sich in einen Gegenstand oder in eine Leidenschaft; schlagen die Augen nieder, sind still, stehen nachdenkend, werden gleichsam auf einmal aus ihrem Schlummer durch falsche Vorstellungen geweckt, gehen verstört fort. Sie beschäfftigen sich vielmals sehr ernstlich mit Kleinigkeiten; grämen sich um selbige, scheinen unempfindlich gegen äußerliche Gegenstände, und werden nur von einigen be-

weget. Manche dieser Zufälle sind auch jenen gemein, welche die Manie bekommen. Uebrigens sind diese meist jähzornig und hoffärtig. Kopf, Angesicht und Augen sind warm, die Augenlieder in steter Bewegung. Sie hassen außerordentlich, haben Kopfweh, Ohrensausen, lachen zur Unzeit, sind äußerst geil, und können die größte Kälte vertragen. Endlich werden alle vielmal ganz sinnlos und dem Viehe gleich, ohne Gefühl und Vernunft. Bey den Albernen nehmen gemeiniglich die Verstandeskräfte nach und nach ab, oder ein heftiger Zufall, Schreck, Fall ꝛc. macht das Gehirn geschwind so untüchtig."

„Ursachen. Alles was die Zasern unstimmbar, auf ewig verstimmt, oder nur auf einen Ton stimmbar machen kann, wird Ursache des Wahnsinns werden können. Anhaltender Tiefsinn, der sich nur auf einen Gegenstand heftet, kann die hierbey thätigen Zasern überstimmen, steif oder allzu reizbar machen: die übrigen Zasern können ungeübt bleiben und sich verliegen: es kann also hieraus eine größere oder geringere Unordnung im Gehirne rühren. Heftige Leidenschaften können ebenfalls die Zasern überspannen, oder erstarren, oder in den äußersten Grad der Beweglichkeit setzen. Fremde Säfte, schwarze Galle, dickes Blut, Steine, Wasser ꝛc. werden die Zasern drücken und untüchtig machen; oder sie reizen selbige, wenn Schärfe zugegen ist, und machen sie allzu beweglich, woher gar leicht eine verstimmte Musik kommt. Verhärtete Häute, hartes Hirn, Erbfehler, verursachen Unbrauchbarkeit der Zasern. Betäubende Gifte machen unthätig oder erschlappt. Krankheiten entnerven, oder hinterlassen scharfe oder beschwerende Säfte, welche die Hirnzasern verstimmt, oder untüchtig zur nöthigen Stimmung machen. Uebermäßige Hitze, übermäßiges Studiren können die Zasern vertrocknen und also unstimmbar machen; oder sie werden solche wirklich überstimmen, oder in eine allzu große oder einseitige Reizbarkeit setzen können. Eine lebhafte Einbildungskraft setzet eine große und schnelle Beweglichkeit der Zasern zum Grunde. Diese Beweglichkeit kann leicht übertrieben werden, oder sie kann in Erschlappung und Unthätigkeit ausarten. Daher ist die Klasse der Dichter, Maler und Musikanten so reich an Narren. Aus ähnlichen Ursachen ist die Zahl der Wahnsinnigen in heißern Climaten größer, als in gemäßigten."

„Heilart. Wenn dicke schwarze Säfte, schwarze Galle, dickes Blut, Verstopfung im Unterleibe, die Ursache des Wahnsinns sind; so wird ein Trank von Cichorien, Taraxacum,

Bardana

Bardana und Krapp, wie auch der Tartarus tartarisatus, wiederholte Purganzen, laue Bäder, wobey der Kopf mit kaltem Wasser gewaschen wird, mit Nutzen gebraucht werden. Es dienet eine verdünnende Diät, Obst, Molken, u. s. w. Ein Wahnsinn von Entkräftung, z. E. nach schweren Krankheiten, wird durch Wein und stärkende Mittel gehoben. Scharfe Feuchtigkeiten werden durch Abscheeren des Kopfs, Blasenmittel, Senfumschläge, Fußbäder, Purganzen abgeleitet. Bey allzu großer Reizbarkeit dienen kalte Bäder, Vitriolöl mit gleichviel Weingeist verdünnet, Fieberrinde, Leibesübung, welche letztere nebst Reisen und Ermunterungen überhaupt heilsam sind. Die Kühnen, welche geschwind reden, wüten, rothe Augen und trockne Lefzen haben, vertragen mehr Aderlässe als jene, welche leicht erschrecken und schwach und furchtsam sind. Die ersten muß man durch Furcht, Drohungen, Schrecken, Finsterniß, Strafen im Zaume halten, (die armen Unglücklichen! Sollte das ihre Zasern besser stimmen?) und ihnen mehr Salpeter und kühlende Dinge geben, ihnen Fleisch, Wein und alles Erhitzende verbieten. (Wenn ihnen diese Mittel dienlich sind, wie könnte es wohl zugleich jene Begegnung seyn?) Die Melancholischen müssen durch Freude, Hoffnung, Musik, Gesellschaft, Spiele u. dgl. ermuntert werden. (Die Wütenden lassen sich zuverlässig durch eben dergleichen Mittel besser im Zaume halten, als durch Furcht, Drohungen, Schreck, Finsterniß, Strafen.) Die hitzige Galle, welche hitziges Blut, Zorn und Hochmuth verursachen kann, wird durch Pflanzengewächs, kühlende, säuerliche und öffnende Dinge gemäßigt.“ — rc.

Wir überlassen es itzt unsern Lesern, diese Abhandlung aus der philosophischen Arzneykunst mit einer gleichen Inhalts aus irgend einer von den andern Hypothesen zu vergleichen, und dann selbst zu entscheiden, durch welche von allen unsre Erkenntniß einen wahren Zuwachs an Gründlichkeit, Licht, Zuverlässigkeit und practischer Brauchbarkeit erhalte. An ihren Früchten muß man sie erkennen. „Ein philosophisches „Genie, sagt unser V. S. 13, bringt in jeder Wissenschaft, „in welcher es thätig ist, Ordnung, Kürze, Licht und Wahr„heit hervor. Es schüttelt sich von dem Zwange hergebrachter „Gewohnheiten und Vorurtheile los, es mustert den Schwarm „subtiler Theorien, und wirft sie von sich, als wenn sie nie „gewesen wären.“ rc. (Auch seine eignen?)

Auf eben der Seite fällt uns ein Urtheil auf, das wir doch beyläufig mit hersetzen wollen. Es ist von den **philosophischen Musikanten**, (wie der V. die Tonkünstler nennt,) die Rede. „Sie sind Genien, wenn sie etwas Außerordentliches geleistet haben.“ (Das kann doch aber auch ein Mensch ohne alles Genie, durch bloße Uebung leisten.) „Die Componisten in Wien, in Frankreich, und andre, welche durch „ihre Musik mehr nach dem Gehör arbeiten, und besser ans „Herz greifen, sind der philosophischen Musik näher, als die „steifen Contrapunktisten in Berlin und Sachsen. Die Alten, „welche Musik, Poesie, Redekunst, Philosophie, Erziehung „und Staatskunst zugleich verbanden, hatten eine philosophi„schere Musik, als wir sie haben, wenn gleich die unsrige weit „künstlicher ist.“

Nun noch zum Abschiede eine Stelle, dem Rec. zu Ehren: S. 19. „Durch Zweifeln, Untersuchung und philosophi„sche Hartgläubigkeit wird man zum Tempel der Wahrheit ge„langen. Der strenge Schulzwang, wo man sich zu genau „an vorgesetzte Regeln und Ordnungen binden muß, ist dem „kühnern Schwunge eines Genies eben so nachtheilig, als die „weiland selige Gewohnheit, in verba magistri zu schwö„ren, oder für dieser oder jener Sekte, für den Alten u. „eine übertriebene Hochachtung zu haben.“ (Ist die todt?) „Die andächtige Gewohnheit, sich allenthalben in Kunstwör„tern und in Termen der Schulsprache auszudrücken, kann „am ehesten uns dazu verleiten, auch die alten Irrthümer ge„läufig zu haben und getreu beyzubehalten. Man wird man„che Wissenschaft nicht eher philosophisch bearbeiten, wenn „man nicht die ganze Schulsprache verlässet, und sich sonst „nur gut und deutlich ausdrücket. Man würde manchen Satz „eher als Thorheit erkennen, wenn man ihn in einer ordent„lichen deutlichen Sprache, und nicht in geläufigen Schulter„men, vorgebracht hörte.“ (Man würde aber auch manche gute Wahrheit für Thorheit halten, wenn man den Worten, die sie dem Redegebrauche gemäß richtig ausdrücken, andre Bedeutungen unterschöbe.) „Diese Quelle der Irrthümer „müssen die hocherleuchteten Berliner Recensenten des ersten „Stücks des philosophischen Arztes noch nicht bemerkt haben; „sie würden sonst nicht die Beybehaltung der Schulsprache „einem, der sie nie gelernt hat, so getreulich angerathen ha„ben. Doch ihre Absicht mag auch nicht seyn, Genien zu „ziehen.“ (Zieht man die?)

Doch

Doch wo hat der Berliner Recensent jemals verlangt, daß ein Schriftsteller in Schultermen schreiben soll? „Er soll nicht ohne Noth, noch der Gründlichkeit zum Nachtheile, von den einmal eingeführten Begriffen geflissentlich abweichen, um damit seinen Sätzen einen Schein von Paradoxie zu geben, den sie in der eingeführten Sprache nicht haben würden.“ So steht A. d. B. 26 B. 2 St. S. 324. „Er soll nicht untadelhafte Ausdrücke, die einmal ihre bestimmte Bedeutung haben, wider den Redegebrauch, bald ausdehnen, bald einschränken, weil nichts bewährter ist, die Begriffe zu verwirren, und schiefen Urtheilen und schwachen Beweisen einen Schein von philosophischer Richtigkeit zu geben.“ So steht ebendas. S. 326. Er soll die Sprache billig gelernt haben, worinn er schreiben und verstanden seyn will, und die Begriffe unverworren lassen, die man nun einmal mit geläufigen Worten zu verknüpfen gewohnt ist: Heißt das, er soll die Schultermen lernen und beybehalten? Will jeder neuer Schriftsteller die eingeführten Wörter und Redensarten in einem andern Sinne gebrauchen, als ihnen der Redegebrauch gegeben hat, so wird gewiß bald Confusion und Wortgezänk in den philosophischen Schriften den Fortgang der Wissenschaften mehr hindern, als es jemals die Schultermen der Scholastiker gethan haben. Man erinnere sich nur der philosophischen Genies, die den babylonischen Thurm baueten. Blieb nicht das ganze Werk liegen, sobald die Sprachverwirrung unter ihnen einriß?

G.

Nachricht an das Publicum, die Gesundbrunnen zu Codova, Reinerz, Altwaßer, Charlottenbrunn und Salzbrunn, in Schlesien betreffend. Breslau bey Korn. 1777. 4. 2¼ Bogen.

Es ist eine genügliche Beschreibung der benannten Gesundquellen in dem Brunnenreichen Schlesien, die allerdings unter den übrigen Platz behaupten können, und die man um deswillen bekannt gemacht hat, weil sie bisher noch nicht so allgemeinen Eingang gefunden haben, als sie verdienten. Ohne alle pralerische Empfehlung, hat man blos aus den erzählten chymischen Proben die vornehmsten Bestandtheile und Heilskräfte der Wasser hergeleitet, und die Art der Krankheiten allgemein

 bestimmt,

bestimmt, worinn sie mit guter Hoffnung gebraucht werden können, so daß ein Arzt immer im Stande seyn wird, die Fälle anzugeben, wo der Gebrauch eines oder des andern dieser Wasser erfoderlich oder heilsam ist.

Gz.

4. Schöne Wissenschaften.

Beyträge in das Archiv des deutschen Parnasses. Erstes und zweytes Stück. Bern, bey der typographischen Gesellschaft. 1776. 1 Alph. 1 B. 8.

Ein schweizerisches Product, wie auch häufig an der Sprache sichtbar ist. Es besteht aus allerley Arten von Aufsätzen, theils nach der Weise unsrer ehemaligen, nunmehr ganz aus der Mode gekommenen, Wochenblätter. Nicht alle Aufsätze sind von gleichem Werthe. Wem die in Briefen an Emilien beschriebene Alpenreise gefallen soll, der muß de Lüc's schöne Reisen nicht gelesen haben, die zwar auch zu ganz andern Absichten unternommen wurden. Das Sendschreiben über das Philanthropin zu Marschlins ist überhaupt diesen Einrichtungen nicht günstig. Man kann es doch wohl nicht läugnen, daß im Ganzen durch die Philanthropinisten nützliche Verbesserungen in der Kindererziehung sind bewirket worden.

Nicht übel gefällt uns der Aufsatz über die Bardenpoesie: er stellt die Thorheit unsrer neuern Dichter in einen ziemlich richtigen Gesichtspunkt, und läßt einen Kunstrichter des zwanzigsten oder dreyßigsten Jahrhunderts fragen, warum die Dichter unsrer Zeit sich so sehr von der Welt und der Natur entfernten? Die Dichter antworten: „Waren's doch nicht wir, „die sich von der Natur entfernten! führten wir ja vielmehr „die verwöhnten Deutschen zur alma mater zurück! — Wir „suchten ja Berlin und Leipzig in heilige Eichwälder, den „Prunksaal und die Schaubühne in ein Schlachtfeld, und den „Nachttisch der Schönen in Wodans Altar zu verwandeln." Der Kunstrichter belehrt sie denn, daß Welt und Gesellschaft nichts anders sey, als die Natur nach Zeit und Lage geformet, u. s. w.

Im

Im zweyten Stücke werden einige merkwürdige Bücher mit starken Auszügen daraus angekündigt, sonderlich Mösers patriotische Phantasieen. Wir finden doch hin und wieder ganz gute Sachen in dieser Sammlung. In dem Aufsatze über die Modeschreibart ist verschiedenes nicht unrecht. S. 348. heißt es: „Der Hang zum Neuen und Außerordentlichen ist „weit allgemeiner, als die Liebe zum Schönen.“ Wenigstens ist das so bey einer gewissen Bande neuerer, sonderlich theatralischer Schriftsteller gewesen, die alles, was an ihnen war, überspannt haben, um die Aufmerksamkeit an sich zu ziehen; es ist ihnen auch gelungen, aber nur für einen Augenblick, man ist des übertriebenen Zeuges schon müde. Die guten Leute schienen sich in den Kopf gesetzt zu haben, nur derjenige trage den wahren Stempel des Genies an der Stirne, der die seltsamsten Zusammensetzungen machen könne, der die unerwartetsten Ideen vorbringt, die unbefahrensten Wege fährt, der mit allem Hergebrachten, deswegen, weil es hergebracht ist, möglichst eccentrisch geht, und überall, so viel an ihm ist, Antipode der guten Vernunft zu seyn, sich bemühet. Die Leute vergaßen, daß, wenn man auch so weit überein käme, und Genies ohne Vernunft und Beurtheilungskraft annähme, es doch immer ein sehr armseliges Ding um solche Genies sey. Die Originalität allein will es doch nicht ausmachen; denn im Narrenhospital sind Originale genug, ein jeder da ist auf seine Weise ein Narr; — auch ein Genie? Offenbar fehlt manchem nichts, als die Vernunft, um ein Genie zu seyn. — Wir sagen nichts zu hartes, man hat es sehr arg gemacht, man hat die Folter mit ihrem ganzen Zubehör auf die Bühne gebracht, der Gepeinigte stirbt über der Marter; es ist abscheulich! Einerwärts kommt es nahe an die Nothzucht. Wenn man so fortfährt, das Scheusliche zu suchen, so werden wir noch schmerzhafte Operationen, wie den Steinschnitt, auf dem Theater machen, oder ein Weib in einer schweren Geburt sterben sehn.

Die umständliche Nachricht von der Einrichtung der Zürchischen Kunstschule kann vielen Lesern interessant seyn. Die Schreibart dieses Werks wird gegen das Ende besser. Die Vorrede ist wegen des schweizerischen und wegen des geschmückten Vortrags unangenehm. Da die Verf. mit den neuesten deutschen Schriftstellern bekannt sind: so können sie auch dadurch ihren Landsleuten nützlich werden.

Sz.

Die neue Deutschheit nuniger Zeitverstreichurigen. Erstes Pröbgen. Allen Pritschmeistern, After-Morven-Skalden- Barden- minniglichen- und Wonniglichen Poßierlichkeits-Machern zugeeignet. Göttingen bey Dietrich. 1776.

Zweites bis Dreyzehntes Pröbgen. Zusammen 13 Bogen in 8.

Es ist wahr, das Schönegeister- und Poetenwesen in Deutschland ist in einem sonderbaren Zustande, und wäre vollkommen geschickt, einem guten satyrischen Kopfe Stof zu geben, seine Talente daran zu üben. Nur allein die mannigfaltigen, nicht etwa einem jeden Schönengeiste eigene und natürliche, sondern erstudirte, halb erfunden — halb nachgeahmte, erzwungene, erpreßt neu seyn sollende Originalmanieren und Dichtungsarten, mit allen ihren Nachahmungen; welch ein Carricatur-Gemälde! Da sind außer den nun längst aus der Mode gekommenen Anakreontisten, Younge und Sterne's, nunmehro die Ossiane, die Skalden, die Barden, die Chineser, die Minnesinger, die Benkelsänger, und die Männer mit der halb naifen, halb starken Kraftsuppensprache, mit den Apostrophen hinten und forn: ich will die weniger sich unterscheidenden Dichtungsarten, die erst den letzten Tagen ihre, sicherlich kurze, Existenz, danken, hier nicht nennen, weil ich nicht Lust habe, mit in die Tiefen unsrer deutsch-poetischen Narrheiten zu stürzen. Noch wäre es zu ertragen, wenn einmal Einer sich beygehn ließe, in einer sonderlichen Manier was zu arbeiten; aber diese besagte sonderliche Manier wird alsdenn von ihm, diesem Einem, und von ein Dutz andern dermaßen oft und weidlich gequält, abgenutzt und abgeritten, daß sie zum Eckel und Abscheu wird, bis endlich einmal ein witziger Kopf sie öffentlich lächerlich macht und tödtet.

Es ist was edles schönes in der Dichtkunst, wenn man sie sich denkt, daß sie es ist, wodurch der liebenswürdige Jüngling von höhern Talenten und von vielem Gefühl, seine Empfindungen ausdruckt, und andre mit sich hinreißt, wohin er will; oder dasjenige, was seine erhöhte Einbildungskraft ihm sehen läßt, mit angenehmen Farben mahlt. Aber wenn sie seltsamen, gezierten, stolzen Buben dienen muß, ihre Affereyen in die Welt zu tragen, Knaben, die meynen, der Himmel

wolle

wolle einfallen, wenn sie ein mittelmäßiges Ding zu Markte gebracht, oder ein erträgliches Liedlein in den Almanach gesetzt haben: um wie vieles setzt das nicht die göttliche Dichtkunst herab!

Den Gedanken also, über den heutigen Zustand der Dichtkunst zu spotten, oder eigentlich über einige unsrer jetzigen Dichter, welches ein Theil der Absicht des Verf. dieser Blätter ist, finden wir so uneben nicht, obgleich wir mit dem, was er darüber vorbringt, nicht so wohl zufrieden sind. Wir können zwar wenige gute Einfälle nicht verkennen, die in diesen Blättern enthalten sind; aber des **Miswitzes** ist allzu viel. Der Verf. hat auch in seinen Vorreden die Apostrophen lächerlich machen wollen; aber er ist nicht zünftig: er setzt Apostrophen, wo welche stehen können, und wo keine stehen können. Das thut nun eine seltsame Wirkung, wenn ein Satyrenschreiber auf solche Art Blößen giebt, daß man offenbar sieht, er begreife die ganze Sache nicht, über die er spottet. Wenigstens können wir es nicht anders auslegen, wenn er schreibt: **Hab's doch ein Ries Papier — Hafts Würze vergessen — Kriegten's kein Podagra darnach**, u. s. f.

Der Verf. hat noch eine andre Absicht bey diesen periodischen Blättern, davon monathlich ein Bogen gedruckt wird, nehmlich Proben zu geben, welches Ausdrucks und Stärke die platdeutsche Sprache in der Poesie fähig sey; er glaubt darin den Abdruck der Tapferkeit und Mannhaftigkeit der Niedersachsen zu finden; und als einen Beweis des Reichthums dieser Sprache, führt er nicht weniger als sechzig platdeutsche Ausdrücke an, die alle **schlagen** bedeuten, die wir alle wohl kennen, und die uns großentheils wirklich **Nüancen** ausdrücken, nur nicht alle so genau unterschieden werden, wie der Verf. hier angiebt.

Von den platdeutschen Gedichten, die diese Blätter enthalten, sollten wir etwas sagen, ohngeachtet dieses der großen Hälfte unsrer Leser nicht sonderlich erbaulich seyn wird. Allein wir sehen, daß auch schon platdeutsche Gedichte in den Almanachen vorkommen, (wieder eine neue Dichtungsart,) also dürfen wir auch wohl hier was darüber sagen. Ueberhaupt gilt von allen hochdeutschen Herren und Poeten, welche platdeutsche Verse machen, eben das mit veränderten Umständen, was neulich der **erbere und Eren wohlgeachtete Mstr.**

Daniel

Daniel Seuberlich *) von den neumodischen Volksliederdichtern mit so vielem Rechte geurtheilt hat: daß sie sich unmöglich so ganz in die Lage derer zu versetzen vermögen, deren Sprache sie führen wollen, folglich auch nicht ganz in ihrem Geiste dichten können. Man findet auch in der That gleich beym ersten Anblick solcher Gedichte, Ausdrücke hin und wieder, und überall Ideen, die für den Landmann viel zu recherchirt sind, und die daher üble Wirkung thun.

Unser Verf. hat zu seinen Gedichten einen Dialect gewählt, der die platdeutsche Sprache eben nicht empfiehlt: es ist die so genannte Deister-Sprache, die in der Gegend von Hannover, in dem Thal von Lauenau und Springe zu Hause ist; die Diphtongen werden darin zu stark ausgesprochen, und vieles darin ist zu hart, als daß sie angenehm seyn könnte. Es giebt andere Dialecte, die besser sind, und unter allen platdeutschen Dialecten ohne Ausnahme, ist der, welcher in und um Zelle gesprochen wird, der feinste. Der Rec. bedauert es noch immer, daß das nunmehr so genannte Platdeutsche durch das Hochdeutsche verdrängt worden ist, da es doch offenbar, wegen der wenigern Diphtongen, der seltnern Anhäufung der Consonanten, sonderlich der vielen rr und ss, und wegen des nur sparsam vorkommenden ch, das den Ohren so unangenehm als den Ausländern schwer ist, eine Sprache ist, die angenehmer, leichter und kürzer ist, als die hochdeutsche, die weit mehr Naivetät hat, und die schön und fein seyn könnte, wenn sie nicht allein die Sprache des gemeinen Mannes (der Canaille, sagt der müßige Hofschranz,) wäre.

Die meisten von den Gedichten vor uns sind etwas niedrig, sonst sind hin und wieder Stellen, die sich lesen lassen. Folgendes ist aus einer Ballade, wie es überschrieben ist; einer Mordgeschichte:

Marie, as 'ne Danne schlank,
En Mäken junk un glatt,
(Kein Mäken was sau schön, sau blank,)
Die gink eis na der Stat.

Ging bih 'ne gnedge Fru int Broht,
Dei nam sek siner an;

Un

*) S. den Feynen kleynen Almanach vol schönerr echterr liblicherr Volkslider rc. Berlynn und Stettynn bey Nicolai, 1777, in der Vorrede.

Un mahk öhn Kop und Brüste bloht,
Un klew' öhn Plecke dran.

Um unsern kundigen Lesern selbst etwas zu urtheilen zu geben, schreiben wir das Trinklied eines Bauern ab.

Brauer! kum to Bait, un laht üsch supen,
Sich eis, wo deck doch dei Brailöse schühmt,
Schöll ek ook up allen vairen krupen,
Bliew ek bet dat Fat is uperrühmt.
Laht se in der Stat man jümmerst jaulen,
Dat Schampanjer bäter sih;
Kont se doch darnah mich bäter schraulen,
Suhpt se sek mich dicker doch as wih.

Wihwer mit den hogen dicken Haaren,
Dei sau kruhs, sau bunt lau Barge stahe,
Schlehpt sei dek in Kakelbunten Kaaren,
Wenn de Kehrels hen tom supen gaht.
Wih nehmt use Greitje mit tom Kören
Sühst du dat wih klänker sind!
In der Stat da gist et drum ook hören,
Hest sei länger als en jährig Rind.

Strikt un giegt nu Michel up der Fiddel
Bäter as de veelen Kehrels dort,
Faht ek mihne Greitje bih dat Middel,
Schlühr se over Stock un Steine vort.
Wilt se in Hannauwer mahl eis danßen,
Farwt se seck de Nösen swart,
Welke bunt von Klatern un von Franßen,
Welke mit en groten Juden Bohrt.

Hihr kan Hans un Greitj'en Döhnken singen,
Dort, makt sei sek spitze Mühler tau,
Laht sek wol up söwen Dänße dingen,
Un de Kehrels segget nicks datau.
Mihne Greitje schöll sek mahl eis mucken,
Schleug ik ör de Jacke vull.
Seigstu eis dat ükerwensche Hucken,
Glöwestu se wören alle dull.

Hör! dort gift et deck der Kehrls en Hupen,
Dei von niks als Rhinschen Wine singt;

Singt davon un mötet Water supen,
Bet eis einer öre Kire dingt.
Davor smekt us use Brailße bäter;
Keimen gern tau üsch heruht!
Sind sau mager, mihne Zeeg is fetter,
Seiht as upgedröhte Hehrje uth.

Brauer! fülle mek de ganße Stanne,
Hüte Abend sün wih jo so luht,
Un mek dörstet. Süh! de dumme Kanne
Is jo alle Ogenblicke uht.
In der Stat da gift et lütje Gläse,
Gastrig Bair un weinig Trohst.
Water suhpt se; Water supt de Hase,'
Doch wih suhpet Brailße, Brauer prohst!

Wr.

D. J. P. Millers Anweisung zur Wohlredenheit nach den deutschen und französischen auserlesensten Mustern. Dritte Auflage. Leipzig, 1776. 8.

Der Verfasser hat hier zu seinen eignen Vorschriften aus Lawsons Lectures concerning Oratory. Dublin 1759 noch verschiedenes hinzugefügt. Er erinnert selbst sehr wohl, „daß die Geschicklichkeit in allen Arten des guten Ausdrucks mehr durch eigne Uebungen nach auserlesenen Mustern, als durch viele Regeln erlangt werde," und die Exempel nehmen daher mit Recht den größten Theil des Buchs ein. Es ist dieser Ausgabe ferner ein Anhang von ausgesuchten Mustern größtentheils aus deutschen Kanzelrednern beygefügt, der auch besonders gedruckt worden. Der Werth dieser Anweisung ist überhaupt schon vom Publiko entschieden, die immer eine der schätzbarsten mit ist, die wir haben. Nur misfällt uns auf dem Titel der Name Wohlredenheit. Hängen dem Worte nicht gewisse nachtheilige Nebenbegriffe an, und ist Beredsamkeit nicht vielmehr das eigentliche Wort? Wir überlassen dieses dem Verfasser zur weitern Prüfung.

Betrachtungen eines Anbetenden. Vom Verfasser der Gemälde der Tugend. Dresden, 1776. 8.

Diese

Diese Betrachtungen bestehen aus Morgen- und Abendgedanken, Festbetrachtungen und Gebeten, die mit wahrer warmen Empfindung niedergeschrieben sind, und daher nicht ohne Rührung gelesen werden. Der sechste Morgen ist besonders schön, und fängt so an: „Als du gesäet wurdest, du „heiliger Eichbaum! als du noch nicht dich aus dem Schooße „des Landes keimend hervordrängtest und befruchtende Säfte „noch ungesehen für Menschen deine herrliche Entwickelung be„arbeiteten; als in finstrer Stille unten in der Erde alle deine „Kräfte itzt zum Rauschen und zur Verbreitung edler Schauer „geschaffen sich im Kleinen von einander sonderten, da warst „du ganz ein Bild meines Aufenthaltes im Grabe. — Einst „wenn die Sommernächte ihren Thau über meinen Hügel „strömen, und die Winternächte Reif über ihn hinstreuen, „wenn man die leise Stimme in hohen durchweheten Rasen „höret, oder ein einförmiges Schweigen von der Schneewolke „niedersinket; wenn die Biene Dank an meinem Grabe für „die gefundne Blume singet, oder die Lerche, eine Priesterinn „Gottes, über meinem Hügel, wenn er am Frühlingsmorgen „dampfet, Hymnen unter die Wolken versendet; dann nimmt „in ihren dunklen Schooß die sterbliche Erde alle ihre Un„vollkommenheiten, die sie meinem ersten Körper liehe, zurück, „und indeß alles, was an ihm Staub ist, wieder zum Staube „zurückkehrt, und der Verwesung sein unerlaßbares, aber nur „einmal gefodertes Opfer bringt; indeß alles Vergängliche „meines ersten Wesens wieder zu der Mutter übergehet, zur „neuen Schöpfung sich verwandeln soll; da eilen indessen über „mir hin die mannigfaltigen Perioden von Zeiten und Leben.“ Der Verf. hat Talente zu dieser Art von Betrachtungen und weiß die Schönheiten der Natur mit vieler Feinheit und Empfindung zu entwickeln; nur ist seine Sprache oft nicht simpel genug, ist zu sehr poetische Prose, zu überladen, zu schimmernd, hat zu viel ausländische Wörter. Wenn er die edle Einfalt des Ausdrucks mehr sich wird zu eigen gemacht haben, mehr die simple wahre Sprache des Herzens reden läßt, wird er ein sehr angenehmer Schriftsteller in dieser Gattung seyn. Wenn man für die niedern Stände doch auch nachgerade Andachtsbücher hätte, die den Schmolk, Eubach, Müller u. a. m. verdrängten, und dem armen verachteten Landmanne Nahrung für seinen Verstand und Herz gäben. Aber wer mag dafür schreiben? — Wo ist ein Schriftsteller, der dieß zum Ziel hätte?

Gedichte meiner Gesinnung. Von dem Verfasser der Gemälde der Tugend. Dresden, 1776. 8.

Man kann von diesen Gedichten fast dasselbe Urtheil fällen, wie von dem vorigen Buche des Verfassers. Man kann nicht läugnen, daß er Anlagen und Talente zur Dichtkunst habe, aber da man hier mit Recht strenger ist und mehr fodert als bey moralischen Schriften, so sollte ein angehender Autor sehr behutsam und vorsichtig mit seinen ersten Stücken umgehen. Bey mehrerer kritischer Schärfe, mehrerer Strenge gegen sich selbst, tieferem längerem Studio der besten alten und neuen Dichter, wird der Verf. etwas Vortreffliches leisten. Seine Lieder sind vorzüglich schön. Das erste Stück, der kommende Frühling, verräth einen Dichter, der etwas verspricht, und was uns besonders gefallen hat, alles athmet von dem Geist der Tugend und Frömmigkeit, der bey jungen Dichtern nur selten zu finden ist. Die Hexameter scheinen ihm nicht zu glücken, Oden und der hohe lyrische Schwung nicht, aber Lieder, Elegien und sanfte Zärtlichkeit, Klagen, das scheint besonders das Fach des Verf. zu seyn, von dem wir solche Stücke mit Vergnügen und Dank annehmen werden.

Oden und geistliche Lieder von Dilthey. Breslau, 1776. 8.

Hier findet man weit weniger Dichtergeist, Erfindung, Schwung oder Darstellung. Es ist alles mittelmäßig, besonders die Oden, die alle viel zu lang sind: wie konnte der Verf. in der Vorrede Klopstock und Cramer sich zum Muster vornehmen, und denn noch das Herz haben, Oden zu machen! Die Lieder sind besser gerathen, rein, fließend und simpel; weil wir noch so wenig Gutes hierinn haben, und man bey geistlichen Liedern nicht so sehr strenge ist, so wird diß die Sphäre des Verf. seyn, wenn er ja dichten will und muß.

Fabeln und Erzählungen. Nebst einem Anhange von Idyllen. Leipzig, 1776. 8.

Der Verf. sagt im Vorbericht, daß er sich seine eigne Manier gewählt habe; Rec. muß aber gestehen, daß sie

nichts

nichts Auszeichnendes oder Hervorstechendes habe. Es ist keine Erfindung hier, die einen Dichter verriethe, alles ist so platt, so schaal und gemein. Gleich in der ersten Fabel spricht der Maulwurf in einer langen Rede vom Monde, Jupiter, und den Astronomen, das heißt doch wohl die Gränzen einer Fabel überschritten. Der Anhang enthält Geßnersche Idyllen versificirt, die man aber viel lieber in Prose liest.

Ueber die Schönheiten des poetischen Enthusiasmus, von P. G. H. Halle, 1776.

Der Verf. sagt, daß er die Sappho in einer Uebersetzung seinen Lesern geben wolle, macht aber dabey den Deutschen sehr harte Vorwürfe, die größtentheils sehr ungerecht sind. Man kann uns nun doch wohl nicht mehr vorwerfen, „daß „nur auffallender Witz und angenehme einleuchtende Bilder „der Reiz sind, der deutsche Seelen aus der Schläfrigkeit auf„wecken und zur Bewunderung hinreißen kann. Ich weiß, „daß keine andre Empfindung außer der tändelnden Art der „Freude mit tausend Blumen des Witzes geschmückt ihr Herz „beschäfftigen kann.“ Noch seltsamer sind die Ursachen, die der Verf. gefunden haben will, warum „die sonst in ihrer „Sprache sehr nachdrücklichen Deutschen das Sonderbare, „Große und Erhabene im Ausdruck der Empfindung nicht „schätzen,“ das soll in dem Nationalcharakter unsers Landes und unsrer Sprache liegen. Dieser Charakter soll „in dem „langsamen, etwas kalten, aber doch sowohl anhaltenden als „sehr nachdrücklichen Gange aller unsrer Arbeiten und unsrer „Sprache liegen. Daher ist auch das starke Empfindsame im „nachdrücklichen Ausdruck uns schon gewöhnlich.“ — (Jeder andere würde vielmehr das Gegentheil schließen.) Unsere weitschweifige Sprache soll daher etwas Uebertriebenes und eine Menge Redensarten haben, die jedem fremden Ohre „ungemein nachdrücklich, oder voll außerordentlicher Empfin„dungen scheinen müssen, da wir doch ganz kalt dabey sind.“ Welche Verwirrung der Begriffe! wie flach, wie unbestimmt, wie schwankend ist das alles gesagt! Und so ist auch das Folgende, was von der „poetischen Schönheit überhaupt, von „dem Unterschiede des Schönen, vom poetischen Genie, dem „Enthusiasmus, oder dem hohen Schönen, und von daher „entstehendem Unterschiede der dichterischen Werke“ u. s. w. hier

 vollkommt.

vorkommt. Das Wort erhaben will der Verf. nicht gelten lassen, er hat dafür eine ernste Schönheit und eine hohe Schönheit, er hat auch keine Zeit gehabt, wie er selbst sagt, nachzusehen, was ein Sulzer und andre darüber gesagt haben, sondern er will ohne alle Wegweiser gehen, darüber er sich denn auch freylich nur gar zu sehr verirret. Besonders sind auch gewisse Wörter des Verf. z. E. Einwand anstatt Einwendung, überstiegen anstatt übertrieben. Er theilt die Begeisterung S. 131 in die sanfte, die stürmische, die trunkne, und heisse Glut der Empfindung, und geht darnach nun die verschiedenen Gattungen der Dichtkunst durch: die sanftglühende Begeisterung ist ihm die mindre Gattung der Ode, der stürmische Enthusiasmus ist der tragische, der trunkne, die dithyrambische oder pindarische Ode. Welche Eintheilung!

Lesebuch für Kinder. Erstes und Zweytes Bändchen. Bremen, 1776.

Da der Verf. ausdrücklich in dem Vorbericht sagt, daß er für die erste Kindheit bis etwa ins zehnte Jahr sein Buch geschrieben oder vielmehr herausgegeben hätte: so müssen wir, nach diesem Gesichtspunkte zu urtheilen, gestehen, daß er ihn sehr verfehlet hat. Das Meiste, was für erwachsene Kinder recht gut wäre, ist für Kinder unter zehn Jahren ganz unbrauchbar und unverständlich, obgleich diese Sammlung ziemlich stark ist. Gleich die ersten Stücke beweisen diß, besonders das siebente: der Waldstrom und der Bach, wo das Kind, das von einem Waldstrom gar keinen Begriff haben kann, eine aus sechs Zeilen bestehende Moral fassen soll, um den Vorzug des einen vor dem andern einzusehen. Wenn der V. also für Kinder über 10 bis 12 Jahre schreibt oder sammlet, so wird man mehr Ursache haben, mit ihm zufrieden zu seyn.

Wie ich mich beym Brunnentrinken habe ärgern müssen. Wer mich nicht lesen will, der kanns ja bleiben lassen. Rotterdam, bey Eber, auch in allen Wein- und Bierschenken, 1776. Mit hohen Privilegiis, binnen zehn Jahren nicht nachzudrucken. Die Herren Pränu-

Pränumeranten sind frey; Rabulisten und Generalkollekteurs bezahlen doppelt.

Eine elende verunglückte Satyre. Was soll man von einem Schriftsteller denken, der sich auf dem Titel schon selbst so unverschämt und albern ankündigt?

Ob.

Des Herrn Carl Goldoni sämmtliche Lustspiele mit Kupfern. Eilfter Theil. Leipzig, bey Breitkopf. 1777. 496 Seiten. 8.

Theatralische Werke von Carlo Gozzi. Aus dem Italienischen übersetzt. Erster Theil. Bern, bey der typographischen Gesellschaft. 1777. 477 S. 8.

Der Uebersetzer des Goldoni erhält sich auf der Stufe, die er gleich anfangs einnahm. Niemals hat er den Sinn verfehlt; aber auch selten alle die Geschmeidigkeit in den Dialog gebracht, die er haben könnte, — und auch wohl haben sollte.

Die Uebersetzung des in Deutschland noch wenig bekannten Gozzi ist gut und lebhaft. Man wird darinn mit Verwunderung sehen, was aus einem albernen Mährchen unter den Händen eines guten Kopfs werden kann. Es ist hier der Ort, den Widersacher des Goldoni und Chiari zu beurtheilen, überall nicht; so viel aber müssen wir gestehen, daß in dem Raben, dem zweyten Stücke dieses Theils, Züge und Wendungen sind, die einem Shakespear keine Schande machten. Nichts kann rührender seyn, als wenn der Prinz am Ende die zärtliche Freundschaft von der ersten Kindheit, die zwischen ihm und seinem Bruder gewesen ist, mit den wahrsten Farben schildert, der äußerst gutherzigen Laune des Admirals nicht zu gedenken. Im Ganzen muß man doch diese Stücke nur als Parodien und Spielwerke betrachten, in welchen der Verf. öfter gegen Chiari, als gegen Goldoni Recht hat. In dem letztern wird ein Kenner der Welt nebst seinen Schülern auch immer die getreueste Zeichnung mit Vergnügen wahrnehmen, wovon in dem so eben angezeigtem

Lande die thörichte Neigung zur Landlust ein Beyspiel seyn kann.

Jk.

Vie et Lettres de *Gellert*. Traduits de l'allemand par Madame D. L. F***. I. II. III. Partie. A Utrecht, chez van Schonhoven et Comp. MDCCLXXV.

Wir haben schon vom Hrn. Huber eine gute Uebersetzung von Gellerts ersten Briefen, die der sel. Verf. selbst herausgab, und eine eben so Beyfallswürdige von seinen moralischen Vorlesungen durch Herrn Prediger Pajon in Berlin, welche in unsrer Bibl. XV B. II 460. und XIX. I. 32. angezeigt worden. Die Uebersetzerinn Madame de la Fite, liefert hier eine gleiche von Gellerts Leben, so uns Hr. Cramer beschrieben, und von den Briefen, welche nach des Verf. Tode heraus gekommen sind. Sie hat deren einige uninteressante weggelassen, deren Abgang aber mit etlichen von den alten Briefen ersetzt, und am Schlusse des 3ten Theils noch die Abhandlungen und Reden von den Annehmlichkeiten des Misvergnügens, von dem Einflusse der schönen Wissenschaften auf das Herz und die Sitten, die Betrachtungen über die Religion, die Vortrefflichkeit und Würde der Andacht, hinzugefügt.

Ez.

5. Schöne Künste, Musik.

Joh. Bapt. Pergolesi Stabat Mater, oder Passions-Cantate mit der deutschen Parodie des Hrn. Klopstocks, in einem Clavierauszuge zum Besten der neuen Armenschule zu Friedrichsstadt bey Dresden. Leipzig, 1774.

Herr Hiller verdient allgemeinen Dank für den guten Clavierauszug dieser schon längst beliebten Musik, und das um

um destomehr, da durch die öffentliche Bekanntmachung desselben die bessere und interessantere Poesie des Herrn Klopstock allgemeiner bekannt wird. Man hat bereits so viel unbestimmten Beyfall und Tadel diesem Stücke gegeben, daß wir dadurch aufgefordert werden, uns hier ausführlich darüber zu erklären.

Wer den strengsten eigentlichsten Begriff von **Kirchenmusik** hat, und dadurch urtheilen will, der kann freylich mit Recht sagen: Das Stabat Mater ist gar kein Kirchenstück, und solche Musik gehört nicht in die Kirche. Alsdann aber muß man dieses fast von allen neuern italienischen und deutschen Kirchenmusiken sagen: denn eigentlich schicken sich weder Arien noch Recitative in die Kirche, am wenigsten Arien von so üppigem und spielendem Gesange, dergleichen in den meisten Kirchenmusiken befindlich sind. Die Chöre scheinen sich allein für die Kirche zu schicken, sie allein flößen dem versammelten Volke die Andacht und die Ehrfurcht ein, die das Herz im Tempel Gottes erfüllen sollen.

In der einzelnen Arie stört die schöne Stimme die Andacht eben so sehr, als die schlechte, und vielleicht noch mehr: denn sie zieht unsere Aufmerksamkeit an sich, und vergnügt uns da, wo wir sollen erbaut und gerührt werden, und zwar auf andre Weise gerührt, als es die Schönheit der Stimme thut. Ueberhaupt gehört der blumenreiche und verzierte Gesang gar nicht in die Kirche, gar nicht zur wahren Würde und zur wahren erhabenen Schönheit der Tonkunst, so sehr er sie auch zu ihrer übrigen Anwendung bereichert. Nur der reine und einfache Gesang, der geradezu aus der bestgeordnetsten reinsten Harmonie entspringt, das ist der wahre edle Gesang, das ist der Gesang der Kirche, und der kann am vollkommensten in den Chören statt finden. Nur die vollkommenste Folge oder Continuität der Harmonie, — die desto vollkommner ist, je mehr das Vorhergegangene Vorbereitung zur Folge ist, je mehr es die Folge nothwendig macht, — nur diese Continuität der Harmonie, wenn sie zugleich die beste Fortschreitung jeder einzelnen Stimme, und vorzüglich der Oberstimme hat, ist wahre Schönheit der Tonkunst, die nie und bey keinem ihre edle Wirkung verfehlt; und nur so gehört die Tonkunst in den Tempel allein.

Diese würdige heilige Musik erfordert und verdient alsdann aber auch eine ganz andere heilige Poesie, als die bisherigen geistlichen Poesieen größtentheils gewesen, eine heilige Poesie, die

dem ganzen Volke verständlich, wichtig und heilig ist, die ihm nicht erst durch gedruckte Texte, auch nicht durch den Sänger erst bekannt gemacht würde: sie müßte ihm schon lange im Herzen heilig seyn, und nun durch die Gewalt der Töne tiefer eingeprägt werden, ihm noch wichtiger, noch heiliger werden. Dies ist die wahre Vereinigung der edlen Dichtkunst und der edlen Tonkunst zu ihrem größten Nutzen, zu ihrem höchsten Zwecke.

Wir kehren wieder zum Stabat Mater zurück, und betrachten es also als ein Kirchenstück, in der einmal fast allgemein gewordenen Form, und da finden wir große Schönheiten des Gesanges darinnen, die freylich den nicht befriedigen, der eigensinnig blos nach Schönheiten und Seltenheiten der Harmonie forscht: diese fehlen gänzlich darinnen, vielmehr findet man Fehler und Nachlässigkeiten der Harmonie. Gerne aber läßt sich der gefühlvolle — fast sollten wir sagen und wollüstige — Zuhörer durch wahre Züge des Genies, durch Ausguß der innigsten Empfindung wieder versöhnen.

Es sind bey alle dem aber auch im Gesange Stellen und ganze Sätze, die sich selbst nach dem gewöhnlichen Begriffe von Kirchenmusik nicht recht für die Kirche schicken: wie z. B. alle die Arien in $\frac{3}{8}$ Takte und der S. 7 in $\frac{3}{4}$ Takte: vorzüglich alsdann, wenn sie in der Bewegung gespielt und gesungen werden, wie man sie gemeiniglich in Deutschland hört. Wir glauben aber fast, daß man allgemein hierinnen fehlt, obgleich in den meisten Abschriften die Arien Allegretto, Allegro, Vivace überschrieben sind: man sollte sie langsamer machen. In dieser Meynung bestärkt uns auch dieses, daß wir die Abschrift gesehen, die die erste in Deutschland gewesen, und in der keine einzige Bewegung angegeben war. Alle Arien waren ohne Ueberschrift. Man hat also ohne Zweifel nachher die Bewegungen willkührlich bestimmt, und da kommts drauf an, ob der Mann, der das that, richtig fühlte; wir zweifeln daran. Auch das Beyspiel eines sehr guten Sängers bestärkt uns hierinnen, der die Arien im $\frac{3}{8}$ alle wie Largehto sang, und die angeführten $\frac{3}{4}$ wie Andante. Zwey von den ersten hat Hr. Hiller schon in dem vor uns liegenden Clavierauszuge Andantino und Andante überschrieben.

In der ersten Arie: *Cuius animam generalem*, im deutschen, **Bey des Mitlers Kreuze standen**, beleidigt auch die meisten Critiker die Declamation; allein man muß hier den Componisten entschuldigen, das war Gebrauch seiner

Zeit,

Zeit, und man findet diese Veränderung des Accents bey den damaligen größten italienischen und deutschen Componisten: es war dieses damals das bey den Componisten, was gegenwärtig das Tempo rubato bey den Virtuosen ist, und vermuthlich ist dieses aus jenem entstanden.

Ueberhaupt ist das Stabat Mater in seinen einzelnen Theilen eben so reich an Fehlern als an Schönheiten; das Ganze aber hat jederzeit allgemeine Wirkung gethan, allgemein gefallen, und wird jederzeit dem größten Theile gefallen.

Joh. Baptist Pergolese vollständige Passionsmusik zum Stabat Mater, mit der Klopstockischen Parodie; in der Harmonie verbessert, mit Oboen und Flöten verstärkt und auf vier Singestimmen gebracht, von Joh. Adam Hiller. Leipzig, in der Dyckischen Buchhandlung. 1776.

Man findet hier das Stabat Mater für die Kirche brauchbarer gemacht, und in seinen einzelnen Theilen verbessert: in wiefern die Wirkung des Ganzen dabey gewonnen, dieses wollen wir nicht eher entscheiden, als bis wir es in dieser Gestalt gut aufführen gehört haben: denn hören und sehen ist bey einem musikalischen Stücke nicht weniger unterschieden, als bey einer Statue sehen und anfühlen.

XXIV Lieder für Junggesellen, in Musik gesetzt von dem Rs. Fhrn. von B * zu B *. Freyburg im Breißgau. bey Satron. 1775.

Wir wären begierig, den Sänger oder die Sängerinn zu hören, die diese Lieder singen könnte. Die Melodie dieser Lieder liegt oft wie lange im dreygestrichnen e und d, dabey auf jede Note eine Sylbe: und Intervallen giebts auf allen Seiten, die bisher noch keine menschliche Stimme rein heraus gebracht hat. Hätte sich der Componist in dem Vorberichte nicht in seinem wahren Lichte gezeiget, so würden wir die ganze Sammlung als eine Satyre über die elendesten Stücke ansehen, die bisher herausgekommen: und dann würden

wir nichts daran auszusetzen finden — denn alle Fehler der Scansion, der Declamation, des Gesanges, der Harmonie und des Rythmus sind so recht, wie mit muthwilligem Vorsatz neben einander aufgestellt — als dieses, daß die Satyre durch die völlig falsche und unsinnige musikalische Orthographie, um zu bessern, zu sehr übertrieben sey. Denn wenn die jungen Componisten auch gleich nicht alle ganz richtig schreiben lernen, so pflegen sie doch ihre Arbeit, ehe sie solche dem Drucke übergeben, von ihrem Claviermeister durchsehen zu lassen.

Warum diese Sammlung **Lieder für Junggesellen** heiße, begreift der Recensent um desto weniger, da er schon längst eine Idee zu einer Sammlung, Lieder für Jünglinge, ausgeführt zu sehen wünschte, die dem Inhalte dieser Lieder fast gänzlich entgegen gesetzt ist. Statt Tändeley, Liebe, Wein und Wollust, die nur zu bald das Herz des Jünglings füllen, ohne ihm eingesungen zu werden, und welche (zwey Lieder S. 4 und 10 ausgenommen,) der Inhalt dieser Lieder und fast aller Liedersammlungen sind, statt dieser, müßte Gesang von erhabener Einfalt und Nachdruck, die Größe und Güte Gottes, die unaussprechliche Schönheit der Natur, die Göttlichkeit der Tugend, der Freundschaft, der Zufriedenheit, der Ruhe der Seelen, und der **wahren** Freyheit in der Seele des Jünglings stärker einprägen. O daß die edle Kunst, die so schnell, so lebhaft, so sicher auf **jedes** Menschen Herz wirkt, zum Verderb des Menschen angewandt wird! Es ist kein Wunder, daß ein so edler Mann wie **J. J. Rousseau** durch den großen, unentbehrlichen, unvermeidlichen Mißbrauch der Kunst gereizt wird, die Kunst selbst zu schmähen.

F*.

Das redende Gemählde, eine komische Oper in zwey Akten, in die Musik gesetzt von Carl David Stegmann. Mietau und Hasenpoth, bey Hinz. 1775.

Daß Hr. St. eine so elende Poesie bearbeiten konnte, zeigt sehr von seinem schlechten, wenigstens höchst unbestimmten Geschmack, wenn dieses auch die Bearbeitung an sich selbst nicht verriethe. Natürliche Fähigkeit, und vorzüglich eine sehr

gute

gute Anlage zum angenehmen, fließenden Gesange gestehen wir Hrn. St. sehr gerne zu. Aber an Erfindung und Critik fehlt es seinen Arbeiten sehr. Bey Critik dachten wir sowohl an Sprache und Poesie, als an Gesang und Harmonie. Hr. St. hat den Fehler der meisten jungen Componisten, er arbeitet viel zu flüchtig; man sieht fast allen Stücken den ersten Entwurf an.

In Ansehung der Poesie stechen die beyden Arien S. 74 und 81 stark hervor, und sind gewiß von einem guten Dichter dem Componisten oder der Schauspielerinn zu Gefallen hinein gearbeitet.

Der Deserteur, eine komische Operette in drey Akten, in deutsche Musik aufs Clavier gesetzt von Carl David Stegmann. Leipzig und Königsberg, bey Hartung. 1775.

Der kauderwellsche Titel dieses Clavierauszugs, der bekannten französischen Musik des Deserteurs von Monsigny, mit untergelegtem deutschem Texte soll entweder eine Anlockung für unverständige Käufer seyn, oder zeigt von der groben Unwissenheit des Herausgebers. Daß es doch noch immer unter den Künstlern solche unwissende Menschen giebt! Wir haben also bey unserer Beurtheilung mit Herrn Stegmann weiter nichts zu thun, als nur in Ansehung des Clavierauszuges ihm zu sagen, daß der im ganzen gut ist, wiewohl einzelne Stellen darinnen vernachläßigt sind. Und nun wenden wir uns zu Herrn Monsigny.

Hr. Monsigny ist ein Mann von vielem Genie: destomehr ist es aber zu bedauren, daß er sich um die Theorie der Musik so wenig bekümmert. Der Gesang ist in den mehresten Stücken dieser Operette schön und ausdrucksvoll. Ja es giebt einzelne Stellen, deren Gesang ganz hinreißend ist, fast jeder Ausdruck gelingt dem Verfasser: Naivität, Freude, Zärtlichkeit, Schmerz, Heroism, sind in einzelnen Stücken, in einzelnen Ausdrücken eben so vortrefflich ausgedrückt, als das comische in allen Gesängen des Himmelsturms und des Bertram. Will man Beyspiele hievon, so sehe man S. 12, 14, 10 und 54, 78 und 90, 39 und 82. Allein fast kein Stück findet der Kenner in dieser Operette, worinnen nicht

verschiedenes wäre, daß er heraus wünschen muß, um es zu einem zusammenhängenden und in seinen einzelnen Theilen regelmäßigen Ganzen zu machen.

Durch seinen Scharfsinn hat der Componist in seinen Duetten, Targetten und Chören hie und da, und vorzüglich in dem Doppelgesange zwischen Bertram und Himmelsturm S. 70, den Mangel an harmonischer Kenntniß ersetzt, oder vielmehr nur versteckt. Wir können dem Verf. aber versichern, daß ihm das Studium der Harmonie leichter werden würde, als ihm hier der Schein kunstgerecht zu seyn, geworden ist. Eben so wie es oft leichter ist, moralisch gut zu *seyn*, als es zu *scheinen*.

Will man ein ganz vollkommnes, unglückliches Beyspiel der Wirkung des wilden Genies ohne Zügel der Critik sehen: so nehme man die *Symphonie* dieser Operette vor sich. Welch unsinniges Gemisch von guten und schlechten, von vortrefflichen, und höchst elenden Stellen! Wir verkennen nicht den guten charakteristischen Zug darin, daß der Verf. zum Thema dieser Symphonie den französischen Garde-Marsch genommen, — dieser *allein* wäre der beste Eingang zum Stück gewesen. — Die Zwischensätze sind es, von denen wir hier reden.

Das Gärtnermädchen, eine comische Oper in drey Aufzügen, in Musik gesetzt von Ernst Wilhelm Wolf. — Weimar, bey Hoffmann. 1774.

Das Comische scheint nicht so sehr Herrn Wolfs Sache zu seyn, als das Ernsthafte, Zärtliche, und Naive, daher haben uns die Stücke S. 28, 45, 52, 80, 86, vorzüglich gefallen. Die Symphonie dieser Operette ist feurig und angenehm, auch fehlt es den mehresten Arien des *Martin* nicht an einzelnen comischen Zügen, nur durch den häufigen Gebrauch der weichen Tonart und der langsamen Bewegungen hat sich der Verf. im comischen Theile dieser Operette sehr geschadet: man sieht wohl, daß der Verf. auf den Charakter des Martin damit gezielt; allein nur durch den Contrast konnte dieses seinen Mann charakterisiren. Auch wagen wir den Wunsch, daß sich der Verf. die genauere Beobachtung des grammatikalischen Accents, und der Einschnitte und Abschnitte der Verse mehr angelegen seyn lassen wolle, und auch et-

was

was strenger in der Auswahl seiner Gedanken seyn möge, so wie er dieses in seinen Instrumentalsachen in hohem Grade ist.

III Trio pour le Clavecin avec accompagnement de Violon ou Flute et Basse ad libitum composés par *G. S. Loehlein*. Collection I et II. à Leipsic chez l'Auteur et Breitkopf.

Liebhabern, die Freunde des neuern galanten Geschmacks sind, und die die besseren Stücke nicht bezwingen können, denen werden diese Trios Vergnügen machen, obgleich wenig Neues und Gedachtes darinnen ist. Wir wünschten indessen doch, daß der Verf. auch solchen Kleinigkeiten mehr Reinigkeit der Harmonie gäbe. Viele Stellen, und vorzüglich die, wo der Baß gebrochene Accorde hat, beleidigen ein geübtes und richtiges Ohr gar sehr. Die mehresten Componisten, die sich solcher Bässe bedienen, scheinen daran nicht zu denken, daß bey geschwindem Zeitmaaße, die gebrochenen Accorde, wie voll angeschlagen wirken.

Trois Sonates pour le Clavecin avec l'accompagnement d'un Violon obligé e Violoncelle ad libitum comp. par *Fred. Hellmuth*. Oeuvre premier. à Offenbach chez André.

Fade, alltägliche Gedanken, gemeine, auch oft unreine Harmonie, unregelmäßige Rythmen, mit einem Wort — viel galantes Wesen.

Amynts Klagen über die Flucht der Lalage. Eine Cantate für die Discantstimme, begleitet von 2 Waldhörnern, 2 Flöten, 2 Violinen, Bratsche und Baß, verfertigt von Georg Benda, Herzogl. Sachsen-Gothaischem Kapelldirector. Leipzig, in Commission bey Breitkopf und Sohn, 1774.

Eine meisterhafte Composition des schönen Kleistischen Liedes: Sie fliehet fort u. s. w. Hr. B. hat es Cantatenmäßig

sig behandelt, und jede Strophe besonders componirt. Die beyden ersten Strophen machen eine Arie, ein Andante con moto, in welchem mehr lebhafte Declamation als gedehnter Gesang herrscht, doch finden wir auch einzelne vortreffliche Stellen des Gesanges drinnen, wie z. B. der Gesang auf den Worten:

ein weiter Raum trennt Lalagen von mir,

und weiter unten auf die Wiederholung der Worte:

du kömmst vielleicht von ihr.

Auch hat sich der Verf. bewegen lassen, der Kehle zu gefallen einige Dehnungen auf einer Sylbe anzubringen: denn daß es der Verf. gethan habe, um das Wehen der Luft damit auszudrücken, das können wir von ihm nicht vermuthen. Die dritte Strophe ist sehr schicklich als Recitativ behandelt, sowohl der häufigen Fragen wegen, als auch wegen des Forteilens der Empfindung: (kleine Zwischenspiele der begleitenden Instrumente, erhalten indessen das Ganze lyrisch) bis zum äussersten Ausbruch der Empfindung in der vierten Strophe, wo die zweyte Arie (ein mezzo largo) eintritt, deren Gesang tief aus dem Innersten des Herzens gequollen. Es ist der ausdruckvolleste, und schmelzendeste Gesang, den wir je gehört haben. Die letzte Strophe ist wieder Recitativ, das sich zum Arioso neigt, und so schließt.

Hier und da wird man den grammaticalischen Accent vernachlässigt finden; es ist aber größtentheils zum Vortheil des oratorischen Accents geschehen, und das ist meisterhaft, so wie es auch Harmonie und Begleitung an diesem vortrefflichen Stücke sind.

Funfzig geistliche Lieder für Kinder, mit Claviermäßigen Melodieen, zum Besten der neuen Armenschule zu Friedrichstadt bey Dresden, componirt von Joh. Adam Hiller. Leipzig, in Commission bey Breitkopf und Sohn, 1774.

Die Melodieen dieser zu so einem rühmlichen und menschenfreundlichen Endzwecke componirten Lieder sind sangbar und ausdrucksvoll, wie mans an Hillerischen Melodieen schon gewohnt ist. Wir können Herrn Hiller auch im Namen vieler guten Aeltern und gutgearteten Kinder herzlichen Dank dafür sagen.

Melo-

Melodeyen sowohl alter als neuer Lieder, welche bey dem öffentlichen Gottesdienst pflegen gebraucht zu werden, durchgesehen und verbessert von Johann Heinrich Grosse.

Herr Grosse ist ein Organist, wie itzt die meisten Organisten sind, die das kräftigste und nachdrucksvolleste Kirchenlied, durch die alltäglichsten Harmonieen, und durch seine Zwischennoten zu dem gemeinsten pöbelhaftesten Gesange zu machen wissen. Hier findet man Lieder, die so hübsch accommodirt sind, daß man sie mit Abänderung der Bewegung zu Märschen und englischen Tänzen, ohne eine Note abzuändern, gebrauchen kann: andere sind die tanzbarsten Menuetten. Zwar finden wir sie größtentheils schon so in dem Hallischen Kirchengesangbuche, wo der größte Theil dieser Lieder Note für Note ausgeschrieben ist; doch hat Hr. G. einigen aber nachgeholfen, um sie völlig zu jenen, bey allen Gelegenheiten brauchbaren Dingen zu machen.

Mr.

Schweizerlieder mit Melodieen. Bern, bey Wagner, 1770.

Man sieht es diesen Melodieen zwar an, daß der Componist Gefühl für Schweizerfreyheit hat; nur Schade, daß der V. immer so die ersten Gedanken hingeschrieben, ohne zu bedenken, daß dieses gemeinhin Gedanken sind, die man schon hundertmal gehört, und oft selbst schon niedergeschrieben hat. Die mehresten Melodieen sind daher sehr gemein und sich selbst gleich.

Drey Sonaten für das Clavier und eine Violine von Joh. Ernst Bach. Erster und Zweyter Theil. Eisenach, bey Grießbachs sel. Söhnen, 1770.

Diese Sonaten sind fleißig gearbeitet; es fehlt ihnen aber gänzlich an Erfindung und Annehmlichkeit.

Zemire

Zemire und Azor, eine romantisch komische Oper, in Musik gesetzt von G. v. Baumgarten. Breslau, bey Korn dem ältern, 1775.

Der Verf. hat sehr viel Anlage zu natürlichgutem Gesange, auch arbeitet er mit Gefühl und Ueberlegung. Nach diesem vor uns liegenden Clavierauszuge zu urtheilen, fehlt es ihm auch nicht an Kenntniß der Harmonie. Was uns vorzüglich gefallen, ist dieses, daß der V. sich nicht zu dem neumodischen italiänischen Schlendrian hat hinreißen lassen, der sich so wenig zur deutschen Sprache, als zum natürlichen Ausdruck paßt. Sollten wir dem V. einen Rath geben, so wäre es der: eine strengere und genauere Wahl in den Gedanken zu treffen, die sich ihm, nach seiner Leichtigkeit im Arbeiten, zu schnell darzubieten scheinen.

Häufige Druckfehler finden wir in dieser Operette, die den bloßen Liebhaber oft zum Nachtheil der Melodie stören werden.

Wiegenliederchen für deutsche Ammen, mit Melodieen begleitet von Ernst Wilh. Wolf, Herzogl. Sachsen-Weimarischen Capellmeister. Riga, bey Hartknoch, 1775.

Lieder, die in so guter Absicht, zu einem angenehmen Beytrag zu unsern Erziehungsschriften, und von einem Manne wie Hr. W. in Musik gesetzt wurden, konnten nicht anders als gut werden. Sie sind alles, was sie seyn sollen: faßlich und angenehm. Und wohl dem, der zu dem wichtigsten Geschäffte, zur Erziehung des Menschen, sein Schärflein beytragen kann, und beyträgt!

Sechs Sonaten für das Clavier von Daniel Gottlob Türk. Leipzig und Halle, 1776.

Diese Sonaten sind in der wahren Claviermanier geschrieben, sind sangbar, brillant und richtig im Satze. Einigen Sätzen sieht mans zu sehr an, daß der V. die Arbeiten unsers C. P. E. Bachs fleißig gespielt: es sind dem V. ganze

Stellen

Stellen im Gedächtniß geblieben, die er hernach zu eilfertig für seine Gedanken niedergeschrieben. Ueberhaupt, wenn der V. sich bemühen will, mehr eigenes zu erwerben, und eine strengere Auswahl der Gedanken zu machen, so wird er einer unserer besten Claviercomponisten werden. Wir zweifeln nicht daran, daß das Publicum die Fortsetzung dieser Sonaten nicht mit Vergnügen erwarten und annehmen sollte.

Sechs leichte Sonaten fürs Clavier von Joh. Friedr. Wenkel. Hamburg, gedruckt von Bock.

Diese Sonaten scheinen mit dem Würfel in der Hand componirt zu seyn. Einerley Gedanken, die immer wieder zusammenkommen, und schon so oft in der Welt auf mancherley Art gebraucht worden sind, verursachen, daß man bey der zweyten Sonate noch glaubt, in der ersten zu seyn, und das sofort bis zur letzten. Auch sind sie von Seiten der Harmonie sehr leer und gemein.

Vb.

Der Kaufmann von Smyrna eine komische Oper in einem Acte, in Musik gesetzt von Andreas Franz Holly. Berlin 1775. bey Himburg.

Etwas so höchst erbärmliches haben wir lange nicht gesehen; daß so etwas noch Käufer finden kann! Die Erscheinung dieser elenden Composition ist desto befremdender, da man schon eine gute Musik zu diesem Stücke von Herrn Stegmann erhalten. Herr Holly hat als ein junger, völlig unwissender Mensch italiänische komische Opern in Prag gehört, und diese als ein völlig Unwissender abgeschrieben.

Neue Cottillions oder franz. Contretänze ꝛc. mit vollstimmiger Musik, bestehend aus 2 Violinen und Baße, 2 Flöten, 2 Hörner, 2 Clarinetten, 2 Trompeten u. a. m. von F. Ch. Fricke. Quedlinburg bey Reußner. 1775.

Wie

Wie die mehresten Tanzmeistermusiken. Alltägliche Gedanken, schlechte Harmonie und oft unbequem für die Instrumente. Sie scheinen beym Clavier gemacht zu seyn.

Die Hirten bey der Krippe zu Bethlehem, in Musik gesetzt von Carl Westenholz. Riga bey Hartknoch. 1775.

Wenn wir annehmen, wie wir aus Billigkeit für den V. müssen, da uns die Umstände bekannt sind, daß der V. kein Kirchenstück und kein Pastorale machen wollte, und dennoch gezwungen war, Choräle, die weder von Seiten der Poesie, noch der Melodie hineinpassen, hinzuzufügen, und wir diese Musik also als Cammermusik oder auch als Instrumentalmusik, ohne die geringste Rücksicht auf die Ramlerische Poesie betrachten, so finden wir viel hübsche angenehme Gedanken und brillante Stellen darinnen.

Auszug fürs Clavier, eine Serenate von Chr. Benj. Uber. Breslau bey Korn dem ältern. 1775.

Wir finden zwar in dieser Arbeit des Verfassers schon mehr Reinigkeit der Harmonie und mehr rythmische Richtigkeit als in seiner Clarissa; allein die große Einförmigkeit der Harmonie durch alle dreyzehn Stücke, von denen so gar neune im C dur sind, und alle auf einem Wege aus der Tonica und die Dominante, und so wieder zurück gehen, diese macht es zu einem langweiligen Dinge, wenn die Abwechselung der Instrumente fehlt. Der Clavierauszug solcher Stücke kann also wenig Vergnügen und Unterhaltung gewähren. Hierzu kommt noch, daß die meisten Gedanken sehr alltäglich und platt sind.

Zwölf italiänische Oden für Liebhaber des Spielens und Singens, auf die leichteste Weise in Musik gesetzt von Filippo Finazzi. Hamburg bey Bock.

So wenig sich dieser deutsche Tittel zu italiänischen Oden paßt, so wenig passen auch die Melodien zu diesen Oden, oder zu irgend welchen Oden unter der Sonne. Die Melodieen

sind

sind aus verschiedenen Opernarien zusammengeraft, lauter Gedanken, für die man, alter Bekanntschaft wegen, den Hut abziehen muß, obgleich sie hier in dem erbärmlichsten Auszuge von der Welt erscheinen: denn die Harmonie ist höchst elend. Auch ist der Druck voll Fehler.

Sei Sonate per il Clavi Cembalo solo composte da *E. G. Wolf*, Maestro di Capella di S. A. S. la Duchessa di Sassonia Weimar ed Eisenach. 1774.

Diese Sonaten gehören zu den besten Claviersachen unserer Zeit. Wir sehen der Fortsetzung davon mit Verlangen entgegen.

Sei Sonate da Clavi Cembalo di *Giuseppe Haydn*, Maestro di Capella della pref. A. S. Ser. in Vienna presso Kurzboeck. 1774.

Wir können den Freunden des Claviers diese Sonaten, als sehr angenehme und unterhaltende Stücke empfehlen. Die starke und ganz originale Laune, die in des Verfassers neuen Quadros und Quintettos herrschet, findet man hier nicht; aber sehr viel angenehme Laune und unterhaltenden Witz.

Sei Sonate per il Clavi Cembalo e Violino Obligato dal Sign. *Luigi Boccherini.* in Riga presso Hartknoch. 1774.

Diese Sonaten haben nicht das Eigenthümliche und Launigte, so man in den Violin- und Violoncellsachen des Verf. findet. Hie und da sieht man zwar einzelne Stellen, die ihn kenntlich machen, frapante Harmonieen, unerwarteten reizenden Gesang; allein das Ganze ist mehr gewöhnlich, wie mans in Schobertschen Sachen und andern neuern häufig findet. In dieser Manier sind sie auch, als Clavierstücke betrachtet, geschrieben, nicht fürs Clavier, sondern für den Flügel, und zwar für Flügelspieler, die nie Clavier gespielt haben: die andern lassen nicht ab von Bach und seinen glücklichen Nachfolgern. Diesen empfehlen wir diese Sonaten auch nicht, wohl aber denen

nen aufs allerbeste, denen an neuer Mode, Ohrenkitzel und heftiger Erschütterung des Trommelfells mehr gelegen ist, als an wahrem gutem Geschmack, Rührung des Herzens und Beschäfftigung des Verstandes. Ohnerachtet der häufigen harmonischen und rythmischen Nachlässigkeiten, die man in diesen Sonaten fast auf allen Seiten findet, gehören sie doch zu den besten neumodischen Werken, und können vorzüglich zur Uebung in Geschwindigkeit für beyde Hände dienen.

F*

6. Romane.

Briefwechsel dreyer akademischer Freunde. Ulm, bey Wohler, 1776. 491 Seiten. 8.

Bleib mit deiner Briefsammlung daheim, sagte ein Freund zu dem Herausgeber oder Verfasser, der Student guckt darinnen noch zu sehr hervor, und du weißt, man sieht das Studentenmäßige nirgends gern, am wenigsten in Büchern. Der Freund möchte wohl Recht haben, ungeachtet der Widerlegungen des V. Das Büchlein ist so recht im Studentengeschmack, vermuthlich von einem jungen Candidaten, der von akademischer Weisheit strotzt, und die erste beste Gelegenheit ergreift, derselben Luft zu machen. Er weiß auch seine Weisheit meisterlich auszukramen, und schildert dabey seine eigne werthe Person unter dem Namen Jakob Friedberg, von der vortheilhaftesten Seite von der Welt. Die allgemeine deutsche Bibliothek hat an ihn einen starken Widersacher, er versucht an ihr, besonders im theologischen Fach, seine ersten jugendlichen Kräfte, wittert auf seiner gelehrten Heimreise von Göttingen in Patriam einen Recensenten derselben auf, den er nach Herzenslust in die Enge treibt. Das ist die einzige unterhaltende Scene im ganzen Buch — das übrige sind Studentenstreiche und elender Studentenwitz.

Lf.

Briefwechsel dreyer akademischer Freunde. Zwote Sammlung. Ulm, bey Wohler, 1777. 557 S. 8.

Ungleich

Ungleich besser als die erste Sammlung hat uns die zweyte gefallen. Der rohe Studententon, der dort so laut war, ist hier ziemlich verschwunden, und bey dem Tausche, statt jugendlicher Unbesonnenheiten auf Akademieen, aus dem bürgerlichen und häuslichen Leben kleine Familien- und ländliche Scenen vorzufinden, gewinnen die Leser und das Buch. Der Student Trautmann, der hier noch als Student auftritt, ist auch viel leidlicher durch den Enthusiasmus, den der V. in diesen Charakter gelegt hat, als seine Freunde mit ihrer nüchternen Moral und gelehrten Explosionen in der ersten Sammlung. Jetzt treten sie als junge aber schon gesetzte Männer auf, und die kleidet manches, was Studenten nicht anpassend ist, weil es bey ihnen nach unzeitiger Weisheit schmeckt. Daß die Correspondenten ein wenig neoterisch mit einander schwatzen, und mit gewissen Lieblingsredensarten gar zu verschwenderisch sind, muß man als eine kindische Schwachheit des Verfassers, die nicht lange dauern wird, übersehen. Wer kanns ihnen auch wehren, **wenns ihnen so wohl ist**, und wenn alles, was in ihrem **Wirkungskreise** liegt, ihnen so gar **herrlich** erscheint? Da geht einer oder der andere mit seiner herrlichen Frau, der herrlichen Sophie, oder der herrlichen Sabine, Hand in Hand spatzieren, sieht in Gottes herrlichen Sonnenschein, athmet himmlische Wollust u. s. w. Dieses ausgenommen, ist die Schreibart gut, natürlich; und ohne romanhafte Züge, hat die Geschichte der drey Freunde ein gewisses Interesse, das den Leser bey guter Laune erhält. Eine gelehrte Anekdote können wir unsern Lesern nicht vorenthalten: Der Pfarrer Friedberg will sich durchaus nicht von einem Hrn. Confrater zum Recensenten an der allgemeinen deutschen Bibliothek anwerben lassen in dem Fach der belles lettres, weil das ganze Corpus der Recensenten an dieser Bibliothek größtentheils **aus Knaben und Unmündigen** bestehet. Diese Entdeckung begünstiget das System des Zuträglichen für getadelte Skribenten ungemein: denn sobald einer sich nicht nach Wunsche gelobt findet, kann er sich nun damit trösten, daß sein Recensent ein unbärtiger Knabe sey, dems an Kopf und Herz gebricht. Und dabey kanns denn dem Autor **so wohl seyn!**

Geschichte Carl Ferdiners aus Originalbriefen. Erster Theil. Von dem Verfasser der moralischen Briefe

zur Bildung des Herzens. Breslau und Leipzig 1776 bey Meyer. 412 Seiten. 8.

Der erste Anblick dieser Geschichte ist ihr so günstig, daß man von dem Verfolg und der Ausführung derselben sich etwas Gutes versprechen kann. Von dem Gange und Gewebe des Ganzen läßt sich noch wenig Bestimmtes sagen, der Verf. hat hier nur die ersten Grundlinien gezeichnet; aber einige Beywerke sind ausgemalt, und gefallen. Der Hauptcharakter, von dem die Geschichte benennt worden, ist ein junger Hamburger Kaufmann, der nach seiner Wiederkehr aus der Fremde in seine Vaterstadt, in einen Liebeshandel geflochten wird: am Ende dieses Theils ist er der Erfüllung seines Wuhsches, die Geliebte zu heyrathen, schon ganz nahe gebracht. Einige Winke aber, die der V. giebt, lassen vermuthen, daß Ferdiner in der Fremde schon einmal geliebt hat, und daß sein Herz von dieser ersten Leidenschaft noch nicht ganz frey ist, es glimmt darinnen noch ein geheimer Funke, den der V. in der Folge wohl wieder anfachen dürfte: denn es sollen diesem Theile noch vier andere folgen. Viel Interesse hat die Geschichte in dem ersten Theile noch nicht; aber die Briefe, worinnen sie abgefaßt ist, sind dennoch unterhaltend, nur unterscheiden sie sich nicht gnugsam durch die Schreibart nach dem verschiedenen Charakter der schreibenden Personen: man sieht es ihnen zu sehr an, daß sie von einem Kopfe gedacht und aus einer Feder geflossen sind. Allerdings hat dieses Abzeichnende in der Schreibart nach der Beschaffenheit eines jeden Charakters einige Schwierigkeit, und kann leicht misglücken; aber die abwechselnde Schreibart in einer Briefsammlung verschiedener Personen, die noch dazu Originalbriefe enthalten soll, ist der Natur der Sache so gemäß, daß der eintönige Styl die ganze Illusion, die die Einkleidung in Briefe wirken soll, zu stören scheinet.

Geschichte Carl Ferdiners. Ersten Bandes zweyter Theil, 403 S. Zweyten Bandes erster Theil, 416 S. Breslau und Leipzig 1777 bey Meyer. 8.

In diesen beyden Theilen beginnt diese Geschichte nun mehreres Interesse zu gewinnen als in dem ersten. Der V.

stützt

stützt solches auf die getheilte Liebe des jungen Ferdiners zwischen seiner Braut der Julie, und der Elise Dewalt: diese beyden Charaktere sind ihm sehr gut und meisterhaft gelungen. Beyde Frauenzimmer halten einander in Ansehung der körperlichen und geistigen Vollkommenheiten die Wage; letztere aber bringt der V. in Situationen, wo sich eine mehrere Erhabenheit des Geistes, eine gewisse heroische Tugend, eine unendlich sanfte und dabey edle Gemüthsart mit der feinsten Delikatesse verbunden, an ihr veroffenbaret, welches den Leser ganz für sie einnimmt, ohne daß dadurch ihre Rivale verdunkelt wird. Diese Nebeneinanderstellung sehr vollkommener Charaktere in gleichem Lichte, aber doch jeder mit eigenthümlichen Zügen, ohne daß dadurch ihrer wechselseitiger Wirkung Eintrag geschieht, dünkt uns hier ein Kunstwerk, das eine sorgfältige Ueberlegung und Behandlung, nebst einer genauen Abwägung richtiger Verhältnisse gegen einander hervorgebracht hat, welches aber einem Dichter durch einen einzigen Zug mehr oder weniger leicht misglücken, und bey den Lesern ein ganz anderes Bild erwecken kann, als er ihnen zeichnen will. Schwerlich werden beym Schlusse des dritten Theils, als dem Mittelpunkte der ganzen Geschichte, die Leser für eine von beyden Geliebten mehr als für die andere, Parthie ergriffen, und bey sich entschieden haben, welcher sie den Preiß durch Ferdiners Hand zugestehen möchten. Dieser, welches wir anmerken müssen, ist bey seinem schwankenden Herzen so schuldlos, daß man, statt ihn eines Leichtsinnes oder einer Untreue zu zeihen und ihn zu hassen, ihn nur in seiner pressenden Lage bey seinem zerrissenen Herzen bedauern kann: denn vor der Zeit fällt ihm nichts zur Last, als höchstens eine kleine Unbedachtsamkeit oder Voreiligkeit, und vielleicht verwischt der V. auch diese noch in Ferdiners Betragen, das bis jetzt hier nicht ganz aufgeklärt ist.

Die Situation, worauf Herr Dusch hier das Interesse seiner Geschichte stützt, ist zwar nicht neu, und nur erst noch kürzlich von Hrn. Göthen in der Stella gebraucht worden, daher mans nicht leicht verhindern kann, daß einem die Imagination unter dem Lesen nicht mancherley Aehnlichkeiten ganz unvorsetzlich zwischen dem Plan des letztern und unsers Verf. vorspiegeln sollte; doch der Fortgang von Ferdiners Geschichte wird hoffentlich der Sache bald eine andre Gestalt geben. An Nebenscenen ist die Geschichte nicht überladen; aber die, die der V. anbringt, haben die rechte Haltung, rauben der Haupt-

handlung nicht das Interesse, und sind nicht so weitschweifig, daß man diese aus dem Gesichte verlöre. Durch eine nähere Anzeige des Inhalts wollen wir unsern Lesern nicht vorgreifen; besonders, da der V. seinen Plan so angelegt hat, daß er, wie der anbrechende Tag, immer mehr Licht gewinnt, und diese allmäligen Entdeckungen den Lesern eine Art von Vergnügen gewähren, welches ihnen geraubt wird, wenn sie auf jedem Blatte des Buchs mehr wissen, als sie nach der Absicht des V. wissen sollen. Man muß freylich im Anfang eine etwas lästige Bekanntschaft mit dem weitläuftigen Zirkel machen, in welchen der V. seine Leser einführt, und es geht einem da, wie in großen Gesellschaften, wo man leicht einige Personen mit einander verwechselt, oder den andern Tag sich nicht entsinnen kann, wer sie sind, wenn sie einem wieder auf der Straße begegnen; daher ist es gut, daß zu dem neuen Titel zum ersten Theile, auch zu dem zweyten Theil des ersten Bandes, jetzt ein Nomenklator gefügt ist, wodurch der Verwirrung, die manche Leser leicht abschrecken oder ihre Aufmerksamkeit stören möchte, ziemlich abgeholfen wird. Manche von diesen Personen scheinen bis jetzt bloß Zuschauer zu seyn, dann wären sie wohl übrig; doch läßt sich davon nichts gewisses sagen, ehe man das Ganze übersehen kann. Das aber ist gewiß, die Briefe von so mancherley Personen sind, wie bereits bey der Anzeige des ersten Theils bemerkt worden ist, noch immer zu eintönig: man nehme die Namen hinweg, so sind sie der Schreibart nach alle von einer Person, da sie doch Leuten von verschiedenem Alter, Geschlecht, Charakter und Denkungsart zugeschrieben werden. Viele Briefe sind zu leer, enthalten unbedeutende Dinge oder Dialogen mit Bedienten und Zofen, die die Herrschaften sehr herablassend und gewissenhaft aufzeichnen, zuweilen bey Gelegenheiten, wo ihnen so viel andre Dinge durch den Kopf gehen, daß sie sich wahrscheinlich um die Naivetät des Ausdrucks in den Reden ihres Gesindes wenig bekümmern dürften: dadurch wird hier und da die Geduld der Leser wohl ein wenig auf die Probe gestellt; indessen werden sie durch den Fortgang der Geschichte bald wieder dafür schadlos gehalten. Leichter, freyer, unbefangner Scherz ist die Gabe des V. nicht, daher geben wir den ernsthaften Briefen in der Geschichte, bey weitem den Vorzug vor den muntern und scherzhaften. Die Mädchen des V. haben nicht genug frohe jugendliche Laune, oder können den wahren Ausdruck der natürlichen Badinerie nicht finden; aber in dem Gefühlvollen,

Empfind-

Empfindsamen, ernsthaft Zärtlichen, athmet der Ausdruck des Verfassers Leben, und da zeichnet er wahre Natur.

Kleine Chronik des Königreichs Tatojaba, von Herrn Wieland dem ältern.

Allein was werden — —
Zu unserem Gesang die strengen Kenner sagen?
Wieland der jüngere.

Frankfurt und Leipzig, 1777. 430 Seiten. 8.

Eigentlich ist dieses Buch ein artiges Feenmährchen, das laut der Vorrede des Herausgebers, einen ältern bereits verstorbenen Bruder des Herrn Hofraths Wieland zum Verfasser hat. Der Herausgeber findet auch zwischen dieser und den bekannten Wielandischen Schriften eine große Aehnlichkeit; getraut sich aber nicht zu bestimmen, ob beyde Brüder am Körper auch einander so ähnlich gewesen, daß sie Herr Lavater sogleich nach den Augenknochen für Brüder erkläret haben würde. Durch Erbgangsrecht wären die Arbeiten des ältern Bruders auf den jüngern gekommen, der nach einiger Meynung nicht unterlassen hätte, guten Gebrauch davon zu machen. Wie aber dieses Wielandische Manuskript von der Erbschaftsmasse abgekommen und in des Herausgebers Hände gefallen sey, davon sagt er kein Wort. Die Zeit der Entstehung dieser Schrift setzt der Herausgeber in einer Note a. d. 32 S. in die Morgendämmerung der jetzigen Modepoesie, ehe noch unsere Damen Almanachianerinnen wurden; damals waren sie Klopstockianerinnen, Gerstenbergianerinnen u. s. w., das wäre ungefähr vor zehn Jahren. Dieser Angabe widersprechen aber einige Stellen, wo von Dingen neuern Schlags die Rede ist, z. B. von dem Magnetismus des Herrn Mesmer, desgleichen kommt vor, ein Fragment einer Anrede an eine Prinzessin, a. d. 237 S. in neumystischer Sprache, welche damals noch nicht erfunden war. Dieses und noch andere satyrische Anspielungen machen uns glauben, daß das ganze opus posthumum eben ganz frisch von der Drehscheibe gekommen ist, und wir müssen dabey laut sagen, daß es höchst unanständig sey, daß der Verf. hierbey Herrn Wielands Namen gemisbraucht, vielleicht nur bloß, um durch diesen armseligen Betrug auf dem Titel, Leser anzulocken. Kein vernünftiger Leser kann es

 billigen,

billigen, daß ein junger Autor so mit dem Namen eines berühmten Mannes spielet. Wenn der Verf. einmal selbst einen Namen haben wird, den aufs Spiel zu setzen der Mühe werth ist, wird er das fühlen können, wofür er jetzt keinen Sinn hat. Doch dieses bey Seite gesetzt, hat die Feengeschichte an sich, ein Paar schlüpfrige Stellen ausgenommen, in Ansehung der Erfindung viel Artiges: der V. giebt eigentlich eine Theorie der körperlichen Liebe, und scheint aus der platonischen eben nicht viel zu machen; doch das ist nicht ihr vornehmstes Verdienst. Dieses bezieht sich mehr auf den Vortrag als auf die Sache selbst: lachender Spott, treffende Satyre, Leichtigkeit und ungezwungne Wendung in den Uebergängen aus der Erzählung zur Anwendung auf Gegenstände unsrer Welt, denn der V. hat seinen Schauplatz in die südliche Hemisphäre, in einen fünften Welttheil versetzt, sind das eigentlich Unterhaltende bey der Lektüre des Buchs, und das ist wielandische Manier, ohne daß man es hier Nachahmung nennen kann. Wir geben unsern Lesern keinen Auszug des Inhalts: ein Feenmährchen, das auf Nebenaussichten calculirt ist, würde, ohne diese zu berühren, langweilig werden, und auf diese zugleich Rücksicht zu nehmen, wäre für eine Recension zu weitläuftig.

Ir.

Leben und trauriges Ende der Bianca Capello, einer vornehmen Venezianischen Dame und nachherigen Herzogin von Toscana, aus dem Italienischen des Herrn von Sanseverino. Berlin, bey Mylius, 1776. 134 S. 8.

Wahrheit und Thatsache in einem romantischen Aufputze gleicht sonst einer ehrwürdigen Matrone in einer leichtsinnigen Maskentracht: sie verliert, indem sie gefallen will. Aber bey dieser Geschichte findet eine Ausnahme statt: sie hat an und für sich schon das Ansehen einer kleinen Kokette, der es wohl vergönnt ist, ihre Reize durch ein wenig Schminke und durch ein buntes modisches Gewand zu erhöhen. Einer wahrscheinlichen Vermuthung nach, hat der Verf. den Stoff dazu aus einem Manuscript genommen, das als eine Art Chronique scandaleuse von der Medicëischen Familie in Florenz herum

herumgeht, niemals aber gedruckt worden, und davon an Fremde zuweilen Abschriften für eine geheime Geschichte von Florenz theuer verkauft werden. Diese Schrift ist ein Gewebe von Mährchen und Anecdoten, die zuweilen etwas wahres zum Grunde haben, das aber immer zum Nachtheil des Hauses Medices verdrehet ist. In dieser Sammlung befindet sich auch die Geschichte der Bianca, so wie sie hier erzählt wird, nur daß Hr. v. S. zuweilen Dialogen der handelnden Personen, wo er sie der Sache gemäß hält, von seiner Erfindung einschaltet, und kleine Nebenumstände weiter ausbildet. Als historische Anecdote zur Florentinischen Geschichte können wir also diese Schrift den Lesern nicht vorloben, denn der größte Theil davon ist Erdichtung oder schwankende Tradition. Manche Umstände sind erwiesen unrichtig, dahin gehört die Fabel von der angeblichen Vergiftung der Bianca und ihres Gemahls, die auch der Verf. noch für wahr ausgiebt. Es hat aber der Florentinische Gelehrte Hr. Dominico Maria Manni in einer eigenen Schrift, wo wir nicht irren, schon im Jahr 71 erwiesen, daß weder der Herzog noch seine Gemahlinn an Gift, sondern beyde an einem damals in Italien grassirenden bösartigen Fieber, kurz nach einander gestorben sind. Er documentirt das aus den Original-Recepten der Aerzte, die dem Großherzog und seiner Gemahlinn in der Krankheit beygestanden, und die er aufzufinden das Glück gehabt. Hierdurch widerlegt sich von selbst die Sage, daß der Cardinal Ferdinand die Herbeyrufung der Aerzte verhindert habe, auch die schönen Haranguen der sterbenden Bianca an den Cardinal und ihren Gemahl gehen auf diese Weise verloren. Eben dieser Gelehrte hat auch dargethan, daß diese Dame wirklich in die Großherzogliche Gruft ist begraben worden, und ihr Körper sich noch darinnen befindet. Indessen verdient dieses Buch als ein artiger Roman allen Beyfall, der, weil er aus der wirklichen Welt genommen ist, mehr Illusion macht, als ein bloßes Ideal. Die Uebersetzung, einige Kleinigkeiten abgerechnet, z. B. es begonnte, an statt es begann, u. dgl. ist übrigens gut gemacht, und an dem äußerlichen Schmuck hat Herr Mylius nichts fehlen lassen.

Ab.

---

7. Mathematik.

Johann Andreas von Segner, Sr. Kön. Preuß. Maj. geh. Raths — Astronomische Vorlesungen. Eine deutsche Anweisung zur gründlichen Kenntniß des Himmels. Zweyter Theil. Halle, bey Curt. 1776. 24 Bogen Text, 8 Kupfertafeln, in 4. mit fortlaufender Seitenzahl.

Mit der Absicht, Einrichtung und den Vorzügen dieses vortrefflichen Buches haben wir unsre Leser schon bey Ankündigung des ersten Theiles (Allg. d. Bibl. 28 B. 507 S.) bekannt gemacht, und wollen nur noch den Inhalt der zwölf Abschnitte dieses zweyten Theils kürzlich anzeigen. Auch hierin haben wir viele neue Methoden, und zu vorläufiger Prüfung, Abkürzung und Erklärung schwerer Rechnungen vorgeschlagene, sinnreiche Werkzeuge angetroffen, die allen Classen von Liebhabern der Astronomie höchst angenehm seyn müssen. Umlauf der Planeten; Beweis des Umlaufs der Erde aus den Gesetzen der Bewegung; genauere Betrachtung der anziehenden Kraft und ihrer Wirkungen; Abweichungen, so von der Bewegung des Lichts herrühren; Umlauf einiger Weltkörper um ihre Axen; Rückgang der Nachtgleichen; Lauf der Planeten in ihren wahren Bahnen; Berechnung der Stellen der Planeten; Gründe des Laufs der Planeten; Lauf der Cometen; Lauf des Mondes.

Anmerkungen über die Markscheidekunst, nebst einer Abhandlung von Höhenmessungen durch das Barometer, von Abraham Gotthelf Kästner. — Göttingen, bey der Wittwe Vandenhöck. 1775. 1 Alph. 8 Bogen, 4 Kupfert. in 8.

Diese Anmerkungen sind bey Gelegenheit der Vorlesungen entstanden, die der Hr. Hofr. über Weidlers Instit. Geom. subterr. gehalten hat; daher sie einigermaßen der Ordnung

nung dieses Buches folgen. Sie sind aber kein Commentarius darüber; sondern eigentlich ein Unterricht, wie man von Arithmetik, Geometrie nnd Analysis auf die Markscheidekunst Anwendungen zu machen habe, die noch nicht gemacht sind: theils betreffen sie auch Aufgaben, die besonders von Oppel und Beyer ohne Beweis oder nicht deutlich genug, oder gar nicht auflösen. Diese Nachrichten giebt die Vorrede. Der übrige größte Theil derselben ist polemisch, und scharf. Gern warfen wir unsern Mantel darüber; aber ganz rücklings konnten wir es nicht thun.

Der markscheiderischen Anmerkungen sind 32. Was würde es helfen, wenn wir hier ihre Ueberschriften abschrieben? Wir wollen nur hin und wieder etwas excerpiren.

Calvör giebt das Claustholische Lachter, mit dem Rheinländischen Fuß verglichen, etwas zu klein, (diesen etwas zu groß) an. Nach Weidlers Angabe aber kömmt die Verhältniß mit derjenigen völlig überein, die Hr. K. aus glaubwürdigen Exemplaren abgenommen hat; nehmlich das Clausthalische Lachter hält 6, 1349 Rheinländische Fuße.

3te Anmerkung. Ueber die Krümmung einer an ein paar Puncten befestigten Kette oder Schnur. Aus ihr läßt sich untersuchen, ob diese Krümmung der Richtigkeit des Messens nachtheilig ist, auch wo der Quadratbogen müsse angehenkt werden. Am besten ist, man henke ihn an ein paar Stellen an, und nehme das Mittel des Unterschiedes.

4te Anmerkung. Die Prüfung des Gradbogens, da man ihn einmal auf diese Seite der Schnur, und das andere mal verwandt, anhängt, und die Haacken so lange biegt, bis das Loth auf einerley Pfund trifft, ist beschwerlich; besser, man suche aus den beyden Puncten, die das Loth angiebt, das Maas des Fehlers, und rechne darauf.

6te Anm. Vorschlag eines Gradbogens mit einem Vernier, (so genannten Nonius). Der Vernier ist es, der mit seinen Haacken an der Schnur hänget, und an ihm wird der Gradbogen so lange gedrehet, bis das Loth auf den Punct trifft, der die rechte Lage des Gradbogens versichert. (Wie, wenn man den Vernier selbst zum Pendel machte? Freylich dürfte er alsdenn an keinem Faden hängen, weil er sich sonst drehen könnte. Ein geübtes Auge, allenfalls durch ein Handmicroscop geschärft, werden wir hier dem Vernier vorziehen.)

Die 8te Anmerkung erklärt die Eisenscheibe und ihre Verbesserung; die Berechnung der horizontalen Winkel, aus den

in schiefer Ebene gemessenen; um wie viel jene fehlerhaft werden können, wenn es diese in einem bestimmten Maaße sind. Ueber den Vorschlag, die trigonometrischen Linien als gemeine Zahlen bey den Logarithmen zu gebrauchen, urtheilet der Hr. Hofr. in der 9ten Anmerkung, daß er keinen großen practischen Vortheil geben werde, so lange man diese Linien und ihre Logarithmen nicht auf Secunden habe. Ein Wunsch, der mehr dem himmlischen als unterirdischen Geometer zukomme. Und statt der trigonometrischen Linien, durch einzelne Secunden, würde er allemal lieber Logarithmen gemeiner Zahlen bis auf eine Million berechnet wünschen.

10te Anm. Ueber die Tafeln der Sohlen und Seigerteufen. Die Weidlerischen haben verschiedene Unvollkommenheiten, die hier gerüget werden. Bey Beyers Tafeln gelten meist eben die Erinnerungen. Jene sind gewissermaaßen ein Auszug von diesen. Des Hrn. von Oppeln Tafeln haben verschiedene Vorzüge.

11te Anm. Den Winkel von gezogenen Schnuren blos durch Messung gerader Linien anzugeben. Für jemand, der den Compaß nicht brauchen dürfte, und keine Eisenscheibe hätte. Die Aufgabe wird geometrisch und trigonometrisch aufgelöset: für die Fälle, wo man Theile der Schnüre aus der Spitze des Winkels messen kann, oder nicht messen kann.

12te Anm. Winkel mit donlegigen Schenkeln auf söhlige zu bringen. Die Auflösung ist sehr vollständig ausgeführet, und zwar auf dreyerley Art: durch Zeichnung, durch die ebene, und durch die sphärische Trigonometrie. Damit man nicht den ganzen Vorschlag für bloße Spitzfindigkeit eines Theoretikers halte, so erinnert der Hr. Hofr., daß ihn schon Voigtel gethan habe. Weidler hat sich bey dieser Aufgabe verwirret, und selbst nicht gewußt, was er wollte; wenigstens die geometrischen Lehren von der Lage der Ebenen nicht gegenwärtig genug gehabt. (Unsers Erachtens ist der einzige Fehler, den Weidler begangen, dieser, daß er nicht ausdrücklich sagt, seine 19te Figur sey orthographisch; die 9te aber ichnographisch. Hierzu kommt noch ein an sich zwar unschädlicher Druckfehler, der aber doch die Ordnung der Arbeit verkehrt vorstellet, daß (2te Auflage) bey No. 2, gleich in der ersten b c für b d stehet.)

Seite 147. Der Achsen der Gruben gedenket Hr. Weidler auch noch No. 4, ferner I Auflös. No. 1, derselben Aufgabe, und No. 37. Aus der Zusammenhaltung sieht man wenigstens, was er damit meynt.

20 Anm.

20. Anm. Weidlers Exempel ist allerdings etwas undeutlich. Wir verstehen es auf nachfolgende Art; und so scheint uns alles wohl zusammen zu hängen: Der Markscheider hatte einen Grubenzug von a nach b gethan, und nach der Reductionstabelle § 58. die Höhe des Ortes a über dem Mundloche b des Stollens = 1 L. 5 Acht. 2, 5 Zoll gefunden. Der söhlige Riß von diesem Grubenzuge ist in der Zeichnung schattiret. Nun thut er einen Tagzug von b nach i (dessen Zulage durch die einfachen Linien c, d --- i angedeutet ist,) und geht von da in den (im Seigerrisse ausgedruckten) Schacht hinein. Die Höhe des Punktes i über b giebt die Tabelle (§. 71.) 8 L. 6 Acht. 0, 5 Zoll, und die Tiefe eben dieses Schachtes von i an giebt eben diese Tabelle = 4 L. 2 Acht. 1, 9 Z.; der Unterschied zwischen beyden, nämlich 4 L. 3 Acht. 8, 6 Zoll, ist also die Höhe des Tiefsten im Schachte über der Stollensohle b. Wenn man von dieser die Höhe des Horizontes durch a über dem Horizont durch b (= 1 L. 5 Acht, 2, 5 Z.) abziehet: so erhält man die Tiefe dieses Ortes a, unter dem Tiefsten des Schachtes = 2 L. 6 Acht. 6, 1 Zoll, und weiß also, wie tief dieser Schacht noch fortgeführt werden müsse, bis er die Horizontallinie (durch a) des Stollens erreichet.

Die übrigen Anmerkungen, von der 23ten bis zu Ende, enthalten die Anwendung der Geometrie auf Klüfte und Gänge, geben beträchtliche neue Vorschriften, theils vortreffliche Erklärungen und Beweise für die bereits bekannten.

Wir kommen nun auf die Abhandlung von Höhenmessungen durch das Barometer, welche allein 14 Bogen beträgt. Dieser Gegenstand hängt allerdings mit der Markscheidekunst zusammen, da er zu den Mitteln gehöret, welche die Geometrie gebraucht, Kenntniß von Gebirgen zu geben. Wir können ihn dem Leser nicht ausführlich entwerfen: also, nur hin und wieder einen Strich zu dessen Perspective ——— !

Prüfung des Gesetzes verdünnter Luft. Vergleichung zwischen dem Stande des Barometers und dessen Höhe über dem Horizonte. Aenderungen des Standes für eine gewisse Höhe, wenn er sich im Horizonte ändert. Methoden und Vorschriften von Halley, Mariotte, de Luc, Horrebow. Wie hoch muß man steigen, damit das Barometer um eine gegebene Größe fällt? Wenn man für einen Barometerstand die Höhe über dem Horizont nach einer gewissen Formel berechnet hat, zu finden, was eine andere Formel eben dafür gäbe. Scheuchzer, Bouguer. Dieser nennt seine Regel einfach; so mag sie

freylich

freylich manchem scheinen, der nach einer leichten Regel, die man giebt, rechnet, ohne sich darum zu bekümmern, worauf sie beruhet. Bouguer hat zu sagen vergessen, daß man bey seiner Regel nicht vom Meer aufwärts, sondern vom Pichincha herunterwärts rechnen müsse. Needham wollte an ihr flicken, ohne ihren Grund aufzusuchen. Daniel Bernoulli; Sulzers Tafel nach Bernoullis Regel, Versuche und Regeln. Ueber eine Schwierigkeit bey der Voraussetzung, daß sich die Dichte der Luft wie der Druck verhalte; da nämlich ihre oberste Dichte = 0 seyn müßte. Fontana Schrift über die Barometerhöhe. Die Dichte der Luft zu finden, wenn sich die Schwere verkehrt wie das Quadrat der Entfernung vom Mittelpunkte der Erde ändert.

Tobias Mayers zwo Tafeln. Sie sind im Manuscript, ohne Anzeige der Art ihrer Verfertigung; gehen durch alle einzelne Linien der Barometerhöhen, die innerhalb ihrer Gränzen fallen, nehmlich die eine von 28 Zoll, 4 Linien, bis 15 Zoll, die andere von 29 Z. 6 L. bis 14 Zoll, 6 L. Die Vorschrift zu ihrer Berechnung hat Hr. Hofr. K. aufgesucht. Beckmann, Hollmann, Celsius Erfahrungen, Schobers Erfahrungen, u. s. f.

Verhältniß der Höhen zweener Oerter über einem dritten, aus den Barometerständen. De Luc. von dessen Beobachtungen und Vorschriften wird hier, von S. 348 bis 392 ein Auszug aus dessen Werke, das eines der hauptsächlichsten für gegenwärtige Untersuchungen ist, gegeben. Barometrische Beobachtungen des Hrn. Prof. Zimmermanns, mit Anwendung von de Lucs Regeln. Nevil Maskelyne bequemere Einrichtung der de Lucschen Formel. Samuel Horsley Vorschriften zu bequemer Anwendung eben dieser Re el.

Herrn Lamberts Untersuchungen. Man kann annehmen, die Höhe zwischen zween Barometerständen lasse sich ohngefähr nach Mayers Regel berechnen. De Luc und Lambert rechnen anfänglich nach ihr; nur verbessert alsdenn jeder die Rechnung auf seine eigene Art. Auch Celsius, Schober, Horrebow, Halley, gehen nicht weit davon ab. Scheuchzer mehr.

Nachrichten von einigen Vorrichtungen von Barometern. De Luc's möchte freylich wohl die vollkommenste seyn.

Anwendungen solcher Messungen auf die physische Geographie. Mittlerer Barometerstand zu Clausthal durch Hrn. Prof. Hollmann. Hier wird die in der Vorrede abgebrochene Materie weiter fortgesetzt. Barometrische Beobachtungen auf dem Brocken und in den Gruben des Harzes von Hrn. Prof. Zimmer-

Zimmermann. Die mittlere Höhe über Ilseburg, aus acht Beobachtungen, beträgt 3012 Braunschweiger Fuße, und von da bis zum Gipfel waren es noch 10 Fuße.

Pi.

I. Tulawski Gnomonica facilitata seu Methodus arithmetica delineandi horologia regularia et irregularia per tabulas rite calculatas. Editio altera 1777. 4. Erster Theil, 184 Seiten 6 Kupferbl. Zweyter Theil, 146 Seiten 6 Kupferbl. In Commission bey Jacobäern in Leipzig.

Die Hauptabsicht des Werkes geht auf Sonnenuhren, so an Mauern und Wänden gezeichnet werden. Dieses fordert, daß man die Abweichung vom Mittage genau wisse. Hiezu gebraucht der Verfasser das Azimuth der Sonne, und dieses bestimmt er mittelst ihrer zugleich zu beobachtenden Höhe. Zum Gebrauch gibt er einen leicht anzufertigenden Quadranten und Azimuthalscheibe an. Da man solche Arbeit gewöhnlich im Sommer vornimmt, so schränket sich der Verfasser auch nur auf die nordlichen Zeichen des Thierkreises ein, um seine Tafeln zu berechnen. Diese ordnet er dergestalt an, daß mittelst derselben vom 39 bis zum 59ten Grade der Breite ein jeder sich für die Polhöhe seines Ortes für die 3 zu nächst an Mittag grenzenden Stunden, mittelst des Proportionaltheils und eines bloßen Addirens und Subtrahirens von 10 zu 10 Gr. der Ecliptik und von 10 zu Minuten Zeit so wohl die Höhe als das Azimuth der Sonne berechnen, und durch Einschalten, wozu der Verfasser ein leichtes Verfahren angiebt, auf alle Grade der Ecliptik und Minuten Zeit erweitern kann. Im zweyten Theile kommen sodann für 90 Grade der Abweichung der Wand vom Mittag sehr gut angeordnete Tafeln vor, woraus die Lage des Zeigers bestimmt und die Stundenlinien gezogen werden können.

D.

Jürgen Ebert Bode, — Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels. Dritte, durchgehends verbesserte, vermehrte und mit viel Kupfern versehene Auflage.

Auflage. Berlin 1777. bey Himburg. 678 Octavs. 17 Kupfertafeln.

Zuerst erschien von Hrn. B. zu Hamburg 1768 eine Anleitung die Sterne kennen zu lernen, wie sie sich zu gewissen Abendstunden in jeder Jahrszeit zeigen. Ihr folgte eine zweyte vermehrte Auflage 1772; bey gegenwärtiger dritten hat Hr. B. noch etwas ausführlicher, besonders das abzuhandeln gesucht, was am Himmel in die Sinne fällt. So ist sein Werk kein astronomisches Lehrbuch; aber eine deutliche und angenehm verfaßte Anleitung, den Himmel vernünftig zu betrachten. Die Fixsterne sind der Hauptgegenstand, es wird aber auch von den Planeten gesagt, was Wahrnehmungen bey ihnen leiten und berichtigen kann, als: ihre Erscheinungen von 1777 bis 1780 zu finden; Sonnen- und Mondfinsternisse für diese Jahre, Auf- und Untergang und Culminationen des Mondes, Lichtgestalten der Venus, Jupiterstrabanten u. s. w. Da Hrn. B. Absicht nicht war, hier neue Wahrheiten zu sagen, so sey es verstattet, hier nur einen seiner Gedanken anzuführen, 634 S. Wenn man Saturns Abstand von der Sonne, 100 nennt, so ist Merkurs seiner = 4; der Venus ihrer, 4 + 3 = 7; der Erde, 4 + 6 = 10; des Mars, 4 + 12 = 16; nun kommt eine Lücke von dieser so ordentlichen Progression, vom Mars an folgt ein Raum, von 4 + 24 = 28, worinn bis jetzo noch kein Planet gesehen wird. Sollte der Urheber der Welt diesen Raum leer gelassen haben? Dieß ist nicht wahrscheinlich. Von hier kommen wir zur Entfernung Jupiters durch 4 + 48 = 52; und endlich des Saturns durch 4 + 96 = 100 Theil. Der Hauptplanet, den Hr. B. muthmaßet, konnte die Erde an Größe übertreffen, und doch unsern besten Fernröhren unsichtbar seyn; auch vielleicht das Sonnenlicht nicht lebhaft genug zurückwerfen. (**Wenn kann seyn** so viel heißt als: Man hat keinen Beweis, daß es nicht seyn kann, so kann dieses Alles ganz wohl seyn. Uebrigens ist es etwas unsicher, die Existenz eines Hauptplaneten auf so was willkührliches zu gründen, als die Weite des Saturns = 100 und die Differenz = 4. Wie wenn nun Saturn nicht der äußerste Planet unsers Systems wäre? Von ihm bis an den nächsten Fixstern, ist ein Raum, über den man eher fragen könnte, ob ihn der Schöpfer leer gelassen habe? als über den Raum zwischen Mars und Jupiter. Solche Planeten könnten unserm bloßen Auge unsichtbar seyn, und wenn sie sich ohngefähr

in

in einem Fernrohre zeigten, würde man sie für teleskopische Fixsterne halten, über die sobald noch kein Verzeichniß wird gemacht werden. Will man Speculationen, die keinen Grund in der Natur haben, auf das Sonnensystem anwenden, so verdienen allemal Keplers seine noch mehr Aufmerksamkeit, der aus den geometrischen Körpern Rechenschaft gab, warum die Planeten diese Entfernung und keine andere haben, und warum ihrer nur sechs sind. Nach Newtonischen Sätzen dürfte man wohl denken, die Planeten werden in solchen Entfernungen von einander gesetzt seyn, daß ihre gegenseitigen Wirkungen, nicht stärkere Störungen verursachen, als der Ordnung des Ganzen, die der Schöpfer erhalten will, gemäß ist.) Nützlich zu Bestimmungen, so genau als Hrn. B. Leser sie verlangen, sind Tafeln für der Planeten geocentrische Längen 515 u. f. S. Breiten 521 S. u. f. w.

Die II. Kupfertafel, von einem ganzen Bogen, ist eine Polarprojection des gestirnten Himmels, auf den Parallel, der 40 Gr. südl. Abweichung hat. So zeigt sie alle Sternbilder, die in unsern Gegenden zu sehen sind, unzerrissen. Die I. Tafel stellt Stundenkreise und Parallelkreise auf durchsichtigem Papiere vor, welches Herr Calau verfertiget, und Malern und Zeichnern sehr bequem ist. Begreiflich dient diese Tafel, auf die zweyte gehörig gelegt, Aufgaben vom Auf- und Untergange der Sterne u. dgl. durch dieses Planisphär aufzulösen. Ein Quadrant, 4 rheinl. Zoll im Halbmesser, ist in Kupfer gestochen, den man aufziehen und zu ungefähren Bestimmungen brauchen könnte. Vorstellungen des Monds, der Planeten, und ihre scheinbaren Stellen, Nebelsterne u. f. w. Zwölf Sternchartem, jede für einen Monat, wie ein gewisses Stück des Himmels sich zeigt, wenn man das Auge nach einer gewissen Gegend des Horizonts richtet. Herr Lambert hatte dergleichen in seiner Perspectiv empfohlen, und bey der Gelegenheit verbessert er hier ein Paar in seine dortigen Regeln eingeschlichene Druckfehler. Jede Charte begreift am Horizont einen Bogen von 90 Graden, und erstreckt sich etwas über 40 Grad in die Höhe. Daß ein Sternbild, nach dem es zu einer andern Jahrszeit anders gegen den Horizont steht, wiederholt wird, daß die, welche an die Gränzen der Charte fallen, zerrissen werden, und man sie also in der Charte aufsuchen muß, wo sie ganz erscheinen, ist eine nothwendige Folge dieses Verfahrens, das dem Rec. nie zur Sternkenntniß sehr dienlich geschienen hat. Man muß die Sterne nach ihren Lagen

gegen einander an der Sphäre kennen lernen, nicht darnach, daß man den Orion im Jänner in Südosten, im März in Südwesten aufsucht. Also sind die bekannten nach der Centralprojection gezeichneten Charten zulänglich, deren jede man sich leicht in die Lage bringen kann, welche die darauf befindlichen Sternbilder gegen den Horizont haben, ohne daß es nöthig ist, die Centralprojection auf bestimmte Jahrszeit und Horizont anzuwenden. So hätten sechs Charten, vollkommen gegenwärtiger zwölf Dienste geleistet. Sonst sind die Charten sehr wohl eingerichtet, von den Bildern nur der Umriß gezeichnet, dagegen die Sterne kenntlicher, die größten mit ihren Namen. Eine Landschaft als Nachtstück vorzustellen, oder die Lage eines einzigen Sternbildes für eine gewisse Nachtstunde, dienen Hrn. B. Vorschriften allerdings, wenn man dem Auge des Sternsehers dabey ein Vergnügen geben will, das der Unkundige freylich nicht vermißt, dem dienet eben so gut, ein Himmel mit Wasserflecken bekleckset. Das Titelkupfer und eine Vignette auf dem Titel, beyde von Hrn. Meil, zeigen Aussichten am Himmel, nach der Perspectiv gezeichnet. Hrn. B. Schrift ist sehr dienlich, zur Betrachtung des Himmels, als einem der edelsten Vergnügen eines Erdbewohners anzuführen, und daß dieses Buch so viel Beyfall gefunden hat, ist ein angenehmes Zeichen, daß doch viel Deutsche etwas von diesem Vergnügen empfinden.

B.

---

8. Weltweisheit.

Rhapsodieen aus der Geschichte des menschlichen Geschlechts. Leipzig, im Schwickertschen Verlage, 1776. 47 Seiten in 8.

Der Verf. dieser sehr gut geschriebenen kleinen Abhandlung richtet seine Anmerkungen gegen manche neuere philosophische Geschichtschreiber, die manche Begebenheiten der alten, hauptsächlich biblischen Geschichte, bloß deswegen läugnen, weil sie ihren einmal angenommenen Hypothesen nicht günstig sind. Folgendes setzt er ihnen entgegen: die alten Geschichtschreiber hatten ihre Nachrichten vor sich, nach denen sie ihre

Erzäh-

Erzählungen abfaßten; folglich muß man vorher aus andern kritischen Gründen die Glaubwürdigkeit eines Geschichtschreibers untersuchen, ehe man seine Nachrichten als unglaublich verwirft. Es ereignet sich vor unsern Augen alle Tage etwas Wunderbares, wie, wenn nun dieses unsere Nachkommen aus Ueberfluß an Philosophie alles läugnen wollten? Die Geschichte der Menschheit sollte man eigentlich auf einzelne Fakta der besondern Völkergeschichte gründen; man hat sie dagegen lieber auf bloße müßige Spekulationen bauen wollen. Anstatt die Glaubwürdigkeit der Bücher Mosis und der jüdischen Geschichte durch gesuchte Widersprüche zu untergraben, sollte man die Glaubwürdigkeit ihrer Verfasser untersuchen, und nicht diese Glaubwürdigkeit nach jenen Hypothesen abmessen. Man sollte wissen, daß Berosus, Sanchoniathon, Manethon, die chinesischen Annalen lange die Zuverlässigkeit nicht haben, daß man aus ihnen die mosaischen Nachrichten bestreiten dürfte; theils weil sie nur Fragmente, theils weil sie verstümmelte Fragmente sind, und theils auch, weil ihre Verfasser unstreitig weit unter das Zeitalter Mosis stehen. Zwar enthält die jüdische Geschichte und Zeitrechnung viel Zweifelhaftes; allein die Geschichte der Aegypter, Chaldäer, und Chineser nicht weniger. Alle Geschichtschreiber, die sich nicht an bloßen Muthmaßungen speisen, gestehen, daß wir von den ersten Schicksalen des menschlichen Geschlechts wenig Zuverlässiges, außer durch die Bücher Mosis, wissen. Anstatt also die Geschichte der Menschheit mit dem rohen Zustande der Menschheit anzufangen, sollte man untersuchen, was die mosaischen Nachrichten davon sagen. Dann würde man finden, daß dieser Stand der Natur eine bloße Erdichtung ist. Gott, der den Menschen nach seinem Bilde erschuf, gab ihm gewiß Fähigkeiten, die weit über unsere Begriffe gehen. Zwar hat der Fall ihn verderbt, aber ihn doch nicht bis zu der Niedrigkeit eines Wilden herabgesetzt, weil er bloß seinen Körper betraf. Cains Wuth macht hier keinen Einwurf, solche heftige Ausbrüche der Leidenschaften finden sich auch unter den gesittetsten Völkern. Auch die ersten Menschen nach der Sündfluth waren keine Wilde, weil Noah die Einsichten von 17 Jahrhunderten in sich vereinigte, und eine Arche zum Beweise seiner vorzüglichen Geschicklichkeit erbaute. Die hernach erfolgte Sprachverwirrung brachte erst die Wildheit unter die Menschen, weil sie sie des Mittels beraubte, sich ihre Kenntnisse mitzutheilen. Die Chaldäer, Aegypter, und Araber sind vielleicht in diesen Zu-

stand verfallen, man kennt sie in der Geschichte nicht anders, als kultivirte Nationen.

Hieraus folgt, daß auch das, was vom Ursprunge der Sprachen von den meisten angenommen ist, nichts als philosophische Fiktion seyn kann. Gott gab den ersten Menschen eine Sprache, und diese haben sie nie ganz verloren, weil immer wenigstens einige beysammen geblieben sind, und ihre Sprache beybehalten haben. Auch die Kenntniß des wahren Gottes ist nie ganz unter den Menschen verloschen, Gottes Güte und Weisheit erlaubt ihm nicht, sich ganz ungeoffenbart zu lassen. Da das Andenken der Sündfluth sich bey allen Nationen erhalten hat: so ist es gewiß, daß der Begriff von dem wahren Gotte durch diese Ueberschwemmung nicht hat verschlämmet werden können. Der Ursprung der schwarzen, braunen, und kupferfarbenen Menschen verursacht viele Schwierigkeit in der Geschichte des Menschen, welchen diejenigen, die die Schöpfung mehrerer Menschenarten annehmen, zwar auf einer Seite ausweichen, aber auf der andern sich noch mehr aussetzen. Hier entstehen gleich die Fragen: sind sie mit Adam im Paradiese gewesen? wie haben sie sich versündigt, daß sie die Strafe des Falles mit betroffen hat? sind einige von ihnen mit Noah im Kasten gewesen? Auf der andern Seite scheint es gegen alle Erfahrungen, die Verschiedenheit der Farbe bloß vom Clima abzuleiten. Da wir aber doch nicht umhin können, Adam als den einzigen Vater aller Menschen zu erkennen: so müssen wir doch zum Clima unsere Zuflucht nehmen. Man weiß, daß die von einem Clima in das andere versetzten Thiere ihre Gestalt, ja sogar die Farbe ihrer Haare verändern. Eben so wenig ist man auch berechtigt, mit Home (nicht Hume, wie der V. schreibt) für Amerika eine eigene Schöpfung anzunehmen. Amerika hat auf hundert Arten ohne sie bevölkert werden können; und aus der geringen Entfernung zwischen Kamtschatka, Grönland, und Amerika, ist wahrscheinlich, daß die alte und neue Welt ehemals zusammengehangen haben.

So weit unser Verfasser, dessen Gedanken wir des Zusammenhanges wegen nicht haben unterbrechen wollen. Man kann, dünkt uns, die Geschichtschreiber der Menschheit, die den Stand der Natur beschrieben haben, unter zwo Classen bringen; solche, die ihn als wirklich existirend behauptet, und solche, die ihn als Fiktion, wahrscheinliche Fiktion angenommen

men haben. Man sucht in der Geschichte der Menschheit die Geschichte der Ausbildung menschlicher Kräfte: diese läßt sich nicht geben, wenn man nicht einen rohen, mit noch gar keinen Ideen versehenen Menschen nimmt, und ihn nach und nach durch alle die Stufen der Cultur gehen läßt, die ihn zum vernünftigen, denkenden Menschen erheben müssen. In dieser Rücksicht also ist es nicht zu tadeln, daß man den Stand der Natur in die Geschichte der Menschheit aufgenommen hat, und es würde manchen wichtigen Untersuchungen den Weg verschliessen, wenn man ihn ganz wegwerfen wollte. Gegen diejenigen aber, die einen solchen Zustand als ein historisches Faktum annehmen, hat der Verf. sehr gründliche Anmerkungen gemacht, die aber doch noch alle Ungewißheit nicht zu vertreiben scheinen. Er stützt sich vorzüglich auf die Authorität Mosis, und will nicht, daß man sie durch Raisonnements und Aufsuchungen von Widersprüchen verdächtig mache. Auch hierinn hat er in so fern Recht, als Mosis Gegner bisher in ihren Bemühungen und seichten Einwürfen wenig glücklich gewesen sind. Allein die Frage auf allgemeinere Ausdrücke gebracht, möchte seiner Entscheidung wohl nicht sehr günstig seyn. Sie würde so lauten müssen: sind nicht die innern Kriteria aus der Natur der erzählten Sachen hergenommen, für sich allein schon hinlänglich, einem Geschichtschreiber seine Autorität einzuschränken? Ohne Zweifel muß dieß bejahet werden; man entscheide also nicht zu voreilig für Moses; man untersuche erst alle Fakta genau; man mache durch Erfahrungen aus, ob das Clima aus weißen Menschen schwarze machen könne; man suche in dem Buche der Natur nach, ob nicht die Erde älter ist, als sie Moses macht; u. s. w. Man würde sich ohne Zweifel zu sehr übereilen, wenn man alle diese Untersuchungen bloß durch Moses Ansehen schliessen wollte: da es ausgemacht ist, daß auch die glaubwürdigsten Geschichtschreiber es nicht in allen einzelnen Stücken sind. Die Schöpfung, die Sündfluth, und alles, was vor Moses geschah, hatte er weder selbst gesehen, noch auch aus glaubwürdigen Nachrichten gezogen, er konnte hier weiter nichts als das erzählen, was eine beständige Ueberlieferung ihm sagte. Daß er in der Schöpfungsgeschichte mehr Dichter als Geschichtschreiber ist, haben auch angesehene Theologen erkannt; er kann also immer ein sehr glaubwürdiger Geschichtschreiber, und doch in diesen uralten Begebenheiten nicht ohne Einschränkung glaubwürdig seyn.

Versuch einer Apologie des Epikur, von einem Antibatteusianer. Berlin, bey Wangens Wittwe. 1776. in 8. 207 Seiten, ohne die Vorreden.

Diese Schrift enthält des Baron von Coutures Erklärungen der Grundsätze Epikurs, mit Verbesserungen des Herausgebers durchwebt, wie wir aus der Vorrede sehen. Nicht den Batteux zu wiederlegen; sondern den Charakter und die Grundsätze Epikurs in ihrem wahren Gesichtspunkte darzustellen, ist die Absicht drs Antibatteusianers. Unserer Meynung nach ist ihm dies sehr mißgeglückt, und man hätte dem Epikur gerade ihn zum Vertheidiger geben müssen, um ihn seine Sache desto eher verlieren zu lassen. Der feinste und wichtigste Vorwurf, den man dem Epikur machen kann, und auf den noch keiner von den Alten und Neuern verfallen seyn soll, ist, wie der Vorbericht lehrt, dieser, daß alle seine Lehren nur die Erreichung der persönlichen Glückseligkeit betreffen. Den Cicero muß der Verf. nicht sehr aufmerksam gelesen haben, sonst hätte ihm bekannt seyn müssen, daß dies gerade das ist, worauf er am meisten in seinem Tadel der Epikurischen Moral dringt. Diesen Vorwurf sucht er dadurch abzulehnen, daß er sagt, Epikur sey durch sein Studium der Philosophie, durch seine Schriften, und durch seinen Unterricht sehr gemeinnützig gewesen, und sieht nicht, daß hiedurch zwar das Leben, aber nicht das System Epikurs gerechtfertiget wird. Epikurs Maxime, ein Weiser muß sich in Staatsgeschäfte nicht mischen, vertheidigt er mit der Klugheit, die uns lehrt, daß hohe Ehrenstellen mit vieler Gefahr verbunden sind; und sieht abermal nicht, daß er dem Epikur eine ihm selbst beliebige Auslegung andichtet. So viel vom Vorberichte. In der Vorrede werden einige Klagen über die Stoiker, Epikurs Feinde, geführt, und dann aus einigen Stoikern, Kirchenvätern, und andern Schriftstellern, Zeugnisse von der Reinigkeit der Sitten dieses Philosophen beygebracht; die aber doch nur beweisen, daß er besser lebte, als lehrte.

Um seine Rechtfertigung **Epikurs** recht einleuchtend zu machen, setzt der Verf. erst seine Lehrsätze aus dem **Diogenes von Laerte**, denn auch seine Maximen (κυριαι δοξαι) mit seinen Anmerkungen begleitet, her, und schließt endlich mit **Epikurs** Leben nach eben dem **Diogenes**. Die Erklärungen sind durchgehends willkührlich, nie werden sie durch Zeugnisse

wisse anderer Schriftsteller, oder Parallelstellen aus dem Diogenes, bewiesen. Beyspiele aus der Geschichte sind in hinlänglicher Anzahl angeführt; aber alle so trivial, so überhäuft, und oft auch mit den Haaren herbey gezogen, daß man sie gern weggelassen sehen möchte. Als Einleitung sind die Begriffe der Philosophen von einem Weisen überhaupt vorgesetzt; aber ohne alle Beurtheilung. Er fängt mit der Schilderung des Aristotelischen Weisen an; gleich darauf folgt das Gemälde des Weisen vom Isokrates; dann eins aus dem Cicero; darauf eins aus Horaz; nun eins aus dem Petrarch; dem Lipsius; dann der stoische Weise. Welch ein Gemische! Lehrsätze des Epikur; der Weise kann zuweilen durch Haß oder Neid, oder durch Verachtung der Menschen aus seiner Fassung gebracht werden, ohne daß seine Ruhe dadurch gestört wird; weil er bey diesen Anfällen allemal durch die Kraft der Vernunft unterstützt wird. Diogenes sagt weiter nichts: als die Menschen schaden entweder aus Haß, oder aus Neid, oder aus Verachtung, dieses alles wisse der Weise durch die Stärke seiner Vernunft zu besiegen. Wo ist hier etwas von der ungestörten Gemüthsruhe? In der Anmerkung werden Thraseas, Phocion, Themistokles, Eurybiades und Salomo aufgeführt, den Epikur zu rechtfertigen. Weisheit ist das dauerhafteste Gut, das Niemand rauben kann. Nicht doch, Epikur sagt weiter nichts, als daß derjenige, der einmahl weise sey, nicht wieder zum Thoren werde. Ein Ausfall auf die Stoiker, ein gedehntes Raisonnement über die Umkehrung im Charakter Alexanders, wozu dies? Nicht dies, sondern aus welchen Gründen Epikur habe behaupten können, daß ein Weiser nicht wieder zum Thoren werden könne, hätte hier gesagt werden müssen. Woher der Satz genommen ist, sagt der Verf. nicht, so wie er überhaupt nicht gewohnt ist, seine Quellen anzuzeigen: im Diogenes steht er unter den übrigen nicht. Vielleicht hat er mit einigen πλαττειν für επαλλαττειν gelesen; und dann hätte er doch dies rechtfertigen müssen. Nicht alle Anlagen und nicht alle Temperamente können den Weisen bilden, und nicht alle Nationen bringen diesen außerordentlichen Mann hervor. In den Anmerkungen wird gegen diesen Satz ohne hinlängliche Beweise behauptet, daß in jedem Lande Genies gebohren werden können, und daß die Umstände sehr viel zur [illegible]ng des Philosophen beytragen. Der Weise sucht die gu[illegible]e Ruhe seines Geistes zu erhalten; wenn ihm gleich der S[illegible]ra

zuweilen einiges Geschrey und einige Klagen ablockt: so wird seine wahre Ruhe doch nicht gestört. Hic Rhodus; aber zum Unglück hat der Verf. nicht tanzen gelernt. Er weiß, daß Cicero und andre gegen diesen Satz vieles eingewendet haben; aber er weiß nicht, worauf es dabey ankommt. Wenn er hier Epikurs Ehre hätte retten wollen: so hätte er suchen müssen, den von jenen Schriftstellern bemerkten Widerspruch zwischen dem Satz: der Schmerz allein ist ein Uebel, er ist das höchste Uebel, und dem hier gegenwärtigen, zu entschuldigen. Allein er macht ihn noch größer, indem er zugiebt, daß der Weise von den Schmerzen leiden, und zu einem Ach gezwungen werden könne; wie kann der glücklich seyn, der Ach ausruft? Der Weise allein ist einer vollkommenen Freundschaft fähig, u. s. w. Mit nichten, der Weise allein kann recht dankbar seyn, sagt **Diogenes**. An statt hier die dem **Epikur** gemachten Vorwürfe, daß seine Freundschaft bloß auf Eigennutz beruhe, daß also ein epikurischer Weiser kein vollkommener Freund seyn kann, zu berühren, deklamirt der Verf. aus einigen Allgemeinplätzen in die weite Welt hinein. Der Weise muß keinen geheimen Umgang mit einem Frauenzimmer haben, deren Umgang die Gesetze verbieten. Denn, merkt der Verf. an, die Klugheit befiehlt ihm, diese Gesetze nicht zu übertreten. Aber welche Klugheit? die, daß diese Gesetze das Wohl der Gesellschaft befördern, antwortet er, und vergißt zu beweisen, daß Epikur diesen Grund gebraucht hat. Cicero macht ihm den Vorwurf, er habe dies nur deswegen verboten, weil er deswegen gestraft und in Unglück gestürzt werden könne. Von der Bestrafung des Gesindes. Der Weise muß sich nie von den Reizungen der Liebe überwältigen lassen, sie ist nicht vom Himmel gesandt. Ihre Vergnügungen haben keinen Nutzen, und man ist noch glücklich, wenn man ohne Gefahr und Schaden davon kommt. Das meiste Zusatz des V. Epikur bekümmerte sich gewiß wenig darum, ob die Liebe vom Himmel gesandt war oder nicht. In der Anmerkung Declamation genug; aber kein Wort, wenigstens kein mit Zeugnissen der Alten belegtes Wort, warum Epikur die Liebe widerräth. Ihre Vergnügungen haben keinen Nutzen, sagt er; Epikur gewiß nicht, dem das Vergnügen das höchste Gut, und also über allen Nutzen ist. Der Weise wird sich nicht um sein Begräbniß bekümmern; bey der Gelegenheit vom Diogenes, Sokrates, den Parthern, Aristides, den Spartanern, manches, und doch das rechte nicht. In Epikurs Augen war es thöricht,

sich um Dinge zu bekümmern, die uns nichts mehr angehen, weil wir nicht mehr existiren; an den Eindruck aber, den dies auf die nachbleibenden Lebendigen machen kann, dachte er nicht. Der Weise wird seine Entdeckungen nicht in die rednerischen Ausdrücke einkleiden; die Anmerkungen dazu würden gut seyn, wenn sie mit Autoritäten belegt wären; aber das ist des Verf. Gewohnheit nicht. Der Weise wird sich nie verheyrathen — ausgenommen in einigen Umständen. Er geht hier von der gewöhnlichen Leseart des Diogens nicht ohne Grund ab; aber er vertheidigt diesen den Staaten und dem menschlichen Geschlecht schädlichen Satz schwach. Wie wenn nun alle Menschen so weise wären, sich durch die in der Anmerkung gegebenen Regeln der Klugheit, von den Zerstreuungen, Unruhen des ehelichen Lebens, von der Heyrath abschrecken zu lassen? Wäre denn Epikur mit aller seiner Klugheit entschuldigt? Die angeführten Weiber von Weinsberg werden ihn gewiß nicht beschützen. Das Uebermaaß des Weins ist einem Weisen verboten; er wird nicht nach der Verwaltung der Republik streben. Nicht doch! Er wird sich in gar keine Staatsgeschäfte mengen, sagt Diogenes; und damit ist alles, was hier von der Ruhe des Gemüths, die durch Ambition gestört wird, deklamatorisch ausgeführt wird, überflüßig. Aber wie, wenn nun alle diese Weisheit beobachten, was wird daraus entstehen? Wie ist hier Epikur vom Egoismus zu retten? Davon nicht ein Wort. Der Weise wird nicht wie ein Cyniker leben — er wird sein Brod nicht betteln, — und wenn er gleich blind wird: so wird er doch glücklich leben. Wieder falsch, er wird sich um der Blindheit willen das Leben nicht nehmen, will Diogenes sagen. Der Weise soll auch im Unglück sich glücklich zu seyn bestreben, sagt die Anmerkung: aber wie kann er, wenn körperlicher Schmerz das höchste Uebel ist? Dies hätte gerettet werden müssen. Was weiter von der Standhaftigkeit des Weisen gesagt wird, ist mehr stoisch als epikurisch. Der Weise kann bey gewissen Gelegenheiten einen traurenden Ernst blicken lassen; wie unrichtig! Der Weise wird traurig seyn, sagt Diogenes; und wo bleibt hier die eben gerühmte Standhaftigkeit? Darum bekümmert sich der Verf. nicht; er begnügt sich, Epikurs Aufrichtigkeit auf Kosten seines Verstandes zu loben. Er wird nicht vor Gericht erscheinen; dies ist gegen die Worte des Diogenes, und hätte also gerechtfertiget werden müssen. Er wird Bücher schreiben, um noch nach dem Tode zu leben; er wird aber nie eine

Panegyrie machen. Die Panegyrie versteht der Verf. von einem Panegyrikus; Diogenes aber spricht von Vorlesungen in Volksversammlungen. Er muß für seine Familie sorgen; — er wird keine verdrießlichen und schwermüthigen zum Freunde haben — arbeitet er um einiges Ansehen zu erwerben: so geschieht dies nur um Verachtung zu vermeiden — Er wird an Schauspielen mehr Vergnügen finden, als Andere — Alle Laster sind ungleich. Unrichtig, von den Vergehungen (peccatis) redet Diogenes, und sagt nicht, daß sie alle ungleich; sondern daß sie nicht alle gleich sind. Die Gesundheit ist einigen eine kostbare Sache, andern ist sie gleichgültig. Das erste Glück, sagt die Anmerkung, setzt Epikur in die Ruhe der Seele, das andere in die Gesundheit. Dies hätte bewiesen werden sollen, da man aus andern Stellen weiß, daß er alle Glückseligkeit aus dem Körper ableitete, und auf den Körper bezog. Die Stärke der Vernunft, nicht der Natur, verschafft Großmuth und Edelmuth. — Die Freundschaft muß nach dem Nutzen, den man davon zu gewarten hat, eingegangen werden. Die Anmerkung sagt, Epikur will, daß die Freundschaft die eigene Genugthuung des Freundes zur Absicht habe. Dann wäre freylich Epikur gerechtfertiget; aber man weiß aus dem Cicero, daß dieß nicht seine Meynung war, und auch selbst hier sagt Diogenes, die Freundschaft werde durch die Mittheilung der Vergnügungen erreicht; also ist sie bloß ein Tausch der Vergnügungen, etwas sehr interessirtes. Es hätte also gezeigt werden müssen, daß diese Vorstellung der Freundschaft nicht so häßlich und schädlich sey, als sie die Gegner machten. Von den verschiedenen Arten der Glückseligkeit, der Einschränkung des Ehrgeizes, der vollkommnen Critik des Weisen über schöne Künste und Wissenschaften. Epikur dachte vortheilhaft davon. Nicht bewiesen. Fast alle sagen einstimmig, daß er von den schönen Künsten und Wissenschaften nicht die geringste Kenntniß, und vermuthlich deswegen die größte Verachtung gegen sie gehabt habe. Der hier angeführte David wird doch wohl den Epikur nicht sehr schützen. Dem ungeachtet widerspricht der Verf. dem Gassendi und allen andern, mit großer Kühnheit; und so gar der gleichfolgenden Maxime, daß der Weise keine poetischen Erdichtungen weder machen, noch lesen wird. Er wußte, sagt er, einen Orpheus, Hesiod, Homer, Pythagoras, Empedokles, sehr wohl zu schätzen. Wer mag ihm doch dies offenbahrt haben? Man kann mehr oder weniger Weisheit besitzen, u. s. w. Wir überschlagen hier einiges,

niges, und gehen zu dem aus dem Diogenes übersetzten Brief Epikurs an den Menöceus. Sie ist so frey, daß man den Epikur darin fast gar nicht wieder kennt. Zur Probe die erste Periode. Der Verfasser: Die Jugend, mein lieber Menöceus, ist kein Hinderniß, das Studium der Philosophie zu üben, weil man die Erweiterung seiner Kenntnisse nicht aufschieben darf. Und im Alter ist es nicht zu spät, wenigstens die letzten Jahre der Spekulation zu widmen. Diogenes: Weder der Jüngling schiebe das Studium der Philosophie auf, noch der Alte ermüde darin: denn keiner ist zu jung, und keiner zu alt, um sich eine gesunde Seele zu verschaffen. Die Allgemeinplätze in der Anmerkung hätten wegbleiben können, denn hier ist nichts zu erklären, und nichts zu vertheidigen. Ueber den Satz, daß der Tod nicht schrecklich ist, weil er alle Empfindung aufhebt, sagt die Anmerkung, auch Plato habe diejenigen wahre Philosophen genannt, die beständig an den Tod denken. Welch ein Mischmasch! Plato sagte dies, weil er die Seele unsterblich glaubte, und sie durch das Andenken an künftige Glückseligkeit erheben wollte; Epikur, weil er sie für sterblich hielt. In dem Satze, daß unter der Wollust nicht der Genuß der ausschweifenden Liebe, oder der vollen Tafel, sondern die Ruhe des Geistes und ein schmerzhafter Körper verstanden werde, sieht er die herrlichsten Lehren, und denkt nicht daran, daß die Vergnügungen des Körpers zum einzigen Zwecke des menschlichen Lebens gemacht, und folglich alle edlere Vergnügungen ausgeschlossen werden, die nicht körperlich sind. Nun die Maximen Epikurs; wir werden nur bey einigen vorzüglich angefochtenen stehen bleiben. Aller Reiz des Vergnügens besteht in der Abwesenheit des Schmerzes; nicht die Befriedigung wollüstiger Sinnlichkeit nennt Epikur Vergnügen, wie ihn die Stoiker beschuldigten. Aber er sagte doch, daß alles geistige Vergnügen aus körperlichen Eindrücken entstünde, wie reimt sich dies? Ohne Tugend, Ehrliebe und Gerechtigkeit kann man unmöglich angenehm leben. Hieraus folgt, sagt Cicero, daß die Tugend ihren ganzen Werth nur vom persönlichen Interesse hat. Dies widerlegt der Verf. nicht. Nun folgen Anmerkungen über einige Gedanken des Diogens von Laerte über den Epikur; endlich Epikurs Leben nach dem Diogenes, größtentheils.

Aus diesem Auszuge und den beygefügten Anmerkungen erhellt, daß der Verf. seinen Epikur nur von der ihm gemach-

ten Vorwürfen grober Ausschweifungen befreyet; allein deswegen hätte er eine Apologie dieses Philosophen zu schreiben, nicht nöthig gehabt. Andere haben dies schon weit gründlicher gethan, und darin sind auch jetzt alle Vernünftige mit ihnen einig. Dies ist aber auch das nicht, worauf es hauptsächlich bey einer Vertheidigung Epikurs ankommt; sondern die Hauptfrage beym Cicero und Gassendi ist: waren Epikurs Lehren so eigennützig, so bloß auf körperliche Glückseligkeit gerichtet, als die Stoiker sie zu machen suchten? Und diese Frage hätte sein Apologist so beantworten müssen: Die vornehmsten Grundsätze Epikurs sind freylich eigennützig, und gehen nur auf die persönliche Glückseligkeit jedes Individui, an Patriotismus, Eifer für das Wohl der Menschen ward dabey gar nicht gedacht; doch brachte sein von Natur gutes Herz ihn von den Verwirrungen seines Verstandes manchmal zurück, und gab ihm Lehren ein, die jenen Grundsätzen widersprachen. Daher sagte er manchmal: Körperliches Vergnügen ist das höchste Gut; und manchmal wieder: Abwesenheit von Schmerz und Unruhen macht die höchste Glückseligkeit aus; daher sagte er an einer Stelle: Man wählt einen Freund nur um des Nutzens und Vergnügens willen; und an einer andern: Man muß auch für seinen Freund sterben. Auf diesem Wege hätte der Verfasser zu manchen richtigen Bemerkungen gelangen können, vornehmlich, wenn er ihn mit mehrerer Kenntniß der Alten, und der unter ihnen obwaltenden Streitigkeiten betreten, und seiner Abhandlung durch Anführung der Stellen mehr Gründlichkeit gegeben hätte.

Or.

J. G. H. Feder Institutiones Logicae et Metaphysicae. 1777. 8. 319 Seit. Göttingen bey Dietrich.

Es scheint, daß es nach und nach Mode wird, die Logik mit der Betrachtung der Erkenntnißkräfte zu vermengen. Es läßt sich freylich über Empfindung, Einbildungskraft, Gedächtniß, Verstand, Vernunft, Witz, Scharfsinn, Tiefsinn, Genie rc. sehr viel wegplaudern Die Lehrlinge glauben Wunders was sie dabey lernen, und bilden sich gewöhnlich ein, daß sie bemeldte Erkenntnißvermögen, weil man ihnen viel davon vorgeschwatzt hat, in einem hohen Grade besitzen. Zur Vernunftlehre selbst dient eine solche psychologische Einleitung nicht das

geringste.

geringste. Die Vernunftlehre ist von jeher aufs einfachste gegangen, und zwar auf eine solche Art, daß sie Worte und Gedanken immer zu gleichen Schritten gehen ließ. Derjenige zeigte einen nicht gemeinen Scharfsinn, der zuerst einsah, daß alle auch noch so sehr zusammengesetzte Verrichtungen des Verstandes aus dreyerley einfachen Bestandtheilen bestehen, und daß diese in Ansehung der Sache Perceptio, Iudicium und Ratiocinatio, in Ansehung der Worte aber Denominatio, Propositio, Syllogismus sind. Hierauf beruht der ganze Mechanismus des Denkens, und es ist das Geschäffte der Vernunftlehre zu zeigen, wie aus diesen tribus mentis *operationibus* die verwickeltesten Arten zu schließen, Beweise zu führen, Aufgaben aufzulösen, entstehen können. Selbst das Wort *operatio* zeigt, daß die Vernunftlehre aufs Practische geht. Sie muß umständlich zeigen, wie man den unrichtigen Gebrauch dieser trium mentis operationum vermeiden, und sich an den richtigen gewöhnen könne. Davon hat man wahre Vortheile, und es mag dabey gleichviel seyn, wie die Erkenntnißkräfte heissen, zu deren Benennung die Sprachen oft Namen von sehr verschiedenem Umfange der Bedeutung angegeben. Wir sind versichert, daß Newton, als er seine Principia oder seine Optik schrieb, sich nie hat in Sinn kommen lassen, zu fragen, was er für Erkenntnißkräfte zur Auflösung seiner Aufgaben gebrauche oder gebrauchen müsse. Das würde ihn keinen Schritt weiter geführt haben. Er sahe auf die Sachen, die er vorhatte, und durchforschte sie nach allen Umständen und Veränderungen, als ein ächter practischer Logiker.

Hr. F. schlägt nun auch den Weg ein, daß er verschiedenes Psychologisches voraus schickt. Er hält inzwischen hierinn Maaß, und nimmt die tres mentis operationes, worauf die wahre und eigentlich practische Psychologie der Logik beruht, gleich im zweyten Hauptstücke S. 24. vor. Dabey wird er doch bey der Structur der Sätze und besonders der Schlüsse sehr kurz, so daß wir vermuthen, er werde sich in den Vorlesungen mehr in die Sache einlassen. Die eigentliche Psychologie verweiset der Verfasser aus der Metaphysik, und zwar aus eben dem Grunde, aus welchem die Medicin nicht in der Physik abgehandelt wird. Von diesen und andern Neuerungen gibt er in der Vorrede weitläuftig Rechenschaft.

Sw.

9. Natur-

9. Naturlehre und Naturgeschichte.

Neuer Schauplatz der Natur, nach den richtigsten Beobachtungen und Versuchen, in alphabetischer Ordnung, durch eine Gesellschaft von Gelehrten. Erster Band. Leipzig, 1775. Zweyter und dritter Band. 1776. in gr. 8.

Eine Gesellschaft von Gelehrten, deren Namen wir nicht kennen, hat dieses Wörterbuch der Naturkunde in der Absicht auszuarbeiten übernommen, um ungelehrte, wißbegierige Leute, oder auch Gelehrte, die von Naturkunde kein eigenes Geschäft machen, zu unterrichten. Deswegen haben sie nur dasjenige, was solchen nützlich seyn kann, kurz zusammengetragen, und dasjenige übergangen, wornach der eigentliche Naturalist wohl am ehesten ein Wörterbuch aufschlagen möchte; z. B. Nachrichten von verschiedenen Meynungen der Gelehrten über zweifelhafte Gegenstände, Anführungen der Quellen und solcher Bücher, die umständlich und vorzüglich gut von einzelnen Dingen handeln. Uns deucht, sie erreichen ihre Absicht gänzlich, und wir tragen kein Bedenken, dieses Werk den Unstudirten zu empfehlen. Man könnte aus dem vorigen vermuthen, als ob hier alle systematische Namen mit Fleiß vermieden wären, zumal wenn man aus der Vorrede wüßte, daß die Verfasser alles Gelehrte, und was nur den bloßen Schein desselben hat, gänzlich weglassen wollen; aber sie haben es besser gemacht, als sie es haben machen wollen. Denn die systematischen Namen haben sie überall beygebracht, und ohne diese würden auch manche Artikel weder gelehrte, noch ungelehrte Leser unterrichten, da doch nun letztere, wenn sie noch mehr von einer Sache wissen wollen, leichterer Rath bey systematischen Kennern der Naturgeschichte erhalten können, da diese durch den systematischen Namen gleich wissen, wovon die Rede ist, welches sonst die Ueberschrift von manchem Artikel und der Artikel selbst nicht so gleich und so sicher entscheiden möchten. Aber systematische Namen gehören doch wohl zu dem, was man das Gelehrte nennet, oder was zum wenigsten den Schein des Gelehrten hat. Die Artikel richten sich nach den

gemein-

gemeinsten Namen; doch sind auch ausländische, die Anne' barbarische nennet, und welche nur in Reisebeschreibungen vorkommen, auch so gar neu gemachte deutsche Namen, auch Linneische Trivialnamen, ins Alphabet gebracht. Außer der kurzen Beschreibung eines jeden Naturals, ist auch etwas weniges von dem Gebrauch oder Nutzen desselben angegeben. Nächstdem sind viele Artikel mitgenommen, welche in die eigentliche Naturlehre, oder Physik gehören, z. B. Electricität, Barometer, u. d. m. ingleichen anatomische, auch physiologische Benennungen. Wir müssen gestehen, daß wir keine ganz wörtlich aus andern bekannten Büchern ausgeschriebene Artikel bemerkt haben, welche Unart sich sonst freylich die neuern Lexicographen erlauben. Auch wissen wir keine grobe Fehler anzugeben, wiewohl wir auch eben nicht Jagd darauf gemacht haben. Durch ein paar Anmerkungen wollen wir nur beweisen, daß wir einige Artikel aufmerksam gelesen haben. Es ist nunmehr zuverlässig bekannt, lieset man unter dem Artikel **Guttabaum**, daß das Gummigutte von Cambogia gutta Linn. kömmt. — Aber bey genauer Nachsuchung und Nachfrage haben wir für diese herrschende Meynung keinen Beweis erhalten, vielmehr glauben wir mit Gewißheit, daß jene Waare von einer Euphorbia erhalten wird. Ganz richtig wird angemerkt, daß Rhus vernix nicht den chinesischen, und überhaupt gar keinen Firniß giebt. Unter **Glas** hätte Braunstein wohl nicht ein eisenhaltiges Mineral heißen sollen. Unter **Fischhaut** hätte wohl der Gebrauch der Häute einiger Rochenarten zum abreiben oder poliren des Holzes angeführt werden können: auch wäre es der Mühe werth gewesen, anzuzeigen, wie aus diesen Häuten die glänzenden glatten Futterale, die den musivischen Arbeiten gleichen, verfertigt werden. Unter Fischwurm hätten wir eher den Gordium als Myxine, erwartet. Unter **Franzosenholz** wäre anzumerken gewesen, daß man aus diesem Holze jetzt in Europa allerley artige Geräthe verfertigt, auch daß man es bey Rammen und andern Vorfällen zu Rollen, Unterlagen, Zapfenlagern u. dgl. anwendet, als wozu es wegen seiner Glätte vorzüglich geschickt ist. Nicht ganz genau ist es gesagt, man könne Hordeum nudum allein durch die nackenden Saamen unterscheiden; denn auch die Himmelsgerste hat semina decorticata. Den Artikel **Drat, Metalldrat**, hätten wir hier nicht gesucht. Der Artikel **Dünger** ist gut abgefaßt, und verbessert viel in der Vorstellung, die sich der gemeine Mann

davon

davon macht. Auch die Wirkung des Mergels ist hier anders erklärt, als Mayer und andere Leute, die Sachen empfehlen, welche sie nicht kennen, zu thun pflegen. — Kupfer hat dieses Wörterbuch nicht. Der dritte Band endigt mit dem Artikel Heylwurzel.

VI.

Martini allgemeine Geschichte der Natur, in alphabetischer Ordnung. Dritter Theil. Von Apa bis Aufsteigung. Berlin 1777.

Es freuet uns, daß der Verf. seinen ungeheuren Plan etwas zusammenzieht, sonst müste er mit allen Käufern verzweifeln, jemals das Ende zu erreichen. Von nun an übergeht er die anatomischen Artikel, auch, wie uns deucht, die physikalischen. Sonst aber sind die gelieferten Artikel noch eben so weit ausgedehnt, als in den beyden ersten Bänden; man durchblättere nur einmal Apfel, Astmoos, u. a. Der letzte Namen bedeutet hier Hypnum. Sollte es zweckmäßig seyn, daß hier die Charaktere aller bekannten Arten dieses Mooses übersetzt sind? Wer sie nutzen will, muß doch nothwendig die Quellen selbst nachschlagen. Wir sagen dieses nur in der Hoffnung, den fleißigen Mann etwas zurück zu halten, damit er sich nicht zu weit von dem entferne, was seine Arbeit eigentlich schätzbar macht. Wir tadeln nicht; denn Dank verdient er allerdings, auch da, wo er übertrieben freygebig ist. Dieser Band hat 45 Kupfer, deren Malerey noch schöner, als sonst ist. Wir wissen es, daß sehr viele Käufer eifrig wünschen, daß der Verf. bey den Kupfern mehr auf solche Naturalien, deren Kenntniß gemeinnützlich ist, als auf neue oder seltene Arten sehen wolle. Um zu erklären, was wir meynen, so wünschen wir mit Vielen z. B. Abbildungen einiger vorzüglich merkwürdiger Arten Unkräuter; einiger weniger bekannten Futterkräuter, Farbepflanzen, schädlicher Insecten und Würmer, u. dgl.

Der Naturforscher. Viertes bis zehntes Stück; vom Jahre 1774 bis 1777. Halle. gr. 8.

Wenn

Wenn wir alle Aufsätze, die in diesen Stücken vorkommen, oder auch nur solche, welche uns vorzüglich gefallen, anzeigen wollten, so würde unsere Anzeige sehr weitläuftig werden; denn wir versichern, daß wir in jedem Stücke wenigstens ein Paar lesenswürdige Aufsätze finden. Aber wir glauben, daß wir diese Arbeit sparen können, da der Naturforscher schon unter allen Liebhabern der Naturkunde in Deutschland bekannt genug ist. Aber eben deswegen glauben wir auch, dasjenige, was wir an ihm auszusetzen haben, ohne ihm dadurch zu schaden, dreist sagen zu dürfen.

An den meisten Aufsätzen kann man, ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen, eine übertriebene Weitläuftigkeit tadeln, wodurch einem Leser das Gute, was etwa darinn vorkömmt, schmerzlich verleidet wird. Die chrienmäßige Einkleidung, der kanzelmäßige Introitus, die Anhäufung der Worte in Beschreibungen kleiner Theile, die ein systematischer Kenner mit einem Worte zu geben weiß, die Höflichkeitsbezeigungen der Versteinerungslehrer gegen einander, die schaligen Ausschweifungen über die Absichten des Schöpfers, die abgeschmackten Hypothesen solcher Männer, die erst neulich angefangen haben, nur Versteinerungen zu sammlen, die Wiederholungen geringfügiger Bemerkungen, welche jedem bekannt sind, der sich mit Naturkunde beschäfftiget, die ängstliche pedantische Auseinandersetzung wahrer Kleinigkeiten, — sind Fehler, die desto unausstehlicher den Käufern seyn müssen, je theurer sie diese periodische Schrift bezahlen müssen. Diese Fehler könnten, da sie hier so oft vorkommen, den Geschmack der Deutschen in der Naturkunde verderben, wenn niemand es wagen wollte, sie zu rügen, und ihre Verbesserung öffentlich zu wünschen. Ein Ausländer, der, um vom Geschmacke der Deutschen in der Naturgeschichte urtheilen zu können, den Naturforscher läse, der bey uns so viele Käufer findet, und mit so vieler Pracht gedruckt wird, würde wahrlich glauben, unsere ganze Naturkunde bestünde in Beschreibung der Versteinerungen, der Insecten und seltener Conchylien; denn von der Mineralogie und der Botanik würde er hier kaum etwas finden. Der junge Liebhaber der Naturhistorie könnte auf gleiche Weise verführt werden, die Versteinerungen für die erheblichsten Gegenstände der Wissenschaft zu halten, da sie doch, ohne alle Widerrede unpartheyischer Richter, für die unwürdigere, wenigstens für die unnützlichere anzusehen sind. Die paar Aufsätze, welche

man in den zehn Stücken zur Mineralogie findet, sind Uebersetzungen; wiewohl ein Mitarbeiter so dreist ist, auch seine Aufsätze von Versteinerungen, mineralogische Bemerkungen, Beschreibungen u. s. w. zu benennen. Da es dieser periodischen Schrift also an mineralogischen und botanischen Mitarbeitern fehlt, die vermuthlich durch gar zu viele Pholaditen, Patelliten, Orthoceratiten, Ammoliten, Cochliten u. s. w. abgeschreckt sind, so wünschen wir, daß man diese böse Lücke durch gute Uebersetzungen aus lehrreichen ausländischen Büchern ausfüllen wolle. Man möchte immer dem Uebersetzer ein so großes Honorarium geben, als der Verleger für einen Bogen Versteinerungen bezahlen muß. Druck und Papier sind schön, die Zeichnungen gut, auch ist die Malerey meistens vortrefflich: Dennoch enthalten wir uns nicht, öffentlich zu wünschen, daß man in den Kupfern Maaße halten wolle, weil sonst der Preiß so hoch anwächst, daß ihn wenige Liebhaber bezahlen können, oder bezahlen mögen. Gelehrte, die nicht große Kapitalien in Bibliotheken stecken können, wenden wohl zuweilen einmal die Kosten an, ein auch kostbares Buch zu kaufen; aber sie wählen alsdenn ein solches, welches ihnen statt vieler andern dienen kann, oder worinn wenigstens ein Theil ihrer Wissenschaft in einem hohen Grade der Vollständigkeit abgehandelt ist. So kauft der Botaniker Hallers Histor. plantarum, oder Schrebers Gräser (doch wäre er damit auch betrogen, weil es nicht fortgesetzt wird); so kauft der Conchyliologe den Gualtieri, Martini u. a. Aber der theure Naturforscher liefert nur Versteinerungen, Schmetterlinge und Conchylien, deren Kenntniß desto unwichtiger ist, je seltener jene abgebildeten Stücke sind; und je geringer ihre Anzahl gegen die übrigen seltenen Stücke ist, die hier nicht abgebildet sind, auch nicht abgebildet werden können. Will man aber ja fortfahren, durch prächtige Zeichnungen und Malereyen jedes Stück zu vertheuren, so wende man doch eine größere Sorgfalt bey der Wahl der Stücke an, damit wir Käufer mehr nützliches für unser Geld erhalten, und damit nicht der gute Wille eines der billigsten Verleger, den wir ehren, gemisbraucht werde. Wir enthalten uns sorgfältig, nicht auf besondere Stücke zu deuten, weil wir durch unser freyes Urtheil nützen, nicht aber beleidigen wollen.

A.

NuD.

Rud. Aug. Vogels Lehrsätze der Chemie, ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Joh. Christ. Wiegleb. Weimar bey Hoffmann. 1775. 42½ Bogen in Großoctav.

Nach des Recens. Einsicht waren des seel. Leibarztes Vogels institutiones chemiae in unsern Tagen keiner Uebersetzung werth. Wozu soll man ein Buch ins Deutsche übersetzen, das schon längst durch ungleich bessere ähnliche, z. E. bereits 1763 durch das Spielmannische Lehrbuch ziemlich entbehrlich gemacht worden ist? und wozu soll die Uebersetzung noch ohnehin in der Zeit, da die Wissenschaft eben Riesenschritte zur Vollkommenheit gethan hat? da also das alte Buch höchst mangelhaft seyn mußte, gesetzt auch daß es zu seiner Zeit vollständig genug gewesen wäre: welches doch bey der Vogelischen Chemie gewißlich nicht der Fall ist.

Auch hat die Uebersetzung selbst des Recens Beyfall nicht; man merkt es ihr zu oft und zu sehr an, daß es eine Uebersetzung aus dem Lateinischen ist, und man hat öfters Veranlassung zu glauben, der Uebersetzer sey dieser Sprache nicht gehörig mächtig gewesen. Die beygefügten nicht sehr sparsamen Anmerkungen sind hingegen so, wie man sie von einem so erfahrnen Chemisten erwarten kann, als der Uebersetzer ist.

X.

Guyots neue physikalische und mathematische Belustigungen. Sechster Theil. 1776. Siebenter Theil. 1777. Augsburg bey Kletts Wittwe. 8. mit vielen Kupfern.

Der größte Theil der hier gelehrten Kunststücke beruhet auf den Wirkungen des Magnetes, womit häufig Kartenkünste verbunden werden. Eigentlich physikalische und mathematische Belustigungen kommen nur wenig darinn vor. Vieles gehöret bloß zu Gaucklerkünsten. Die Taschenspielerey mit Bechern und Kügelchen ist sogar umständlich erklärt, mit Mustern von Reden, die man dabey halten muß.

Diese Sachen an sich selbst sind freylich nur ein Amüsement für müßige Leute, damit sie nichts schlimmers thun.

Indessen ists doch gut, daß sie in diesem Werke erkläret werden. Theils ist es zur Geschichte der Menschheit nützlich, daß alle, auch die geringsten menschlichen Erfindungen, nicht verlohren gehen. Theils kann die Erklärung solcher Kunststücke dem Aberglauben kräftigen Einhalt thun. Die Liebe zum Wunderbaren, die eine fruchtbare Mutter des Aberglaubens ist, ist unter den Menschen ausgebreiteter, als man denken sollte. Würden sonst Leute, die mit ganz gemeinen Taschenspielerkünsten herumziehen, so viel Menschen zusammenlocken, wenn ihre Zuschauer einsähen, daß es die armseligsten Dinge sind, die man ihnen vormacht? Ist nicht vor wenigen Jahren ein Mensch in ganz Deutschland mit zwey hölzernen Figuren herumgezogen, von denen er vorgab, daß sie reden könnten, obgleich offenbar war, daß ein Mensch hinter der Wand steckte. Hat nicht der selbst als Taschenspieler gar nicht außerordentlich geschickte **Philadelphia** die Augen von ganz Deutschland auf sich gezogen mit seinen vermeinten **physischen und mathematischen Kunststücken**, die er für seine Erfindungen ausgab, und die sämmtlich in diesem **Guyotschen** Werke längst abgedruckt waren? Ja würde selbst **Schröpfer** verschiedene kluge Leute, mit seinen vermeyntlichen Geistercitationen so sehr haben bethören können, würden ihnen nicht vielmehr seine Betrügereyen sehr tölpisch vorgekommen seyn, wenn sie dieses **Guyot**sche Werk studiret, und gewußt hätten, welche optische und akustische Kunststücke man bloß mit Hohlspiegeln zuwegebringen kann? O! die Naturlehre, selbst, wenn man sie nur zum Zeitvertreibe studiret, hat auf die Aufklärung des menschlichen Verstandes die wohlthätigsten Wirkungen.

Pl.

---

10. Geschichte, Diplomatik und Erdbeschreibung.

Allgemeine Weltgeschichte von der Schöpfung an bis auf gegenwärtige Zeit. — — **Des Fünften Theils Dritter Band**, enthaltend die Geschichte der alten Gallier, bis zu ihrer Besiegung durch Julius

lius Cäsarn, und von da bis auf den Einbruch der Franken, und Gründung der Fränkischen Monarchie, nach dem Plan Wilh. Guthrie, Johann Gray, und anderer gelehrten Engländer entworfen, ausgearbeitet, und aus den besten Schriftstellern gezogen von Joh. Dan. Ritter, D. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1774. 664 Seiten in 8. ohne die Vorrede.

Allgem. Weltgesch. u. s. w. ausgefertigt von W. Guthrie, u. a. m. Aus dem Engl. übersetzt. Der Zwölfte Band, welcher die mittlere und neuere Geschichte von Spanien und Portugall enthält. Aus Originalschriftstellern verbessert, vermehrt, mit einer durchaus fortlaufenden Zeitrechnung und mit Anmerkungen versehen von Joh. Andr. Dieze, Prof. der gel. Geschichte zu Göttingen. Leipz. u. s. w. 1774. 556 S. in 8. ohne Vorrede und Register.

Allgem. Weltgesch. — — ausgefertigt von W. Guthrie, u. a. m. Des Dreyzehnten Bandes Erste Abtheilung, welche die Englische Geschichte von den ältesten Zeiten an bis auf den Tod Heinrichs VIII. enthält. Verbessert und vermehrt von Joh. Matthias Schröckh, Prof. der Dichtkunst zu Wittenberg. Leipz. 1774. 838 S. ohne die Vorr. — Des Dreyzehnten Bandes Zweyte Abth. ebendas. 1776. 956 S. ohne das Register.

Auch sind diese beyden letztgenannten Bände zu gleicher Zeit unter dem besondern Titel erschienen: Dr. Goldsmiths Geschichte von England. Aus d. Engl.

 übersetzt.

übersetzt. Verbessert und vermehrt von J. M. S. Erster Theil. 1774. Zweyter Theil. 1776.

Wir fassen hier die Anzeige einiger ältern Bände dieses genug bekannten Werks kurz zusammen. Ob wir gleich allerdings gewünscht hätten, daß die deutschen Herausgeber desselben so viel Zeit und außerordentliche Mühe, welche sie auf dessen Berichtigung und Ergänzung gewandt haben, zur Ehre der Wissenschaften, Deutschlands und ihrer eigenen, auf Schriften hätten wenden können, wobey sie bloß ihrem Geiste und ihrer Neigung folgen durften; so glauben wir doch immer, daß ihre Arbeit etwas Wichtiges für die historische Gelehrsamkeit in Deutschland hervorgebracht habe. Selbst die merkliche Ungleichheit, welche sich zwischen demjenigen, was sie geleistet haben, findet, ist dem Buche im Ganzen genommen nicht nachtheilig. Den Einen ausgenommen, der zum Glück bald von der Gesellschaft Abschied genommen hat, haben alle übrige hinlänglich bewiesen, daß sie die gründliche historische Methode kannten, und ein jeder auch, unter mehrern oder wenigern Einschränkungen, dieselbe ausübten.

Am mühsamsten und auch am ausführlichsten in der Erläuterung einzeler Umstände und Nachrichten, hat der sel. **Ritter** gearbeitet: das sieht man auch an dem letzten Bande, den er ausgefertigt hat. In der Vorrede zu demselben sagt er selbst, daß er einigen **gelehrten Lesern** Nutzen zu schaffen gesucht habe. Billig hat man es auch mit Dank angenommen, daß er mehr gethan hat, als die eigentliche Bestimmung des Werks von ihm forderte. Den Englischen Verfassern gehöret hier beynahe gar nichts zu: und die Gallische Geschichte bis zum Ursprunge der Fränkischen Monarchie, ist schwerlich vorher in Deutschland so kritisch und sorgfältig untersucht worden. Einiges davon wollen wir zu einer Probe anführen. Die Erdbeschreibung des alten Galliens geht von S. 12—197. und enthält zugleich Nachricht von allen dahin gehörigen Völkern und allen Eintheilungen des Landes bis auf die Zeiten der Franken. Gelegentlich werden Fehltritte mancher angesehener Schriftsteller, als Valesii in notitia Galliae, des **Cellarius** und **Mascov**, bemerkt. Von den fünf **Provinzen** in Gallien und von **Septimanien** kommen S. 167 und 170. weitläufigere Untersuchungen vor. Auch wünscht der Verf. „daß ein Gelehrter die geographische Beschreibung des Fränki-

„schen

„schen Staats seit dem **Chlodowig** bis in das vierzehnte „Jahrhundert, oder bis in das folgende, vor die Hand näh„me, weil ohne diese Kenntniß viele historische Umstände in „den mittlern Zeiten dunkel blieben;“ — ob er gleich gesteht, daß einige gelehrte Franzosen in manchen Stücken vorgearbeitet haben. Hierauf folgen lesenswürdige Abhandlungen von der **Religion der Gallier**, ihren Göttern und Göttinnen, ihren **Druiden und Barden**, ihrer **Regierungsform**, ihren Gesetzen, ihrer **Sprache**, **Schrift**, **Liebe zur Dichtkunst**, **Gemüthsart**, u. dgl. m. bis S. 359. In Jac. **Martins** Buch von der Religion der Gallier findet der V. wenig Beurtheilungskraft. Vom Gottesdienste und Gerichte unter Eichen einige Anmerkungen. Widerlegung der vermeynten Verwandschaft zwischen der Celtischen und Patriarchalischen Religion. Unter den **Barden** finden sich auch Lustigmacher und Schmarotzer, welches wir S. 292. zum Nachlesen empfehlen. Die **Eubages** der Gallier beym **Ammianus** sind Wahrsager. Bey Gelegenheit der Jagden der Gallier, insonderheit von ihrem **Alces** und **Bonassus**, S. 336 fg. Die **Geschichte** der Gallier von ihrer Einrückung in Italien an. **Eckards** Meynung davon wird widerlegt, und **Livius** gerettet. Eine Muthmaßung S. 371. daß weder **Ananer** noch **Aegoner** in der Welt gewesen, sondern aus einer falschen Leseart beym **Polybius** entstanden seyn mögen. Bey dem Abzuge der Gallier von Rom findet der Verf. S. 388 fg. so viele unwahrscheinliche Umstände, daß er endlich urtheilt, des **Livius** und **Plutarchus** Nachrichten hievon wären vielleicht in spätern Zeiten erdacht worden, um das große Rom und die Römische Tapferkeit zu vergrößern. Doch hat er uns hierinne nicht überzeugt. **G. Wernsdorfs** Buch de republica Galatarum wird des **Pelloutier** Hist. des Celtes, und der dabey befindlichen Dissert. sur les Galates, weit vorgezogen. Ganz gegen das Ende wird die vermeynte Geschichte **Faramunds** erörtert, und mit dem Urtheil geschlossen, daß Far. ein ungewisser Regent sey, und die Thaten, die ihm **Valesius** in Reb. Franc. zuschreibt, bloße Muthmaßungen ohne Beweisthümer wären.

Wüßten es die Geschichtskundigen nicht schon längst, daß Hr. R. einer von den wenigen Gelehrten unserer Zeit gewesen ist, die, ohne selbst Geschichtschreiber abzugeben, die Materialien zur Geschichtbeschreibung vortrefflich zuzubereiten wissen, und ein wahres Muster gründlicher Geschichtforschung abgeben,

freylich im geringsten nicht so schimmernd, voll von Machtsprüchen, reich an Hypothesen und Etymologien, wie andere Schriftsteller vom herrschenden Tone: so würde sie diese seine letzte Arbeit davon überzeugen können. Man muß es wirklich sehr bedauern, daß er so wenig geschrieben hat, und daß er besonders eben über seinen Untersuchungen in der ältern Deutschen und Sächsischen Geschichte gestorben ist. Er war in der Ausarbeitung des **vierten Bandes** von diesem fünften **Theil des Guthrieschen** Werks schon ziemlich weit gekommen. Man meldet uns, daß Hr. **Heyne** diesen Band, welcher die **Hunnische, Gothische, Vandalische, Svevische, Burgundische,** älteste **Fränkische,** u. a. dgl. Geschichten in sich begreifen soll, vollenden werde. Was **die alte Meißnische Geschichte bis auf Heinrich den Erlauchten** betrifft, von welcher der sel. R. in der Vorrede zu diesem Bande sagt, daß er sie bereits zu Stande gebracht habe: so soll, wie wir hören, Hr. **Schröckh** im Begriff seyn, dieselbe ans Licht zu stellen.

Wir kommen zu dem **zwölften Bande.** Hier ist die **Spanische und Portugiesische Geschichte** sehr glücklich in die Hände des Hrn. **Dieze** gekommen. In ihm vereinigte sich eine Kenntniß der Spanischen Sprache selbst, ein scharfsinniger Gebrauch der alten Spanischen Chroniken, wie sie der im J. 1773. verstorbene P. **Henr. Florez** in seiner España Sagrada zuerst mit aller Genauigkeit herausgegeben hat, die Nutzung der wichtigsten neuern Spanischen Schriftsteller und Urkundensammlungen zu dieser Geschichte, und vorzüglich die große fertige Geschicklichkeit, in der bündigsten Kürze Berichtigungen und Erläuterungen aller Art, auch im Texte selbst an unzähligen Stellen, anzubringen. Dieser Band ist der schwächste von dem ganzen Guthrieschen Werke; aber man sieht es ihm desto weniger an, wie viel er durch des Herausgebers Fleiß gewonnen habe. Auch Handschriften der Göttingischen Universitätsbibliothek standen ihm dabey zu Dienste: wie das S. 250 beschriebene Sommaire des Voyages faicts par *Charles Cinquiéme* de ce nom, (von 1514—1551) — recueilliz et mis par escript par *Jean de Vandenesse*; und die nach der 556sten Seite angezeigte noch beträchtlichere Sammlung in 22 Foliobänden geschriebener Originalurkunden des sechszehnten Jahrhunderts, die zur Erläuterung der Geschichte von Deutschland und der Niederlande dienen, welche der berühmte Staatsmann, **Viglius Zwichemus,** Canzler des

des Ordens vom goldenen Vließe, und Präsident des Staats-Raths zu Brüssel unter **Carl V.** Durch Hülfe der letztern beweiset Hr. D. daß dieser Kayser die Niederlande am 25 Oct. 1555. an seinen Sohn abgetreten habe.

So viel unterdessen dieser Band Hrn. D. zu danken hat; so wünschten wir doch, daß er bey einem so seltenen Zusammenfluß von Kenntnissen und Hülfsmitteln, die Erwartung der Leser noch in einem etwas höhern Grade befriedigt hätte. Jetzt hat er sich begnügt, die Erzählung der Englischen Verfasser auf das sorgfältigste zu verbessern, zu erläutern und zu bestätigen, die Quellen genau anzugeben, und mit einem Worte, dem Originale die in seinem Grundrisse fehlende Brauchbarkeit zu ertheilen. Weniger hingegen hat er es ergänzt und fortgesetzt: und dieses wäre doch an vielen Stellen sehr angenehm und nützlich, zum Theil auch der Vollständigkeit wegen, nothwendig gewesen. Denn man sucht einmal an diesem Werke ein Handbuch einer ausführlichern Geschichte der vornehmsten Völker und Reiche aller Zeiten. Hr. D. gesteht selbst in der Vorrede, daß die Geschichte von Spanien und Portugal eine der wichtigsten und interessantesten sey; daß sie **vielleicht** verdient hätte, viel weitläuftiger abgehandelt zu werden, und daß es ihm **vielleicht**, (sagt er bescheiden genug,) möglich gewesen wäre, eine vollkommenere Sp. und P. Geschichte zu liefern. Seine Absicht war es nun freylich nicht, dieses bey Gelegenheit der Berichtigung eines fremden Werks zu thun. Dagegen ersuchen wir ihn desto mehr, uns bald mit einer eigenen Geschichte dieser beyden Reiche zu beschenken.

Von der **Englischen Geschichte** in dem **Guthrieschen** Werke haben sich vielleicht viele Leser das meiste versprochen. Allein die Verfasser desselben hatten sie daraus gänzlich weggelassen. Man wählte also **Goldsmiths** Geschichte von England, um diese Lücke auszufüllen. **Hr. Schröckh** hat weder an dieser Wahl, noch an der Uebersetzung einigen Antheil: sie wurde ihm bloß vorgelegt, um ihr die nöthigen Anmerkungen beyzufügen. Er sagt von diesem Buche, daß es größtentheils ein wohlgerathener Auszug aus **Hume's** Englischer Geschichte sey, und in England Beyfall erhalten habe. Um den Gebrauch desselben zu befördern, hat er die Geschichte in gewisse Zeiträume abgetheilt, die fast alle von den königlichen Häusern, welche über England regierten, hergenommen sind. Er giebt zu, daß diese Methode, Zeiträume festzusetzen, zwar bequem und dem Gedächtnisse dienlich, im Grunde aber

weder historisch noch beurtheilend genug sey. Doch konnte er die Erzählung des V. unmöglich so sehr umschmelzen, als zur Einführung anderer Zeiträume nöthig gewesen wäre. An der Spitze jeder Seite hat er die Zeitbestimmung der Periode beygefügt. Bey der Berichtigung und Vermehrung dieser Geschichte selbst hat er sich alle Mühe gegeben, die besten Quellen zu nützen: welches auch der Augenschein lehrt. Wo er aber aus diesen nicht schöpfen konnte, sind **Rapin** und **Hume** seine vornehmsten Führer gewesen. Uns scheint durch die häufigen Zusätze, welche weniger in vielen kleinen Anmerkungen, als in ziemlich langen über ganze Regierungen oder große Absätze derselben, hinzugekommen sind, diese Geschichte, überhaupt eine der schönsten unter den Europäischen, gerade dasjenige Maaß der Größe erreicht zu haben, welches sie verdiente; wenn gleich der V. selbst bisweilen am unrechten Orte zu weitläufig oder zu kurz schreibt. Berichtigungen waren nicht selten nöthig, zumal da **Goldsmith Humen** oft mit etwas zu grossem Vertrauen copirt. Auch die ganze Regierungsgeschichte **Georgs des Dritten** mußte von Hrn. S. auf den letzten zwölf Seiten hinzugesetzt werden. Unter seinen Anmerkungen wollen wir nur eine einzige, (II Abth. S. 716 fg.) die er selbst zur Prüfung vorlegt, nennen. Er hat in einem unbekannten französischen Roman eine Erzählung von der Schlacht bey Villa Viciosa, und der vorhergehenden Gefangennehmung des General **Stanhope** zu Brihuega, gefunden, die, wenn sie als wahr angenommen werden könnte, zeigen würde, „daß „die entscheidende Wendung des Spanischen Erbfolgekrieges „eben sowohl im Felde als am Englischen Hofe, von den „Ränken eines Frauenzimmers hergekommen sey."

Allgemeine Weltgeschichte von der Schöpfung an bis auf gegenwärtige Zeit, — des Vierzehnten Bandes Zweyte Abtheilung, welche die Geschichte von Litthauen, von Preußen, des östlichen Preußens, und von Liefland, enthält, nach dem Plan W. Guthrie, — entworfen, ausgearbeitet, und aus den besten Schriftstellern gezogen von Dan. Ernst Wagner. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1776. 977 Seiten in groß 8.

Herr

Herr W. geht ruhig und ohne Geräusche, aber mit eben der sorgfältigen und bedachtsamen Geschäfftigkeit auf der betretenen Bahn fort, die wir bey der ersten Abtheilung dieses Bandes gerühmt haben. Nicht einmal Vorreden schickt er voraus, um dem Leser zu verkündigen, wie viel er zu erwarten habe. Es bestätigt sich auch hier, daß er mit der Geschichte, die er beschreibt, schon lange bekannt seyn müsse. Gründlich untersuchender Fleiß, und ehrbare historische Einfalt, empfehlen auch diese Fortsetzung.

Das verstehen wir nun freylich nicht so, als wenn sie eben völlig ein Muster einer Geschichtbeschreibung wäre. Es fehlt dem V. insonderheit an der strengern Wahl der Begebenheiten und Umstände, an der Kunst, das Wichtige hervorstechend zu machen, und an einigen erlaubten Annehmlichkeiten des Vortrags. Er erzählt oft mehr wie ein Sammler als wie ein Geschichtschreiber. Die Schreibart sollte weniger nachlässig, viele Perioden sollten kürzer, die Wendungen nicht so einförmig seyn. Es giebt Seiten, wo sich drey, vier, ja sogar sechs Perioden mit **Doch** anfangen, z. E. S. 46. 92. 663 u. s. w. und etwas zu arg ist es, wenn S. 49. gar vier unmittelbar auf einander folgende Perioden mit diesem lieben **Doch** an der Stirne einherziehen. Doch — die Leser merken, daß auch unsre Perioden angesteckt werden — Hr. W. verdient hier Nachsicht, daß er sich mit der Geschichte mehr als mit dem Ausdrucke beschäfftigt hat, als wenn er jene auf der Oberfläche abgeschöpft, und dagegen diesen mit Geist und **Herz**, und **Triebfedern**, und **Menschheit**, und andern großen Worten, aufgestutzt hätte.

Die Geschichte von Litthauen bis auf die Vereinigung zu einem Staatskörper mit Pohlen, füllt die ersten 182 Seiten dieser Abtheilung aus. Von dem Ursprunge des Namens dieses Landes hält der V. **Thunmanns** Meynung vor die wahrscheinlichste. Die älteste Spur von dem Namen der Litthauer findet er unter dem J. 1205 in **Nestors** Jahrbüchern. Ihre Geschichte wird von dem Fürsten **Mendog** oder **Mendov** an, um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts, erst recht zuverlässig und zusammenhängend. Sie bleibt ein Gewebe von Kriegen, Verheerungen, heydnischen und christlichen Grausamkeiten, u. dgl. m. bis auf den **Jagyello** oder **Jagello**, (1381) der ein Christ und König von Pohlen wurde, (1386) und auch seine Litthauer zum Christenthum nöthigte. Treulos hatte er vorher seinen tapfern

Vetter

Vetter **Keystuth** gestürzt und aus dem Wege geräumt, sich daher auch in dieser Absicht mit den ewigen Feinden seines Volks, den Kreuzrittern, in ein Verständniß eingelassen. Ein Hauptbewegungsgrund zur Bekehrung der Litthauer war die Begierde, neue Kleider zu erhalten, mit welchen der König alle die Bauern beschenkte, die sich taufen ließen. Auf die Nachricht von dieser Freygebigkeit, lief das Landvolk aus allen Gegenden nach Vilna, und die Menge der Täuflinge war so groß, daß man sie nicht einzeln taufte, sondern in Haufen vertheilte, und jeden davon mit einem allgemeinen christlichen Namen belegte. Nur die Häuser der Edelleute hatten den Vorzug, daß jede Person aus denselben besonders die Taufe empfieng. — Da auch wenige Pohlnische Geistliche die Litthauische Sprache verstanden: so mußte der König aus Noth den vornehmsten Lehrer abgeben, und den Neubekehrten das Glaubensbekenntniß und das Vater Unser vorbeten.“ S. 67. Mit ihm verlor Litthauen sowohl seine Unabhängigkeit als den königlichen Titel, der nun mit dem großherzoglichen vertauscht wurde. Eine Schilderung des Großherzogs **Vitold**, S. 78. von dem der Verf. unter andern mit einer ihm ungewöhnlichen Pracht der Vorstellung sagt, **der Ruhm des Litthauischen Volks sey mit seiner Thronbesteigung gebohren, und mit seinem Tode gestorben**, (wirklich wie dort der Poet von **Spencern**: Anglica, te viuo, vixit plausitque poesis, Nunc moritura timet, te moriente, mori; und auch das war nur Nachahmung des berühmten Sinngedichts auf den **Raphael**.) **Vitold** starb im J. 1430. mehr als achtzig Jahre alt, und im Begriff, König von Litthauen, oder von Pohlen zu werden. Der Verfall von Litthauen gieng unter **Casimirs**, Königs von Pohlen, Regierung, in den letzten Zeiten des 15ten Jahrhunderts, an, dessen beständige Kriege mit dem deutschen Orden und mit Ungarn die Litthauische Schatzkammer erschöpften, und die Vernachlässigung der Besatzungen und Festungswerke an den Grenzen, veranlaßten, obgleich die Gefahr durch das Wachsthum der beyden benachbarten Mächte, Rußland und der Pforte, immer größer wurde. Dadurch wurde nach und nach die Vereinigung des Großherzogthums mit der Krone Pohlen befördert, welche 1569. zu Stande kam. Wie die Kirchenverbesserung in Litthauen seit dem Jahre 1539. sich ausgebreitet habe, wird S. 163 fg. berichtet.

In

In der darauf folgenden **Geschichte von Preußen bis auf den Thornischen Frieden, und die Vereinigung von Westpreußen mit Pohlen im Jahr 1466,** (S. 183—525) steht zuerst eine wohlgerathene Untersuchung über die ältesten Einwohner von Preußen. Der Nahme dieses Landes, sonst auch **Prutzen, Pruten,**) scheint dem V. aus Zusammenziehung zweyer andere, **Po**, welches so viel als **Bey** heißt, und **Ruß**, entstanden zu seyn, weil die Einwohner der nordostlichen Gegend dieses Landes, welche eigentlich diesen Nahmen führten, durch den **Ruße**, einen Arm der Memel, von den Russen getrennt wurden. Die Sitten der alten Preußen, die ersten Versuche, sie zum Christenthum zu bringen, und der Krieg der deutschen Ritter mit ihnen, kommen unmittelbar nach einander. Wohl bemerkt ist es, daß die heydnischen Preußen sich dem Fortgange des Christenthums unter sich alsdenn erst heftig widersetzten, da sie merkten, daß man es zum Mittel gebrauche, sie der Pohlnischen Herrschaft zu unterwerfen. Die ausführliche, wahre und genaue abgefaßte Geschichte können wir in keinen Auszug bringen. Weniger trocken könnte sie wohl an manchen Stellen seyn; dagegen aber hat sie auch eine natürliche Fruchtbarkeit von merkwürdigen Personen und Veränderungen. Und ob man gleich von dem Verf. keine Betrachtungen erwartet; so erzeugt sie doch seine Erzählung oft genug; seltener wirft er sie in einigen Worten selbst hin.

Einen grossen Schritt weiter führt die **Geschichte des östlichen Preussens unter der Herrschaft des deutschen Ordens, seitdem derselbe den König von Pohlen für seinen Oberherrn erkennen mußte, bis zur Verwandlung dieses Landes in ein Herzogthum, J. 1525.** (S. 526—595.) Endlich kömmt die **Geschichte des östlichen Preussens, als eines von Pohlen abhängigen Herzogthums**, bis auf die Zeit, da es völlig aufhörte, ein Theil des Pohlnischen Staatskörpers zu seyn, (1668) bis S. 766. Die Folgen der durch den Krakauer Vertrag veränderten Staatsverfassung dieses Theils von Preussen, sind gut entwickelt. Auch ladet die Regierungsgeschichte des Herzogs Albrecht und **Friedrich Wilhelms** vorzüglich zum Lesen ein.

Die **Geschichte von Liefland bis zur Einverleibung dieses Landes in den Pohlnischen Staatskörpern,** (1561) macht den Beschluß dieser Abtheilung. Der Nahme **Levonia** wird schon im **Ptolemäus** von diesem

Lande

Lande gebraucht: und auch die Russen nannten es in den ältesten Zeiten **Livonskaja Semla**. Im neunten christlichen Jahrhunderte findet man es bald unter Schwedischer, bald unter Dänischer Oberherrschaft, bald unabhängig: seine Einwohner waren durch Seeräubereyen furchtbar geworden, und ein Theil derselben hiessen **Curen**. Unter ihnen sezten sich auch die **Letten** fest, welche das Land anbaueten: die alten Bewohner wurden theils mit diesen Ein Volk, theils erhielten sie sich unvermischt an der Seeküste. Der Dänische König **Knut**, der Heilige, machte sich nach dem J. 1080 die Liven zinsbar. Hundert Jahre darauf stiftete der Priester **Meinhard** Christenthum uud Bischöfliche Regierung unter ihnen. Der bald hernach entstandene Schwerdtorden und die Könige von Dänemark unterwarfen sich das Land. Die übrige bekannte, obgleich noch hin und wieder mangelhafte, Geschichte desselben. Die güldene Zeit in Liefland unter der Regierung des großen Heermeisters **Plettenberg**, die Einführung der Reformation, und die letzte Veränderung unter **Kettlern**, werden hinlänglich beschrieben.

Ml.

Ausführliche und glaubwürdige Geschichte der neuesten Reisen um die Welt, — aus den Tagebüchern des Commodore **Byron**, Capitain **Wallis**, Capitain **Carteret**, Capit. **Cook**, u. der Naturforscher **Banks** und **Solander**. In eine an einander hängende Erzählung gebracht von **Hauckesworth**. Aus dem Englischen übersetzt durch **J. F. Schiller**. Berlin bey Haude und Spener. **Vier Bände** in Groß-octav, mit vielen Kupfern.

Geschichte der Seereisen nach dem Südmeere, von **Hauckesworth** beschrieben, und nun in einen Auszug gebracht. Frankfurt bey Fleischern. 1775. 8.

Beschreibung der Reisen um die Welt und Entdeckungen im Südmeere. Englisch und deutsch dem Druck über-

übergeben von Hauckesworth und Schiller. Historisch zusammengefasset und beschrieben von J. L. Schwarz. Drey Theile in 8. Hamburg, gedruckt mit eigenen Schriften. 1775.

Diese vielen Alphabethe zeigen wir nur als Uebersetzungen und Auszüge an. Das erste Werk ist eine vollständige Uebersetzung, gänzlich der gleichlautend, die in eben dem Verlage mit großerer Pracht, in Großquart gedruckt ist. Sie hat auch die schönen Charten und die übrigen Kupfer; letztere zwar viel verkleinert, aber gewiß meisterhaft nachgestochen, so daß man bey dieser wohlfeilern Ausgabe ganz wohl der kostbarern entbehren kann. Wir haben uns würklich die Mühe genommen, die Arbeit des H. Schillers mit der Urschrift, welche wir vor uns haben, zu vergleichen, und müssen gestehen, daß ob sie gleich oft etwas steif gerathen ist, wir sie dennoch auch bey schweren Stellen genau gefunden haben.

Auszüge aus Reisen können, unserer Meynung nach, keinem Gelehrten gefallen, der Reisebeschreibungen zu seinem Unterrichte lesen will. Wie wenig kann jemand beurtheilen, ob ein anderer diese oder jene Nachricht wird brauchen können! Was vielleicht ohne allen Nachtheil aus einer sonst gut abgefaßten Reisebeschreibung wegbleiben könnte, wird wohl so wenig seyn, daß man es leicht auch bezahlt und lieset. Also uns gefällt keiner von den beyden Auszügen. Der erste bey Fleischern ist kürzer, also unvollständiger; dagegen hat er eine Charte und einige mittelmäßig nachgestochene Kupfer. Schwarz hat mehr abgeschrieben, weniger ausgelassen, und die Kupfer gar nicht geliefert. Für diejenigen, denen er seinen Auszug in einer aberwitzigen Vorrede gewidmet hat, mag er leicht gut genug seyn.

S.

D. Justus Friedrich Runde — Abhandlung vom Ursprunge der Reichsstandschaft der Bischöffe und Aebte, welcher von der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen in der Versammlung am 19 Nov. 1774 der Preis zuerkannt worden, nebst einer

Preis-

Preisschrift, welche das Accessit erhalten. 1775. 118 S. 4.

Die letztere dieser Preisschriften verräth zwar offenbar mehr Genie, ist voll rascher, in kühnen Bildern eingekleideter Gedanken, ein Gewebe der scharfsinnigsten Raisonnements über alle die wunderbaren Wendungen und Krümmen in dem Gange der bürgerlichen Gesellschaft unter den Völkern des südlichen Europens. Aber Hr. R. bleibt überall mehr auf den einzlnen Gegenstand, darum es hier zu thun ist, mit seinem Blicke geheftet, bestimmt viel genauer und fester seine Begriffe, und führt viel bündiger seine historischen Beweise. Hätte ein dritter, was diesen beyden mangelt, in sich vereiniget, so würde er im Stande gewesen seyn, ein Meisterstück zu liefern; unter den beyden andern aber mußte Hr. Runde billig den Preis erhalten. Seine ganze Abhandlung läßt sich in folgenden wenigen Sätzen auffassen. I) In allen den von den nördlichen Völkern deutscher Abkunft, in den römischen Provinzen gestifteten Königreichen der **Westgothen**, der **Angelsachsen**, der **Franken**, der **Vandalen und Ostgothen**, der **Burgunder** und **Sueven**, und endlich der **Longobarden**, waren so wenig in der ersten Periode Reichstäge, als die königliche Gewalt durch eigentliche Reichsstände eingeschränkt. II) Mit den Reichstägen ist auch die R. Standschaft geistlicher Personen entstanden, und ohne diese sind auch nirgends blos weltliche Personen zu einer eigentlichen R. Standschaft gelangt. III) Unter allen den oben benannten Völkern sind allein bey den **Westgothen**, **Angelsachsen und Franken** eigentliche Reichstage zu Stande gekommen, und die übrigen haben geistliche R. Stände so wenig als Reichstäge überhaupt gehabt. IV) Der wahre Grund von der Entstehung dieser Reichstäge und der Gegenwart der Bischöffe und Aebte auf denselben, liegt in der Religions- und Staatsverfassung derselben Völker, als welche der **catholischen** Religionsparthey zugethan waren. V) Die Ausbreitung ihrer Lehre und Befestigung der Hierarchie ist seit Constantins Zeiten bey dieser zur herrschenden Grundmaxime geworden, und in damaligen Zeiten wußte man zur Erreichung dieser Absicht kein dienlichers Mittel, als die **Nationalconcilien**. VI) Um den Schlüssen dieser Kirchenversammlungen unter den neubekehrten Völkern desto mehr Ansehen und Gewicht zu geben, räumte die Geistlichkeit dem Regenten gewisse Vorrechte ein, als z. E. sie

sie zusammen zu berufen, zu eröfnen, darin den Vorsitz zu nehmen. Denn dadurch konnten den Uebertretern solcher Conciliensschlüsse, außer dem Anathema, noch zeitliche Strafen angedroht werden. VII) Nachher bekam die Furcht für den Kirchenbann das Uebergewicht, und dies veranlaßte wieder die Könige, ihre wichtigsten Staats- und Regierungssachen, um den darüber abzufassenden Schlüssen einen desto gewissern Gehorsam bey dem Volke zuwege zu bringen, den auf den Concilien versammelten Bischöffen zur Berathschlagung vorzulegen, und die diesfalls abgefaßten Staatsgesetze den übrigen Concilienschlüssen anhängen zu lassen. VIII) Die Hofbedienten und vornehmsten Reichsbeamten, mit denen allein bisher dergleichen Staatssachen vom Regenten in Ueberlegung gezogen worden, nunmehr ganz davon auszuschließen, würde für ihn selbst gefährlich gewesen seyn IX) Aus der Zuziehung der weltlichen Hof- und Staatsbedienten entstanden daher anfänglich **vermischte Concilien.** X) Der entscheidende Ton der Bischöffe in Glaubenssachen dehnte sich auch auf die politischen Sachen aus, und durch das Beyspiel der Geistlichen aufgemuntert und unterstützt, nahmen denselben auch die Weltlichen an, daß endlich die rathgebende Stimme zu einer entscheidenden Stimme, die bisherigen geheimen Räthe zu wirklichen Reichsständen erhoben, und die vermischten Concilien in **vermischte Reichstäge** umgewandelt wurden. XI) Wenn dann gleich nachher Religions- und Kirchensachen den Reichstägen entzogen, und reinen Concilien wieder zugeeignet wurden: so war doch die Reichsstandschaft der Geistlichen viel zu tief in die Grundverfassung derselben Staaten eingeflochten, als daß diese geistlichen Reichsstände von der nun bloß weltlich gewordenen Reichsstandschaft so leicht verdrungen werden konnten. XII) Aus eben den Gründen, die den Ursprung der Reichstäge und der Reichsstandschaft der Geistlichen bey den Westgothen, Angelsachsen und Franken erweisen, läßt sich eben so leicht begreiflich machen, warum dergleichen bey den übrigen Völkern nicht zu Stande gekommen. Denn die Vandalen und Gothen hielten sich gar nicht zur katholischen Religionsparthey; das Burgundische und Suevische Reich dauerten nach Einführung der katholischen Religion viel zu kurz, als daß die Nationalconcilien in förmliche Reichstäge hätten umgewandelt werden können, und bey den Langobarden in Italien kam es nach ihrer Bekehrung desto weniger zu Nationalconcilien, je mehr die Päbste sich angelegen seyn ließen,

dergleichen Versammlungen an sich und unter ihre Gewalt nach Rom zu ziehen.

Dies ist die Meynung des Herrn V., die nun freylich mit ihren historischen Beweisen nachgelesen werden muß, und über eine so wichtige Materie, als diese ist, mit so vielem Scharfsinne und Fleiße ausgearbeitet, — auch billig von jedem Liebhaber der R. Geschichte und des St. Rechts nachgelesen und geprüft zu werden, verdient. Von den Aebten hätte ungleich bestimmter und ausführlicher gehandelt werden sollen. Auffallend und neu ist die, in der ersten Periode der neugestifteten Königreiche, von dem Hrn. V. angenommene **despotische und ganz unbeschränkte Gewalt der Könige.** Die unmittelbar vorher gegangene Verfassung der deutschen Völkerschaften zeichnet sich bekanntlich durch populäre Freyheit und Nationalgewalt des Priesterthums aus. Hätten nun die Könige entweder das national Priesterthum mit ihrer Person vereiniget, oder eine von der Nation ganz und gar abgesonderte, und durch sie allein bestehende Macht in Händen gehabt; so würde doch aus einer von diesen beyden allgewaltigen Ursachen der unmittelbare Uebergang zu solcher unbeschränkten königlichen Gewalt begreiflich seyn. Die langwierigen Kriege und die Weichlichkeit des Volks, deren der Hr. V. gedenkt, lösen gewiß das Räthsel nicht auf: denn von den im Schooße der römischen Weichlichkeit so tief herabgesunkenen **Vandalen** in Afrika, kann doch unmöglich der Schluß auf alle die übrigen Völker, wovon hier die Rede ist, gelten; und überdies, eben die langwierigen Kriege sind daran Schuld, daß der rohe und kriegerische Charakter nicht so bald von diesen Völkern gewichen ist. Gegen die hier angeführten historischen Beweise von der willkührlichen Macht der Könige, von dem unbedeutenden Stande der Reichsbeamten, von dem Mangel aller Reichstäglichen Verfassung — dürfte wohl manches zu erinnern seyn. So gerade zu verwerflich sind sie freylich nicht; dagegen aber auch bey weitem nicht überzeugend, doch immer von so viel Gewichte, daß sie Anlaß geben, über diesen Punkt desto aufmerksamer zu werden, und weitere Untersuchungen anzustellen.

Ob.

Briefe über Schottland, besonders die Sitten, Gebräuche und Lebensart der Hochländer oder Bergschot-

ten

ten betreffend. Mit Kupfern. Hannover in Commission der Helwingschen Hofbuchhandlung. 1776. 1 Alphab. 8 Bogen in 8.

Diese Briefe scheinen in den Jahren 1720 und 1730 geschrieben zu seyn, und geben von den wichtigsten in diesem Lande vorgenommenen Veränderungen Nachricht. Z. B. von Veränderung des Lehnwesens, Verbesserung der Wege, die itzt ohne Lebensgefahr von Fremden zu passiren sind, da man sonst in grundlosen Morästen, reissenden Flüssen und auf jähen Felsen fast bey jedem Schritt seinen Tod vor Augen sah: imgleichen von Kultivirung dieser Nation durch Errichtung der Freyschulen, die aber, selbst wegen der bittern Armuth des Landvolkes, in den eigentlichen Hochlanden den Nutzen nicht stiften, den man von ihnen hätte erwarten können. Die Armuth unter diesen Leuten ist so groß, daß sie im Frühjahr, wenn ihre Kammerfrüchte aufgezehrt sind, keine andre Lebensmittel haben, als das Blut ihres Viehes, dem sie zu dem Ende um diese Zeit zur Ader lassen. Von diesem Blute und etwas Habergrütze machen sie ein Gemüse, wovon sie sich bis in den Sommer ernähren.

Das schlimmste ist, daß wir eben bemerken, daß diese Uebersetzung alt und nur ein neuer Titel dazu gelegt ist; eine Maske, die sich für eine **Hofbuchhandlung** am wenigsten ziemet.

Ir.

---

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Horaz lateinisch und deutsch, mit Anmerkungen für junge Leute, von J. Fr. Schmidt. Erster und zweyter Theil. in 8. 1776. Gotha, bey Ettinger. 424 Seiten.

Einen Dichter in seiner Dichterpracht, in seinem eigenen Versbau, in eben der Anzahl der Verse und Strophen zu übersetzen, ist ohne Zweifel das schwerste Problem in der ganzen Uebersetzungskunst. Denkt man sich noch dazu, daß die

die Sprache, aus welcher übersetzt wird, die gelenksamste unter allen bekannten; die hingegen, in welche übersetzt wird, eine ziemlich steife ist: daß der zu übersetzende Dichter nicht nur die Schönheiten seiner Sprache in ihrem völligen Umfange gekannt und benutzt, sondern sie noch mit den Zierrathen einer andern Sprache bereichert habe; daß die Sprache, in welche übersetzt werden soll, für die Dichtungsart des zu übertragenden Dichters noch nicht genug bearbeitet, zu seinem Metro noch nicht genug eingerichtet ist: so wird man eine völlig befriedigende Auflösung dieses Problems beynahe für unmöglich halten. Setzt man endlich noch hinzu, daß der zu übersetzende Dichter in einer ganz andern poetischen Welt, unter einem andern Himmelsstriche, andern Sitten und Denkungsarten lebte, wovon zwar noch manches beybehalten, eine weit größere Anzahl aber verlassen ist: so wird man keinen Anstand nehmen, zu behaupten, es sey völlig unmöglich, einen solchen Dichter so vollkommen zu übersetzen, daß Uebersetzung und Original gleich werden. Dem allen ungeachtet hat Hr. Schmidt die Auflösung dieser Aufgabe übernommen, hat es gewagt, uns eine poetische Uebersetzung des Römers in seinem eigenen Sylbenmaaße, genau nach der Anzahl der Verse seiner Gedichte, zu geben. Unser allgemeines Raisonnement müste uns sehr trügen, wenn nicht daraus richtig folgen sollte, daß sein Unternehmen oft sehr verunglückt ist. Härte im Ausdruck, Dunkelheit, Abweichung von dem genauen Sinn des Dichters, mit einem Worte, unvollkommene Darstellung des Römers im deutschen Kleide, mußten nothwendig aus den strengen Gesetzen folgen, die er sich vorgeschrieben hatte. Wir sagen damit nicht, daß das ganze Unternehmen verunglückt, und Hrn. S. Arbeit durchgängig tadelhaft sey: und dies würde auch aus unsern allgemeinen Grundsätzen keinesweges folgen. Sehr oft hat er sein Original glücklich erreicht; sehr oft seine Wendung und seine Stärke getroffen; und dadurch diese Uebersetzung zu der vollkommensten poetischen gemacht, die wir noch bis jetzt vom Römischen Sänger haben. Die von ihm nicht überwundenen Schwierigkeiten sind fast immer nur solche, die sich bey seinem Plane fast nicht überwinden ließen. Und deswegen soll unser Tadel nicht die Ausführung, sondern die Absicht selbst hauptsächlich treffen. Eine vollkommene poetische Uebersetzung des ganzen Horaz, ist sie nützlich? Uns dünkt nicht; denn für wen sollte sie es seyn? Für junge Leute, um sie mit dem Geiste des Römers bekannt zu ma-

chen,

cken, um ihnen die Empfindungen des Dichters einzuflößen? Schwerlich, denn so bald sie umschreibend wird, wird sie matt; so bald sie nicht umschreibend wird, wird sie dunkel, weil die Beywörter, und oft auch die Sujets selbst so tief aus der alten Mythologie, Geographie, Geschichte, u. s. w. hergeholt sind, daß sie wörtlich übersetzt, dem dieser Sache Unkundigen keine Ideen, auch keine Empfindungen mittheilen. Eine solche Uebersetzung hat also einen Commentar nöthig, und ein Dichter, den man mit einem Commentar in der Hand lesen muß, ist eben nicht geschickt, gefühlt zu werden. Hiezu kömmt noch, daß die fremden Sylbenmaaße der Oden, der Zwang der Worte in diese Sylbenmaaße, in die Uebersetzung manche Dunkelheiten bringt, die im Originale nicht sind, und sich allen Empfindungen widersetzen. Junge Leute also werden schwerlich an einer solchen Uebersetzung Geschmack finden, schwerlich aus einer solchen Uebersetzung die Schönheiten des Originals empfinden lernen. Soll sie also für solche seyn, die in einem gewissen Alter den Römer noch gern möchten kennen lernen, ohne sich die Mühe zu geben, seine Sprache kennen zu lernen? Auch für die kann sie nicht seyn: eben die Dunkelheiten der Uebersetzung, davon oben gesagt ist, werden auch ihnen den Dichter wo nicht eckelhaft, doch wenigstens gleichgültig machen. Kurz, eine poetische Uebersetzung des ganzen Horaz in seinem eigenen Metro, scheint uns immer eine nicht sehr wünschenswerthe Sache zu seyn; und wir würden weit lieber gesehen haben, wenn Hr. S. die poetische Prosa dazu genommen hätte. Hier würden nicht nur die Wendungen ganzer Gedanken; sondern auch einzelne Bilder weit lebhafter, weit dem Geiste des Römers, und der Denkungsart eines Deutschen gemäßer haben ausgedruckt werden können, ohne daß die Annehmlichkeit etwas anders, als einen ohnehin wenigen bekannten, und noch dazu in unserer Sprache größtentheils verschwindenden Kützel des Ohres dabey verlohren hätte.

Nun die Bestätigung dieser allgemeinen Anmerkungen, aus dem Buche selbst. Voran steht eine Ode an Mäcens Geist, welcher angerufen wird, auf diese Unternehmung freundlich herab zu blicken. Die Fiktion aus der Pythagorischen Seelenwanderung, daß Mäcens Geist nach und nach die Großen der Erde belebt habe, ist artig. Dann Horazens Leben angeblich vom Sueton, lateinisch und deutsch; und nun die Oden selbst, und hinter den Büchern der Oden die Anmerkungen.

Wir wollen erstlich die Uebersetzung, und denn die Anmerkungen untersuchen. Also erste Ode an Mäcen.

Viele lüstets Mäcen, Sprößling von fürstlichem
Heldenstamme, du Quell meiner Zufriedenheit!
Viele lüstets, sich Staub auf der Olympischen
Bahn zu sammlen; (die Kunst glücklich ums Ziel herum
Heiße Räder zu drehn, schmückt sie mit Palmenschmuck,
Schmückt Roms Edle, der Welt Herren, mit Götterrang!)
Diesem schwellt es die Brust, sieht er von Quirins
Wankelmüthigem Volk endlich sich hochgeehrt,
Jenem lächelt sein Schatz, den er von Lybiens
Tannen hohlt, und damit eigne Scheuren füllt.

Im ganzen ist Dichtergeist, Odengang, und man sieht mit Vergnügen, wie Hr. S. die Kürze und Stärke des Römers so glücklich erreicht hat. Aber in den einzelnen Theilen erscheinen doch noch manche Flecken, die ein Kenner Horazens lieber weggewischt sähe. Wir zeigen diese, so wie sie uns erscheinen, genau an, vielleicht veranlaßt dies Hrn. S., sein Werk schärfer zu prüfen, und zu vervollkommnen.

Viele lüstets, Mäcen, lüsten ist gemeiniglich so viel als gelüsten, Lust nach etwas, nicht aber an etwas haben, und macht also gleich im Anfange, da man das folgende noch nicht weiß, eine unangenehme Zweydeutigkeit. Der Römer redet den Mäcen zuerst an, Maecenas atauis edite, u. s. w. dies war seinem Zwecke gemäßer, da er ihm in dieser Ode ein Compliment machen wollte, und also er der Hauptgegenstand seiner Gedanken war; nach der deutschen Anrede erwartet man, nicht, daß er dem Mäcen seine Ehrerbietung bezeigen, sondern daß er ihn mit einer Betrachtung unterhalten will. Es hätte also der lateinische Anfang müssen beybehalten werden.

Sprößling von fürstlichem Heldenstamme, du Quell meiner Zufriedenheit. Heldenstamme, ist Zusatz; der aber hier eine bessere Wirkung thut, als wenn blos Sprößling von Königen gesagt wäre. Das nöthige Beywort atauis ist nicht genug ausgedrückt, wenigstens für alle Leser nicht. Diejenigen, die sich Held hier durch ἥρως übertragen, und sich dabey erinnern, daß die Heroes der Griechen allemal solche Männer waren, die in den ältesten Zeiten gelebt hatten, werden atauis sehr glücklich übertragen finden. Allein die wenigsten denken an diese Bedeutung, weil bey uns die Helden zu sehr gemein geworden sind. **Quell meiner Zufriedenheit,** ist

zu

zu schwach gegen et praesidium et dulce decus meum, weil es zu allgemein ist, und das Licht, in welchem Horaz den Mäcen jetzt sahe, nicht deutlich, nicht bestimmt genug zurückwirft.

Staub auf der Olympischen Bahn zu sammlen. Hier findet die oben gemachte allgemeine Bemerkung ihre Anwendung, daß die Uebersetzung eines alten Dichters nicht durchgehends ihre gehörigen Empfindungen erregen kann. So groß dieses Bild auch für einen Römer, noch weit mehr aber für einen Griechen seyn muste: so matt muß es den meisten unter uns, und vornehmlich denen vorkommen, die von den griechischen Wettrennen und der damit verknüpften Ehre keine vollständigen Ideen haben. Manchen kann es so gar nicht anders als lächerlich scheinen, daß Leute großes Vergnügen daran finden, sich in Olympia bestäuben zu lassen. Ferner, Horaz sagt, puluerem Olympicum, und dies ist malerischer, als der deutsche Ausdruck, weil es ungewöhnlicher ist, und ein neueres Bild giebt. Doch obgleich die Uebersetzung die Stärke des Originals nicht völlig erreicht: so drückt sie doch seine Kürze glücklich aus.

Die Kunst, glücklich ums Ziel herum u. s. w. Diese Worte werden in Parenthese gesetzt. Der V. vertheidigt dies in den Anmerkungen, und dies wollen wir unten untersuchen. Terrarum dominos euehit ad Deos; ist übersetzt: Schmückt Roms Edle, der Welt Herren, mit Götterrang! Sonst construirt man euehit ad Deos terrarum dominos; der Verf. aber hat sich durch eine Baxterische Grillenfängerey hier verführen lassen. Man weiß eben nicht, daß die Römer nach der Ehre, in Olympischen Spielen Sieger zu seyn, sehr begierig gewesen sind; vielmehr weiß man, daß es für schimpflich gehalten wurde, wenn Leute von Stande selbst die Rennwagen regierten; und damit fällt diese ganze Interpretation weg. Ums Ziel heiße Räder zu drehn, meta feruidis euitata rotis, ist glücklich gegeben.

Diesem schwellt es die Brust, sieht er von Quirins Wankelmüthigem Volk endlich sich hochgeehrt. Schwellt es, sieht er, ist dunkel. Die Auslassung der Bedingungspartikel ist in diesem Falle nicht gewöhnlich. Hochgeehrt, drückt das lateinische Certat tergeminis tollere honoribus bey weitem nicht aus, und ist überdem auch im deutschen zu prosaisch, zu alltäglich prosaisch, als daß es in einem Lyrischen Gedichte stehen dürfte.

Jenem lächelt sein Schatz u. s. w. Bey einem Schatze denkt man gleich an Gold und Silber, und diese gleich auffallende Idee macht, wenn sie im folgenden anders bestimmt wird, eine unangenehme Verwirrung. Der Dichter, will er anders Empfindungen erregen, muß nie solche Wörter wählen, die die Ideen auf einen unrechten Pfad führen, es ist schwer, allemal unangenehm, seine Erwartungen zurück zu nehmen. Für uns ist das Bild im lateinischen, noch mehr aber im deutschen, schwach, so groß es auch an sich, und für einen Römer war, weil wir dabey nicht an die unermeßlichen Ländereyen und Pachtungen reicher Römer denken. Hier wäre es gut gewesen, wenn der Verfasser durch einen oder mehrere Nebenzüge dies Bild unsern Augen näher gerückt hätte.

Dem, der frölich das Feld, das er ererbt' umgräbt,
Lockten Schiffer umsonst, brächte des Attalus
Reichthum nimmer dahin, daß er auf cyprischen
Balken Myrtilus Meer ängstlich beseegelte.

Der erste Vers ist glücklich gegeben, obgleich findere sarculo malerischer ist, als umgräbt; der andere aber geht ganz von Horazens Gedanken ab. Denjenigen, sagt er, der an der Bearbeitung seines Feldes sich vergnügt, kann man auch durch Versprechungen der größten Schätze nicht bewegen, sich auf das Meer zu wagen, um sie zu hohlen. Also, **lockten Schiffer umsonst**, ist gegen den Sinn eingeschoben, nicht die Schiffer, sondern der Reichthum soll ihn locken. Dazu schwächt auch dieses Einschiebsel den Eindruck des ganzen Bildes, weil man nicht sieht, was hier Schiffer sollen; weil die Schiffer eben nicht die Leute sind, von denen man Anlockungen sich Reichthum zu erwerben, erwartet, weil endlich die Schiffer überhaupt keine sonderlich auffallende Idee erregen. Die folgenden Verse sind glücklich übertragen; führen aber die Unbequemlichkeit mit sich, daß sie einem der alten Geographie und Mythologie unkundigen Leser eben kein sehr anziehendes Bild darstellen.

Itzt, vom schreckenden Süd, der mit ikarischen
Wogen kämpfte, noch voll, lobet der Kaufmann sich
Seine ruhige Stadt; aber der Dürftigkeit
Abhold, bessert er bald wieder sein leckes Schiff.

Dies Gemälde ist ziemlich verschoben. Horaz beschreibt den Kaufmann, wie er mitten im Sturme sich nach dem ruhigen

gen Landleben sehnt; Hr. S. aber schildert ihn, wie er nach überstandenem Sturme sich Ruhe wünscht. Das erste ist unstreitig stärker, als das andere, welches noch dazu einen ziemlich fühlbaren Widerspruch enthält; denn gleich nach dem Sturme bessert er schon wieder sein Schiff; zwo so heftige Affekten können unmöglich so schnell auf einander folgen. Dies weggenommen, würde diese Periode sehr glücklich übersetzt seyn.

Andere reizt der Pokal, schäumend vom massischen
Rebensafte; vergnügt zechen sie tagelang,
Bald im schattigten Busch, bald an der Silberfluth
Eines rieselnden Bachs sorgenlos hingestreckt.

Andere, Horaz, est qui, welches poetischer ist, das deutsche Andere klingt zu prosaisch. **Reizt der Pokal,** Horaz, nec spernit pocula, er schlägt den Becher nicht aus. Hierdurch ist der ganze Anstrich verfehlt, der lateinische Horaz heitert hier seine erhabene Odenmiene ein wenig auf; das lachende Bild vom alten massischen Weine entrunzelt seine Stirne; der Deutsche bleibt in seiner ernsthaften Lage, und läßt sich durch Nichts stören. **Schäumend,** veteris, in wiefern beyde Worte gleichbedeutend sind, mögen Kenner Italienischer Weine entscheiden, uns scheinen sie nicht einerley Idee zu geben. **Vergnügt zechen sie tagelang;** pfui, ganze Tage! das ist doch auch nach unsern Sitten unanständig; noch mehr aber nach Römischen. Horaz sagt, partem solido demere de die, das ist, sie fangen etwas früher an, als es sonst die Römischen Sitten erlaubten. **An die Silberfluth eines rieselnden Bachs.** Die Fluth eines Baches ist zu gigantesk; allein Horaz gebraucht auch dieses Bild nicht, an die erquickende Quelle eines heiligen Baches, sagt er, und dies macht, unserer Empfindung nach, einen weit angenehmern Eindruck. An der Quelle eines Baches liegen, ist angenehmer, als am Bache liegen, und die Erblickung einer lebendigen Quelle erfüllt uns mit angenehmern Empfindungen, als die, eines Baches. Das Epitheton sacrae zu aquae vermehrt den Eindruck noch, und stellt uns den Bach als etwas geheiligtes, ehrwürdiges vor; dies alles hätte daher in der Uebersetzung nicht übergangen werden müssen.

Auch ein Lager behagt vielen, Trompetenschall
Zur Posaune gemischt, und der belohnende Krieg
Denen Müttern verhaßt. Ferne vom schmachtenden

Weibchen harret im Frost willig der Jäger, wenn
Jtzt sein Spürhund, des Walds Krone, den Hirsch verfolgt,
Jtzt ein marsisches Thier hauend das Garn durchbricht.

Ein Lager, sagt für uns zu wenig, die wir nicht gewohnt sind, bey dem Lager an das Getöse des Krieges zu denken. Hier wäre es gut gewesen, wenn Hr. S. sich nicht so genau an die Worte gebunden hätte. **Verhaßt**, ist zu schwach gegen detestata, und vermindert den Eindruck des ganzen Bildes, den es verstärken sollte. **Belohnende**, ist ein Einschiebsel des Uebersetzers, und ein unglückliches Einschiebsel, weil es den Krieg von einer gefälligen Seite vorstellt, den detestata von der unangenehmsten abmalt, weil es folglich den Eindruck, welchen der den Müttern verhaßte Krieg machen soll, zerstört. **Des Walds Krone**, dabey können wir nichts bestimmtes denken, ein Spürhund, der des Waldes Krone ist, giebt uns wenigstens kein deutliches Bild. Wie ein Baum die Krone des Waldes seyn kann, das wissen wir; aber wie es ein Spürhund seyn kann, begreifen wir nicht. Horaz sagt, catulis fidelibus, ganz gewiß fühlte der Verf., daß dies nicht recht übersetzt war; aber der Zwang des Sylbenmaaßes nöthigte ihn, gegen sein Gewissen zu übersetzen. **Ein marsisches Thier** ist an sich unbestimmt, folglich unpoetisch; noch unbestimmter aber, und völlig unverständlich für den, der nicht weiß, daß das Epitheton **marsisch** auf einen wilden Eber führt. Bestimmter sagt Horaz Marsus aper.

Mich vergöttert der Kranz, welcher die Günstlinge
Pallas zieret, der Hayn, Tänze mit lachenden
Satyrn, oder des Hayns Nymphen, sie sondern mich
Vom unheiligen Volk, wenn mir Euterpe nie
Ihre Flöte versagt, noch Polyhymnia
Mir das lesbische Spiel ferner zu rühren wehrt.
Ja, zählst du mich dem Chor lyrischer Dichter bey:
Dann erheb' ich mein Haupt, schwinge mich himmelan.

Der erste Vers ist glücklich gewendet, und doctae frontes so poetisch als dem Sinne gemäß in die Günstlinge der Pallas verwandelt. **Der Hayn**, steht zu nackend da. Da das vorhergehende Substantivum ein Epitheton hatte: so forderte die Symmetrie auch für dieses eins. Horatz fühlte dies, deswegen sagte er gelidum nemus; auch der Verf. hat zu viel Geschmack, als daß er es nicht sollte gefühlt haben; nur der Versbau verbot ihm, seinem Gefühle zu folgen. **Tänze mit**

lachen-

lachenden u. s. w. Ein mißgerathnes Bild, der Verf. läßt den Horaz sagen, er fand ein Vergnügen daran, mit den Satyrn und Nymphen zu tanzen. So ausschweifend war er gewiß nicht, daß er dies hätte sagen können, er wußte zu gut, daß ihn eine sich angemaßte so große Vertraulichkeit mit den Gottheiten würde lächerlich gemacht haben. Nur in dem höchsten Grade der Begeisterung erlauben sichs die Dichter, Erscheinungen der Götter vorzugeben, und ein solcher Enthusiasmus ist hier nicht. Horaz sagt bloß, er ergötze sich an dem Anblicke der Reihentänze der Nymphen mit den Satyren, und dies ist weit weniger, als wenn er selbst mit tanzte. **Wenn mir Euterpe nie ihre Flöte versagt**, nach den Worten richtig; aber nach dem Sinne sehr verfehlt; denn es ist nicht der geringste Zusammenhang in den Gedanken; mich vergnügen die Tänze der Nymphen, wenn mir Euterpe die Flöte nicht versagt. Die Ausleger merken an, daß si hier si modo bedeute, und dieß wußte auch Hr. S. wohl, nur erlaubte ihm der Versbau nicht, es zu wissen. **Das lesbische Spiel**, ist deutschen Ohren undeutlich, man verfällt nicht so leicht darauf, daß Spiel hier Saytenspiel seyn soll. Zwar bestimmt dies das Zeitwort rühren einigermaßen; aber es bleibt doch immer noch dunkel, warum gerade hier das lesbische Saytenspiel genennt wird; und ein des Originals nicht genug Kundiger wird nicht so leicht darauf verfallen, daß die lyrische Poesie, so wie sie Sappho und Alcäus bearbeitet hatten, damit gemeynt ist. Hier hätte also dem Ausdrucke durch eine andere Wendung geholfen werden müssen. **Dann erheb' ich mein Haupt, schwinge mich himmelan.** Die beyden Zeitwörter zum Ausdruck eines Gedankens, schwächen ihn hier zu sehr, eben weil sie ihn dehnen. Horaz gebraucht nur ein Zeitwort feriam, und diese glückliche Sparsamkeit hätte in der Uebersetzung nicht aus der Acht gelassen werden sollen. So viel von der Uebersetzung, nun auch die Anmerkungen. Sie sind für junge Leute, und also mußte hier manches gesagt werden, welches bey einer andern Absicht hätte wegbleiben müssen. Sie sind kurz, deutlich, größtentheils bestimmt und richtig, und sagen, was nothwendig gesagt werden mußte, ohne den bey den meisten Commentarien so entbehrlichen und oft eckelhaften Prunk von Belesenheit. Seine Vorgänger hat Hr. S. gut genutzt; aber nicht so nachbeterisch, daß er nicht, da wo sie ihm nicht Genüge thun, seinen eigenen Gedanken folgen sollte. Kurz, wir empfehlen diese Anmerkungen allen, die in

einer fruchtbaren Kürze das Beste, was über den Horaz gesagt ist, beysammen finden wollen, und sich durch die Menge grösserer Commentarien nicht durchzuarbeiten Lust haben. Einige kleine Erinnerungen aber hierüber machen wir ungern, weil es uns unangenehm ist, Hrn. S. nicht allemal auf dem unserer Meynung nach richtigem Wege zu sehen; machen wir zugleich gern, weil wir eifrigst wünschen, eine sonst so gute Arbeit von allen Fehlern gereinigt zu sehen. Also die Anmerkungen zur ersten Ode, was Ode bedeutet, warum diese die erste ist, wird so kurz als richtig angegeben; die Simplicität des Plans dieser Ode gerühmt, und die Hauptabsicht des Dichters darinn gesetzt, daß er von dem Vergnügen rede, welches ihm die lyrische Poesie macht. Hiegegen streitet der wichtige Einwurf, daß die letztern Verse nicht in diesem Plan begriffen sind. Wir werden also lieber so sagen: Horaz wollte dem Mäcen ein feines Compliment machen, und dies bestand darinn, daß er sich die Ehre ausbat, unter die lyrischen Dichter zu stehen. Dies war eine der feinsten Schmeicheleyen, die nur ein Hofmann dem andern sagen konnte, und sie mußte mit der äußersten Delikatesse zubereitet werden; wenn sie nicht misfallen sollte. Horaz also legt seinen Plan so an, daß er von ganz etwas andern zu reden scheint, und sich ganz unvermerkt beym Schlusse, an seinem Hauptsatze findet. Und dieser ist: das Vergnügen, welches ich an der lyrischen Dichtkunst finde, wird nur dann erst vollkommen werden, wenn du mich für einen wahren lyrischen Dichter erkennen wirst. Die Gedanken laufen so: Jeder hat einen eigenen Gegenstand, der ihn vergnügt; ich die lyrische Poesie; wirst du mich für einen lyrischen Dichter erkennen; so werde ich den Göttern an Glückseligkeit gleichen. Die einzelnen Schönheiten dieses Gedichts setzt der Verf. darauf kurz und richtig aus einander. Darauf über Mäcen, seinen Charakter, sein Verhältniß zum Horaz, so viel als hier nothwendig war. Einige Grillen der Ausleger über Mäcens Abkunft werden, wie billig, verlacht; und regibus edite in der eigentlichen Bedeutung genommen. Praesidium und decus werden, nebst der Ursache, warum Horaz dem Mäcen diese Titel giebt, richtig erläutert. Curriculum wird dem Sinne gemäß durch Rennbahn übersetzt; und darauf von den Olympischen Spielen das nothwendigste beygebracht. Unter dem puluere Olympico will Hr. S. hier nicht eigentlich die Olympischen Spiele, sondern das Römische Wagenrennen verstanden haben. Neu ist dieser Gedanke:

danke; ob er richtig ist, ist eine andere Frage. Hr. S. dachte nicht daran, daß die aurigae in Rom geringe Leute waren; daß Leute vom Stande es für schimpflich hielten, selbst zu fahren; daß erst Nero sich bis zum Fuhrmann erniedrigte; daß folglich zu Augusts Zeiten bey dem Wettrennen in Rom bey weitem die große Ehre nicht zu erlangen war, von der Horaz hier spricht. Vermuthlich hatte er hier, so wie an vielen andern Stellen einen Griechen vor Augen, dem er nachahmte. Meta euitata wird hier besser für junge Leute erklärt, als in manchen andern Ausgaben, die doch auch für junge Leute seyn sollen. Bey euehit werden zuerst Bentleys Gründe für seine Emendation angeführt, gelobt, nicht gebilligt, und dann vorgeschlagen, die streitigen Worte in eine Parenthese zu schließen. Da dieser Gedanke neu ist, so verdient er eine nähere Prüfung. Die Construction wird so geordnet: sunt quos iuuat curriculo collegisse puluerem olympicum (et meta euitata feruidis rotis, palmaque nobilis, euehit ad Deos terrarum dominos) hunc iuuat si turba mobilium Quiritium certet eum tollere tergeminis honoribus; illum iuuat u. s. w. Die Uebersetzung lautet so: Einigen behagt es, sich Staub auf der olympischen Bahn zu sammlen — und o sie bekommen, wenn sie mit glühenden Rädern geschickt ums Ziel herum lenken, die Ehrenpalme, und Götterrang! — diesem behagt es, wenn ihn endlich die wankelmüthigen Römer einstimmig zu hohen Ehrenstellen berufen; jenem, wenn u. s. w. Der Uebersetzung nach hat diese Anordnung gar keine Schwierigkeiten, nur Schade, daß Uebersetzung und Text nicht genau auf einander passen. Im Lateinischen hätte diese Gedankenfolge nothwendig so lauten müssen: sunt quos iuuat collegisse puluerem olympicum; — et meta euitata euehit eos u. s. w. Weil Horaz in einer Construction fortfährt, sunt quos iuuat, metaque euitata euehit ad Deos: so muß hier nothwendig quos verstanden werden, und dann läßt sich nicht anders übersetzen, als: Es giebt einige, denen das olympische Spiel behagt, und die es durch den Sieg darauf den Göttern an Glückseligkeit gleich macht. Hieraus ist klar, daß dies keine Parenthese seyn kann. Am besten, glauben wir, ließe sich noch die vom Pontanus vorgeschlagene, vom Bentley aber mit Unrecht verworfene Interpunction vertheidigen, da nach nobilis ein Punct gesetzt wird, wenn hier der Ort dazu wäre. Die Variante nobilium wird aus richtigen Gründen verworfen; bey tergeminis, die auch von Gesner angenommene Erklärung, daß hier auf die drey höchsten Ehrenstellen der

Repu-

Republik angespielt werde, wie billig für Grillenfängerey erklärt; trabs cypria richtig erläutert; so auch Myrtoum mare, wobey noch eine gute Bemerkung aus der Aesthetik beygebracht wird, dergleichen man bey andern Auslegern vergebens sucht. Die Verbesserung tuta für rura wird verworfen, weil sie keine autoritatem hat. Der V. hätte hinzusetzen können, weil sie eine erkünstelte Antithese ist, rura, et otium, das ruhige Landleben giebt unstreitig ein angenehmeres Bild als das zugespitzte tuta. Die vorgeschlagene Verbesserung Te für me V. 29 zu lesen, wird gründlich untersucht und mit einem neuen Grunde verworfen. Die Anmerkung zu Me gelidum V. 30 ist aus dem innern der Dichtkunst hergeholt, und um desto vortrefflicher. Einen Wunsch müssen wir noch hinzusetzen, diesen, daß es dem V. möchte gefallen haben, bey den mythologischen und antiquarischen Puncten die locos classicos der Alten oder Neuern anzuführen, damit junge Leute gleich dadurch auf die Stellen verwiesen würden, wo sie sich weiter unterrichten könnten.

Va.

Apparatus criticus ad formandum interpretem Veteris Testamenti, congestus a *Carolo Friderico Bahrdt*, Prof. Giessensi. *Volumen I.* Lips. sumtibus Schwickerti. 1775. 248 Seiten in 8.

Die Absicht des Verfassers war, als er diese Arbeit unternahm, die alten Uebersetzungen zu vergleichen, und ihre Abweichungen vom itzt gedruckten hebräischen Text auszutragen. Um aber dem Buch einen stärkern Debit zu verschaffen, setzte er noch exegetische Bemerkungen zu. Das alles war löblich und gut. Und wenn er der Mann ist, der innern Beruf genug zu einer solchen Arbeit hat, der mit einer Kenntniß der alten Sprachen überhaupt hinlängliche morgenländische Philologie verbindet, und dabey Gedult genug besitzt: so wagt er sich in ein Feld, für dessen Anbauen, weil es schwer und mühselig ist, ihm kein Kritikus genug danken könnte. Und dann wäre es auch zu bedauern, wenn ihn die philanthropinische Erziehungsbegierde, nebst den Nachdrucksfabriken, Wagenschmierfabriken und andern Fabriken mehr, die jetzt seinen ganzen Geist eingenommen haben, von dem Studio ganz abgezogen haben sollten, wodurch er der Gelehrsamkeit und Kritik so wichtig hätte werden müssen.

Allein

Allein aus der Probe zu urtheilen, die wir vor uns liegen haben, scheint er gar nicht der Mann zu seyn, der mit Glück in diesem Fache arbeiten kann. Sollte die Beschuldigung wahr seyn, die man in öffentlichen Blättern gelesen hat, daß er mit einem fremden Kalbe gepflügt habe: so sinkt freylich auf der einen Seite sein Verdienst ganz, auf der andern Seite aber ist er bloß zu bedauern, daß er in diesem Fache den Unterricht eines Lehrers genossen hat, der leider in der hebräischen Philologie und Kritik eine herzlich schlechte Rolle spielte.

Zu wünschen ist es, daß nun mit Eifer an kritische Excerpten zur hebräischen Bibel aus **alten Uebersetzungen** gedacht wird. Der Verf. hatte in der Vorrede vollkommen recht gemuthmaßt, daß unsre hebräische Handschriften viel zu jung seyn dürften, als daß sich daraus große und wichtige Beute zur kritischen Bearbeitung der Bibel dürfte machen lassen. Denn nun, nachdem die Kennikottsche Bibel erschienen ist, scheint sich die Vermuthung zu bestätigen. Leider haben wir bloß **einen** Text, und **eine** Recension in allen Handschriften, **wie es für itzt noch scheint**, (nach 6 Jahren vielleicht läßt sich erst mit einiger **Zuverlässigkeit** davon sprechen) — wir haben bisher nichts als **einen Theil** der ehemaligen **Massorethischen** Recension, und fügen wir noch genaue Auszüge aus der Massora hinzu, so kann sie **vollständig** werden. Denn unsre Handschriften zusammengenommen enthalten zwar den größten Theil, nicht aber den ganzen Massorethischen Text, weil man die Massora nicht immer mit der größten Genauigkeit befolgt, hier eigenmächtig geändert, und dort eigenmächtig ausgelassen hat. — Aber laß seyn, daß wir die **vollständige** Massorethische Recension hätten; so haben wir doch nicht den hebräischen Text in der Gestalt, wie ihn die biblischen Schriftsteller niedergeschrieben haben. Schon vor der Zeit der, gewiß verdienten Massorethen, ist er mit Fehlern verunstaltet worden, die ihr Fleiß und ihre Geschicklichkeit nicht austilgen konnte. Ja es scheint sogar, daß sie Waitzen statt Unkraut ausgejätet haben, als sie den verwilderten Acker säubern wollten. — Also müssen nun die Quellen, die **älter** als die Massora sind, ausgeschöpft werden, und dieß sind einzig und allein — **alte Bibelübersetzungen.**

Ehe man nun an sie Hand anlegte, sollte billig eine andre Vorarbeit vorangehen! **Man sollte die alten Uebersetzer selbst kritisch revidiren.** Denn nichts ist offenbarer, als daß sie häufig, theils durch Zufall, theils durch die Hände untreuer

treuer Kopisten, theils durch eine unglückliche Sedulität unkritischer Köpfe verfälscht worden sind. Aber wer zu viel fordert, erhält gewöhnlich nichts; und wollte man alle Vorarbeiten abwarten, ehe man selbst Hand anlegte, so würde man noch lange warten müssen. Man wage sich also immerhin an unvollkommene Versuche! Noch nie ist eine Wissenschaft auf **einmal**, ohne vorläufige unvollkommene Versuche, vervollkommt worden.

Die Gesetze, die sich unser Verf. bey dieser Arbeit vorgeschrieben hat, unterschreiben wir ganz. **Man untersuche vor allen Dingen, ob der Text der Uebersetzung nicht verfälscht sey.** — Dieß ist nothwendig. Aber wenn der Variantenexcerptor den Text der Uebersetzung erst durch eignen Fleiß mustern soll: so wird seine Aufmerksamkeit auf allzuviele Gegenstände gerichtet — sie erliegt unter der Arbeit und der Menge von Dingen — und überall entsteht Stückwerk. — **Man untersuche, ob der Uebersetzer auch wirklich anders gelesen hat**, oder ob seine Abweichung vom gedruckten Text nicht bloß **vermeyntlich** sey. Ob er also nicht dem hebräischen Worte eine etwas seltene, oder in den verwandten Dialekten erhaltene Bedeutung beygelegt, ob er nicht bloß den **Sinn**, ohne auf die **Worte** genaue Rücksicht zu nehmen, ausgedrückt habe. — **Man untersuche den Ausdruck der Uebersetzung selbst**, und verlasse sich nicht auf die lateinische Version in der Polyglotte, die häufig grundfalsch ist. Man untersuche endlich jedesmal, ob die Uebersetzung aus dem hebräischen Original verfertigt sey, oder ob sie vielleicht eine andre Version zur Grundlage habe. —

Bisher also verdient unser V. Beyfall. Aber die Ausführung seines Vorhabens ist dem Plane nicht entsprechend. Nicht bloß scheint er keine hinlängliche Kunde der morgenländischen Dialekte zu haben: sogar in der hebräischen Sprache scheint ihm eine gründliche Kenntniß der ersten Elemente zu mangeln. Es ist zwar nicht wohl möglich, in einer Anzeige den V. der vielen Fehler zu überführen, die er begangen hat. Denn man muß sich in so viele kleine Untersuchungen einlassen, die dem Recensionleser unausstehlich sind. Inzwischen wollen wir nur aus einigen Versen eines Kapitels das ausziehen, wobey wir etwas zu erinnern haben; und dann mögen unsre Leser entscheiden, ob es nicht besser wäre, wenn unser V. diese Arbeit ganz unterließe. Wir wollen **Habakuk** I. zur Probe nehmen.

V. 3. Et accipit Iudex *munus* — das Munus, das der Syrer mehr hat, ist keine Glosse; sondern die ganze Uebersetzung ist aus den LXX, nur aber deutlicher dem Sinne nach ausgedrückt. Denn die Septuaginta haben etwas dunkel: και ὁ κριτης λαμβανει.

V. 5. בגוים] Es soll בוֹגְדים gelesen werden, weil בגוים keinen Sinn geben soll, und 70 und Syrer so lesen. Aber die gewöhnliche Leseart ist schwerer, und läßt sich sehr gut erklärtn.

ותמהו תמהו] Richtig ist es, daß die LXX. Vulgata, Araber, Syrer ותמהו ausdrucken. Aber wenn unser Verf. die Leseart für falsch erklärt, und aus einer Conjektur lesen will: והתמהו התמו, oder auch והתמהו התמות so wissen wir kaum, was wir denken sollen. Denn nach seiner Angabe soll התמות der infinitiuus in Hithpael von תמה seyn. Ebenfalls soll התמו von תמה herstammen. Gegen eine solche Emendation hätten ihn die Elemente der hebräischen Grammatik verwahren können. Denn die Verba, die zum dritten Stammbuchstab ein He mappikatum haben, können ihr ה nicht in Vau verwandeln; folglich im infinitiuo auch nicht die Endigung וֹת bekommen: eben so wenig kann ihr He wegfallen, wie im andern Fall angenommen wird.

פֹעל פֹּעַל] Hier hätte bemerkt werden sollen, daß der Chaldäer פעל פָּעַל oder auch פָּעוֹל ausgedrückt habe. Denn er übersetzt: עובדא אתעבד.

V. 7 ושאתו יצא] Dabey drücken LXX und Araber noch ממנו aus.

V. 8. ופשו פרשיו] Wahrscheinlicher ist, daß die LXX an dem Rand der Handschrift פרשו gelesen haben; und dann fällt auch das lange Conjekturiren weg, das sich der Verfasser erlaubt hat.

V. 9. כלה לחמס יבוא] Nescio an non rescribendum esset כלם לחמס יבאו. Sic certe Syrus et Vulg. et Ionathan — schreibt unser V. und bekennt dadurch seine totale Unfähigkeit, einen hebräischen Text kritisch zu behandeln. — Muß denn nicht der gedruckte Text eben so über-

setzt werden, wie diese Emendation übersetzt werden muß? Folglich mußten sich nicht die alten Uebersetzer des pluralis bedienen, wenn sie nicht den Idiotismus der hebräischen Sprache in ihre Uebersetzung übertragen, und barbarisch übersetzen wollten? Ja, ist nicht die Construktion des gedruckten Texts weit schwerer, weit seltener, weit exquisiter, und eben daher des Dichters würdiger? Wenn man nicht besser in der Kritik urtheilen gelernt hat, so sollte man sich nie zu Conjekturen versteigen wollen.

V. 11. אז חלף רוח] Der Syrer soll gelesen haben אז תחלף רוחו. Aber auch der Chaldäer drückt רוחו aus, und überdieß muß Jonathan חָלַף ausgesprochen haben.

Wir wollen nicht weiter fortfahren. Aber unsre Leser können uns aufs Wort glauben, daß man von Kapitel zu Kapitel Stoff die Menge zu solchen Anmerkungen findet. Ja es kommen Stellen vor, die noch weit ärgere Fehler haben, als die angezeigten sind.

Die exegetischen Anmerkungen sind erbaulich. Es scheint, daß sich der Verf. zum Gesetz gemacht hat, lauter triviale Dinge zu liefern; wenigstens mag man aufschlagen, wo man will, so findet man Leckerbissen von der Art, wie wir hier einen zum Besten geben wollen. Habakuk I. 1. — המשא] „שאת est omnino lat. ferre, diciturque de ferendis legi„bus, ferendaque sententia iudicis. Deinde est vniuerse „proferre, eloqui, adeo vt משא sit ein Spruch, vel „adeo collectio plurium dictorum et vaticiniorum." — Uns ist das Papier unsrer Bibliothek viel zu kostbar, als daß wir ihrer mehrere auszeichnen sollten.

Dieser Band geht über den Hoseas, Joel, Habakuk, und Haggai; und wir wünschen, daß der Verf. es bey diesem Band mag bewenden lassen. — Am Ende sind Varianten aus einigen Fragmenten hebräischer Handschriften, in die Bücher eingebunden waren, angehängt. Herr Kapp in Hof hat sie verglichen, und dem Verfasser mitgetheilt.

X.

---

12. Erzie-

12. Erziehungsschriften.

An das Hildesheimische Publicum, das Philanthropinum zu Dessau und desselben pädagogische Monathschrift betreffend, von Bertheramb. Den 22 März 1777. Hildesheim. 1 Bogen.

Nachricht an das katholische Publicum Deutschlandes, den katholischen Religionsunterricht in dem Philanthropin zu Dessau betreffend, von Fr. Moriz Freyh. v. Brabeck, — Morbus est, non iudicium, damnare, quae non inspexeris. *Erasm. Roter.* Hildesheim bey Juchtfeld 1777. 1 Bogen.

Beyde Bogen sind mit vieler Wärme geschrieben, die eine wahre Ueberzeugung von der Güte des Dessauischen Instituts verräth. Beyde Verfasser empfehlen allen, die darüber urtheilen wollen, daß sie es zuvor selbst sehen mögen. Was ist auch billiger als dies? Der Freyherr v. Brabeck hat besonders sein Augenmerk auf die Religion gerichtet, und versichert seinen Glaubensgenossen mit aller Glaubwürdigkeit eines rechtschaffenen Mannes, daß keine Religionspartey, also auch nicht die Katholicken, das mindeste für ihre Kinder zu besorgen hätten, als wenn ihnen die Religion ihrer Väter verächtlich, oder nur gleichgültig gemacht, und ihnen Neigung gegen andere Sekten beygebracht würde. Er hat dies selbst Anfangs bisweilen befürchtet. Nun gieng er aber nach Dessau, sah die ganze Verfassung des Instituts, und insonderheit des Religionswesens, prüfte und urtheilte, „daß die Glaubenslehren der katholischen „Kirche auf dem Philanthropin zu Dessau nicht allein gar keinen Nachtheil, keine Veränderung, Verdrehung oder Umsturz zu befürchten haben, sondern daß unsere Religion vielmehr durch die daselbst mit Aufklärung der Verstandeskräfte „stufenweise fortschreitende Methode des Unterrichts in den allgemeinen, allen christlichen Parteien gemeinschaftlichen Heilswahrheiten in den jungen Seelen der Knaben einleuchtender, „eindringender, befestigter und praktischer werde.“ Hiemit

war das Urtheil des Herrn Nacke, katholischen Geistlichen zu Dessau, eines würdigen und rechtschaffenen Mannes, den der Freyherr um seine Meynung fragte, vollkommen einstimmig. Dieser überreichte auch dem Hrn. v. Brabeck eine hierauf sich beziehende, von allen Lehrern des Philanthropins eigenhändig unterschriebene, und von dem Fürsten durch höchst eigene Unterzeichnung gewährte Versicherungsakte.

Herr Bertheramb beschreibt kurz die Einrichtung und den Zweck des Dessauischen Instituts, zeigt die Vortheile, die das menschliche Geschlecht haben würde, wenn das Institut seine Absicht erreichte, und Erziehung und Unterricht auf bessern Fuß setzte. Zugleich empfiehlt ers als ein wahrer Menschenfreund allen Begüterten zur Beförderung, und legt in dieser Hinsicht den Plan der pädagogischen Unterhandlungen vor, um Viele zum Kaufe dieser nützlichen Monathschrift zu bewegen.

Ar.

Biblische Geschichte Alten Testaments zum Unterricht taubstummer Personen von Samuel Heinecke, — Erste Abtheilung. Hamburg in der Heroldschen Buchhandlung. 1775. in 8.

Diese erste Abtheilung besteht nur aus 2 Bogen, und enthält nur das Merkwürdigste der biblischen Geschichte bis auf die Sündfluth. Auf der einen Seite findet man die Geschichte sehr kurz und faßlich erzählt, und auf der andern findet man selbige in Fragen zergliedert. Diese Bogen können nur den Gelehrten interessant seyn, die auf Hrn. Heineckens Institut aufmerksam sind, indem sie sehen, in welcher Ordnung er seinen Untergebnen die Begriffe und deren Verhältnisse zu einander beybringt. Und da werden sie finden, daß der Verf. sich in einem sehr vortheilhaften Licht hier zeiget. Dennoch würden sie seinem Gange, der höchst natürlich und leicht ist, und, wo Andre, welche nicht an die Bestimmung dieser Bogen gedenken, überflüssige Deutlichkeit und Auseinandersetzung der Ideen finden werden, mit mehrerm Vergnügen nachgehen, wenn sie, wie der Recensent, Augenzeugen seines Verfahrens bey taubstummen Personen gewesen wären und bemerkt hätten, wie Herr Heinecke jedes Wort, davon wir uns sonst vermittelst des Tons den Sinn denken, für die Taubstummen zu

einem

einem verständlichen Zeichen für die Augen macht, und selbige dahin bringt, daß sie bey einer gewissen Folgeordnung gewisser Buchstaben sich eben das vorstellen, was wir uns sonst beym Schall vorstellen. Da Rec. es weiß, wie ein großer Wohlthäter der V. schon für viele taubstumme Personen, die ohne ihn nicht zur Denkfertigkeit gekommen wären, geworden ist: so kann er nicht umhin, zu wünschen, daß derselbe so früh, als möglich, sich über alles das, was er mit Taubstummen vornimmt, schriftlich erklären, und dieser Arbeit den höchsten Grad der Vollkommenheit, nach seinen Einsichten und Erfahrungen geben möge, damit, wo nicht bey seinem Leben, doch nach seinem Tode, der Welt alles durch den Druck bekannt gemacht werden könne, was er gethan hat, um der Seele ohne Hülfe des Ohrs und der Töne alle Ideen, Begriffe und Gedankenwendungen bekannt zu machen, welche die Menschen vermittelst des Hörens und des Redens sonst zu erlangen pflegen.

S.

Nachricht von den neuen Schulanstalten in Zürich. Sechstes (und siebentes) Stück, samt Beylagen. Das Mittelstudium oder Collegium humanitatis. Zürich, bey Orell ꝛc. 1775. 8. Die Nachricht setzt die Seitenzahlen von 145 bis 304 fort. Die Beylagen betragen besonders noch 130 Seiten.

In Beziehung auf unsern Auszug aus der vorhergehenden Nachricht, an welche die gegenwärtige unmittelbar anschließet, (s. Anhang zu dem XIII bis XXIV Bande, zweyte Abtheilung, S. 850.) fahren wir fort, die Reformation und jetzige Verfassung der Züricher Schulanstalten bis zu Ende zu beschreiben. Ein wahres Vergnügen macht es uns, daß wir diese Arbeit nicht einzig darum, damit eine einmal angefangene Beschreibung nicht verstümmelt scheine, sondern zugleich um der Güte der Anstalten selbst willen unternehmen dürfen.

Der Leser beliebe sich zu erinnern, daß es fünf Schulen waren, die in der ersten Nachricht beschrieben worden sind: 1) die Hausschulen. 2) die deutsche Schule. 3) die Realschule. 4) die Kunstschule. 5) die beyden obern Classen der Realschule, oder die Gelehrte Schule, welche für die bessere Vorbereitung

künftiger Gelehrten bestimmt ist. Alle diese zusammen begreift der Verf. unter dem Namen der **Niedern Schulen**, die in den fünf Stücken, daraus die erste Nachricht bestand, beschrieben worden sind.

Nun sind noch zwey Anstalten übrig, welchen der Verf. den Namen der **Höhern Schulen** giebt, 1) das Collegium humanitatis, 2) das Collegium Carolinum, davon die Einrichtung des erstern im sechsten; des zweyten aber im siebenten Stücke vorgeleget wird. Ich will von beyden so viel sagen, als hinreichend ist, die ganze Anstalt zu übersehen und zu beurtheilen.

I. Das Collegium humanitatis S. 145—226. Aus der Realschule gehen die Knaben, nach der Verschiedenheit ihrer Bestimmung, entweder in die Kunstschule, oder in das Collegium humanitatis über. Daraus wird der Leser von selbst erkennen, daß die letztere Anstalt zunächst und am eigentlichsten für diejenigen eingerichtet sey, die (was wir in der gemeinen Sprache so nennen) **studiren** wollen. Auch hier finden wir **Geßners** Schulordnung gebraucht. Der Unterricht selbst ist auf folgende Gegenstände eingeschränket. 1) Latein und Griechisch steht an der Spitze. Der Verfasser des Unterweisungsplans ist ein Feind der neuen Art zu studiren, und eifert für die gute Sache gründlicher Studien, die allerdings nicht durch **bloßes Spielwerk**, das vieler neuen Pädagogen Losung ist, dadurch sie Aufsehen zu machen und Bewunderung zu verdienen trachten, erlangt werden können, sondern die nothwendig Anstrengung und ernsthafte Arbeit, die unläugbare Bestimmung des menschlichen Lebens, voraussetzet. Er begleitet diese Vorstellung mit einer Betrachtung über den gemeinen Irrthum, als müsse Sprach- und Sachkenntniß einander entgegen gesetzt werden, da doch beyde vielmehr in einander verbunden sind, (S. 165.) und zeigt, daß Sprachlehre und besonders das Studium todter Sprachen, unterstützt durch zweckmäßige Uebungen, das Nachdenken und den Verstand desto gewisser schärfen, je mehr man über den Nachdruck und die Nebenideen eines Wortes nachdenken, und sie mit gleichbedeutenden, aber minder oder mehr sagenden Ausdrücken der Muttersprache vergleichen müsse, um endlich ihren vollen Sinn zu umfassen. (S. 162.) — Im Lateinischen werden Cicero's Bücher von den Pflichten, und der Livius mit Voraussetzung des Moralischen und Politischen Katechismus, gelesen. Nächst diesen andere kleine Philosophische Schriften des Cicero, die

Lateini-

lateinischen Komiker, Ovids Metamorphosen und Virgils Heldengedicht. Bey dieser Gelegenheit eine nützliche, wohl durchdachte Ausschweifung, über das Bedenken, daß viel unsittliches im Ovid, Terenz ꝛc. anzutreffen sey. S. 158. Der V. ist kein Freund castrirter Schriftsteller. Gegen das Gefährliche dieser Stellen kann man junge Leute auf eine sicherere Weise verwahren, als daß man es ihnen verhehle. Sie erfahren es doch und müssen es erfahren, wenn wir sie nicht ihre ganze Jugend hindurch einsperren wollen. Und was ist besser, diese Erfahrung dem Zufall zu überlassen, da sie solche vielleicht zur Unzeit, wenigstens ohne alle Vorbereitung erlangen, oder sie lieber in Zeiten und mit der nöthigen Vorbereitung, so oft es diese oder jene schlüpfrige Stelle veranlasset, davon zu unterrichten? (Bey dem allen sind wir geneigter, z. B. die Stelle im Anakreon XXIX, Vers 34 — 37,

> Απαλων δ' ὑπερθε μηρων,
> Μηρων το πυρ ἐχοντων,
> Αφελη ποιησον αἰδω,
> Παφιην θελουσαν ἠδη.

lieber mit einer allgemeinen Anmerkung zu überschlagen, als sie vor jungen Leuten in einer Schule oder auf einem Gymnasium, dem wahren Sinne nach, zu erklären. Der V. prüfe aus diesem einzelnen Beyspiele, unsere Bedenklichkeit bey andern Stellen.) — Für die **Griechische Litteratur** wird S. 176. **Homer** als der Schlüssel zur ganzen Griechischen Gelehrsamkeit empfohlen. Ob man mit dem Homer oder mit dem neuen Testamente anfangen müsse, entscheidet der V. aus des sel. Gesners Isagoge in eruditionem vniuersalem. 2) Den Unterricht in der **Logik**, welcher in dieser Schule ertheilt werden soll, beschreibt der V. S. 187. so, daß man ihn, so viel auch sonst dargegen geredet und geschrieben wird, schwerlich misbilligen kann. Logik, wenn sie zu der bestimmten Absicht dienen soll, muß darinn bestehen, daß die wichtigsten Operationen des Geistes in Erkenntniß der Wahrheit erkläret werden, und man zugleich zeige, worauf es dabey ankomme: wie allzuvorderst der Begriff einer Sache beschaffen seyn müsse, ehe sich mit Grund etwas davon behaupten läßt; wie man aber zu dergleichen deutlichen, vollständigen und also hinlänglichen Begriffen von Sachen gelange. Man müsse darauf weiter fortgehen, zu zeigen, was urtheilen heiße ꝛc. worauf es ankomme, zu verhüten, daß man nicht falsch urtheile, und nach was für

Regeln ein Urtheil könne geprüft werden, u. s. w. Das alles wird nicht bloß erklärt, nicht bloß die Verschiedenheiten der Dinge angegeben und in trocknen Regeln vorgetragen, sondern mit **Exempeln belegt**, aus welchen die Sätze des Compendii können hergeleitet und abstrahiret werden; und mit **Uebungen verbunden**, an denen sich die Anwendung deutlich sehen läßt. Und darzu sollen Stellen Lateinischer Schriftsteller, die man eben erkläret hat, gewählet, die Ordnung, die Richtigkeit, die Genauigkeit und Bündigkeit der Begriffe, Sätze, Beweise gezeigt und bestimmt angegeben werden; man soll aber auch, um die eigene Uebung junger Leute damit zu verbinden, letztere selbst solche Stellen zergliedern und ihre Bemerkungen in schriftlichen Aufsätzen entwerfen lassen. Uebung, Uebung! ruft der V. aus, nicht bloß Unterricht! 3) **Arithmetik und Geometrie** werden als Theile der vorhin beschriebenen praktischen Logik mit beygefüget. Denn nicht das, was von Zahlen und Linien gelehret wird, sondern die Uebung des Geistes, dadurch alle Operationen des Verstandes geläufiger werden, macht sie nützlich. S. 190. 4) Ueber **Rhetorik**, wie fern sie jede Art des Vortrags, nicht bloß bey Feyerlichkeiten, die selten kommen, sondern in allerley Vorfällen des gemeinen Lebens, bilden müsse, sehr richtige Gedanken und Vorschriften. S. 192. Wieder nicht Regeln, sondern zuvörderst Beyspiele oder gute Muster, die man lieset, und denn eigene Versuche, die man anstellet, bilden am sichersten Schreibart und mündlichen Vortrag. Als Uebungen schlägt der V. vor: a) Einzelne wohlgerundete Perioden und andere Theile der Rede zu zergliedern, Hauptsatz und Nebensätze abzusondern, die nähern Bestimmungen, Erläuterungen und Beweise zu bemerken ꝛc. b) Eigene Versuche in Briefen, Auszügen, Abhandlungen und Reden anzustellen, nachdem vorher den Schülern der Stoff aus der Geschichte erkläret, oder sonst aus ihrer classischen Lectüre bekannt geworden ist. Aber NB. nicht zu Hause, sondern in Gegenwart des Lehrers, der oft mit einem Worte, mit einer Wendung, mit einem Begriffe, den er ihnen ins Gedächtniß ruft, wieder forthilft, worüber sie für sich würden stecken geblieben und muthlos geworden seyn. c) Mündliche Recitationen auswendig gelernter Stücke aus classischen Schriftstellern, um den äußern Vortrag zu bilden, bescheidene Freymüthigkeit einzuflößen, Anstand, Würde und Nachdruck der Stimme zu lehren. 5) **Geschichte und Erdbeschreibung**. S. 206. Weder Universalhistorie noch Staatengeschichte, deren Anfangs-

gründe

gründe vielmehr vorausgesetzet werden. Jetzt geht die Absicht dahin, theils die Jugend anzuleiten, selbst Geschichte mit Aufmerksamkeit und Verstande zu lesen, theils sich mit den einzelnen großen und wichtigen Begebenheiten aus der allgemeinen Geschichte genauer bekannt zu machen. Zu dem Ende empfiehlt der V. nun besonders die Griechische und Römische Geschichte und deren Originalschriftsteller, um große Männer da selbst reden und handeln zu hören, ihre Maximen, Mesüres zu studiren ꝛc. 6) Für den **Religionsunterricht** sind wöchentlich vier Stunden bestimmt, und er ist von dem gewöhnlichen wieder sehr verschieden. Nun nemlich die **Bibel** selbst; nicht mehr Auszüge und abgebrochene Sätze daraus! Und zwar a) ein überzeugender Beweis von dem wahrhaftig göttlichen Ursprunge derselben und der Vortrefflichkeit der christlichen Religion. Grotius liegt zum Grunde, mit steter Einschaltung und Ergänzung dessen, was seit ihm, neuere Schriftsteller besseres und gründlicheres gesagt haben. b) Nächstdem sucht man die Untergebene mit dem Inhalte der Bibel selbst, besonders durch eine wohleingerichtete fleißige Lesung des Neuen Testaments, vertraulicher bekannt zu machen. In Ansehung der Sprache, geschiehet es bey dem Sprachunterrichte; was aber den Inhalt und die Sachen betrifft, werden die wichtigsten Stücke in eine raisonnirende Erklärung eingekleidet. Endlich wird nun c) das, was in der Bibel zerstreut vorkommt, unter locos communes gesammlet, und also die wichtigsten Lehren des Christenthums im Zusammenhange vorgetragen. 7) Noch werden hier die **Anfangsgründe des Hebräischen** wöchentlich in drey Stunden vorgetragen, um junge Leute, welche der Theologie gewidmet sind, so weit vorzubereiten, daß sie die Auslegung des Hebräischen Textes, welche im Collegio Carolino folget, mit Nutzen besuchen können. Sehr gut wird kein Grammaticalisches Gewirre, sondern einzig ein kurzer methodischer Unterricht in den Paradigmen vorausgesetzt, und alsdann gleich mit Lesung **einzelner** Texte verbunden. Es wird dabey eine Phraseologie gesammlet und zum Auswendiglernen gebraucht, in welcher das Hebräische mit der Sprache der LXX verglichen wird, um dadurch auf die Lesung des N. T. vorzubereiten.

II. Das Collegium Carolinum folgt im siebenten Stücke S. 227. In der **Kunstschule** wird dem Künstler, und in dem Collegio humanitatis, dem künftigen Gelehrten der letzte Unterricht ertheilet. Nun ist noch ein drittes Institut

 (wenn

(wenn wir in der Reihe fortzählen, ist es die siebente Schule) übrig, welches das Collegium Carolinum genannt wird. Wie wir aus S. 229. ersehen, war es vorhin nur einseitig auf die Bildung junger Leute zum Predigtamte eingerichtet, ist aber anjetzt erweitert worden, so daß, obgleich zunächst und am zureichendesten künftige Magistratspersonen und Geistliche vollkommener ausgebildet werden sollen, doch auch künftige Aerzte und Rechtsgelehrte vieles hier antreffen, was zu ihrer Wissenschaft vorbereitet, ohne daß ihre Wissenschaft selbst ausführlich gelehret wird. In wenig Ländern wird man eine ähnliche Anstalt antreffen, die so sehr nach der Bedürfniß des Staats eingerichtet ist. Denn Universitäten wird Niemand mit diesem Institut vergleichen, das mehr in die Classe Akademischer Gymnasien zu rechnen ist.

Die Einrichtung ist so gemacht, daß nach dem zweyjährigen Cursus in dem Collegio humanitatis, alsdann hier noch ein Jahr auf Philosophische Studien, mit Beredsamkeit und Historie verbunden, gewandt, zwey Jahre der Philosophie, Naturlehre und Mathematik, gewidmet, das letzte Jahr aber für Theologie, Kirchengeschichte, Anleitung zum Predigtamte und dießfalls anzustellende Uebungen, bestimmt wird. Junge Leute, die nicht Geistliche werden wollen, haben die Freyheit, sich ihren Absichten gemäß, andere Lectionen auszusuchen.

Den Unterricht, der in diesem Collegio ertheilet wird, beschreibt der Verf. S. 229 u. f. Dahin gehören 1) Sprachen. Xenophon, Plato, Cicero, Virgil, Horaz, werden jetzt mit kritischen Augen gelesen und beurtheilet, um einen jeden Werk als ein Ganzes, nach Plan, Ordnung ꝛc. zu übersehen. Ohne den Vitruv läßt sich schwerlich Architektur, ohne den Plinius, Cato, Columella ꝛc. nicht wohl Naturhistorie, Landwirthschaft ꝛc. gründlich studiren. Alle aber öffentlich mit jungen Leuten durchzulesen, ist nicht gut möglich. Daher ist die Veranstaltung so gemacht worden, daß die meisten der benannten Schriftsteller der Privatlectüre der Scholaren überlassen; hingegen an einzelnen bewährten Auctoren Anleitung gegeben wird, wie man sie lesen müsse. Und damit verbindet man fleißige Uebungen in Uebersetzungen und eigenen Aufsätzen. 2) Geschichte, S. 248. Gewiß ein ganz eigener Plan des Unterrichts! In den vorhergehenden Schulen bestand der erste Cursus in einem Conspect der Universalhistorie; der zweyte (im Collegio Humanitatis) in einer

Anleitung zur Lektüre und Beurtheilung einzelner pragmatischer Erzählungen, um die Geschichte der Völker, als Lehrerin der Moral, Psychologie und Politik zu studiren; der **dritte** endlich hier im Collegio Carolino, in einer kritischen Anleitung, wie man Geschichte schreiben und beurtheilen, ihre Quellen, wenn sie nicht Roman werden soll, aufsuchen nnd prüfen müsse; mit einem Worte, **Kritik der Geschichte** und praktische Anweisung zum gründlichen Studio derselben. Die wirklichen Versuche dieses so sehr schätzbaren Unterrichts bestehen darinn, daß theils aus der Universalhistorie, theils aus der Kirchengeschichte, theils aus der vaterländischen Historie, **merkwürdige Epochen vorgelegt**, die Quellen und Subsidien durchgegangen, die Schriftsteller verglichen, endlich nun aber, nach diesen voraus gegangenen Vorbereitungen, **ausgearbeitet werden.** 3) **Philosophie.** S. 252. Voraus eine allgemeine Betrachtung über allerley Misbräuche und Abwege, gegen welche der voraus gegangene Unterricht, das Lesen der besten Werke der Griechen und Römer, und die damit verbundene Uebung im richtig denken, sichert. Ein Abriß der mancherley Gegenstände, die in der Weltweisheit vorkommen, unter gewisse Classen geordnet, das ist, aller Theile der Philosophie geht voraus; alsdenn jeder einzelne Theil im Zusammenhange. Logik, welche vorhin blos praktisch gelehrt worden ist, wird jetzt wissenschaftlich vorgetragen. Es liegt überall ein Compendium zum Grunde; wie aus S. 243 zu vermuthen, des Hrn. D. Ernesti Initia, und so, daß der philosophische Cursus auf 2 Jahre eingeschränket ist. 4) Der **theologische Unterricht,** (S. 272.) ist theils für Alle, theils für den geistlichen Stand, besonders eingerichtet. Für **alle** besteht der Unterricht in einem deutlichen Vortrage aller Zweifel und Einwürfe gegen einzelne Wahrheiten des Christenthums, verbunden mit einer gründlichen Prüfung derselben. Des Verf. Betrachtung, dadurch er diese in ihrer Art und Einrichtung rechtfertiget, verdient alle Aufmerksamkeit. Die größte Gefahr, in welche der Weltmann gerathen kann, bringt die Lesung neuer gefährlicher Schriften. Verbot derselben, macht nur lüsterner, — und erregt Mißtrauen gegen die beste Sache. Besser ists also, Jünglinge gründlich zu belehren, daß sie nichts zu befürchten haben, selbst prüfen, untersuchen und urtheilen können. **Für den geistlichen Stand** ist also gesorgt, daß a) zuvörderst junge Leute angeführt werden, sich eigene gründliche Kenntnisse zu erwerben. Dahin

gehöret

gehöret den Kanon zu prüfen und dessen Authenticität; überhaupt Kirchengeschichte: dann Fertigkeit in den Sprachen, Hermenevtik und Erklärung des eigentlichen Verstandes der angenommenen göttlichen Schriften. Nächstdem ist b) veranstaltet, sich durch allerley wohlgeordnete Uebungen im katechisiren und predigen, durch den freyen Zutritt zu den öffentlichen Krankenhäusern, durch die leitende Aufsicht und Anleitung der obersten Kirchenvorsteher, auch durch die Bemühung der ascetischen Gesellschaft, eine Fertigkeit zu verschaffen, die erlangten Kenntnisse andern mitzutheilen, und eine eben so weise als gewissenhafte Seelsorge zu führen. Sind alle diese Anstalten selbst und für sich der davon ertheilten Beschreibung treu, so verdient Zürich das Muster einer guten Schule für künftige Seelsorger genannt zu werden. Sehr weislich wird Belehrung und nicht heftige Rührung, als der Zweck des Predigtamts betrachtet

Die auf dem Titul angezeigten **Beylagen** enthalten folgendes: **Drey Reden, bey Anlaß der feyerlichen Ankündigung und Einführung des mit Hochobrigkeitlichem Ansehen befestigten Erziehungsplans in unsere öffentliche Schule, von Joh. Jak. Breitinger**, Professor der griechischen Litteratur, Canonicus des Carolinischen Stifts, Präsidenten der ascetischen Gesellschaft, und d. Z. Rector an dem Gymnasium. **Als eine Zugabe zu den Nachrichten, von den neuen Schulanstalten in Zürich. Die erste Rede** handelt von der Nothwendigkeit einer allgemeinen Verbesserung der öffentlichen Schulanstalten, für die ganze Erziehung der Bürger eines Freystaats; **die zweyte**, von der Klugheit in Unterweisung und Bildung der ersten Jugend, aus psychologischen Grundsätzen hergeleitet; **die dritte** endlich von der so nothwendigen Cultur des guten Geschmacks, zur Beförderung der Wirksamkeit aller nützlichen Kenntnisse, in welcher gewissermaaßen die Stelle Psalm 119, 66. als Text zum Grunde lieget, den nehmlich der Verf. also übersetzt hat: **Den guten Geschmack und die Erkenntniß lehre mich.** Die erste Rede ist bey der Einführung der erneuerten Schulordnung; die beyden übrigen aber bey der Vertheilung der Prämienbücher gehalten worden. Alle drey Reden enthalten einzeln sehr gute Gedanken und Bemerkungen; auch allerley zur Schulgeschichte überhaupt, und insonderheit der von Zürich gehörigen Anekdoten. Einige Urtheile über jetztlebende Männer, die durch ihre Unternehmun-

gen oder Schriften Aufsehen machen, sind sehr freymüthig abgefaßt. Z. B. S. 53 von Basedow: „Was sind die kostbaren Bemühungen und Elementarwerke eines Basedow, die er der Welt durch gedungene Lobredner, als Werke, die alle öffentliche Schulunterweisung entbehrlich machen würden, aufgedrungen hat, anders, als eine nicht gar glückliche Anwendung und Erweiterung, oder besser zu sagen, seichte Nachahmung der Comenischen Lehrmethode?" — S. 126. von Herder und Klopstock: „Da es selbst unter uns Leute giebt, welche die eckel und räthselhafte Refinirung und den zesianischen Zwang in dem Ausdruck der Rede und der Empfindungen, welcher in den neuesten Schriften eines Herders, in Klopstocks Republik, in den Leipzigischen Provinzialblättern und andern, zur Methode werden will, anpreisen: — — drohet uns dieses nicht einen nahen gänzlichen Verfall und Untergang des guten Geschmacks?" — Die etwas gedehnte und bunte Sprache, welche übrigens in diesen Reden herrschet, scheint so recht den Charakter des guten alten Mannes auszudrucken.

Nachschrift, zur Verbesserung eines unschuldigen Irrthums. Diesen Irrthum hat der Recensent nicht jetzt, sondern in der Anzeige der ersten Nachricht, (Anhang S. 851.) begangen, indem er Hrn. Prof. Uesteri beygeleget, als habe dieser den Plan der neuen Schulanstalten entworfen. Es ist allerdings eben so gut Beleidigung, jemandes Verdienst zu vergrößern, als es zu verkleinern. Und ich kann es Hrn. U. nicht verdenken, daß Er sich in einem eigenen Schreiben an den Hrn. Herausgeber dieser Bibliothek, das XXX. S. 301 eingedruckt worden ist, ernstlich darob beschweret hat, daß ihm zu viel Ehre beygeleget worden sey. Gesetzt, daß Ihm auch dadurch kein Neid zugewachsen sey, wie er versichert, ist es doch für jeden ehrlichen Mann kränkend, wenn er sieht, daß ihm allein ein Verdienst zugeeignet werde, das vielen gebühret. Um nunmehr das gut zu machen, was versehen worden ist, theile ich aus des seligen Breitingers Schulreden, die dem 6 und 7ten Stücke angehängt worden, folgende Geschichte der Züricher Schulreformation mit: 1) ward dem Collegio der Herren Verordneten zur Lehre von der Obrigkeit aufgetragen, einen neuen, erleichterten und alles umfassenden Erziehungsplan zu entwerfen. Es sind natürlicher Weise seit vielen Jahren Klagen meh-

rerer

rerer Personen voraus gegangen, die diesen Obrigkeitlichen Auftrag endlich bewirket haben. 2) Darauf ist eine engere Versammlung der weisesten und einsichtsvollesten Männer, denen die psychologische Progression der menschlichen Kenntniß auf das genaueste bekannt war, (ihre Namen sind nicht angezeiget,) unter der Direction des Hrn. Bürgermeister **Joh. Conr. Heidegger** niedergesetzet worden, um jenen Plan näher zu prüfen, auszuarbeiten, und zu bestimmen. Und durch diese Versammlung ist endlich 3) dieser geprüfte Plan zu höchster Ratification der Herren **Räthe und Bürger** gebracht worden. Wie aus S. 42 der **Beylagen** zu ersehen ist, hatte schon vor 8 bis 9 Jahren der sel. **Breitinger** den Beruf erhalten, die ersten Linien dieses Plans zu entwerfen.

Unschuldig kann ich indessen diesen Irrthum ohne Bedenken nennen, da ich mir bewußt bin, ihn weder aus Vorsatz noch aus Uebereilung begangen zu haben. Ich habe noch jetzt die Briefe in Händen, auf die ich mich am angeführten Orte (Anhang S. 651) bezogen hatte, darin mir ein reisender Freund ausdrücklich und aus Zürich meldete, daß man die neue Schulverbesserung insonderheit Hrn. Prof. **Uesteri** zu danken habe. Es waren also die eigenen Mitbürger des Hrn. U. die meinen sonst sehr vorsichtigen Freund, und durch diesen mich in diesen Irrthum geführet haben.

Kr.

Lehrreiche Erzählungen aus der biblischen Geschichte für Kinder, von J. F. Feddersen. Eine Fortsetzung des Lebens Jesu für Kinder: Halle bey Hemerde. 1776.

Der Recensent hat kürzlich kein Buch für Kinder gelesen, das mehr nach seinem Sinne gewesen wäre. Herr F. hat den rechten Ton getroffen, in welchem man den Kindern die biblischen Geschichten erzählen muß, und hat die Materien so schicklich gewählt, oft so glücklich eingeleitet, z. B. S. 77 und 79, und immer so practisch, und so ganz ohne Schultheologie behandelt, und so recht in den Gesichtskreis der Kinder gebracht, daß es ihm jeder vernünftiger Vater und Lehrer Dank wissen wird, der sich bisher mit den Hübnerschen, oder den besser seyn sollenden, aber auf eine unnatürliche Art mit Dogmatik durchwebten Millerschen, (deren Verfasser wir übrigens sehr hochschätzen) nebst den angehängten auf Dogmatik gepfropften Moralien

rallen hat plagen müssen. Die Kinder verstehen das schlechterdings nicht, wenn sies gleich noch so fertig herlesen oder gar auswendig hersagen können. Es ist verlorne Mühe, es ihnen begreiflich machen zu wollen, denn sie müßten vorher das ganze System begreifen. Wer das beym Unterricht fühlt, wer sich in die Fassungskraft der Kinder hineindenken, und sich von seinem theologischen System während der Lehrstunden scheiden kann, der will denn gern etwas anders an die Stelle des Unbrauchbaren setzen, und kann oft nicht das den Kindern Verständliche gleich finden, weil einmal der Ton unrecht angegeben und das ganze Stück darin fortgeleyert ist. Bey Hrn. F. hingegen ist man gleich mit den Kindern im Gleise und in ihrer Sphäre, in ihrem Ton. Da sind keine allgemeine ins Weite gehende Anmerkungen, die man erst auf die Fälle der Kinder zurückführen müßte, um sie verständlich und nützlich zu machen, keine Dinge, welche eine Neugierde erregen, die man nicht befriedigen, und Fragen veranlassen, welche man nicht beantworten kann noch darf. Zum Beyspiel mag gleich im Anfang des Buchs die Geschichte der Schöpfung und des Falls der ersten Menschen dienen, als ein Meisterstück einer fruchtbaren Kürze, einer klugen Behutsamkeit, und einer überlegten Wahl. Wie verlegen ist man nicht bey Kindern mit der Schlange, dem Teufel, dem Weibessaamen u. s. w. Hr. F. läßt das alles weislich weg, weil es für Kinder nicht den geringsten Nutzen hat, und sie irre macht. Dem ungeachtet weis er die Verheißung des Erlösers ganz natürlich hineinzubringen, und Niemand kann sich nun beschweren, daß er etwas Wesentliches weggelassen habe. Wir wollen noch einige Anmerkungen hersetzen, die wir während des Lesens gemacht haben. S. 2. „Am vierten Tage schuf Gott Sonne, Mond und die übri„gen unzähligen Sterne." Nicht doch, wahrscheinlich nur unser Planetensystem. Im Moses stehn auch bloß Sterne ohne weitern Zusatz. S. 5. „An den Menschen bewies „Gott bey der Schöpfung insbesondere seine Herrlichkeit und „Güte." Das Wort Herrlichkeit scheint uns hier nicht gut gewählt. S. 16. „Gieb mir aus deinem Wort die richtige Erkenntniß rc. Kann man dies füglich ein Kind beten lassen, das die Bibel noch nicht liest? Wäre es nicht besser zu sagen: Gieb mir durch den Unterricht meiner Lehrer, durch die Aufmerksamkeit, womit ich ihn anhöre und fasse u. s. w. S. 62. „Euer gefährlichster Feind ist die Wollust," Vorausgesetzt, daß man Kindern jedes Wort, entweder in der Vermuthung,

daß

daß es ihnen dunkel seyn könne, oder von ihnen gefragt, erklären müsse; ferner vorausgesetzt, daß man die biblischen Historien mit **Kindern** liest: ist da die Warnung vor der Wollust an der rechten Stelle? Sollte man also, wenn sies nicht ist, nicht lieber die Geschichte von Joseph und Potiphars Weibe aus den für Anfänger geschriebenen biblischen Historien ganz weglassen? Sie würde einen desto stärkern Eindruck auf einen zur Wollust geneigten Jüngling machen, wenn man sie ihm erst in den Jahren erzählte, wo er die Warnung versteht und braucht. Oder wenn man auch **Kindern** diese Geschichte so vorsichtig, als hier geschieht, erzählen kann, so muß man doch keine Warnung vor der Wollust daraus ziehen. S. 78. „Dem „**König** Pharao." S. 166. Wir wunderten uns hier die Geschichte der Knaben zu finden, die des Elisa spotteten und von Bären zerrissen wurden. Zwar könnte es beym ersten Anblick scheinen, als wenn sie vorzüglich geschickt wäre, Kindern folgende Lehren, die Herr F. ihr anhängt, ans Herz zu legen: „Hütet euch, Kinder, vor aller Verspottung rechtschaffener und „geschickter Leute! Lacht niemals über eure Aeltern und Lehrer. „Ihr habt einen vielfachen Schaden davon. Ihr Unterricht „und guter Rath hilft euch nichts; ihr Gebet und Segen ist „für euch ohne Nutzen; Gottes Strafe bleibt überdas gewiß „nicht aus." Aber, auch das beiseite gesetzt, daß diese Lehren, wie es dem Rec. dünkt, ein wenig gezwungen aus der Geschichte hergeleitet werden, und nicht so recht natürlich daraus fliessen; welches freylich Kinder nicht bemerken, (wenn nicht etwa der Schaden für sie daraus entsteht, daß sie sich unvermerkt gewöhnen, nichtpassende Anwendungen und Deutungen von Geschichten zu machen, welches bisher so viele, besonders bey den biblischen Geschichten, bis zum Eckel und Lächerlichen thun; und daß ihr natürlich richtiges Urtheil von sequitur und non sequitur verfälscht wird) so fühlen doch die Kinder gleich, daß hier die Strafe für das Verbrechen zu hart ist, und wird es nicht ihre Liebe zu Gott schwächen, wenn sie ein Mistrauen in seine Gerechtigkeit setzen? Man sage nicht, daß Kinder so weit nicht denken. Das Gefühl von Recht und Billigkeit, von Proportion zwischen Strafe und Vergehung, ist sehr früh da, und ist stärker und richtiger bey Kindern, als viele sich vorstellen, die nicht genau auf sie und ihre Handlungen Acht geben. Man kann auch ja leicht ein bequemer Vehikel zu jenen guten Lehren finden, als diese jeden gesunden Bibelleser so befremdende Geschichte. S. 171. „Hütet euch vor aller wirklichen Religions-„spötterey,

„spötterey, wie vor Kaltsinnigkeit, Trägheit und Leichtsinn im „Christenthum!“ So kann ein Prediger mit seinen erwachsenen Zuhörern sprechen, und auch nicht einmal jeder. Darf man auf dem Dorfe vor Religionsspötterey warnen? Eben so wenig darf ein Kinderlehrer seinen Untergebenen von einem so gefährlichen Dinge sagen, das sie nicht kennen, das viele von ihnen niemals kennen lernen werden. Gesetzt aber, man dürfte und müßte diß, was will denn der Zusatz **wirkliche** Religionsspötterey sagen? Giebt es denn eine andere? Das müßte denn eine scheinbare seyn, etwa, wenn einer Stellen, Personen aus der Bibel zu Vergleichungen u. s. w. anführt, und bey scherzhaften Gelegenheiten braucht. Aber davor, wenns gleich nicht Religionsspötterey ist, müssen Kinder sich doch auch hüten. Und wie soll man ihnen den Unterschied zwischen dieser scheinbaren und der wirklichen Religionsspötterey, der auf dem Unterschied der Denkungsart und Grundsätze beruht, begreiflich machen? Wir wünschten überhaupt den ganzen Anhang zu der Geschichte Daniels weg oder anders. Er ist für junge **Leute, die an Höfen und in den Häusern der Grossen ihr Fortkommen suchen.** Aber die biblischen Historien und ihre Anwendungen sollen ja für **Kinder** seyn. S. 198. „**Ich sterbe Jesu, der mich liebt.**“ Was das heiße: einem sterben, ist Kindern wohl zu dunkel, selbst wenn mans ihnen erklärt.

Nachricht von der öffentlichen Kunstschule in Zürich. Zur Empfehlung einer besondern Parallelschule. Zürich, bey Bürgkli, 1776.

In die Zürchische Kunstschule werden keine andere als Bürgerssöhne aufgenommen. Indessen haben viele vom Lande und Auswärtige verlangt, hineinzukommen. Weil diß aber nicht frey gegeben werden kann, so wird hier her Vorschlag zu einer Parallelschule gethan, die in allen Stücken der andern gleich seyn soll. Von beyder Einrichtung und Methode handelt diese kleine lesenswürdige Schrift. Wir wollen nur eins von dem Religionsunterrichte auszeichnen, dem das Uebrige an Güte gleich ist. — — „Eben darum wird das Vorurtheil „in der Wurzel ausgerissen, als wenn Gott nur durch außer„ordentliche Thaten, durch große Opfer, durch Marter und „durch Hingebung seines ganzen Leibes und Gutes gedient

„werden könne. Giebts doch tausend Verfassungen, da man „nicht Anlaß hat, seine Liebe gegen Gott durch heroische Tu„genden, durch den Tod für die Kirche oder fürs Vaterland „an den Tag zu legen! Und sollte man darum nichts thun, „weil man nichts glänzendes thun kann? Gehorsam ist „besser, als Opfer; das Schärfchen der armen Witwe ist mehr „werth, als die großen Almosen der Schriftgelehrten; die ge„naue Anwendung auch nur eines einzigen, auch nur des klein„sten Talents, ist Gott eben so angenehm, als die Anwendung „der größten Talente. In dieser Absicht wird zwar überhaupt „Religion, aber dabey besonders, wenn ich so sagen kann, die „Religion des Kindes, des Jünglings, des künfti„gen Bürgers und Arbeiters nach seinen individuel„len Umständen, Begriffen, Neigungen, Geschäff„ten, Beziehungen u. s. w. gelehrt. Nicht bloß als die „heiligste Verpflichtung, sondern auch als der einzige, „wahre, unfehlbare Weg zur Glückseligkeit wird die Er„kenntniß Gottes und unsers Erlösers, und die Beobachtung „der menschlichen und christlichen Pflichten vorgestellt. Auf „solche Weise wird der Schüler, gleich weit von Aberglauben „und Unglauben entfernt, kein Bigot im Leben, aber „auch nicht bloß am Sonntag und in der Kirche ein „Christ seyn." Wie gut müßte es um das praktische Christenthum stehen, wenn ein solcher Unterricht allgemeiner würde. Aber kann ers werden, wenn wir die Zankäpfel und unfruchtbaren Dogmen in unsern Katechismen stehen lassen, und zur Hauptsache machen; so lange wir keine Anstalten haben, die künftigen Lehrer der Jugend in der Methode zu unterrichten, welches die Hauptsache ist?

Az.

---

13. Kriegswissenschaft.

Versuch über die Tactic, nebst einer vorläufigen Abhandlung über den gegenwärtigen Zustand der Staats- und Kriegswissenschaft in Europa, und dem Entwurf eines Werks, betitelt: das politische und militarische Frankreich. Aus dem Französischen des Herrn

Herrn Obristen von Guibert übersetzt. Zwey Theile. gr. 8. Mit Kupfern. Dresden, in der Waltherschen Buchhandlung, 1774.

Dieses Werk hat bey seiner Erscheinung einiges Aufsehen gemacht, und ist mit vielem Witz und Lebhaftigkeit, aber auch mit einer außerordentlichen Selbstgenügsamkeit und Dreistigkeit, oder besser Frechheit, geschrieben. Besonders ist die vorangehende Abhandlung über den gegenwärtigen Zustand der Staats- und Kriegswissenschaft in Europa ein Mischmasch von guten Gedanken, abentheuerlichen Einfällen, Grobheiten und Irrthümern. Ein Mann, der die Vaterlandsliebe auf eine so feurige und lebhafte Art in seinem Herzen empfindet, als der Verf. von sich sagt, sagt freylich zuweilen mit einer edlen Freymüthigkeit die Wahrheit, besonders wenn er dadurch die Wohlfahrt seiner Mitbürger befördern kann; aber eine jede in wohltönenden Worten gekleidete, und mit schimmernden Einfällen ausstaffirte Grobheit ist eben so wenig eine Wahrheit, als **Don Quixottens** Bauermagd eine Prinzessinn.

Die Urtheile des V. sind öfters eben so thöricht als seichte. Er sagt z. B. „Ueberall, wo der König von Preußen manö„vriren konnte, erlangte er allemal den Vortheil; hingegen „verlor er fast allemal, wenn er zum Schlagen genöthigt wur„de; diese Vorfälle beweisen, daß seine Truppen in Ansehung „der Tactic einen großen Vorzug hatten, wenn sie auch gleich „die andern nicht an Muth und Tapferkeit übertrafen.“

Wir begreifen nicht, wie der V. hier so unüberlegt sprechen kann. Ueberhaupt möchten wir wohl wissen, was der V. eigentlich mit dem **Manövriren können** und **nicht können** sagen will. Alle Schlachten, sowohl die gewonnenen als verlornen, des Königs von Preußen, sind voll von geschickten Manövern, und wir besinnen uns auf **keine**, die er **anzunehmen** gezwungen gewesen wäre, außer auf die Schlacht bey **Sorr**, und die gewann Er, und die Schlacht bey **Hochkirchen**, welche Er zwar verlor, aber sich gleich eine halbe Meile vom Schlachtfelde setzte; ein Beweis, daß er es mehr abgetreten als verloren hatte. Zur Untersuchung der Tapferkeit der preußischen Truppen, scheint uns der Verf. eben nicht berechtigt zu seyn. So viel scheint uns wahrscheinlich zu seyn, daß er zu jung sey, um sie im vorigen Kriege zu empfinden.

Den Feldmarschall **Daun** beurtheilt er auf eine recht hämische Art; wir zweifeln aber, ob er die Grundsätze und das Betragen dieses in aller Absicht vortrefflichen Generals recht durchgedacht hat, oder durchzudenken im Stande ist. Wir übergehen die übrigen jugendlichen Urtheile über die preußischen, österreichischen und übrigen Armeen, und es wäre ihm zu rathen, den vorigen Krieg, der seinem eignen Geständniß nach an unterrichtenden und merkwürdigen Vorfällen sehr reich ist, mit mehrerer Aufmerksamkeit zu studiren, damit Er die Truppen, die ihn geführt haben, besser kennen lerne.

So gut der Plan ist, der unter dem Titel: **das politische und militarische Frankreich**, ausgeführt werden soll, und so gern wir sähen, daß wir ihn schon vor uns hätten, so scheint er doch in Rücksicht auf den Hrn. Verf. ein wahres Parturiunt montes zu seyn.

Wie leicht indessen der V. glaubt, daß er auszuführen sey, kann man daraus sehen, daß Er, nachdem Er Europa durchgereiset, nur ein Jahr Zeit haben will, die gesammleten Nachrichten in Ordnung zu bringen, sie gegen einander zu halten, sie zu prüfen und auch das Werk zu schreiben. Noch bis jetzt ist uns noch nichts davon zu Gesichte gekommen; und ohne daß der Geist der Weissagung auf uns ruht, glauben wir doch versichern zu können, daß es schwerlich jemals zu Stande kommen wird.

Ein Wort von seiner Tactic. Die **preußische Tactic** ist es lediglich, nach der er seine Truppen bilden will. Aber versteht der Verf. auch diese berühmte und gewiß vorzügliche Tactic? Dieß ist eine andre Frage, und wir können mit vieler Zuverlässigkeit sagen, daß er davon weder deutliche noch richtige Begriffe hat. Das **Deploiren** ist seine Hauptmanöver, und doch ist seine Art zu deploiren so wenig preußisch, daß vielleicht ein unmilitarischer Zuschauer, der eine **Revue** bey Berlin mit angesehen hat, bessere Begriffe davon hat. Und überhaupt, wenn der V. den vorigen Krieg studirt hätte, so würde er gefunden haben, daß die preußischen Armeen ihre Manövers bey Schlachten und Gefechten gemacht haben, ohne an das Deploiren zu denken.

Doch müssen wir auch dem Verf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er viel Gutes in seinem Werke hat; wenn es aber jemand in der Absicht durchwandert, um die Manövers der Preußen daraus kennen zu lernen, so irrt er sich.

Die

Die Uebersetzung ist übrigens sehr gut gerathen, ob wir gleich nicht glauben, daß es der Mühe werth gewesen, dieses Buch ganz zu übersetzen.

Ez.

Herrn Joh. Christoph Glasers — hinterlassene Gedanken von der Kriegsbaukunst. Erste Sammlung. Nebst vier Kupfertafeln, durch Fr. Ludw. Aster, Hauptmann. Dresden, in der Hilscherschen Buchhandlung, 1776. 4. 27 Bogen.

Der Hr. Herausgeber hat vieljährigen Unterricht vom sel. Glaser genossen, auch in dessen letzten Willen den Auftrag erhalten, sein angefangenes Buch völlig auszuarbeiten, und unter Glasers Namen heraus zu geben. Dieser ersten Sammlung wird bald die zwote, und vielleicht eine dritte folgen. Sie enthält zuförderst den Beweis, daß die Ursache des bisherigen langsamen Wachsthums der Kriegsbaukunst in der Lehrart liege; deswegen wird der Unterschied zwischen Theorie und Praxis, und denen daraus abgeleiteten Lehrarten gezeigt; die Geschichte der vor Einführung des Schießpulvers gebräuchlichen Befestigungsart, nebst einer Vergleichung der vorigen und nachherigen Festungswerke mitgetheilet; insonderheit aber, die Geschichte der Faussebraye, und eine Beleuchtung der ihr angedichteten Fehler beygefüget.

Glasers Verdienste um die Ingenieurwissenschaft sind bekannt, und es war nicht anders zu vermuthen, als daß auch in diesen, obgleich unvollendeten Aufsätzen, viele Dinge vorkommen würden, die seinem Andenken Ehre machen, und aufbehalten zu werden verdienen. Doch ist nicht zu läugnen, daß manches davon etwas alt, und minder erheblich ist. Und zum Unglück ist es oft in dem lustigen und possenvollen Styl (wie der Verf. ihn nennt,) des ehrlichen Schildknechts eingekleidet, welcher ihm ein noch älteres Ansehen giebt. Glaser war ein Autodidactus in Ansehung des mündlichen Unterrichtes; den schriftlichen hatte er vornehmlich Wolfen, dem jüngern Sturm und Werdmüllern zu danken. Daraus läßt sich viel erklären, z. E. die Hochachtung für Faussebraye, der Widerwille gegen das Rechnen, die Sticheleyen auf Akademische Lehrer, die logicalischen, und fast hätten wir gesagt philoso-

gischen Untersuchungen über Theorie, Praxis und Methode, der patriotische Eifer für Speckle und alles was deutsch ist, gegen Vauban, und alles, was französisch ist.

C. I. Ursachen des langsamen Wachsthums der Fortification in den unterschiedenen Lehrarten.

C. II. Von dem beruffenen Unterschied der Theorie und Praxis. Die Gefahr, die damit verknüpft ist, wenn Practici in den Laufgräben viel observiren wollen, drückt der V. so aus: steckt man aus übriger Neugier nur ein bisgen die Nase zu weit oder zu lange über die Bedeckungen; so setzet einem der Feind gerne eine Brille mit bleyernen Gläsern darauf; ja, wenn er endlich gewahr wird, qu'il se trouve à présent en faction au poste d'honneur de Mr. Urias etc.

Die Sappe wird so erklärt: daß selbige die sonderliche, zwar etwas langsame, jedoch gewisse und sichere Art, sich einer belagerten Festung zu nähern, und deren Werke zu erobern, sey, wenn man Zeit hat und das Volk schonen will, da man sich sowohl auf beyden Seiten, als auch, und zwar sonderlich von vorne decket. Hieraus wird niemand die Sappe kennen lernen. So viel wir wissen, unterscheidet sie sich von den andern Laufgräben blos dadurch, daß die Leute hinter einander, sonst aber neben einander, arbeiten.

Diejenige Praxis ist falsch und irrig, wenn die sinnliche Erkenntniß einer Sache von solchen Leuten geschiehet, die des rechten Gebrauchs ihrer Sinnen nicht fähig sind, als da sind besoffene, furchtsame, verliebte, abergläubische oder von Natur blödsinnige, ingleichen die, so ihre Sinnen noch nicht genug geübt haben. (Hier wird Praxis nicht für Ausübung der Theorie, sondern für Beobachtung, genommen. Die Beyspiele, die es erläutern sollen, schicken sich weder zu der einen noch zu der andern.)

Es giebt, nach dem Verf., dreyerley Praxes: Die Dessinateurpraxis, die Baupraxis, die Feldpraxis. Auch dreyerley Theorie: Die mathematische, die Bautheorie, die Feldtheorie. (Schränkt sich denn die Praxis der mathematischen Theorie blos auf den Dessinateur ein? Nur eine Instanz: Der V. rechnet zur Feldpraxis auch die Verfertigung der Landcharten; läßt sich die ohne Mathematik gedenken? Man lerne nur fleißig Mathematik: so wird man schon finden, wozu sie zu gebrauchen ist, und man wird sie richtig anwenden, sollte man auch nie an den Unterschied zwischen Theorie und Praxis gedacht haben.)

Ein

Ein purer Practicus ist derjenige, so etwas thut, ohne um die Ursache sich zulänglich zu bekümmern. Ein purer Theoreticus, der von einer Sache zwar die Fundamente weiß, aber entweder nur historisch, oder sich keine Mühe giebt, auf deren Anwendung zu denken. Ein Theoretico-Practicus, der von einer Sache aus ihren Fundamenten und genugsamer, obgleich fremder, Erfahrung, eine überzeugende Wissenschaft hat, und gehörige Ueberlegung anwendet, zu erfahren, warum etwas so und nicht anders müsse behandelt werden. Ein vollkommener Practicus, wenn er Gelegenheit findet, seine Wissenschaft und Erfindungen wirklich auszuüben.

C. III. Vom Unterschiede der sogenannten theoretischen und practischen Lehrart. Hier läßt der Verf. die Theoretiker und Practiker gegen einander auftreten, und auf eine ziemlich plaisante Weise Gasconnaden machen; endlich thut er den Ausspruch, es sey auf beyden Seiten Wahrheit und Falschheit befindlich, und liest beyden Partheyen derb den Leviten. Ausfall auf die amathematischen Philosophen und Juristen, die ihren Schülern die Mathematik widerrathen, und durch Wegnehmung aller bequemen Stunden die Besuchung der mathematischen Collegien unmöglich machen. Zum Unglück dociren auch die Mathematiker gemeiniglich so, daß ihnen niemand zuhören mag; (und zu noch größerm Unglück, können so wenige von denen, die noch etwa zuhören möchten, sich Hoffnung machen, ihren Fleiß belohnt zu sehen.)

Da das ganze menschliche Geschlecht sich eben in der Besserung zu keiner Zeit hat pflegen zu übereilen: so prophezeyt der Verf. auch seiner Predigt keine große Wirkung; doch vermuthet er bey den praktischen Lehrern noch eher eine Besserung, weil die akademischen Lehrer gar zu verächtlich von der Mathesi politica urtheilen. (Das thun sie unsers wissens nicht; sondern behaupten nur, man müsse die Mathesin gründlich lernen, wenn man sie dem gemeinen Wesen durch Anwendung sehr nützlich machen wolle.)

Auch die Schüler sind schuld, daß selten was tüchtiges in der Ingenieurkunst erlernet wird. Sie begnügen sich, durch die sämmtlichen mathematischen Disciplinen einen halbjährigen Galopp zu machen, obgleich die wenigsten das Ein-mal-eins wissen.

C. IV. Die Historie der alten Befestigungskunst zur Erfindung des Schießpulvers. Es wird hier ein großer Theil unserer Kriegskunst aus ihrem ersten Ursprunge hergeleitet, und

es wird gezeigt, was für gute oder schlimme Schicksale sie in den Köpfen der Ingenieurs erlitten habe. Alles dieses gefällt uns weit besser, als die vorhergehenden Katzbalgereyen über Theorie und Praxis; und wir bedauern wirklich, daß der V. nicht mit dem ganzen Entwurf zu Ende gekommen ist.

Die große Kostbarkeit der alten Fortification kann man nicht ohne Erstaunen betrachten; sonderlich giebt Nürnberg ein ausnehmendes Beyspiel von kostbaren Gräben: sie sind breit und tief, und dabey geben es die Umstände des Grundes, daß daraus keine Materialien zur Mauer haben genommen werden können, sondern alle von weitem hergeholt, und im Gegentheil die ausgebrachte Erde und Sand ziemlich weit haben verführt werden müssen.

Die Frontaldefension ist bey den Alten weit vollkommener gewesen, als heutiges Tages. Der Verf. eifert sehr dagegen, daß man sie fast gänzlich vernachläßiget, seitdem man auf die Flankendefension gefallen ist: er ist nehmlich ein großer Liebhaber der Faussebrayen, und zwar der ganzen, unverstümmelten, die nichts anders sind, als eine nach unsern Angriffen eingerichtete Nachahmung der Zwingermauern der Alten.

Die Thürme hatten eine quadratische Form, vermuthlich (sagt der Verf.) des inwendigen mehrern Raumes wegen: denn ein Quadrat hat allezeit mehr inwendigen Raum als ein eingeschriebener Zirkel. (Aber nicht mehr als ein Zirkel von gleichem Perimeter, worauf es doch hier eigentlich ankam. Denn der runde Thurm hätte mehr Raum gegeben, als der viereckigte von gleichem Mauerinhalte. Der Verf. läßt also hier die Alten ihre Thürme aus einem falschen Grundsatze viereckigt machen.)

Daß die Bastey ihre Benennung vom französischen bâtir habe, wollen wir immer noch lieber glauben, als daß die Courtine von Gardinen kommt; weil sie gleichsam, wie Vorhänge, verhinderten in die Stadt zu sehen.

Dieses Capitel hatte Glaser nicht zu Ende gebracht, welchen Abgang der Hr. Herausgeber nebst verschiedenen andern beträchtigen Lücken, bestens ergänzet hat. Wahrscheinlicher Ursprung des Orillons, Verschiedenheit der Flanken, Ursprung des bedeckten Weges, des Glacis, Ravelins, der Contregarden und der zufälligen Aussenwerke. Warum sagt er doch immer: Herr Sardi, Herr Speckle, Herr Rimpler, Herr Errard? Seelig nennt man die Verstorbenen, wenn man sie ehren will; aber auch nur eine gewisse Zeit lang, die wir

uns nicht zu bestimmen getrauen. Der seel. Glaser kam uns ganz willig aus der Feder; aber bey einem seel. Speckle oder Sardi würde sie uns ihren Dienst versagt haben.

C. V. Von der Historie der Faussebraye. Bey dieser Gelegenheit wird des vor wenig Monaten (in anno 1733) angegangenen Krieges in Italien gedacht. Hatte denn der V. seit 1733 seine Gedanken nicht wieder durchgemustert? oder blieben es immer nur wenig Monate? Die Erhebungen auf den Hauptwerken, die man, wir wissen nicht warum, Cavaliere nennt, die nennt Glaser Don-Quichotres, Finken-Ritter, denen bey der ersten feindlichen Maulschelle das Herz in die Hosen fällt. (Klingt etwa besser in den Laufgräben als auf der Studierstube.) Das Vaubansche Ansehen hat die Faussebrayen (Oberhosen) verbannet, obgleich deutsche Schriftsteller ihren Nutzen klar beweisen.

Ueberhaupt ist dieses Capitel vorzüglich gut ausgearbeitet, so wohl in Absicht auf die Geschichte der Kunst, als ihrer Grundsätze.

C. VI. Von der wider die Faussebrayen erhobenen ungegründeten Anklage. Ihre Vortheile. Ein großes Vortheil für sie ist, daß Rimpler und Werdmüller sie statuiren, obgleich der letztere des erstern Erzfeind war. Auch an diesem Capitel hat der Herr Herausgeber einen beträchtlichen Antheil.

So weit die erste Sammlung. Die zwote wird unter andern enthalten: Beschreibung der von Glasern zuletzt erfundenen Universalconstruction, bey Befestigung regulärer und irregulärer Vielecke, sowohl von außen einwärts, als von innen hinaus, mit und ohne Faussebraye, damit gleichgroße und gleichgestellte Hauptflanken an allen Polygonseiten sich ergeben; nebst einer Anzeige der mancherley vergebenen Versuche, die der seel. Verf. seit 50 Jahren (Gott behüte!) gemacht hat, dergleichen Universalconstruction zu erfinden.

Pi.

---

14. Haushaltungswissenschaft.

Beschreibung eines neuen Verfahrens, das aufgelossene Vieh durch den Stich zu heilen, von F. M. F.

M. F. Bouwinghausen v. Wallmerode. — Stuttgard, bey Cotta 1776. 8. 2 Bogen und eine Kupfertafel.

Ob der Verf. sein Verfahren neu nennen dürfe, wird jeder Leser entscheiden, wenn er Riems vollständige praktische Anleitung das aufgeblähete Vieh durch untrügliche innerliche und äußerliche Mittel zu retten (s. unsre Bibl. XXVIII. Band S. 606.) mit dieser Abhandlung vergleichet. Schon Krünitz hat in seiner ökonomischen Encyklopedie dem 2ten Th. S. 745 u. f. sodann im 5 Th. 519 u. f. von diesem neuen Verfahren und dessen Erfindern ausführlich gehandelt, und selbst Riems Trokar, der zu Berlin in der Spenerischen Buchhandlung um 1 Thlr. zu haben ist, beschrieben. Der Verf. ist entweder wenig in ökonomischen Schriften bewandert, oder thut nur, als wenn er seine Vorgänger nicht kennte, um seiner Schrift einigen Schein von Neuheit zu geben.

Bey allem dem entdecket man doch bey dem Verf. patriotischen Eifer, und die Ausarbeitung seines Instrumentes, das er um 1 Fl. 15 Kr. ohne, und um 2 Gulden mit einem Futteral anbietet, ist auch löblich. Wir halten es uns übrigens zur Pflicht, das Neue auszuziehen, und das Mangelhafte zu verbessern.

S. 19. Im Schwarzwalde wird der Stich quer unter einer Rippe vorgenommen, wenn zuvor ein Einschnitt in die Haut vorsichtig gemachet worden.

S. 20. hat der Verf. seinen Trokar, so wie ihn Heister in seinen Institut. chirurg. K. 122. beschrieben, und in Kupfer vorgestellet hat, verfertigen, aber mit einer messingenen Röhre verfertigen lassen. Der Künstler, welcher viel leichter eine messingene Röhre gegen einer eisernen ausarbeitet, mag den Verfasser hierzu beredet haben.

Wir ziehen aber Eisenblech zu dieser Verfertigung, wenn sie gleich etwas mehr kostet, weit vor; nicht weil, wie der V. selbst zu wissen sagt, Grünspan in die Wunde kommen dürfte: denn wir wenden selbst Salbe, zu welcher Grünspan kömmt, (Vnguentum Aegyptiacum) zur Heilung der Wunden an; sondern, wir verwerfen die messingene Röhre deswegen, weil sich in dem Innern derselben Grünspan erzeuget, und dieser sofort, sonderlich da der Stich oft eilfertig vorzunehmen ist,

in

in den Leib des Thieres gelangen, und dadurch zur Cur schädlich werden kann. Ein Beweggrund, warum man die Trokar für Menschen nicht aus Messing oder Kupfer, sondern aus dem feinsten Silber verfertigen lässt.

S. 21. Daß die Löcher an der Röhre nicht gerade gegen einander über stehen sollen: Sollte der V. nicht erröthen, wenn wir ihn fragen, ob dieses Riemen nachgeschrieben, und das meiste nur Auszug aus Riems Schrift sey?

S. 28. Das hier beschriebene Klystir wäre ganz gut; aber warum wird denn das Baumöhl mit gekocht? Bey dem Durchseigen bleibt auf diese Art das meiste Oehl in den Kräutern und in dem Tuche stecken! In diesem Stücke hätte der Verf. einen Arzneyverständigen zu Rathe ziehen sollen, der ihn gelehrt haben würde, daß man das Oehl blos dem Dekokte beymischen solle. „Uebrigens, so sagt der V. „am Schlusse, wünsche ich, daß diese Art, das Vieh zu „operiren, von jedem Landmanne, so wie ich es vorge„schrieben habe, möge gebraucht werden." Wir hingegen wünschen jedem Landmanne, daß er gar nicht, oder doch nur selten einer, von nöthen habe, die Operation zu gebrauchen! — Wie man den aufgebläheten Thieren durch innerliche und äußerliche Mittel auch ohne den Stich helfen könne, vermissen wir ganz und gar, aber ungerne. Daher ist und bleibt Riems Abhandlung noch immer vollständiger und gemeinnütziger.

***

Abhandlungen der freyen ökonomischen Gesellschaft in St. Petersburg zur Aufmunterung des Ackerbaues und der Landwirthschaft in Rußland, vom Jahr 1768. Neunter Theil. Aus dem Russischen übersetzt. gr. 8. Petersburg, Riga und Leipzig 1776. 6½ Bogen.

Enthalten folgende Stücke: I. Erste Fortsetzung von der Bienenzucht S. 1—19. von dem Etatsrath Peter Ritschkow, worinnen meistens physikalische Versuche mit den Bienen und ihrer Haushaltung befindlich sind, davon der Anfang im 5ten Theile dieser Abhandlungen zu finden. II. Allgemeine Anmerkungen über den Ackerbau S. 20—33. sind freylich nur allgemein

wein und ganz bekannt. III. Ein Mittel zum häuslichen Gebrauch Brantwein zu brennen S. 34—44. Der V. hat anstatt Brunnen- oder Flußwasser, den Saft der Birkenbäume genommen, und damit das Brantweinschroot eingemeischet, und der Erfolg ist außerordentlich gewesen. IV. Von gewissen Wurzeln und Saamen, die zum Brantweinbrande gebraucht werden könnten S. 43—47. sind hier nicht genannt, sondern der Gesellschaft von dem V., welches ebenfalls Herr Ritschkow ist, in natura überschickt worden. V. Vorstellung — von einer gewissen brennbaren Kohlenerde S. 47—50. VI. Beobachtungen und Versuche über das Säen des Getraides S. 50—74. betrifft hauptsächlich die Erfahrung, wie tief das Getraide gesäet werden müsse. VII. Beschreibung eines Werkzeuges, vermittelst dessen man große Bäume und Stümpfe mit den Wurzeln aus der Erde heben kann, erfunden von einem im Canton **Bern** wohnenden Landmann, Nahmens **Peter Sommer**, S. 74—79. **Peter Sommer** und seine Maschine sind schon lange bekannt. VIII. Auszüge aus verschiedenen Abhandlungen über die Bienen und Bienenzucht, nebst beygefügten kurzen Anmerkungen und eigenen Beobachtungen S. 80—94. enthält nichts merkwürdigen. IX. Abhandlung von der Cochenille oder Wurmfarbe S. 95. auch von Herrn Ritschkow. X. Preisaufgaben und Preise S. 101.

Entdecktes Verbesserungsmittel der Steinkohlen und des Torfes — von dem Verfasser des Lehrbegriffes sämmtl. ökon. und Kameralwissenschaften. Manheim bey Schwan. 1777. 8. 88 S.

Der Verfasser, von dessen **Geschichte der Steinkohlen** rc wir schon günstig zu reden Anlaß hatten, (s. XXV. B. S. 284.) hat zwar, wie wir sicher wissen, die hier entdeckten Geheimnisse nur gegen große Summen offenbaren wollen: er hat aber vermöge der Vorrede seinen Sinn geändert, nachdem sich seine Umstände geändert haben. Noch mehr: da seine besten Jahre dahin sind, sagt er, will er das ganze Verbesserungsgeschäffte mit aller Aufrichtigkeit entdecken.

Der bekannte Verf. hat schon so würdige Abhandlungen geliefert: er hat auch dieses Schriftchen mit so vieler Genauigkeit abgefaßt, und mit gründlichen Versuchen bereichert; und man entdeckt überall, auch selbst in den chymischen Processen, Spuren

Spuren der Geschicklichkeit, die mit einer wahren Aufrichtigkeit vergesellschaftet sind; das Werkchen ist also durchaus werth, dem Publikum als eine **Benutzungsart aller aus den Steinkohlen und dem Torfe zu ziehenden Producte** empfohlen zu werden.

Sollten wir eine umständliche Recension vorlegen, so müßten wir die 88 Seiten meist abschreiben: der Leser wird sie selbst lesen. Um ihn mit dem Kenner aufmerksam zu machen, sey es daher genug, dem Innhalte ein ganz kurzes Urtheil anzufügen.

Im ersten Abschnitte werden die Grundsätze kunstmäßiger Steinkohlen und Torfverbesserungen entwickelt. S. 5—23. Im 2ten Abschnitte bis S. 49 wird das Verbesserungsgeschäffte der Steinkohlen und des Torfes erzählet. Im 3ten S. 49—79 wird von Behandlung der daraus erhaltenen Steinkohlen geredet, und endlich im 4ten bis zu Ende, der Entwürfe, Anschläge und Berechnung der aus diesem Geschäffte erwachsenen Vortheile gedacht.

Die erzählten Versuche und daraus abgeleiteten Folgen stimmen vollkommen mit der Chymie überein. Das wichtigste, was uns der Verf. belehret, ist **die Verbesserung der Steinkohlen zum unschädlichen** Gebrauche hoher Oefen: ein Geheimniß, das lange vergeblich gesuchet ward. Er eilt mit seinen Versuchen nicht gleich, wie windbeutelige Laboranten thun, ins Große; sondern er theilt zuerst die Proceduren mit, wie seine Erfahrungen zuerst im Kleinen als Wahrheit zu entdecken seyn; und dann zeigt er erst, wie man **nach erhaltener Ueberzeugung** im Großen zu Werke gehen solle. Das Ganze würde zu kostbar ausfallen, wenn nicht eins dem andern die Hand böte, und die bey Verbesserung der Steinkohlen erhaltenen Producte, — wenn man anders ins Große gehen will, ohne welches es auch nicht rathsam wäre — auf mehr andere Arten, z. B. zu einer Lederbereitung ohne Lohe, Kalch und Kleyen, (bey welcher Gelegenheit er schon wieder den H. Cameralisten einen Stich anzubringen suchet) und zu dergleichen mehr mit Vortheil angewendet werden könnten. Der Kenner wird es nicht bereuen, das Ganze zu prüfen: und auch der Chymiker wird Satisfaction finden.

Zs.

15. Ver-

15. Vermischte Nachrichten.

Bernerisches Magazin der Natur, Kunst und Wissenschaften. Ersten Bandes erstes Stück. Bern, bey der typographischen Gesellschaft, 1775.

Die ganze Naturlehre in ihrem weitläufigsten Umfange, die Naturgeschichte, die Materia medika, die Arzneykunst mit allen ihren Theilen, die dem allgemeinen Geschmack angenehm seyn können, die Künste, die Chymie und die angenehmen Wissenschaften, sind die Felder, die die Verf. dieses Magazins bearbeiten wollen, doch so, daß sie der Geschichte der Natur immer den Vorzug geben werden. Alle Jahr soll wenigstens ein Band von 30 bis 32 Bogen, in zwey Stücke abgetheilt, erscheinen. Unter den 25 Aufsätzen, die dieses erste Stück enthält, handelt der erste von den Solfataren, in den Gegenden von Rom, wie sie Hr. Fougeroux auf seiner Reise durch Italien beobachtet hat. Die vornehmste Quelle dieser Wasser ist ungefähr 14 italienische oder beynahe 5 Meilen von Rom, auf der Seite von Tivoli, und formirt zween kleine Seen, oder Teiche, 30 bis 40 Toisen breit. Auf dem Grunde eines dieser Seen ist ein bis 80 Klaster tiefer Schlund. Das Wasser dieses Sees ist dunkelblau, riecht stark nach Schwefelleber, und setzt in dem Kanal, durch den es in den Teverone fließt, einen schwefelartigen Sinter ab; es enthält überdem noch eine Art von Selenit, welcher den Travertinstein, mit dem die meisten Häuser zu Rom gebaut sind, hervorgebracht zu haben scheint. Herr Fougeroux brachte eine dicke und wohl verschlossene Flasche voll von diesem Wasser nach Paris, und nach denen vom Hrn. Cadet damit angestellten chymischen Versuchen scheint es, aus nichts, als einem sehr flüchtigen Schwefel und einer absorbirenden Erde zusammengesetzt zu seyn, daher denn die Schwefelleber kommt. II. Von Perlen. III. Auszug aus des Hrn. de Luc Untersuchungen über das Licht, welches einige Barometer hervorbringen. IV. Einige Mittel, getrocknete Körper der Thiere in Naturaliensammlungen aufzubewahren, vom Hrn. Mauduit. Man stellet die von Insekten angesteckte Thiere in einen Kasten, in dem man Schwefelblumen anzündet, denn den Kasten verschließt,

schließt, damit sich der Schwefeldampf durch den ganzen Kasten vertheile. Dieses Mittel hat Hr. M. als das zuverlässigste, durch vielfältige Erfahrungen befunden. V. Des Hrn. **Franklins** Erfahrungen über den Eindruck der leuchtenden Gegenstände auf die Sehenerven. VI. **Anton Laurent de Jussieu** von den natürlichen Ordnungen der Pflanzen. Die Betrachtung aller Theile der Pflanzen, (sagt der Verfasser,) und die Vergleichung aller daher entstehenden Kennzeichen mit einander, können nur allein zu einer sichern Methode führen, natürliche Klassen und unveränderliche Kennzeichen zu finden, um die Pflanze in allen ihren Altern zu unterscheiden. Er hält die drey folgenden Methoden für die natürlichsten. 1) **Linne'** seine 58 natürliche Ordnungen. 2) Die gleichen von **B. de Jussieu** verbessert, und bis auf 69 Ordnungen vermehrt. 3) **Adansons** seine, die auch 58 Familien hat. VII. Von der Fruchtbarkeit der Maulesel. Die Maulesel, die in Frankreich Mulet, in Neapel Gazzino heißen, und einen Esel zum Vater, und eine Stutte zur Mutter haben, sind immer unfruchtbar. Von Mauleselinnen aber hat man, obgleich selten, Beyspiele, daß sie von Pferden besprungen worden, und Junge geworfen. VIII. Eine Methode, die Flügel der Schmetterlinge aufs Papier zu bringen, und diese Thierchen in ihrer natürlichen Gestalt vorzustellen. IX. Hrn. **Monnets** Untersuchung, auf welche Weise sich die Erden mit dem Wasser verbinden. Der Verf. glaubt dieses in einer bloßen mechanischen Zertheilung der Erden und in ihren Vermischungen mit den Theilen des Wassers zu finden; allein **Meyer** und **Macbride**, deren Erklärungen von der Auflösung er für überflüßig hält, dürften seine beyden Versuche, die er zum Beweise anführt, schwerlich als entscheidende gelten lassen. X. Neue elektrische Versuche, angestellt von Hrn. **Comus**, d. 5 Hornung 1765. Dieser Aufsatz enthält verschiedene merkwürdige Versuche. XI. Von Blutegeln, die als Wettergläser dienen können. XII. Briefe über verschiedene Gegenstände der Naturgeschichte des Schweizerlandes. Verdienen gelesen zu werden. XIII. **H. David Gaubius** Beobachtungen über den Hombergischen Phosphorus, mitgetheilt von **H. St.** **Gaubius** nimmt 8 Loth gepülverten Salmiak, vermischt ihn in einem Kolben mit 8 Loth warmen Wasser: wenn alles unter einander geschüttelt ist, werden 16 Loth lebendiger an der Luft etwas zerfallener Kalch zugesetzt, und noch 16 Loth warm Wasser, denn ein Helm auflutirt, und bey gelindem Feuer,

das nach und nach verstärkt wird, ein guter und starker Salmiakgeist abgezogen; das zurückgebliebene giebt, wenn es geschmolzen wird, den Phosphorus. Es kocht und schwillt im Feuer auf, setzt sich darauf, und denn muß man die Materie ausgießen, in Stücke, nicht in Pulver, zertheilen, und aufbehalten. Im besten rektifizirten Weingeist läßt er sich so gut erhalten, daß er noch nach einem Jahre leuchtet. Sein Licht ist röthlich, sehr lebhaft und bey hellem Mittage sichtbar. Wenn ein Stück davon in einem eisernen Mörsel gestoßen wird, zeigt sich bey jedem Stoß eine röthliche Flamme, die aber weder Weingeist noch Schießpulver anzündet. XIV. Versuche, das Braunschweigische Grün betreffend, mitgetheilt von H. St. Chemische mit diesem Grün angestellte Versuche brachten den Verf. darauf, ein Gemenge von Kupfer, Vitriol, Salz und Alaun mit siedendem Wasser aufzulösen, und mit geschlämmten Kalch niederzuschlagen, da er denn sehr schöne grüne Farben erhielt, die dem Braunschweigischen Grün vollkommen ähnlich waren, besonders wenn er wenig Kalch zusetzte. Der Braunschweigische rothe Alaun bestehet aus Alaun und einer Auflösung von Kobolt in Vitriolöl, welches alles mit einander kristallisirt worden. Der Kobolt muß durchs Kochen im Vitriolöl aufgelöset werden, da man denn eine rothe Auflösung erhält. Der Ve f. hätte hier noch erinnern können, daß dieses nur mit einer gewissen Art von Kobolt, nämlich dem Lehmannischen schwarzen mulmichten, schmierigen Kobolt, angeht, denn von andern Arten wird man vergebens eine rothe Auflösung oder rothen Vitriol erwarten. XV. Von einer merkwürdigen Verbesserung des Baum- und Leinöls, mitgetheilt von H. St. Der Verf. füllte den vierten Theil einer Flasche mit rein gewaschenen Sande an, das übrige mit drey Theilen siedendem Wasser, einem Theil Oel und noch einigen Granen Salpeter; die Flasche wird wohl vermacht, die Materien unter einander geschüttelt, in gelinde Wärme auf den Ofen gestellt, oft umgeschüttelt, das von den schleimigten Theilen des Oels trüb gewordene Wasser abgeschieden, frisches siedendes wieder aufgegössen, bis es helle blieb, und endlich das Oel gelinde abgegossen, so war es schön weiß, und gab mit Silberglätte gekocht einen schönen weißen Fürniß. Ob diese Methode mehr ausrichte oder kürzer sey, als die gewöhnliche Reinigung der Oele mit Bley und Bleichen an der Sonne, lassen wir dahin gestellt seyn. Will man die Oele zum verspeisen brauchen, so läßt sich zwar kein Bley anwenden;

allein

allein auch die Methode des Verf. und besonders die dabey angewendete Wärme macht sie schon etwas scharf, und deswegen zu Abscheidung der schleimigen Theile, worauf der Verf. sein Hauptaugenmerk hat, das Filtriren durch Schnee, oder durch den Frost, fast vorzuziehen. XVI. Versuche, auf eine neue Art, mit beständigen und wohlfeilen Farben, die Seide zu färben, und auf dieselbe zu malen, von H. St. Das allerschönste Zitronen- und Schwefelgelb, mit aufgelöstem Silber in Scheidewasser. Sehr schönes Rosenroth, mit verdünnter Quecksilberauflösung in Salpetersäure. Dunkelroth, auch mit Quecksilberauflösung, nur stärker. Eine schöne blaue Farbe, mit Indig und Vitriolöl. Ein sehr schönes Grün. Die Seide wird mit Silberauflösung erst gelb gefärbt, dann kommt sie noch in die Indigoauflösung. Diese Farben sollen beständig und wohlfeil seyn: an dem letzten läßt sich, besonders wegen der kostbaren Gold- und Silberauflösungen, sehr zweifeln, es wäre denn, daß sie außerordentlich schön ausfielen, und sollte die Seide von diesen beitzenden Auflösungen nicht etwas angegriffen werden und von ihrer Festigkeit verlieren? in der Zugabe wird des Hrn. **Marquer** Art, die Seide Cochenilleroth zu färben, beschrieben. Die Seide wird vorher in die Zinnsolution gebracht, und damit vorbereitet, darauf kommt sie ins Cochenillebad. XVII. Herrn **Desmarest** Abhandlung von dem Ursprung und der Natur der großen und vieleckigen Basaltsäulen, erklärt aus der Naturhistorie dieser Steinart, welche in Auvergne beobachtet worden. Aus den Mémoires &c. de Paris. 1771. Erster Theil. XVIII. Die vornehmsten Lebensgeschichten des Hrn. **Commerson** von Hrn. **de la Lande.** Voll von merkwürdigen Vorfällen. XIX. De Uitlandsche Kapellen voorkommende in de drie Waerld-Deelen, Asia, Africa en Americka by een verzameld en beschreven door den Heer Pieter Cramer ꝛc. Amsterdam. 1775. 4. Eine in der Naturgeschichte der Insekten sehr brauchbare Schrift. XX. Neue Aussichten über die Lehre von der Verwandschaft der Körper, von H. St. Man hat, sagt der Verfasser, denen Verwandschaftstafeln, unter denen er die vom **Marherr** für ein Meisterstück gelten läßt, vorzuwerfen, daß man die Verwandschaften nicht in Reihen bestimmen könne, weil die wechselsweisen Attraktionen zeigen, daß sich die allgemeinen Gesetze der Verwandschaft nicht an eine unwandelbare Reihe von Stufen binden lasse. Z. B. Man sahe, daß die Vitriolsäure die Salpetersäure, bey Bereitung des Salpetergeistes, austreibe, und

 schloß

schloß also, daß jene mehr Verwandschaft mit dem Laugensalze, als die letzte, habe. Man fand aber auch, daß vitriolisirter Weinstein im Salpetergeist, bey einer geringen Hitze, aufgelöst und kristallisirt, wahren Salpeter gebe, dieses schiene das Gegentheil vom vorigen zu zeigen u. s. w. Diese und andere dergleichen Fälle zu berichtigen, will der Verf. zwo Verwandschaftstabellen machen, davon eine die Verwandschaften im feuchten Wege, die andere auf dem trocknen Wege enthalten soll, und künftig mittheilen. XXI. Beobachtungen über ein neues Thierchen, welches von einem jungen Mädchen gegangen ꝛc. von Hrn. D. Verdeil. Aus der französischen Handschrift des Autors übersetzt. Ein sechsjähriges und schon seit einigen Jahren schwächliches Mädchen brach endlich unter andern sehr langen Spulwürmern auch diesen besondern Wurm, den der Verf. umständlich beschreibt, weg. XXII. Brief eines Freundes an den Herausgeber dieses Magazins über eine Muthmaßung die Lehre vom Kalch betreffend. XXIII. Auszug aus der Abhandlung des Hrn. Toaldo über den Einfluß der Meteoren, auf das Wachsthum der Pflanzen. Eine von Kön. Gesellschaft zu Montpellier gekrönte Preisschrift. Enthält gute Entwürfe, deren Ausführung dem Landmanne sehr nützlich seyn könnten. XXIV. Anzeige einer bequemen Methode, die zu einer Sammlung bestimmte Insekten zu tödten, von W. G. Ploucquet, der Churbayerischen ökonomischen Gesellschaft Ehrenmitglied. Das Leben der zu tödtenden Insekten desto schneller abzukürzen, und ihrer Qual ein Ende zu machen, wählt der Verf. den Schwefeldampf, die Käfer können auch lebendig in siedendes Wasser geworfen werden, sie sollen ehe sie gleichsam die Oberfläche des Wassers berühren, schon todt seyn. XXV. Hrn. Professor Hottingers Eintrittsrede als Professor der Eloquenz.

VI.

P. N. Sprengels Handwerke und Künste in Tabellen mit Kupfern. Die Woll- und Seidenfabriken. Fortgesetzt von O. L. Hartwig. Vierzehnte Sammlung. Berlin, in Verlag der Buchhandlung der Realschule, 1776. 8. 654 Seiten.

Diese vierzehnte Sammlung hatte die letzte seyn sollen; es hat sich aber des Stoffes so viel gefunden, daß auch noch eine funfzehnte hinzugekommen.

Funfzehnte Sammlung. Berlin — 1777. — 8. 378 S. nebst einem Register über die 13. 14. und 15te Sammlung.

Wir wollen uns bey diesem, unsern Lesern seinem innerlichen Verdienste nach schon genugsam bekannten Werke, begnügen, nur den Inhalt dieser beyden Sammlungen für diejenigen, die dasselbe erst am Ende kennen lernen wollen — ein altes diagnostisches, aber meistens richtiges Principium — anzuzeigen.

XIV. Sammlung. **Wollenfabriken.** Von der Wolle überhaupt. Zeugfabriken: glatte Zeuge, geküperte, facionirte Fußarbeit, facionirte Zeugarten, geschnittene Zeuge, Appretur. Tuchmanufaktur: Spanische Tücher ꝛc. Landtücher, Frisirmühle. **Seidenfabrik.** Vorbereitung der Seide. Von ganz seidenen Zeugen. Glatte Zeuge, geküperte, facionirte durch Fußarbeit, gezogene facionirte auf dem Kegelstuhl, auf dem Zampelstuhl. Broschirte Arbeit. Sammtartige Zeuge. Appretur. Gazefabrik. Marle, Filet, Flor. Halbseidene Zeuge.

XV. Sammlung. Tapetenfabrik, Papiertapeten, Wachstuch, Peckings, Gewirkte, Basselisse, Hautelisse, Savonnerie, lederne ꝛc. Strumpfwirker, Strumpfstricker. Schwarz- und Schönfärber, Seidenfärber. Blumenfabrik, italiänische Blumen, Federblumen. Wattenfabrik. Knopfmacher. Schneider, wobey der Frauenschneider den Beschluß macht; aber so macht, daß das Frauenzimmer vielleicht dadurch gereizt werden möchte, bald eine Fortsetzung zu wünschen. Es wird hier nichts als die Schnürbrust und die Roberonde erklärt, bey dem Maaßnehmen aber so viel Partikularität angebracht, daß auch der kälteste Ehemann diesen Messungsaktum der Willkühr des Schneiders alleine zu überlassen, sich kaum wird entschließen können. Die englische Schnürbrust wird hinten und vorn zugeschnürt, die Theile stehen aber von einander ab, und in die Spatia werden seidene Lätze eingefüttert. Alle lange Kleider der Frauenzimmer zu beschreiben will der Verf. deswegen nicht wagen, weil die Mode sie fast alle Jahr abschafft, und der-

malen die Roberonde, im Hause auch zuweilen die Pekesche Mode ist, die Volante und der Schlomper hingegen zu dem Putz der vorigen Zeiten, das Kamisol und die Kontusche aber zu der leichten und geringen Bekleidung gehört, deswegen nur die Roberonde geometrisch und stereometrisch beschrieben wird. Es werden dazu gefodert: 20 Ellen Zeug und 14 Ellen zum Rock, ohne die Schleppe, deren Länge der unumschränkten Willkühr der Besitzerinn überlassen wird, gleichwie überhaupt der Zuschnitt des Kleids um den Unterleib, weil es lediglich, wie unser V. sehr wohl erinnert, davon abhängt, ob das Kleid auf **Poschen**, oder auf einem weiten Reifrock, so man **Consideration** nennt, oder auf einer kleinern **Baleine** getragen werden soll. Er spricht auch hier von Keilen, die an dem Hintertheil angebracht werden, davon aber der Recensente keinen anschauenden Begriff hat, indem weiter nichts darüber gesagt ist, als daß man im erfoderlichen Fall den Untertheil des Kleids erweitern, und daher dieser Untertheil ganz unten 6 bis 8 Ellen weit seyn kann.

Unter den Aermelarten wird der aufgepuffte sogenannte **Bauernärmel** gerühmt; und die gewöhnlichsten Frisuren werden folgendergestalt klassificirt:

1) **Pfeifenstiel**-Frisur	2) **Spitzkäse**-Frisur	3) *Carreaux*-Frisur	4) **Waffen**-Frisur
|	|	|	|
schmale runde Falten.	Falten in Gestalt eines Spitzkäses oder Kahns.	Falten wie Rauten.	verschobene Rauten.

werden die Falten etwas rund ausgebildet, so entsteht daraus ein genus:

gepuffte Frisur,

diese wird mit Schaf- 2c. Wolle ausgestopft.

Ein Synonymon davon ist die

Falbla,

die auf den untersten Umfang des Rocks unter der Roberonde zu stehen kommt, aber mit der Frisur des Oberkleids gleiche Breite, Länge und Dicke haben muß.

Dank der Asche Hartwigs und seinem Fortsetzer; es sind nun 200 Fabriken beschrieben, nichts ist noch zurück als die Porcellan- und Fayancefabrik, die Blondenfabrik, der Trompeten-

petenmacher, der Potaschensieder, der Theerschweler; darüber man aber dem V. in seinen angeführten Ursachen Gerechtigkeit widerfahren lassen muß. Das Werk hat dem ungeachtet um das deutsche Vaterland große Verdienste, die ein jeder Patriot dankbarlich erkennen muß.

Hk.

Calendergrillen. Ein Gespräch von Calendern, und deren Verbesserung. An. 1777. $3\frac{1}{2}$ Bogen. 8.

Ist wohl eine Satyre auf unsre Almanachs! etwa gar von einem wahren wirklichen Calendermacher, dem seine Waare jetzt weniger abgehet. So dachten wir anfangs; die Sache nahm aber eine ganz andere Wendung. Es sind satyrische, hin und wieder ganz drollichte, Vorschläge zu Calendermaterien, und eine ernsthafte, aber wie wir glauben, schwer auszuführende, Reformation in Ansehung der Ordnung und jährlichen Feyer gewisser Feste.

Man höre doch, was für Veränderungen die alte Form der Calender erlitten hat. Wir haben Calender in allerley Format, Calender mit mancherley Begleitung, schöne Raritäten inwendig und auswendig, Calender von allerhand Materie, von Holz, Pappe, Metall; Calendermaschinen; Calenderuhren; hundertjährige, ja immerwährende Calender; Calender von allerley Inhalt; astronomische Calender; Haushaltungs- Arzney- Schreib- Staats- Hof- Stadt- Land- Garten- Feld- Forst- Berg- Universitäts- Historien- Kunst- Wunder- Genealogie- Wapen- Theater- Musen- Grazien- encyclopädische- Bienen- Calender; Kinder-Calender; Bauren-Practica; Calender-Tabellen 2c. 2c. und Almanachs in Menge. Nun fehlen, meynt der Verf., noch ein Calender-Lexicon, und eine Abhandlung über die Kunst, aus allem Calender zu machen,

Was Rockelade ist, würden wir nicht errathen haben, wenn nicht der Zichorienhandel sogleich folgte. Electrische Funken und Schläge aus der Familienfriction, (wir übersetzen dieses: mulus mulum scabit, das ist, herrlicher Wiederhall eines zugejauchzten Beyfalls.) Das Commercium und die Frugalität im Gegenschein (auswärtiger Handel, einheimischer Luxus,) von unerkannten Puppen. Die beyden Hände so gebraucht, daß man mit der einen wieder nimmt, was man

mit der andern gegeben hat. Von den Nahrungssäften der Schreibfedern. Satyre auf den Oberhaarbaumeister des Absalons, der ihm den Trep gar zu hoch gemacht hatte. Von der Nothwendigkeit, dem Nutzen und Gebrauch der Polyglottfiebeln. Belehrung aus der Algebra, ein Amt durch Näherungen zu finden, wenn man ein solches Facit durch Gleichungen nicht heraus bringen kann; tröstlich und üblich! (Manche, zumal juristische und ökonomische Aufgaben, lassen sich auch durch Rectificirung irgend einer krummen Linie, es sey nun ein Kegelschnitt oder ein Beutelschnitt, bequem genug auflösen. Die Methode vom kleinsten und größten nicht zu vergessen, die uns gar schön erkläret, warum wir oft gerade da etwas sehr kleines finden, wo wir etwas recht großes suchten.) Von elastischen Titeln, Dringende Ursachen, warum ein baldiger Krieg nothwendig sey: damit die alten Krieger den Dienst nicht verlernen, und die neuen ihn erlernen. Von der sichtbaren und unsichtbaren Influenz der Venus, bey allen ihren Phasibus, in alle menschliche Dinge. Die Schwere der Schreibfedern, Filetnadeln, Putzbänder rc. verglichen mit der Schwere der Aexte, Hammer, Dreschflegel, Küchengeräthe, (das ist, patriotischer Zuruf an viele unsrer Schriftsteller, die Schreibfeder mit der Filetnadel zu vertauschen. Untersuchung der Frage: Ob es einem Lande zuträglich wäre, weniger Bauern und mehrere Haarfrisierer zu haben, nebst beygefügter Todtenliste der letztern, in einigen ansehnlichen Städten Deutschlands, um daraus ihre Anzahl muthmaßlich zu bestimmen.)

Doch wir müssen dem Leser auch etwas zu rathen übrig lassen.

Sp.

Noui Commentarii Soc. R. Sc. Goettingensis. Tomus VII. 1777. 4. Göttingen bey Dietrich.

Zur physischen und mathematischen Classe. 1) Haller von den Wirkungen des Opium in den menschlichen Leib. Der Verf. erzählt umständlich den Erfolg des Gebrauches, den er 30 Monat lange fast ununterbrochen bey Anlaß einer besondern Art von Harnstrenge gemacht hat. 2) J. A. Murray beschreibt einige seltnere Pflanzen. Es sind eine Art Gossypium, Asperugo diuaricata, Lonicora media, Iris flexuosa,

sa, Cotyledon spinosa, Brassica polymorpha, und Asphodelus ramosus. 3) **H. A. Wrisberg** zeigt aus eigenen Beobachtungen, man habe irrig geglaubt, als giengen aus dem fünften Nervenpaar des Gehirns besondere Nerven in die harte Hirnhaut. 4) **J. Beckmann** vom Einbeizen des Holzes zu eingelegter Arbeit. Die Geschichte nebst Versuchen über dazu dienliche Hölzer und Farben. 5) **J. Chr. P. Erxleben**, daß die **Blacksche** Theorie der fixen Luft in Anwendung auf den Kalch gut, und **Mayers** *Acidum pingue* zu verwerfen sey. 6) **A. G. Kästner** bringt das ehemals viel Aufsehens machende **Alhazensche** Problem auf eine Gleichung vom vierten Grade, wie nehmlich, wenn die Lage des Auges, eines sphärischen Spiegels und des Objectes gegeben, der Punct auf dem Spiegel zu finden, wo die vom Object ins Auge kommende Stralen auffallen. 7) **A. L. F. Meister** prüft durch Versuche die aus einer bis an eine kleine Luftblase mit Weingeist gefüllten Glasröhre bestehende Wasserwage. 8) **G. C. Lichtenberg** liefert die Beobachtungen, die er 1772 und 1773 um die geographische Lage von Hannover, Osnabrück und Stade zu bestimmen, angestellt hat, und vergleicht die wegen der Länge angestellten mit den gleichzeitigen auswärtigen, die er bisher hat erhalten können.

Zur historischen und philologischen Classe. 1) **C. G. F. Walch** von den Sabaiten, einer von einem Mönche Saba abstammenden Secte, die den Origenes wacker verketzerte. 2) **Chr. G. Heyne**, wie man die Etrurischen Alterthümer besser auslegen müsse. 3) **J. C. Gatterer** von Diplomen, die andere bereits vorhandene zu bekräftigen, ihre Gültigkeit zu bestätigen, ausgefertigt werden. 4) **Chr. W. Büttner** zählt die Alphabete aller Völker vor, und zeigt an, wie er sie in Classen ordne.

Sw.

Amoenitates literariae Friburgenses. *Fasciculus III.* Vlmae, apud Stettinium. 1776. 11 Bogen in 8. oder in fortlaufenden Seitenzahlen mit den zween ersten Fascikeln S. 411—582. Nebst drey Kupferstichen in 8.

Das ganze dritte Stück handelt von **Jakob Wimphelings** eigenen und von andern Schriften, an denen er nur

Theil gehabt, und beyläufig von dessen Lebensumständen. Es sind dieser Schriften noch 13, die mit den vorhergehenden von Nr. 77 bis 89 fortlaufen. Herr Regierungsrath Riegger hat wieder hier und da ganze selten gewordene Briefe von Wimpheling und dessen Zeitgenossen, z. B. Geilers von Kaisersberg, Erasmus von Rotterdam rc. eingerückt, die über den Zustand der Wissenschaften zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts einiges Licht verbreiten. Auch hier findet man Beweise von dem damaligen schrecklichen Verderben der Klerisey und Geständnisse der Nothwendigkeit einer Reformation, z. B. p. 473. 480. Das Wichtigste in diesem Fascikel ist unstreitig Wimphelings Auszug aus der pragmatischen Sanktion der gallikanischen Kirche, die unter Karl dem Siebenten zu Bourges ist verfertiget worden. Dieser Auszug ist zwar einigemal gedruckt, aber nicht vollständig, ausgenommen in Hermanns von der Hardt Actis Concilii Constantiensis; und selbst bey diesem fehlen Zusätze bey dem Hauptartikel de actionibus et astutiis Curtisanorum, die Herr v. R. jetzt zuerst edirt, ob er gleich nicht gewiß weiß, ob sie von Wimpheling oder Zasius, (dessen Briefe Hr. v. R. vor einigen Jahren herausgegeben,) herrühren. Das Schreiben, worin Kaiser Maximilian im J. 1510 Wimphelingen die Abfassung dieses Auszugs aufgetragen, und Wimphelings Antwort sind auch hier abgedruckt. Bey dieser Gelegenheit giebt Hr. v. R. einige hier unnöthige litterarische Nachrichten von jener französischen Sanction, und bezeichnet ihre Abweichungen von den Schlüssen des Basler Conciliums, nach denen sie, wie bekannt, gebildet wurde. Ferner theilet er die gleichfalls schon oft, aber nicht genau genug gedruckten Decem grauamina nationis Germanicae et sacri Romani imperii, nebst den dazu gehörigen Remediis et Auisamentis, mit, so wie sie jenem Kayser von den deutschen Ständen auf dem Reichstage zu Augsburg 1510 sind vorgelegt worden; die aber freylich, so wie manches Andere, nicht hieher gehörten. (Manche Ausschweifungen des Verf. scheinen uns blos von der Sucht, Belesenheit zu zeigen, herzurühren.) Alles dies geht von S. 479 bis 533. — S. 540 ist der Abdruck eines Briefs von Wimpheling wiederholt, woraus erhellet, wie vortheilhaft dieser große Gelehrte von D. Martin Luthern geurtheilet. Auch der sanfte und höfliche Brief (S. 542 u. f.) den W. an Luther und Zwingli im J. 1524 geschrieben, ist merkwürdig. S. 544 u. f. steht ein bisher ungedruckter Brief von Wimpheling, den Hr. Lamey

zu

zu Mannhein dem Hrn. v. Riegger mitgetheilet hat, der zwar Wimphelings Eifer für seine Religion bestätiget; übrigens aber eine offenbare, Wimphelingen zu Ohren gekommene Verläumdung des D. Capito zu Straßburg enthält, der auf der Kanzel sollte gesagt haben: Wer die Mutter Gottes anrufe, und sein Vertrauen in sie setze, sey gleich, als bete er einen Hund an. So hat zuverlässig nie ein Protestant geurtheilt, am wenigsten ein Gelehrter, wie Capito. Gewiß, ein solcher würde von seinen eigenen Glaubensgenossen verachtet werden! S. 548 bis 574 sind angehängt einige lateinische Gedichte Wimphelings und Erhards Battmanns, (von dem Hr. v. R. in der Folge handeln will,) auf den bekannten Burgundischen Landvogt, Peter Hagenbach, den die Zürcher gefangen und enthauptet haben. S. 575 Wimphelings Gedichte auf die erzwungene Vermählung des französischen Königs Karl des Achten, mit Annen von Bretagne. In der S. 580 beygefügten, vorher ungedruckten Epistel an den Röm. König Maximilian, sagt Wimpheling unter andern: Horrendum enim est factum, et inauditum, quo Franciae rex Carolus Annam Britannicam, legitime tibi (sibi ist wohl ein Druckfehler,) desponsatam, clam, vi, et dolo rapuit, in perpetuam nominis sui ignominiam. Er nennt es hernach noch adulterinum raptum. Bekanntermaßen hat eben dieser Wimpheling eine Rede über diesen Vorgang gehalten, die sonst schon mehrmals gedruckt ist.

Herr von Riegger würde seinen Lesern einen Gefallen erzeigen, wenn er über die bisher gedruckten und über die folgenden Theile dieser Miscellaneen ein ausführliches Register verfertigen ließe.

Vr.

Taschenbuch für Kammerjungfern, Kammerfrauen, Kammerdienerinnen und Stubenmädchens, (sollte wohl heißen Stubenmädl.) Wien, bey Kurzböck. 1776. 8. 208 Seiten.

Ein Fräulein ist bey der Gräfinn Xyz incognito Kammerjungfer, kommt in diesem incognito in die Dienste einer Fürstinn. Ein Freund giebt ihr viele gute Rathschläge, unter andern auch, ihren Stand bey Gelegenheit vor der Fürstinn nicht heimlich zu halten; dazwischen tritt eine häßliche bürgerliche

Kammerjungfer auf, die einem schönen Mädchen den Rath giebt, nicht eher Kammerjungfer zu werden, als bis sie erst ihre Schönheit verloren haben werde. Und nun folgen Recepten, die Tüchel gelb zu beizen, Urinflecken aus seidenem Zeug zu bringen, Handpomade und Zahnpulver zu machen, die blassen Lippen roth zu färben, ein Kühlwasser zu machen, für die Damen, Morgens nach der Chocolade zu trinken ꝛc. alsdenn wird der Roman fortgesetzt, um wo möglich, eine zweyte Pamela heraus zu bringen; die erste Kammerjungfer wird Hofdame, liest, findet die Romane abgeschmackt, will Philosophie studiren, ihr Vetter schickt ihr mit der Landkutsche Jacobi's Iris, und empfiehlt ihr das Studium der Naturgeschichte; hinter drein noch ein Geschichtgen von Eliodora, auch einer Kammerjungfer, deren Roman sich in der Baronesse endigt. Mag wohl eine zur Ruhe gesetzte Zofe die Verfasserinn von diesem Werklein seyn.

Unpartheyische Abschilderung des Benedictinerordens, verfertiget von Bernhard Joseph von Schulz, ehemaligem Klostergeistlichen. Bremen bey Meier, 1776. 8. 127 S.

Das erste Kap. handelt von dem Ursprunge des Benedictinerordens. 2. von dem Wachsthume und Verfall. 3. von der itzigen Verfassung desselben. 4. von dem Probejahre. 5. von den drey Gelübden. 6. von der Demuth, dem Stillschweigen und Fasten der Mönche. 7. von dem Abt und den andern Vorgesetzten. 8. von den andern Aemtern und dem Nonnenpater. Anhang eines Sendschreibens von einem Bruder, und Beantwortung desselben.

Der Benedictinerorden hat viele Verdienste, besonders um die Gelehrsamkeit, hat auch selbst in seiner eigenen Verfassung unter allen Mönchsorden die größte Klugheit in Deutschland bewiesen, dadurch, daß er obschon nicht in corpore, aber doch a potiori parte sich zu einem Stande des Reichs qualificiret hat. Die besten Anstalten haben indessen eine falsche Seite. Diese Schrift hat das odium gegen sich, einen Conversum zum Verfasser zu haben. Der nach Wahrheit forschende Leser aber wird den Geruch der Partheylichkeit und die Individualität einzelner Beyspiele bald abzusondern wissen, und dann

wird

wird diese Schrift für katholische wie für protestantische Leser, zumal bey dem Studium der Klosterreformation, sehr interessant seyn.

Gustav August Heinrich Baron von Lamotte — Vorschläge zur Abfuhr der Unreinigkeiten von den Straßen und Gassen in einer großen und volkreichen Stadt. Nebst einem Anhange von der Schädlichkeit der Bebauung und Beengung des Seitenpflasters an den Häusern. Göttingen bey Dieterich 1777. gr. 8. 47 S.

Der Hr. B. suchet die Kammern von dem Kostenaufwande der Abfuhr zu befreyen, und ihn auf die Einwohner der Städte zu wälzen, mit Ausnahme der Kriegsbedienten ꝛc. bemühet sich aber dabey den Verdacht abzulehnen, daß er damit der Kammer schmeicheln wolle. Recensent hält, durch Erfahrung belehret, dafür, daß, obschon Gebrauch und Misbrauch überall nahe zusammengränzen, doch diejenige Art, wo die Abfuhr auf Kosten der Kammern oder des gemeinen Aerariums geschieht, dem wenigsten Misbrauche unterworfen sey; denn es ist doch wohl keine große Stadt, in welcher nicht ein öffentliches Bauamt bestellt ist, und wo nicht eine hinlängliche Anzahl Pferde dazu unterhalten wird; diese Pferde können dazu gebraucht werden, und wenn auch hiezu eine größere Anzahl Pferde erfoderlich wäre, wie man wohl zugeben kann: so ist billig, daß die Fonds des Bauamtes durch proportionirlichen Ausschlag von den Einwohnern in subsidium verbessert werden. Daß an den Seitenpflastern der Häuser keine Kellerhälse, keine weit herausragende Fenstergegitter, gesetzt werden sollen, ist ein Vorschlag, der Unterstützung verdienet.

Vox Pruthenorum ad illustrissimum atque excellentissimum Dominum, Dominum *Valerianum Piwnicki*, Ensiferum terrarum Prussiae generalem inclytae Commissionis thesauri regni Assessorem, hoc tempore *Nuncium* terrarum Prussiae in Comitiis extraordinariis regni

gni et delegatum ex his comitiis ad tractatum sub guarantia Serenissimae Imperatricis Russiae conscribendum MDCCLXVII. 4. 40 Seiten.

Erst gieng eine Stimme aus den Gräbern der alten Preussen, und nun erschallt dieselbe Stimme da capo aus den Schreibpulten der neuen Polnischen Preussen, die durchaus keine Polnische Preussen, sondern Preussische Preussen seyn wollen. Die Polen leben auf deutschen Fuß, ein ächter Preuß aber lebt auf sarmatischen Fuß, und auf diesen wollen alle seine Kameraden leben und sterben. Das ist der Anfang und das Ende dieser Schrift: Prussia non subiugata aut armis debellata, sed beneuola et spontanea ad regnum Poloniae venit; per hanc beneuolam et spontaneam deditionem prouincia *Seorsiva* manere voluit, quae cum Polonia nihil plane commune haberet, nisi Regem, amicos et inimicos — (Das ist der Anfang) Iustum ergo est studium Prussorum de manutenendo et restituendo antiquo prouinciae suae statu, et de auertenda euersione eiusdem intentata seu intentanda, nec quidquam iniustius cogitari possit, quam conatus opprimendi Prussos ipsosque coaequandi cum Polonia, a qua plane diuersa fuit semper et est, illa Sarmatico, hac Germanico genio viuente. (Das ist das Ende.)

Hk.

Empfehlung einer vernünftigen neuen Mode deutscher Aufschriften auf deutschen Briefen, vom geheimen Justißrath Pütter zu Göttingen. Göttingen, im Verlage Vandenhoek 1775. 8. anderthalb Bogen.

Die deutschen Posten haben ihre Einrichtung den Vorfahren des itzt fürstlichen Hauses Taxis zu danken (S. 4), die sich genöthiget glaubten, lieber Franzosen als Deutsche zu den Postbedienungen zu gebrauchen, weil jene der Sache schon kundig waren. Dadurch ist die seltsame Nothwendigkeit aufgekommen, daß Deutsche, die einzigen in ganz Europa, die Aufschriften ihrer Briefe an ihre Landsleute in Deutschland, nicht in ihrer Muttersprache, sondern in einer fremden, machen mußten. Freylich konnte man damals der kanzleymäßigen, weit-

läufi-

läufigen, gezwungenen, altfränkischen Aufschriften müde und überdrüßig geworden seyn, um solche mit den kürzern französischen gern zu vertauschen. Oft mochte auch ein ungeübter Briefträger den unter so vielen zusammengehauften umständlichen Ehrentiteln verhüllten Namen (S. 8) nicht gleich herausfinden können. Aber daß dieser Gebrauch französischer Aufschriften sich noch bis itzt so hartnäckig erhält, das ist wahrhaftig seltsam. Es ist ja genug (S. 11), wenn man den, an welchen der Brief gerichtet ist, so kenntlich bezeichnet, wie er im gemeinen Leben mit seinem Haupttitel von andern unterschieden wird; und wem im persönlichen Umgange der Excellenz- Gnaden- Hoheit- u. a. Titel zukommt, dem verbleibe er auch auf den deutschen Aufschriften nach wie vor. Daß dies gar wohl im Deutschen angehe, bezeugt der Augenschein. Denn es hat bereits ein guter Theil dreist angefangen, die Briefaufschriften deutsch abzufassen, ohne dadurch Verwechselungen veranlaßt, oder Ehrerbietigkeit und Wohlstand beleidigt zu haben. Die Absicht der Aufschriften wird auch vollkommen erreicht, und die geht blos dahin, daß die Briefe durch Briefträger oder Boten, denen sie zur Bestellung anvertraut werden, richtig mögen abgegeben werden; warum soll ihm denn diese Anweisung in einer ihm unverständlichen Sprache vorgeschrieben werden? Wie vielen, die nicht hinlänglich französisch verstehen, wird (S. 12) zugleich die Mühe erspart, erst die Titulatur- und Wörterbücher mit ängstlicher Genauigkeit durchzublättern, oder andre deshalb um Rath zu fragen, damit die durchaus französisch seyn sollende Aufschrift nur nicht gar lächerlich werde; wie nicht selten geschieht, daß z. B. ein erster Stadtprediger in einen Premier Ministre de Dieu verwandelt wird; um nicht noch possierlichere anzuführen. Jeder deutscher Beförderer des guten Geschmacks also wird patriotisch wünschen und helfen, daß hinfort der Gebrauch deutscher Aufschriften allgemeiner werde; und hierzu eben wird das Lesen dieser kleinen, aber recht zu gelegener Zeit gekommenen, Schrift gewißlich dienen. Auch dächten wir, gäbe es wahre Erleichterung für Briefschreiber, wenn selbst die Curialien und langen Titel, inwendig zu Anfange und am Schlusse des Briefes ausgelassen würden, und dafür blos die schriftliche Anrede so geschähe, wie es beym mündlichen Gespräche gewöhnlich ist. Denn ein Brief soll doch eigentlich die Stelle einer mündlichen Unterredung vertreten. Wenigstens sind wir Privatleute nicht an das Kanzleyceremoniel gebunden. Gr.

J. W.

J. W. Heinemanns von der K. Societät zu Göttingen zuerst gekrönte Abhandlung über die Feuerlöschungsanstalten in kleinen Städten und auf Dörfern. 1777. Lemgo in der Mayerschen Buchhandlung. 8. 5 Bogen.

Ein neuer Abdruck auf Veranlassung der Glaserschen Anmerkungen. Diesem geschickten Manne, und der im Grunde Hrn. H. Meister seyn könnte, begegnet Hr. H. in den Anmerkungen oft sehr unanständig.

Fm.

Die Handbibliothek. Zum Vortheil seiner Nebenbürger mit Anmerkungen herausgegeben von Johann Heinrich Rais. Reval, gedruckt auf Kosten des Verfassers, 1776. in 8.

Zu einer Anzeige dieser Wochenschrift, die halbebogenweise ausgegeben wird, veranlaßt uns des Hrn. Verf. ganz gute Absicht. Er sucht seine Landesleute, darunter vielleicht viele in der neuen Litteratur sehr fremd seyn, und wenig Geschmack am Lesen finden mögen, mit allerley neuen deutschen Büchern bekannt zu machen, die zur angenehmen, zur nützlichen und zur wissenschaftlichen Lectüre gehören, (unter diese drey Classen bringt er alle Schriften, die er anzeigt und kurz beurtheilt.) Das Lesen ihnen zu erleichtern, schlägt er Bedingungen vor, unter welchen er für eine eben nicht ganz geringe Vergütung seinen Büchervorrath gemeinnützig machen und tageweise an Liebhaber ausleihen will. Wir wollen weder über seinen Plan, noch über seine vorgetragenen Urtheile unsre Gedanken sagen: nur rathen wir ihm, ältere allgemein bekannte, längst nach ihrem Werth bestimmte, Schriften mit einer abermaligen Beurtheilung und Anzeige zu verschonen; mit Lobeserhebungen nicht so verschwenderisch, wie S. 14, umzugehen; und witzelnde Aufsätze, wie der im Anfang des zweyten Stücks, die weder belehren noch vergnügen; ganz wegzulassen; damit man weder in seine Urtheilskraft, noch in den Geschmack seiner Leser, ein Mistrauen setzen dürfe.

Pe.

Das

Das Grab des Aberglaubens. Zwey Sammlungen. 14 und 17 Bogen in 8. Frankfurt 1777 bey Mezler.

Dieses Buch ist die zweyte Auflage einer Wochenschrift, die vorher stückweise herausgekommen, und zur Absicht hatte, alle Arten von Aberglauben so viel möglich auszurotten. Diese Absicht ist sehr lobenswürdig, und es möchten manche, auch aus den vornehmern Classen von Leuten, sich daraus belehren können. Mit der Art der Ausführung kann man im Ganzen zufrieden seyn; obgleich gegen einzelne Stellen des Ausdrucks und der Einkleidung noch was zu erinnern seyn möchte. Träume, die deutlich, ordentlich und zusammenhängend sind, hält der V. doch der Aufmerksamkeit werth, so auch unter den Ahndungen die Angst, die uns mitten unter unsern Frölichkeiten, bey der besten Disposition unsers Leibes und heitersten Verfassung des Geistes anwandelt. Man möchte schwerlich aus Bewegungen, die in unserm Körper ihren Grund haben, etwas auf die Zukunft schliessen können.

Pz.

Der Gemeinnützige. Eine Wochenschrift. Giessen, in der Kriegerischen Buchhandlung, 1776. 52 halbe Bogen.

Hier wechselt das Leben des Obersten Quintus Icilius mit einem Mittel wider den schwarzen Kornwurm, die Untersuchung, ob die jüdischen Könige ausländische Soldaten gehabt, mit dem Verzeichniß der akademischen Vorlesungen in Giessen, eine Anweisung, Fische zu kochen, mit Kritik über Sebaldus Nothanker, und mit schlechten Versen ab. Diese Mannichfaltigkeit ist an und für sich eben nicht zu misbilligen, und wenn gleich viel Vorzügliches überall nicht, und aus andern Büchern manches Bekannte hier aufgenommen worden: so kann doch der Gemeinnützige, als ein Provinzialwochenblatt betrachtet, das Elende darinn abgerechnet, noch wohl durchgehen.

Jk.

Teufeleyen. Im Jahre 1776.

Der bekannte Herr P. Gaßner ist nun endlich einmal von der Bühne weg, und genießt im Namen Jesu seiner fetten Dechantey zu Pondorf ganz ruhig. Die Komödie hat also in der Hauptsache ein Ende; nur bisweilen spielt H. Gaßner noch hinter der Scene, und läßt indessen seine Freunde noch auf dem Theater ein lustiges Nachspiel aufführen. Bald tritt ein Proselyt auf, klopft ans Herz, und ganz zerknirscht verwirft er öffentlich alle Gaßnerische Gaukeleyen. Bald fliegt ein rascher Gaßnerianer mit entblößtem Degen in der Hand mitten auf die Bühne her, und will alle Antigaßnerianer in die andere Welt fortschicken. Dort rollt ein Donner von einem bischöflichen Sitze her, und schlägt die abergläubischen Träumer zu Boden. Da richtet sich ein halb erschlagner wieder auf, und verketzert die weisen Männer, die dem Bischofe den Donnerkeil in die Hände gaben. Wir, die wir dem ganzen Spiele zugesehen haben, wollen uns ja nicht ganz von dem lustigen Nachspiele entfernen; sondern liefern hiermit die Auftritte, wie wir sie in gedruckten Exemplaren vor uns liegen haben. Zu der Proselytenklasse gehören

1) **Joseph Edlen von Sartori, Hochfürstl. Ellwangischen Hof- und Regierungsraths, politische Gedanken über die nöthige Untersuchung Gaßners und der Patienten. Augsburg bey Crätz 1776. 6½ Bogen in 4.**

Der Herr Hofrath hat ganz enthusiastisch für Gaßnern gefochten. Durch diese Schrift möchte er sich gern mit Ehren aus dem Gefechte zurück ziehen, und bringt zu seiner Rechtfertigung an: Er hätte die Feder bloß aus reinem Diensteifer gegen seinen Fürsten ergriffen, dem man in öffentlichen Schriften vorwarf, daß er Gaßnern mit seinen geistlichen Betrügereyen am Hofe litt. Amtspflicht war es also (nicht Ueberzeugung) was er für Hr. Gaßnern schrieb. Mehr will er hier nicht, als daß doch die Sache selbst aus politischen Ursachen untersucht zu werden verdiente. Er mißbilligt an Gaßnern, daß er bald einen lebendigen Glauben; bald aber nur einen bedingnißweisen Glauben von seinen Patienten forderte. S. 30 machet er sich gar anheischig, selbst Steine herbeyzutragen; wenn man den gelehrten Thomasio, Maffeo, dell' Osa, Sterzingern,

zingern, von Khautz u. dergl. eine Ehrensäule errichten will. Das ist doch wohl nicht **Diensteifer**, sondern **Ueberzeugung**, die nur etwas spät kommt. Je nun! Man absolvire den reumüthigen Büßer, oder gebe dem Feinde, der das Gewehr strecket — **Pardon!**

Eine andere Scene! — **Es tritt ein eisenharter Gaßnerianer auf**, und bringt sein

2) **Viertes Sendschreiben eines Gottesgelehrten am Tauberflusse an seinen Freund, einen Weltweisen nächst dem Donaustrome, über die Frage: ob die zeitherige Einwürfe gegen die exorcistische Handlungen des Hrn. Gaßners einen zureichenden Grund darbieten, rechtgläubige Christen von der Anwendung seines Lehrsystems an ihnen selbst und andern Hülfebedürftigen abzuhalten. 1776. ohne Druckort. 9 B. in 8.**

Der alte graue Prälat Oswald zu Oberzell hält zwar S. 4 und 5 die Absichten der Gaßnerischen Gegner hier und da, wo keine erhitzte Leidenschaft offenbar die Sprache führt, für gut, und **untadelhaft**; allein er sieht den **Vortheil** ein, den der **Satan** davon ziehen würde, wenn ihre Einwürfe einen überwiegenden Beyfall finden sollten. Ueberzeugt, daß Hr. Gaßner **wirkliche Teufel** ausgetrieben hat, ficht er für Gaßnern, und die Macht des Teufels, und sagt, was schon hundertmal gesagt ist, mit andern Worten. Wenn der Satan ein **cochemischer** Satyr ist, (so malt ihn die fromme Leichtgläubigkeit alter katholischen Orthodoxen,) wie wird er nicht über seine Freunde lächeln, die ihm nach dem entweder erlernten oder geerbten Systeme so viele Macht einräumen? — Legt er aber seinen Satyrskörper bisweilen ab, und fährt als **Geist** in die Körper der Menschen; warum fährt er denn nicht auch einmal in einen **Antigaßnerianer**? — oder in mich, den Recensenten? oder selbst in den Benediktiner zu Banz, der in der **Litteratur des katholischen Deutschlandes** diese meine Recensionen wieder abdrucken lässet, und mit so herzbrechenden und so kecken Anmerkungen begleitet? Wer von Gaßnern curirt werden will, der **muß glauben**, daß er besessen, oder infestirt sey. **Wer's nicht glaubt, dem hilft's auch nicht!** Mit diesem Gläubchen kömmt man so ziemlich gut fort, bis man eines bessern ü[...]zeugt

wird, und man wird es kaum. S. 132 wäre der alte Graue über die katholischen Bischöfe gern böse, daß sie nach Zeugniß des **Turrecremata** und **Barbosa** den ehemaligen Exorcisten, die nicht Priester waren, das Exorcisirungsgeschäfft aufgehoben, selbes den Priestern, und diesen nicht anders als unter der ausdrücklichen Bedingniß, beygelegt haben, daß sie **allemal eine schriftliche Erlaubniß** von dem Bischofe, oder seinem Vicario generali, begehren sollten. Dem Rec. dünkt diese Verordnung ganz vernünftig. Sie war auch in den mittlern Jahrhunderten **sehr öconomisch**; denn da die Bischöfe nach Verordnung der Kirchenversammlungen **die Besessenen zu unterhalten hatten**, so wurden, wie Gregorius de Valentia von seinen Zeiten erzählt, ganze Heerden von Besessenen in die Kirchen gebracht, und — die Bischöfe mochten einmal nicht gern so viele **Kostgänger** haben. Ja, sagt unser lieber Alter, S. 132: „von diesem Zeitpunkte an „kann man aber die Rechnung machen, daß die teuflischen Be„sitzungen und Umsitzungen nicht sowohl minder zahlreich, als „minder offenbar geworden sind.“ und S. 135. „Der be„kannte **Muratori**“ (Gott segne das Andenken dieses würdigen Mannes!) „verfiel gar auf die Thorheit, daß er in sei„ner Abhandlung von der Einbildungskraft gar sagte: **daß „man in Ländern, wo sich keine Exorcisten hervor„thun, nichts von Besessenen wisse.**“ Sollte man in katholischen Ländern nicht vielmehr den Kirchenversammlungen, und den Bischöfen vielen Dank sagen, daß sie dergleichen Verordnungen gemacht, und dem gelehrten **Muratori**, daß er diese Wahrheit geschrieben hat? Soll sich nicht der graue Prälat von seinen eigenen Glaubensgenossen belehren lassen, wenn er je keinem Beweis, der von Berlin kömmt, Gehör geben will? — Wir könnten zwar nun den guten Alten in Frieden entlassen; denn seine Begriffe sterben ohnehin mit ihm, und wir verzweifeln an seiner Bekehrung; allein S. 135 kömmt ein artiges Anekdötchen aus dem **Baruffaldus**, das wir unsern Lesern noch mittheilen wollen. **Baruffaldus** bringt aus dem **Berti** eine Erlaubnißformel zum Exorcisiren an, mit dem Beysatze: non tamen illa (facultate exorcizandi) vtaris a Kalendis Maii ad Kalendas Nouembris, und die Ursache dieses Verbots zu Sommer- und Herbstzeit war: „weil zu besorgen wäre, daß die durch die Exorcismen „aufgebrachte böse Geister in dieser Jahrszeit Gewitter, Sturm „und Hagel in der Luft zum Schaden der Feldfrüchte erwecken

möchten

„möchten," (könnten dieß indessen nicht auch andere Teufel, die gerade nicht in einem menschlichen Körper logiren, oder logiren sie manchmal alle darinn? — Welche Begriffe! —) „und der Exorcismus vielen andern Schaden und Unglücke „zuziehen würde, da er einem und dem andern einen Nutzen „verschafte." Gute Nacht, lieber Alter! Schlafen Sie ruhig! Hr. Gaßner hat zu exorciren aufgehört, die Teufel können wieder ganz ruhig in ihren körperlichen Quartieren seyn, ohne daß sich Euer Hochwürden vor ihren Gewittern zu fürchten haben. Wir haben auch keine Nachrichten von starken Teufelsgewittern von Ellwang, Regensburg, Sulzbach u. s. f. auch von derjenigen Zeit nicht her, da Hr. Gaßner nach Ihrem Begriffe doch etliche Millionen Teufel ausgetrieben haben muß. Weil Sie aber je bedauern, daß die Exorcismen bis auf Gaßnern gar so sehr (wie die falsche Münze) in Abschlag gekommen sind, so könnten Sie ja Hr. Gaßnern die Erlaubniß beiwirken, daß er wenigstens in Ihrem Kloster exorciren dürfte. Selbst wir würden Ihnen zu Ihrem Zwecke behülflich seyn, wenn Sie sich vorher gemäß Ihren alten Kirchenverordnungen anheischig machten, alle dahin kommende Besessene — zu unterhalten.

3) **Entdeckung des falsch vorgegebenen Ellwangischen Protocoll vom 8 December 1774, die Maria Anna Treslerinn aus München betreffend, mit Erläuterung der Anmerkungen. 1776. ohne Druckort. 30 S. in 8.**

Das Protocoll wäre falsch? Ein Student von Ingolstadt soll es um ein Stück Geldes verfaßt und denn verbreitet haben? Si fecisti, nega! Wir sind indessen historisch gewiß, daß das Protocoll, so gern als es die Gaßnerianer wegläugnen möchten, ganz richtig und wahr sey. Ein ansehnlicher Herr von Adel hat es (nicht aus Ingolstadt, sondern) aus Ellwangen mitgebracht, und einem unsrer Freunde mitgetheilt. In Ellwangen zweifelt kein Mensch daran, und es waren doch viele Ellwanger, und viele Fremde da, die über dieses Protocoll **Wunder!** schrieen. Wir würden recht ehrliche und ansehnliche Männer als Zeugen öffentlich aufzurufen im Stande seyn; allein wir müssen der Namen schonen. Und sind denn nicht andere Protocolle **gleiches Inhalts** öffentlich selbst von Gaßnerianern im Drucke? Man lese die vorigen Recensionen von Teufeleyen.

wird, und man wird es kaum. S. 132 wäre der alte Graue über die katholischen Bischöfe gern böse, daß sie nach Zeugniß des Turrecremata und Barbosa den ehemaligen Exorcisten, die nicht Priester waren, das Exorcisirungsgeschäfft aufgehoben, selbes den Priestern, und diesen nicht anders als unter der ausdrücklichen Bedingniß, beygelegt haben, daß sie allemal eine schriftliche Erlaubniß von dem Bischofe, oder seinem Vicario generali, begehren sollten. Dem Rec. dünkt diese Verordnung ganz vernünftig. Sie war auch in den mittlern Jahrhunderten sehr öconomisch; denn da die Bischöfe nach Verordnung der Kirchenversammlungen die Besessenen zu unterhalten hatten, so wurden, wie Gregorius de Valentia von seinen Zeiten erzählt, ganze Heerden von Besessenen in die Kirchen gebracht, und — die Bischöfe mochten einmal nicht gern so viele Kostgänger haben. Ja, sagt unser lieber Alter, S. 132: „von diesem Zeitpunkte an „kann man aber die Rechnung machen, daß die teuflischen Be„sitzungen und Umsitzungen nicht sowohl minder zahlreich, als „minder offenbar geworden sind.“ und S. 135. „Der be„kannte Muratori“ (Gott segne das Andenken dieses würdigen Mannes!) „verfiel gar auf die Thorheit, daß er in sei„ner Abhandlung von der Einbildungskraft gar sagte: daß „man in Ländern, wo sich keine Exorcisten hervor„thun, nichts von Besessenen wisse.“ Sollte man in katholischen Ländern nicht vielmehr den Kirchenversammlungen, und den Bischöfen vielen Dank sagen, daß sie dergleichen Verordnungen gemacht, und dem gelehrten Muratori, daß er diese Wahrheit geschrieben hat? Soll sich nicht der graue Prälat von seinen eigenen Glaubensgenossenen belehren lassen, wenn er je keinem Beweis, der von Berlin kömmt, Gehör geben will? — Wir könnten zwar nun den guten Alten in Frieden entlassen; denn seine Begriffe sterben ohnehin mit ihm, und wir verzweifeln an seiner Bekehrung; allein S. 133 kömmt ein artiges Anekdötchen aus dem Baruffaldus, das wir unsern Lesern noch mittheilen wollen. Baruffaldus bringt aus dem Berti eine Erlaubnißformel zum Exorcisiren an, mit dem Beysatze: non tamen illa (facultate exorcizandi) vtaris a Kalendis Maii ad Kalendas Nouembris, und die Ursache dieses Verbots zu Sommer- und Herbstzeit war: „weil zu besorgen wäre, daß die durch die Exorcismen „aufgebrachte böse Geister in dieser Jahrszeit Gewitter, Sturm „und Hagel in der Luft zum Schaden der Feldfrüchte erwecken

möchten

„möchten,“ (könnten dieß indessen nicht auch andere Teufel, die gerade nicht in einem menschlichen Körper logiren, oder logiren sie manchmal alle darinn? — Welche Begriffe! —) „und der Exorcismus vielen andern Schaden und Unglücke „zuziehen würde, da er einem und dem andern einen Nutzen „verschafte.“ Gute Nacht, lieber Alter! Schlafen Sie ruhig! Hr. Gaßner hat zu exorciren aufgehört, die Teufel können wieder ganz ruhig in ihren körperlichen Quartieren seyn, ohne daß sich Euer Hochwürden vor ihren Gewittern zu fürchten haben. Wir haben auch keine Nachrichten von starken Teufelsgewittern von Ellwang, Regensburg, Sulzbach u. s. f. auch von derjenigen Zeit nicht her, da Hr. Gaßner nach Ihrem Begriffe doch etliche Millionen Teufel ausgetrieben haben muß. Weil Sie aber je bedauern, daß die Exorcismen bis auf Gaßnern gar so sehr (wie die falsche Münze) in Abschlag gekommen sind, so könnten Sie ja Hr. Gaßnern die Erlaubniß bewirken, daß er wenigstens in Ihrem Kloster exorciren dürfte. Selbst wir würden Ihnen zu Ihrem Zwecke behülflich seyn, wenn Sie sich vorher gemäß Ihren alten Kirchenverordnungen anheischig machten, alle dahin kommende Besessene — **zu unterhalten.**

3) **Entdeckung des falsch vorgegebenen Ellwangischen Protocoll vom 8 December. 1774. die Maria Anna Treflerinn aus München betreffend, mit Erläuterung der Anmerkungen. 1776. ohne Druckort. 30 S. in 8.**

Das Protocoll wäre falsch? Ein Student von Ingolstadt soll es um ein Stück Geldes verfaßt und denn verbreitet haben? Si fecisti, nega! Wir sind indessen historisch gewiß, daß das Protocoll, so gern als es die Gaßnerianer wegläugnen möchten, ganz richtig und wahr sey. Ein ansehnlicher Herr von Adel hat es (nicht aus Ingolstadt, sondern) aus Ellwangen mitgebracht, und einem unsrer Freunde mitgetheilt. In Ellwangen zweifelt kein Mensch daran, und es waren doch viele Ellwanger, und viele Fremde da, die über dieses Protocoll **Wunder!** schrieen. Wir würden recht ehrliche und ansehnliche Männer als Zeugen öffentlich aufzurufen im Stande seyn; allein wir müssen der Namen schonen. Und sind denn nicht andere Protocolle **gleiches Inhalts** öffentlich selbst von Gaßnerianern im Drucke? Man lese die vorigen Recensionen von Teufeleyen.

4) **Der Exorcist in seiner Blöße.** 1776. 40 S. in 8. ohne Druckort.

Diese kleine Schrift läuft gegen den Hirtenbrief des Erzbischofs von Prag, der allen Leuten, die sehen wollten, die Augen öffnete. Der Verfasser drückt wenigstens Ein Auge zu, und sagt: die böhmischen Exorcisten machten es nicht so, wie Hr. Gaßner; folglich träfe der Streich Hr. Gaßnern gar nicht. Man muß doch etwas sagen, um etwas gesagt zu haben. Dumme Leute glauben alles gern, was ihnen ein Hochwürdiger Schwarzer vorschwatzt, und so ein kleines Büchelchen dem Haufen vorgezeigt, und angepriesen, dann — ruft alles: der Hirtenbrief ist widerlegt. Eben das, aber weit unhöflicher, weit calumniöser sagt

5) **Eines redlichen Protestanten aufrichtige Erinnerung an den Verfasser des Exorcisten in seiner Blöße, den Prager Hirtenbrief betreffend.** Frkf. und Leipzig, 1776. 45 S. in 8.

Wer sollte es wohl glauben, daß diese erzgrobe Schmähschrift von einem Protestanten herrühre? Warum soll sich ein Protestant des katholischen Exorcisirens annehmen? Wir bekümmern uns sehr wenig ums Teufelsbannen, und dennoch giebt der unter dem Namen eines Protestantens verkappte Katholik S. 45 die Ursache an, warum er die Feder ergriffen hätte. Der Hirtenbrief des Erzbischofs von Prag wäre nicht einmal christlich, (geschweige katholisch christlich, nach den Gaßnerischen Lehrsätzen,) und ein Protestant soll sich der Ehre Jesus nicht annehmen? — — Und S. 12. Der Bischof von Regensburg schützt Gaßnern, nur der Erzbischof von Prag — der mit dem Pallium den Geist der Weisheit von der Höhe des stolzen Vatikans sich zinsbar gemacht — der entscheidet in einem hochtrabenden Tone, wie weit die Gnadengabe des Heilands gehen kann? — Weg mit der Larve. Man hat calumniren wollen, und damit der Verdacht nicht auf einen Katholiken fiel, soll ein Protestant die Schande tragen. Man setze gegen diese zwo Scharteken folgende zwo Schriften in Vergleichung.

6) **Hirtenbrief, und warnender Unterricht gegen die unbefugten Unternehmungen gewisser Exorcisten, des hochwürdigsten Fürsten und Herrn,**

Herrn

Herrn Hieronymus Joseph Franz de Paula, Erzbischofs, und des H. R. Reichs Fürsten zu Salzburg, an die Geistlichkeit des Erzbistums Salzburg. Abgelassen den 5 Jenner 1776. 2 B. in Folio. und

7) Der entlarvte Gaßner, dem Salzburger Hirtenbrief entgegengesetzt. Frkf. und Leipz. 1776.

Der weise Fürst und Erzbischof von Salzburg ließ nach dem Beyspiele des Erzbischofs von Prag seine untergebnen Geistlichen vor den exorcistischen Gaukeleyen warnen, die wider alle gesunde Grundsätze der Theologie, wider alle Gewohnheit, und Rituale, u. s. f. zur Mode zu werden anfiengen, und selbst an die Gränzen seines Kirchensprengels drangen. Kaum erschien dieser sehr vernünftige Hirtenbrief, so sehe man! — Es kömmt wiederum ein seyn sollender Protestant, der unter dem Titel: der **entlarvte Gaßner**, nicht zwar so fast den gutgesinnten Fürsten, als einige seiner Consistorialräthe grimmig anfällt, äußerst beleidigend herunter macht, und spöttisch behandelt. Sie sind S. 38 **neumodische Witzlinge**, S. 54 **gallsüchtige Leute**, S. 62 **hochtrabende Theologen**, S. 64 **aberwitzige Schriftgelehrte**, S. 65 **hochgelehrte Lügengeister**, S. 92 **ruchlose Pharisäer**, u. s. f. die, wie es S. 129 heißt, **aus bloßer Bosheit, aus verdammlichen Muthwillen Gaßnern nicht verstehen wollen**, u. s. f. O der Schande für unsere Zeiten, für unsere Sitten, für unsere Gelehrsamkeit! Wahr ist's, es sind manche wackere und gelehrte Männer auch im katholischen Oberdeutschlande, die sich über den dichten Nebel des Aberglaubens und der Unwissenheit hoch empor schwingen; wie schwer und sauer wird ihnen aber jeder Schritt, den sie für die gesunde Vernunft thun! — Möchten sie doch wenigstens von den Großen unterstützt seyn! was für wichtige Folgen könnte man in kurzer Zeit von ihren nützlichen und schätzbaren Bemühungen hoffen?

8) D. Bernhards Josephs Schleiß, Churfürstl. Pfalz-Sulzbachischen Raths und Leibarzts, auch Kayserl. Pfalz- und Hofgrafs, Zweifelsfragen an *Tit.* Herrn Doct. Samuel Semler zu Halle, über die Sammlungen der Gaßnerischen Geisterbeschwörungen. Sulzbach 1776. 83 S. 8.

9) **Beyträge zu Gaßners Aufenthalt und Wesen in Sulzbach. 1776. Sulzbach. 48 S. in 8.** Von eben dem D. Schleiß, der sich am Ende selbst als den Verfasser angiebt.

Zuverlässige Nachrichten sagen uns, daß eben dieser Doctor Schleiß der Verfasser des **Exorcisten in seiner Blöße**, und vermuthlich auch des **entlarvten Gaßners** sey. Gespötte, Grobheit, gleicher Styl, — alles verräth den Verfasser so ziemlich. Die **Beyträge** fangen sich an: „**Auf eine Lüge** „**gehört eine Maulschelle!**“ und endigen sich mit einer Erinnerung an den Verfasser der **Zauberbibliothek**, den er einen **schwarzgelben Zoilus** tauft, und einem **Roßkäfer** vergleicht, der allen Blumen schnarrend vorbey sumset, und in dem Kothe seine Delikatesse findet. Das ganze Alphabet von den aufgeworfenen Zweifelsfragen wird ohne Zweifel Hr. D. Semler beantworten, wenn er sich je würdigt, auf hundertmal gesagte Sachen noch etwas zu sagen. Das Protocoll vom 20 Sept. 1775, und die Cur des Hrn. Grafens **Saubert** ist allen andern ähnlich, die wir bisher wissen, und es käme auch darauf an, ob der Herr Graf im Jahre 1777 oder 1778 eben noch behaupten möchte, daß er vom Grunde aus curirt sey, und dann könnte man noch ein Alphabet von Fragen dagegen aufwerfen.

10) **Höchst wunderliche und authentisirte Wirkungen des Gaßnerischen Exorcismus zur Ehre des heiligsten Namens Jesu, zur Beförderung der Religion, zum Nutzen und Trost des Nebenmenschen, in öffentlichen Druck gegeben im Jahre 1776. 64 S. in 8.**

Sieben Grundsätze der Gaßnerischen Lehre voraus; — sieben Absätze von Gaßnerischen gemachten Curen geometrisch hinten nach — auf schwarzem Papiere mit blassen Lettern gedruckt Dieß ist alles, was ein Recensent von diesem Vierbogenbüchelchen seinem Leser sagen kann. Neues, Wichtiges? — Außer dem schon tausendmal gehörten — gar Nichts!

11) **Sollte der Teufel wirklich ein Unding seyn? Eine Frage und Bitte an die Theologen unsrer Zeit. 1776. 1½ Bogen in 8.**

Der

Der Verfasser dieser anderthalb Bogen sagt zwar gleich im Eingange: Nach seiner Meynung könnte das ganze Lehrgebäude der Glaubens- und Sittenlehre gar wohl bestehen, wenn es auch ausgemacht würde, daß der Teufel ein Unding sey; allein er möchte doch auch überzeugt seyn, daß er's sey. In der Bibel (denn auf diese käme es hauptsächlich an) fänden sich eine Menge Stellen, die den Teufel nicht als eine bloße Idee, sondern als ein wirkliches Wesen anzeigen, und der Buchstabe der Schrift scheine von den Geschäfften des Satans gar zu deutlich zu reden, als daß die ganze Sache eine chaldäische Idee seyn könnte u. s. f. Hauptsächlich bestund seine Frage darinn: **Ob es nach den Regeln einer richtigen Auslegung nicht möglich sey, unter diesem Namen in den von ihm angeführten Stellen einen gefallenen, Gott feindseligen, Geist zu verstehen? oder was für ein ander Subject oder Idee es seyn soll und kann, darauf sich die von ihm angeführte Aussprüche vom Satan passen?** Warum bekümmert sich denn der Verfasser um das **Daseyn** oder **Nichtdaseyn** des Teufels (oder einer Million von Teufeln) so sehr, wenn selbst nach seiner Meynung die ganze Glaubens- und Sittenlehre ohne **Teufel** bestehen kann? Der Recensent, dem es nicht obliegt, pro oder contra Teufel in einer Recension zu schreiben, oder einen ganzen Kramladen von einer Satanspolemik exegetisch auszulegen, kann da nicht anders thun, als den Verfasser an die biblischen Teufelsläugner anweisen. Zur Aufklärung seiner Begriffe können auch folgende Werkchen etwas beytragen.

12) **Erörterung der wichtigsten Schwierigkeiten in der Lehre vom Teufel.** 1776. ein bloßer Titelbogen zu dem folgenden, nämlich der wiederum aufgelegten **demüthigen Bitte um Belehrung an die großen Männer, welche keinen Teufel glauben.** S. 56. in 8. und

13) **Belehrung des Verfassers der demüthigen Bitte** ꝛc. **mit Anmerkungen des Verfassers.** 1776. in 8. S. 114. und endlich

14) **Demüthigste Antwort eines geringen Landgeistlichen auf die demüthige Bitte um Belehrung an die großen Männer, die keinen Teufel glauben.** In Deutschland 1776. S. 54. in 8. Endlich kommen

15) **Ueber die Non Existenz des Teufels, als eine Antwort auf die demüthige Bitte um Belehrung an die großen Männer** ꝛc. Has fabulas et errores ab imperitis parentibus discimus, et quod est grauius, ipsis studiis et disciplinis elaboramus. *Minutius Felix*. Berlin bey Lange. 1776. S. 55. in 8. und

16) **Doch die Existenz und Wirkung des Teufels auf dieser Erde gründlich und ausführlich erwiesen. Eine Skizze.** Acheronta mouebo. Nürnberg 1776. S. 46. in 8.

Nun geht es aber über den armen Teufel her. Man demonstrirt ihn zu einem **Nichts** zusammen, und die es thun, sind gelehrte und verständige Männer, selbst nach dem Geständnisse der Teufelsvertheidiger. — Die kleinern Geister, die wegen etlicher nicht- oder übel verstandenen Bibeltexte noch schüchtern sind, bitten um Belehrung. Bäthen sie lieber ihre Gegner um ein Partikelchen ihres Verstandes, dann würden sie belehrt seyn. Ohne diesen nützt alle Belehrung nichts; denn das furchtsame Herz weiß tausend Ausflüchten, und dem Verstande tausend Einwürfe zu machen, wenn er ihm zu nahe kömmt. Und wenn auch wirklich der belehrte und überzeugte Verstand ja saget: so zittert im ängstigen Herzen noch ein zweifelndes **Vielleicht**, — **ein halbes Ja. — Ja! es dürfte doch anders seyn! — Es wäre doch möglich, daß es anders wäre!** u. s. f. Wir haben selbst an dem Verfasser der demüthigen Bitte eine Probe. Er trat als ein Schüler auf, und bat um Belehrung. Die Verf. der Lemgoer auserlesenen Bibliothek suchten ihn zu belehren; allein unser Schüler nimmt mit einem male die Miene eines Lehrers an, giebt die Lemgoische Belehrung neuerdings in den Druck, und begleitet sie mit (freylich mit schülerischen) Anmerkungen. Wenn man einmal mit unserm Schüler gesagt hat: Der Teufel gehöre nicht zur christlichen Glaubenstheorie, und hintennach bey der Anmerkung S. 45 saget: „Man hätte dieß nur zugegeben, **um nicht weitläuftiger zu werden, sondern bloß um** *ad hominem* **zu disputiren**; es wäre halt doch, — **halt doch** — die Lehre vom Teufel in die andern Religionslehren eingeflochten u. s. f.“: so höret man freylich den Schüler reden, der nicht wegen der Belehrung, sondern wegen der Rechthaberey, oder aus Gewissensangst geschrieben hat.

hat. Brauchen wir den Teufel nicht in der Theorie, so mag er immer auch in Praxi fehlen, antwortet der **geringe Landgeistliche** S. 39, und wir könnten mit dieser Antwort zufrieden seyn, wenn nur der Herr Landgeistliche sich in seinem Systeme nicht widerspräche; denn da er einen **persönlichen Teufel** läugnet, läßt er doch überhaupt *einen* **Teufel** zu. Der Teufel ist keine Person, aber doch auch kein Unding. Welch eine Subtilität? — Was ist er also für ein Etwas zwischen Etwas und Nichts? Wenn es der in der Bibel personificirte Teufel nicht ist, was wäre es denn hernach für ein Teufel? Der theologische Teufel wäre es nicht; denn diesen müßte man in der Bibel finden. Der philosophische Teufel wäre es wiederum nicht; denn wenn auch die Philosophie eine Mittelgattung von Geschöpfen zwischen Gott und dem Menschen zuläßt, die wir Engel nennen, so weiß sie deswegen von einem Teufel noch nichts, und ein gefallener Engel ist immer im philosophischen Gebiete gewiß noch ein Unding. Die Furcht muß also bey den Christen den Teufel (wie bey den Heyden,) erschaffen haben, wenn ihn die Bibel nicht erschaffen hat. Den Landgeistlichen, und überhaupt allen Geistlichen, die sich des Teufels annehmen, muß daran liegen, daß es doch Teufel giebt, wenn es schon keine persönlichen Teufel gäbe; denn wie würden sie ohne Teufel ihre Bauern in Furcht behalten? wie die alten Mütterchen trösten? wie sich durch Bann und Exorcisiren Gewerbe verschaffen? und wie berühmt werden? — Tausend, **ökonomische Ursachen und Amtspflichten** erhalten den lieben Teufel noch, wenigstens auf dem Lande. Und — was wüßten wir um Gaßnern, wenn wir nichts um den Teufel wüßten? Die Furcht und das Vorurtheil weg, dann — Belehrung. Worauf kömmt es aber an? Was sagt die **Offenbarung**? Was die gesunde **Vernunft**?

Der Verfasser der Schrift über die **Non Existenz des Teufels** hat schon als ein kleiner Junge an dem Daseyn des Teufels gezweifelt, wiewohl damals die Macht des Teufels ihren höchsten Gipfel erreicht hatte. Er fand in der Bibel keinen Teufel, d. i. eine Substanz, ein geistiges Wesen, dem Persönlichkeit zukommt; sondern was unter dem Namen Teufel in der Bibel vorkömmt, das waren nach seinem Begriffe nur **Modificationen und sinnliche uneigentliche Vorstellungen** von dem allgemeinen abstrakten Begriffe, den wir in der Philosophie **das moralische Uebel**, und das **leibli**-

che Böse überhaupt zu nennen pflegen. Wenn schon in Luthers Bibelübersetzung ausdrücklich oft vom Teufel geredet werde, so käme es nicht darauf an, was das Wort: **Teufel** in unsrer Muttersprache, und nach unsern damaligen Begriffen sagt, denn die Bibel (nicht die deutsche Uebersetzung,) in ihrer Originalsprache wäre die Richtschnur des Glaubens; und nach der Originalsprache würden gar oft 1) entweder gräßliche, ungewöhnliche Krankheiten, oder 2) das ganze Sittenverderben der Menschen verstanden. Daß die Lehre vom Teufel ein Hauptstück der jüdischen Theologie war, und daß die jüdischen Lehrer viel auf den Teufel hielten, (möchte dieß nicht auch so ziemlich bey den christlichern Lehrern wahr seyn?) weil **sie damit das Volk in ihrer Dummheit, und sich bey ihrem Ansehen erhielten**, daran wäre kein Zweifel; wenn aber der Herr Jesus mit den Juden nach der jüdischen Theorie disputirte, so nahm er deswegen keinen Theil an ihrer Lehre, noch minder machte er diesen Theil der jüdischen Theologie zum Glaubenssatze in der christlichen. Auf eine ähnliche Art lassen noch jetzt einsichtsvolle Leser dem gemeinen Manne die Hypothese, daß jeder Mensch, und jedes Kind seinen besondern Schutzengel habe, wenn er darinn für sich etwas tröstliches und erbauliches findet, da solches in die Moralität keinen Einfluß hat. Jesus trieb den Teufel aus, heißt also nach der original Bibelsprache, er gab den Rasenden die gesunde Vernunft, er heilte epileptische Zufälle, u. s. f. Luk. 10, 8. sagt Jesus: **Ich sah wohl den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen**, d. i. Ich sah im Geiste, wie durch mich und meine Lehre die bisherige vermeynte Macht des Teufels, die im Aberglauben, Unglauben, und herrschenden Lastern besteht, auf einmal aufhören, und in sehr kurzer Zeit von ihrer Höhe herunter gestürzt werde. Luc. 22. **Simon, Simon, sieh, der Satan hat euer begehrt**, u. s. f. heißt so viel als: Simon! es steht dir eine schwere Versuchung bevor. Wegen des **Satans Engels**, 2 Cor. 12, 7. wird das Tellerische Wörterbuch angepriesen. **Fleisch und Blut** im Gegensatze gegen die **Fürsten und Gewaltigen** rc. Eph. 6, 12 sind nach dem Sprachgebrauche des Apostels, geringe Menschen gegen die Fürsten und Gewaltigen der Heyden, von denen die ersten Christen so sehr gedrückt wurden. **Der Fürst, der in der Luft herrschet**, ist Eph. 2, 2. nach dem Contexte eine mächtig herrschende oder dichte Finsterniß, oder, wenn der Tropus weg ist, Unglauben, Unwissenheit,

senheit, herrschende Laster, nach Tellers Wörterbuche S. 165 u. f. f. Kurz, die größten Männer, **Semler**, **Nösselt**, **Michaelis** u. dgl. finden den theologischen Teufel in dem biblischen Namen, Teufel, nicht. Und welcher vernünftige Mensch wird von dem weisesten Gotte vermuthen, daß er werde Geister erschaffen haben, die nachdem sie eine kurze Zeit im Guten beständig blieben, aus Hochmuth von ihm abgefallen wären, um auf ewig sich zur Quaal, und authorisirte Menschenquäler zu seyn?

Diese Frage untersucht der Verfasser des Stückes: **Doch die Existenz des Teufels** ꝛc. noch mehr. Denn weil die Herren, die den Teufel läugnen, so geschickt sind, daß sie alle biblischen Stellen, die dem Teufel gut wären, **wegerklären**, und also den Teufel aus der Bibel **wegraisoniren**: so möchte der Verfasser dieses Stückchens gerne aus philosophischen Gründen beweisen, daß es Teufel gebe, nur weis er nicht recht, wo er anfangen soll. Soll er zuvor beweisen, **daß** ein Teufel ist, oder vorausschicken, **was** er ist? Fieng er mit dem **daß** an, so dürfte nach der Hand ein **unmöglich mögliches** Wesen herauskommen. Er fängt also mit dem **was** an, und beschreibt S. 16 das Wesen des Teufels. Der Teufel ist ein **Geist**. Ein Geist? — Dadurch wird er aber noch nicht zum Teufel. Ja, sagen die Theologen, er sey ein Erzbösewicht, der alles mißbraucht, um Verderben anzurichten, und dadurch werde er zum Teufel. — War er von jeher böse? — Nein, — er ist gefallen. Gefallen? — Ward er verführt? — Nein, er verführte sich selbst. Und wie das? — Sein Stolz und Hochmuth machten ihn böse. — So? Woher kam denn sein Stolz? — Eine unordentliche Begierde setzt eine unrichtige Kenntniß voraus. Oder hatte er deutliche Erkenntnisse, und nur unordentliche Begierden, denen er gefolget ist, so sind wir schwache Menschenkinder nicht sicher, daß wir nicht auch alle **Teufel** heißen können. Ja nicht! denn der Teufel ist ein durch und durch böses Wesen! Aber in des Verf. Philosophie ist S. 26 kein **durch und durch böses Wesen möglich**. Es würde ein Schimpf des Schöpfers seyn. S. 27 macht sich der V. über die Wirkungen des Teufels lustig, und S. 31 fragt er endlich: Woher ist wohl die Idee des Teufels entstanden? — Die Idee? — Ja, **bloß Idee** — Gewachsen in halbdenkenden — Licht, von weiten schauenden — nicht erreichenden Köpfen, denen die Natur Irrlicht der Imagination — Mondenschein

benschein — nicht Sonnenglanz, gab, — die zu eingeschränkt sind, in Abstrakto zu denken — und eine Puppe in Concreto haben mußten. — Auch Zeitalter — Jugend der Welt. — Man sah böses, und wollte keine Ursache des bösen in sich finden. Man suchte, und fand es — außer sich — da stand der Teufel. — Die Ursache wird Person. —Der Teufel bekam einen Körper. — Das Kinderalter der Welt hatte eine Kindersprache — Es lallte, und malte den Teufel in körperlicher Gestalt. — Die Welt ward älter — sah, beobachtete, fühlte mehr böses — durch Menschen gewirkt — Sie gab ihrem Teufel Menschengestalt — und endlich — Priester erschufen den Teufel ganz. S. 36 schreibt der Verf. vortreffliche Mittel wider den Teufel vor. „Männer von Geist und Herzen, „— Regenten, Lehrer, Aeltern, jaget den Teufel von uns. „Seelen kommen aus der Hand des Schöpfers, — sie sind „nicht böse, — wer euch dies überreden will, der ist selbst „böse, glaubt ihm nicht. — Erregt nie fürchterliche Gedan„ken in den Gemüthern der Kinder — zeigt ihnen Gott nie an„ders, als er ist, als einen unerschöpflich gütigen, liebreichen „Vater, u. s. f.“ Wirklich glauben wir auch, **Gottesfurcht** nütze dem Menschen mehr, als **Teufelsfurcht**, die den Frommen nur ängstigt, und den Bösewicht nicht bessert. Oder soll der Teufel nur um unwissende, — bösdenkende Menschen in Ordnung zu erhalten, wie ein Büttel zu gebrauchen seyn? —

17) **Gedanken von der Erscheinung der Geister, ein Fragment. Gedruckt zu Philalethopolis. 1778. 47 S. in 8.**

Auf einer Seite wird der Teufel von einigen Gelehrten annihilirt, und sehet! auf der andern Seite kömmt ein schöpferischer Geist, der uns eine **Mittelgattung** zwischen Engeln und Menschen erschafft, — Geister, die vollkommener, als Menschen, aber geringer als die Engel sind — Geister von einer dritten Art — Mitgeister der Engel, S. 4. **Gespenster** S. 5, aber ja nicht schreckbare, z. B. mit einem Pferdefuße, sondern NB. wohl gemerkt, Geister von einer **dritten Art**, die weder zu den guten noch bösen Engeln gehören; die auch bisweilen dem Menschen **erscheinen**, wie denn von S. 24 an die erbaulichsten Gespestenrhistörchen vorkommen, die der Verf. für richtig und ungezweifelt hält. Wo es im Gehirne an einer gesunden Philosophie fehlt, da spuckts,

sagt

saget Zimmermann. Der Verf. scheint uns zur Mittelgattung von Menschen zu gehören, die weder Weise noch Thoren sind. Seine Vernunft also — angefüllet mit Gespensterhistörchen aus der Kinderstube — durch eine gesunde Philosophie nicht genug gereiniget — schwanger von Conceptén und Ideen, die sie nicht zusammen reimen konnte, — abortirte, und brachte eine Mittelgattung von Geistern zur Welt, von denen der Verfasser zwar wissen will, daß sie sind, nicht aber weiß, was sie sind und seyn sollen.

18) Versuch einer biblischen Dämonologie oder Untersuchung der Lehre der heil. Schrift vom Teufel und seiner Macht, mit einer Vorrede und einem Anhange von D. Joh. Sal. Semler. Halle bey Hemmerde. 1776. 359 S. 8.

Ein ungenannter aber geschickter öffentlicher Lehrer in E. überschickte Herrn D. Semler die Handschrift von diesem Werkchen; H. D. Semler fand es für gut drucken zu lassen, und begleitete es mit einer Vorrede. Man hat in den vorigen Zeiten die Lehre vom jüdischen oder lateinischen Teufel für einen Theil des Grundes und Innhalts seligmachender Wahrheit gehalten, und so nahe mit der christlichen Lehre von Gott und dem Heilande Jesu verbunden, daß man (so vermessentlich druckten sich einige Lehrer und Prediger aus) nicht an Gott und den Heiland glauben könnte, wenn man nicht glaubte, daß es auch in der christlichen Religion jüdische oder heidnische Teufel giebt. Der Verfasser und der Herausgeber dieses Werkchen reinigen die christliche Lehre von diesen abergläubischen Träumen, und sagen kurz weg: Man könne gar keinen eigentlichen und positiven Unterricht der heil. Schrift vom Ursprunge, von der Natur und von der Macht des von den Juden so sehr gefürchteten Teufels darlegen, und man könne keine einzige göttliche Forderung erweislich machen, daß die Vorstellung von dem jüdischen Teufel einem Christen nothwendig sey. Das Werkchen ist hauptsächlich in drey Abschnitte getheilt. Anfänglich wird der biblische Grund der jüdischen Lehre vom Teufel aus dem alten Testamente geprüft; eine allgemeine philosophische Anmerkung vorausgesetzt behauptet, die gesunde Vernunft kenne im Reiche des allwissenden Gottes keinen Geist, der bloß Böses thun, und nichts Gutes thun könne. Die Wörter Sched, Schedim, Διαβολος, Satan, Teufel, wären keine eigentliche Namen

des

des bösen Geistes, und es würde offenbar ungereimt seyn, wenn man den jüdischen Aberglauben zum Ausleger wählen, und die Stellen der Schrift, die vom Teufel handeln sollen, nach dem bereits angenommenen Lehrbegriffe der Juden erklären wollte. Der Papist fände auch im alten Testamente Beweise für das Ansehen seines Papstes; der Protestant hingegen fände nicht den mindesten Schein davon; wenn man nun mit gutem Grunde die Begriffe und Ueberlieferungen der Papisten verwürfe, warum sollte man gerade die Begriffe und Ueberlieferungen der Juden gelten lassen? Was Moses 1 B. 3. von der Schlange als einer Verführerinn zur Sünde saget, das wäre **uneigentlich** und **bildlich**, nach Maßgebung der angegebenen Umstände zu verstehen. Der Sündenfall ist auch ohne Teufel begreiflich. Moses saget nirgends, daß ein böser Geist unter der Schlange verstanden werden müsse; es sagte dies auch kein anderer Prophet, nur die Juden verbanden einen bösen Geist mit der Schlange in den **spätern Zeiten**, wo sie von dem heydnischen System schon angesteckt waren. Im Buche Hiob wird des Satans als eines neidischen und boshaften Feindes, als eines Verläumders und Anklägers der Frommen, gedacht, ohne daß ein Wort von seiner **Natur** gesagt wird. Wie nun das Buch Hiob mehr ein Gedicht als eine Geschichte ist, so wäre der Hiobische Teufel, höchstens ein poetischer Teufel. Im 1 Buche der Könige Cap. 22, 21. 22. ist der Geist ein Gesicht, das Micha hatte, und beweiset nur, daß die Propheten, denen Achab traute, nicht aus göttlicher Eingebung redeten. Ein Gesicht wäre aber nur eine **bildliche Vorstellung**. Eben so ists im Zacharia Cap. 3, 2. Die Egyptischen Zauberer und die Hexe zu Endor würden nirgends für Wirkungen eines bösen Geistes erklärt; Sauls Unruhe und Schwermüthigkeit noch weniger. 1. Sam. 29, 4. und das 1 Buch der Chron. 21, 1. beweise klar, daß Satan **jeden** Widersacher, und nicht einen von den Menschen **verschiedenen** bösen Geist bedeute. Psalm 109, 6. bedeute Satan eben dieß; und Psalm 106, 37. wäre es von dem Götzen zu verstehen. S. 39 wird umständlich gezeigt, wie die **heydnische Teufelshierarchie** unter dem obersten Pluto zu den Juden übergieng, und eine **jüdische Teufelshierarchie** unter dem Beelzebub wurde. Was Christus unter dem Worte Satan verstund, zeigt sich Math. 16, 23. Marc. 13, 33. wo er zu Petro sagte: Satan! (d. i. Verführer,) hebe dich [illegible] mir, du meynst nicht, was göttlich, sondern was menschlich

lich ist. Zum Judas sagte er Joh. 6, 70. Einer unter euch ist ein Teufel, (d. i. ein Verräther, ein böser Mensch,) u. s. f.. Die Versuchung Christi Matth. 4, Marc. 1, und Luc. 4, war nach des Verf. Meynung vielmehr ein Gesicht, als eine wirkliche Begebenheit, und wirklich fallen da die meisten Schwierigkeiten und Wiedersprüche weg, wenn man diese Auslegung annimmt, die, wenn alle drey Evangelisten zusammen genommen werden, auch vielen Grund hat, und der Würde Christi angemeßner ist; denn ganz unsinnig ist es, wenn buchstäblich angenommen würde, daß der Teufel Jesum mit sich durch die Luft weggeführt, auf die Zinne des Tempels, oder auf einen hohen Berg geführt hätte. Und wo ist denn der hohe Berg, auf welchem man alle Reiche der Welt mit einem Blicke übersehen kann? Alle Schwierigkeiten fallen bey keiner Auslegung ganz weg. Wenn man also einmal nicht buchstäblich auslegen kann, so wähle man lieber diejenige Erklärung, die minder Schwierigkeiten hat. Nimmt man das jüdische Teufelssystem zum Grunde der Erklärung: so sind die Schwierigkeiten weit größer, der Bibelsprache, und selbst der Vernunft widersprechender, der Würde und der Lehre Jesu unwürdiger, u. s. f. Ueberhaupt sind die Worte Satan und Teufel in allen Stellen des neuen Testaments ein Bild und der Name alles Bösen, böser Menschen, der Verfolger, der Feinde und Lästerer der Wahrheit und ihrer Bekenner, und bezeichnen das alles, was Wahrheit und Gutes hindert; Zerrüttung aber und Böses veranlaßt oder befördert. Bey sehr vielen Stellen ists nur gar zu sichtbar, daß Christus und seine Apostel jüdische Ausdrücke und Vorstellungen zur Erläuterung und Einschärfung gewisser Wahrheiten, die sonst einem unwissenden, rohen, und widerspenstigen Volke nicht so kurz, so einleuchtend und nachdrücklich tief genug ins Herz gedrückt werden konnten, aus weiser Herablassung gebraucht und angewendet haben, ohne die irrigen Begriffe selbst zu billigen, und für wahr zu erklären. Das, was im dritten Abschnitte und dem Anhange von den Dämonischen Menschen vorkömmt, läuft da hinaus, daß ihre Krankheiten und Gebrechen ja keine Wirkungen der Dämonen und des Teufels wären. Christus und seine Apostel hätten diese jüdischen Irrthümer deutlich genug widerlegt, ohnerachtet sie den jüdischen Sprachgebrauch weislich beybehielten. Wir haben eben dies gerade oben gesagt, und können hier daher abbrechen.

19) Die

19) **Die Teufelscitation, eine Anekdote ohne Zusatz — nur mit Anmerkungen. Um drey Viertel des jetzigen philosophischen Jahrhunderts gedruckt.** 32 S. 8.

Die Anekdote — ist ein unwichtiges Histörchen von einem melancholischen Alten, der mitten im Winter vom Hause weg lief, unter einem Baume seine vermeintliche Teufelscitation aushielt, halb dabey erfror, zehn Wochen krank lag, und noch dazu (auch dies müssen wir wissen,) von einem chirurgischen Dorfpfuscher übel curirt wurde. **Die Anmerkungen ohne Zusatz**, und was sind diese? — Eine im homiletischen Ton herab gejammerte Moral über den Schaden, die Wirkungen, und die Folgen des Aberglaubens, u. s. f. voll guter Gesinnungen, die mehr dem Herzen als dem Verstande des Verfassers Ehre macht.

So viel Teufeleyen sind in einem einzigen Jahre gedruckt? — Und vielleicht sind sie uns nicht alle zu Händen gekommen. — Wir werden den Rest davon gelegentlich nachholen.

Gedanken eines Lehrers an der hohen Schule zu S... über die heutigen Vorkehrungen in Betreffe der Geistlichkeit, mit einer Vorstellung an das Oberhaupt der Kirche. Regensburg 1776. 8. 60 S.

Daß die Geistlichen zu Bestreitung der Lasten des Staates beytragen sollen, daß sie sich mit einem mittelmäßigen Einkommen begnügen, und daß ihr Ueberflüßiges den Nothleidenden zu Theil werde, das ist jederzeit die Meynung der Kirche gewesen. Ob diese Meynung bey den heutigen Reformationsanstalten noch zum Grunde liege, daran wird gezweifelt. Die weltliche Administrationsart wird dabey sehr zweydeutig geschildert, und das Misverständniß zwischen Geistlichkeit und Weltlichkeit für ein großes Uebel angesehen, dessen Abschaffung die Fürsten sich angelegen seyn lassen sollten; es wird aber auch zugegeben, daß $\frac{2}{3}$ der Klostergeistlichkeit dem Staat unnütz sey; das Alter der Klostergelübde, 21 für das männliche, und 18 für das weibliche, wird gegen die spätere Hinaussetzung gerettet; die Entlassung der überflüßigen, untüchtigen und unnützen Geistlichen ist das Geheimniß, das dieser Verfasser hier vorschlägt, als eine Unterstützung der vor einiger Zeit erschienenen Schrift: die Nothwendigkeit — die

Geist-

Geistlichen ihres Standes niemals — zu entlassen, aufzuheben. (s. die Recension derselben in dieser Bibl.) Auch den Klosterfrauen soll erlaubt werden, um ihre Befreyung zu bitten; der Klosterzwang ist für niemand zuträglicher, als für boshafte unmenschliche Aeltern, die ihre Kinder durch List oder Gewalt zum Geistlichwerden vermögen. Nur den Bischöffen will der Verf. die Rückkehr in die Welt nicht erlauben. Zuletzt kommt eine Vorstellung an das Oberhaupt der Kirche, mit viel Wärme und Wahrheit geschrieben. Der Schreibart nach scheint der Verf. ein Katholik zu seyn. Er sey es aber oder nicht; die Schrift verdient allen Beyfall der Patrioten. Hk.

Akademische Beyträge zur Gülch- und Bergischen Geschichte, von **Chph. Jakob Kremer**, Sr. Churf. Durchl. zu Pfalz Hofrath und Geschichtschr. — **Zweyter Band.** Mannheim, mit akademischen Schriften. 1776. 1 Alph. 15 Bogen, in gr. 4. nebst 2 B. Stammtafeln.

Ein so mühsam und mit solcher Genauigkeit errichtetes Werk, als das gegenwärtige, ganz aus Urkunden erbauet, und auf dieselben gestützt, kann nicht wohl in einem Auszuge vorgelegt werden. Dem bloßen Liebhaber der Geschichte möchten die darinne enthaltenen Nachrichten zu geringfügig, und das Verzeichniß der Diplomen zu wenig lehrreich vorkommen. Der gelehrte historische Forscher aber braucht das Buch selbst, um Special- und allgemeine deutsche Geschichte, Verfassung, Erdbeschreibung, Sitten, u. s. w. daraus aufzuklären. Für beyde muß aber doch kurz angezeigt werden, was, und wie es der Verf. (ein schon lange in unserer Geschichtskunde rühmlich bekannter Nahme,) geleistet habe.

Er beschreibt in diesem Bande **die Geschichte der Grafen und Herren von Limburg an der Lenne in Westphalen, und an der Rur in Ripuarien**, die sich wieder in die Hohenlimburgische und in die Stirumsche Linien getheilt haben. Da das Schloß Hohenlimburg an der Lenne in der Grafschaft Mark, das gemeinschaftliche Stammhaus beyder Linien, mit seiner Zubehör von alten Zeiten her ein Bergisches Lehn gewesen, und die Lande der Stirumschen Linie an der Rur zum Theil noch im Herzogthum Berg liegen, auch die Herrschaft Bruch, welche damit eine Zeitlang verknüpft gewesen

wesen, noch jetzt eine Bergische Unterherrschaft ist, die von dem Herzoge von Berg zu Lehen geht: so hat der V. es vor desto schicklicher gehalten, ihre Geschichte diesen Beyträgen einzuverleiben. Dazu kömmt, daß diese Limburgischen Grafen und Herren, welche zuerst Grafen von Altena und Isenburg hießen, noch wahre Abkömmlinge der uralten Grafen von Berg des ersten Geschlechts sind, welches schon in der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts erloschen ist. Die beygefügte Stammtafel erläutert die Geschichte noch mehr, und berichtigt insonderheit einiges in den sonst so schätzbaren Annall. Cliuiae etc. vom Teschenmacher. Aber die Fortsetzung dieser Tafel ist Hr. K. von andern, die zuverlässige Nachrichten haben konnten, mitgetheilt worden: sie dient, wenn sie gleich mangelhaft ist, dazu, daß man die Fortdauer des Geschlechts der Grafen und Herren von Limburg daraus ersehe: wie denn der Fürst-Bischof von Speyer im J. 1770 aus demselben gewählt worden ist. Die zu dieser Geschichte gehörenden Urkunden gehen von S. 121—192.

Ein unerwartetes und angenehmes Geschenk ist die darauf folgende Sammlung von **noch ungedruckten Cölnischen Urkunden**. Die älteste ist von König **Ludwig dem Deutschen**, (dem Jüngern,) in Orientali Francia regnante, ein Freyheitsbrief für das Kloster Werthen an der Rur, vom J. 877. Merkwürdig ist es doch, daß in den beyden Urkunden **Heinrichs** II. vom J. 1002. und **Heinrichs** III. vom J. 1040, die S. 198 fg. stehen, zwar anderer Kayser und Könige, welche das Kloster von **Ludwig dem Frommen** an begnadigt hatten; aber nicht des jüngern **Ludwigs**, nahmentlich gedacht wird; und eben das kann man bey **Heinrichs** IV. Urkunde S. 209 bemerken.

Die jeher nützlichen Register über diesen Band sind des Musters wegen bey ähnlichen Arbeiten zu nennen: ein geographisches, ein genealogisches, und ein Sachenregister. In allen ist jedem Nahmen oder Worte das Jahr beygefügt, unter welchem es vorkommt.

Ml.

Nachricht.

Herr **D. Bahrdt** in Heidesheim hat, sehr unbefugter Weise, angefangen, **die theologischen Recensionen der allgemeinen deutschen Bibliothek**, nachdrucken zu lassen.

Es kann mir dieses Unternehmen nichts weniger als gleichgültig seyn. Ich habe über die allgemeine deutsche Bibliothek ein Kaiserl. allergnädigstes Privilegium erhalten, und ich hoffe, wenn anders noch Recht und Gerechtigkeit gilt, es werde die Fortsetzung dieses Bahrdtischen Nachdrucks gänzlich gehemmet werden: wozu ich auch noch mehrere Maasregeln genommen habe. Ich habe zu dem Publikum das Vertrauen, es werde eine solche schändliche Unternehmung nicht begünstigen, die, wenn sie völligen Fortgang hätte, den Erfolg haben würde, daß die allgemeine deutsche Bibliothek, ein Werk, welches unsägliche Mühe und Kosten erfordert, ganz aufhören müßte. Der einzige scheinbare Vortheil, den D. Bahrdt dem Publikum anbietet, ist, daß sein Nachdruck, obgleich schlechter, doch auch wohlfeiler ist. Ich will jeden ehrlichen Mann, der Kenntniß vom Drucke der Bücher hat, urtheilen lassen, ob die allgemeine deutsche Bibliothek, wozu so große Kosten des Drucks, der Anschaffung der Bücher, der Korrespondenz mit mehr als achtzig Verfassern und vielen andern Personen, der Versendung u. a. m. erfordert werden, theuer verkauft werde, und ob der Bahrdtische verstümmelte und schmutzige Nachdruck, mit der ächten Ausgabe verglichen werden könne. Indessen will ich, damit aller Vorwand wegfalle, daß der Bahrdtische Nachdruck eine Begünstigung verdiene, dem Publikum Gelegenheit geben, sich die allgemeine deutsche Bibliothek für einen sehr wohlseilen Preis anzuschaffen oder sie zu kompletiren.

Die ersten vier und zwanzig Bände, nebst den dazu gehörigen beyden Anhängen, welche, in gewöhnlichem Preise, drey und vierzig Thaler kosten, will ich von jetzt bis zum 1ten Brachmonats 1778. für zwanzig Thaler gegen baare Bezahlung in alten Louisd'or zu 5 Rthl. lassen; wer aber in andern Münzsorten zahlet, muß das Agio nach dem Course vergüten. Jedes einzelne Stück, (den Iten und VIten Band ausgenommen, welche ich nicht vereinzeln kann,) wird während der gedachten Zeit für eilf Groschen, der erste Anhang für 1 Rthl. 18 Gr. und der 2te für 3 Rthl., wenn man aber 25 und mehrere einzelne Stücke nimmt, jedes Stück für zehn Groschen, der erste Anhang für 1 Rthl. 12 Gr. und der 2te für 2 Rthl. 12 Gr. gegen baare Bezahlung in eben der Münzsorte, gegeben.

Wenn jemand vier oder mehrere komplete Exemplare der gedachten Bände sammlet, so kann er an der Zahlung zehn Procent, für seine Bemühung abziehen. Wer aber an einzelnen Stücken achtzig und mehrere Stücke sammlet, (den ersten

Anhang für vier Stücke, und den zweyten Anhang für sechs Stücke gerechnet,) ziehet sechs Procent ab. Die Exemplare werden in Berlin und Leipzig postfrey abgeliefert. Die Bestellung und die Einsendung der Gelder, werden auch postfrey erbeten. Ohne baare Bezahlung wird nichts verabfolget. Die auswärtigen Liebhaber werden am besten ihre Bestellungen nebst dem Gelde in der Leipziger Ostermesse 1778. an mich einsenden, und mir, zur Versendung, die Addresse an einen die Messe besuchenden Kaufmann ihres Orts, geben können.

Nach Ablaufe der obengedachten Zeit, werden die obenbenannten Bände, wieder in gewöhnlichem Preise verkauft. Der XXVte und die folgenden Bände, bleiben auch jetzt in dem gewöhnlichen Preise.

* * *

Ich mache zugleich bekannt, daß der Druck des von mir auf Pränumeration angekündigten **Lebens Johann Bunkels**, wirklich angefangen ist, und daß dieses Werk, in vier Bänden mit **Kupfern von D. Chodowiecki** geziert, in der Ostermesse 1778. gewiß erscheinen wird. Ich ersuche alle Pränumeranten, welche die ersten Abdrücke von den Kupferstichen verlangen, ihre Pränumerationsgelder, ungesäumt postfrey einzusenden. Sonst wird die Pränumeration noch, bis zu der Leipziger Ostermesse 1778. inclusive oder bis zu Ende des Mays 1778, angenommen. Die Namen der Pränumeranten, welche dem Werke vorgedruckt werden sollen, müssen längstens zu Anfang des Märzes 1778. postfrey eingesendet werden, indem der Druck im Märze geendigt seyn wird. Berlin den 6ten Wintermonats 1777.

Friedrich Nicolai.

Druckfehler. Im XXXI. B. II. St.

S. 623. Z. 4. ihm l. ihn. Z. 18. Zwo l. Zwey. Z. 35. celebrates l. celebrated. S. 626. Z. 15. Anfang l. Aufgang.

Im XXXII. B. I. St.

S. 176. Z. 30. st. Isthpanfy l. Isthvanfy. S. 290 Z. 8. von unten ist nach gefällt worden folgendes hinzuzusetzen: Und dieses, dünkt mir, hätte leicht geschehen können. Unter den verschiedenen Bedeutungen des Worts Stadel ist auch dies, fundamentum. Was ist also „aufs Gerathewohl„ geschrieben? jene Uebersetzung? oder H. Gözens Anmerkung? Entscheiden Sie!

Im XXXII. B. II. St.

S. 541. Z. 10. st. teniri l. tenir.

Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des drey und dreyßigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Röm. Kayserl. Königl. Preußischen, Chursächsischen und Churbrandenburgischen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin, verlegts Friedrich Nicolai. 1778.



Verzeichniß
der in des drey und dreyßigsten Bandes zweytem Stücke recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

2. Rechtsgelahrheit.

7. Schöne

Die



VIII.

Alceste von Wieland und Schweizer. Ohne Ort des Drucks und Jahrzahl (1774.) 39 Bogen in Queerfolio. (Mit einem etwas steif gezeichneten, und von Geyser gestochenen Titelblatte, welches die Scene vorstellt, wo Alceste von ihren Kindern Abschied nimmt.)

In einer großen Gesellschaft trat ein Mann auf, und kündigte einen fremden Gast an, mit großem Geschrey von unendlichen, unbeschreiblichen Verdiensten. Ein weiser Mann klopfte ihm auf die Schulter, und sagte: Freund, was hat euch der Fremdling gethan, daß ihr ihn so heftig lobt, ehe er erscheint? Nach eurem großen Geschrey von ihm, wird er doch die Erwartung der Gesellschaft nicht erfüllen, und wenn er ein Engel vom Himmel wäre. Wahr gesagt! Der Fremde kam, man bemerkte jeden Schritt, um auf jedem Schritte ein neues Verdienst zu erblicken; und da der Fremde doch auch nur einen menschlichen Gang gieng, fiel man mit eben der Heftigkeit über seine Fehler her, mit der man lauter Tugenden gesucht und gefürchtet hatte.

So ist es Hrn. Schweizer durch den ankündigenden Posaunenschall des Herrn Wieland gegangen. Wäre Hr. S. ohne alle Ankündigung mit seiner Alceste aufgetreten, so hätte man das Gute darinnen mit Vergnügen genossen, und die Fehler und Mängel dafür mit Nachsicht übersehen. So aber fielen Kenner der Musik mit der größten Ungeduld und Erwartung über das Werk, und glaubten, ein außerordentliches Mei-

sterstück zu erblicken. Aber siehe, sie erblickten zwar Schönheiten, aber wenig Schönheiten außerordentlicher Art, dabey viel Fehler und Nachlässigkeiten. Diese kamen, immer weiter im Werke häufiger, und häufiger als Schönheiten, und nun, bey so sehr betrogener Erwartung, wurden sie auf Hrn. Schweizer unwillig, und eigentlich hätten sie mehr auf Wieland unwillig werden sollen.

Der Recensent, der die gedruckte Alceste oft durchgesehn, geurtheilt, sie wieder hingelegt, und sein Urtheil wieder bedächtig erwogen hat, will hier kurz sagen, was er davon hält, und nachher sein Urtheil rechtfertigen. Wir glauben, die Composition der Alceste ist ein Werk, worinnen einzelne Schönheiten und viel gute Stellen sind; das aber kein Ganzes ist, und auch in allen seinen Theilen nicht Ein Stück hat, das für sich ein Ganzes ausmachte. Uebrigens ein Werk voll Fehler und Nachlässigkeiten.

Wir wollen zuerst versuchen, zu bestimmen, in wie weit ein musikalisches Ganze statt finde, und worinnen es eigentlich besteht. Wir glauben, dieses am besten zu bestimmen, wenn wir sagen: das musikalische Ganze bestehet in der genauesten Beobachtung des Ganges der Leidenschaft, und in der genauesten Bestimmung und Ausführung der Charaktere.

Hiezu ist nöthig, daß der Componist das menschliche Herz studirt habe; daß er die Natur der Leidenschaft kenne; daß er von Natur ein feines Gefühl habe, und dieses Gefühl durch jenes Studium berichtigt habe; daß er eine hinlängliche Kenntniß der Sprache und der Poesie besitze: ferner, daß er den ganzen Umfang seiner Kunst kenne und übersehe; daß er die Harmonie nicht nur mathematisch studirt habe, sondern auch ihre Wirkung aufs Gefühl genau kenne; daß er

überhaupt seine Kunst nicht bloß mechanisch erlernt, sondern alles selbst durchgedacht, angewandt, und durch Erfahrung bestätigt gefunden habe: endlich, daß er die Natur der Töne, der Bewegungen, der menschlichen Stimme, und aller musikalischen Instrumente aufs genaueste kenne, und vorzüglich ihre Wirkung bey der Ausführung selbst aus Erfahrung wisse.

Ist der Singecomponist dieser Mann, dann wird er zuerst das vor sich habende Subjekt genau überdenken, und dem wahren Gange der Leidenschaft selbst nachspüren, bis er ihn glaubt erkannt, gefühlt zu haben. Alsdenn wird er seinen Dichter vornehmen, und sehen, wie dieser das Subjekt behandelt hat. Findet er im Dichter andern Gang, als ers sich dachte, als ers fühlte, so wird er genau untersuchen, worinnen die Ursache liegt, daß er mit dem Dichter verschieden dachte, verschieden fühlte. Findet er selbst den Grund nicht, der das Verfahren des Dichters rechtfertigt, so wird er sich mit dem Dichter darüber besprechen, wird dem Dichter seine Gründe sagen, und die gegenseitigen Gründe hören. Kann ihn der Dichter von der Wahrheit und Richtigkeit seines Verfahrens nicht überführen, und will dieser auch die Bemerkungen des Componisten nicht nutzen, so wird der Componist durch seine Behandlung den Dichter zu verbessern suchen, er wird seinen Fehler verstecken, wozu er mancherley Mittel in Händen hat.

Findet aber der Componist den Dichter selbst als den Mann, der den Gang der Leidenschaft genau beobachtet hat, so wird er ihn genau studiren, und sich strenge an ihn halten. Ehe er aber zu arbeiten anfängt, wird er die Arbeit des Dichters auch erst in Absicht auf die Form des Stücks genau untersuchen, damit ihm nicht unmusikalische Form, unmusikalischer

Ausdruck des Dichters zu Nebenwegen verleite, zwinge, die ihn in seinem Gange aufhalten, und zuletzt irre führen würden. Hierüber pflegen die Dichter freylich nicht allemal am verträglichsten und nachgebendsten zu seyn, ob wir ihnen gleich zum Bewegungsgrunde die Natur unserer Musik angeben können, die von der Musik, die sich der Dichter mit seiner lebhaften Einbildungskraft denken kann, ein gut Theil verschieden ist.

Der Componist wird den Dichter weit bereitwilliger zu Aenderungen und zu gemeinschaftlicher Arbeit zu Einem Zwecke finden, wenn er vernünftige und in der Natur der Sache gegründete Dinge von ihm verlangt. Wer kanns aber itzt dem Dichter verdenken, daß er oft hartnäckig auf seiner ersten Meynung bestehet, wenn die Forderung des Componisten Schlendrian, Mode, eigensinnigen Geschmack eines Einzigen, und dergleichen Dinge mehr, zum Grunde hat?

Wenn nun der Componist mit dem vor sich habenden Stück zufrieden ist, dann wird er den Plan zum ganzen Stück überdenken, wird mit diesem Gedanken noch einmal das Stück lesen: die Hauptpunkte der Leidenschaft, wo sie am höchsten steigt, werden sich stark bey ihm eindrücken; er bezeichne sie.

Nun wird er das Stück noch einmal lesen mit vorzüglicher Aufmerksamkeit auf die einzelnen Theile; in welchen Graden die Leidenschaft bis zu jenem hohen Punkte steigt; er bezeichne sich wieder die Hauptgrade mit verschiedenen Zeichen von den kleinern Graden. Nun überdenke er alles noch einmal zum Ganzen: stimmt alles überein, so ist sein Plan fertig, und er wird den wahren Gang der Leidenschaft nicht verfehlen.

Ehe der Componist nun aber zu arbeiten anfängt, hat er noch eine wichtige Betrachtung zu machen, über

die

die Charaktere der handelnden Personen. Er wird sie betrachten von Seiten ihrer herrschenden Leidenschaft und der Bestimmtheit derselben, von Seiten ihrer Würde, ihrer Wichtigkeit und Beziehung auf die Handlung, und endlich von Seiten des Einflusses, den alles dieses in den Ausgang der Handlung hat.

Er wird den Dichter eben so genau, wie dort beym Gange der Leidenschaft, in der Behandlung seiner Charaktere untersuchen, wird vorzüglich darauf sehen, ob der Dichter seinen Personen eine Hauptleidenschaft gegeben und wie er diese bestimmt hat: denn unser Singecomponist, wie wir ihn hier annehmen, kennt auch genau die Gränzen seiner Kunst, und weiß, daß sie nicht allemal die Modificationen der Empfindung und Leidenschaften auszudrücken fähig ist, wenigstens, daß der musikalische Ausdruck bey der verschiedenen Modification des jederzeit bestimmten und deutlichen Ausdrucks nicht fähig ist. Er wird sich auch hierüber mit dem Dichter zu vereinigen suchen.

Hat er nun das Schickliche und Angemessene der Charaktere bestimmt, dann fange er an zu arbeiten, und überlasse sich seinem Gefühle. Es werden ihn zuweilen einzelne Veranlassungen zu glänzenden Schönheiten, die nicht ins Ganze gehören, reizen, hinreissen wollen: ein Blick aufs Ganze, auf seinen Plan, wird diesen eitlen Reiz aber ersticken, wird das Gefühl des Künstlers beruhigen, erheben. Der junge feurige Künstler sage daher nicht, die Regel lege ihm Fesseln an, sie soll nur zum sanften Zügel dienen, das Genie dahin zu lenken, wo es am meisten hervorbringen, am stärksten wirken kann.

Dieses dünken uns die sichersten Mittel, ein musikalisches Ganze hervorzubringen. Arbeitet der Componist so, mit der Ueberlegung und mit dem Blick

aufs Ganze, dann werden wir durch seine Musik bald in die Empfindung versetzt seyn, die das Stück eigentlich erregen soll; dann werden wir in dieser Empfindung nicht durch unschickliche Dinge unterbrochen werden, sondern sie wird ungestört anwachsen und zu dem Grade steigen können, den der Dichter zum Augenmerk hatte.

Außer diesem großen Ganzen kann der Componist auch, gleich dem Dichter, den einzelnen Theilen seines Werks eine gewisse Vollständigkeit geben, die mit der Ordnung der Theile unter einander zum großen Ganzen sehr wohl übereinstimmt. So wie es uns bey dem dramatischen Dichter sehr ergötzt, in jeder Handlung, und oft in jeder Scene, einen bestimmten Schritt näher zum Zwecke, zu entdecken, und in diesem Schritt das Ausführliche zu bemerken: so trägt es auch beym Componisten sehr viel zu unserer hohen Ergötzung bey, jenes Bestimmte, jenes Ausführliche in seinen einzelnen Theilen, in jeder Arie, und, wo möglich, in jedem Recitativ zu bemerken. Und wir können dieses wohl zu der Vollkommenheit des Ganzen verlangen.

Ehe wir die Alceste des Hrn. S. nach diesen vorausgeschickten Bemerkungen untersuchen, müssen wir noch eins erwähnen. Die Musik ist an sich selbst schon als Musik eine Ergötzung, ohne daß sie Empfindungen und Leidenschaften nachahmt. Sie darf uns eben nicht traurig, lustig und Erstaunen machen, und kann doch durch ein bloßes angenehmes Gemisch von Tönen unser Ohr auf eine liebliche Art so kützeln, daß wir ergötzt werden. Sie kann ferner durch ihre mannichfaltige und künstliche Verhältnisse der Töne unter einander, durch die Verwicklung und Auflösung derselben, auf eine angenehme Art unsern Verstand be-

schäfftigen, und uns dadurch auf eine edle Art ergötzen. Endlich kann sie beydes verbinden. Dieß ist die Ursache, warum wir an bloßer Instrumentalmusik, die auch keine bestimmte Empfindung oder Leidenschaft ausdrückt, dennoch Vergnügen finden. Dieß ist auch die Ursache, daß Mannheimer Instrumentalmusik, die das Ohr angenehm kützelt, dem bloßen Liebhaber vorzüglich gefällt; daß sogenannte Berlinische Musik, die den Verstand angenehm beschäfftigt, dem gelehrten Kenner vorzüglich gefällt; und daß vernünftige Verbindung von beyden, dem billigen und gefühlvollen Kenner die höchste Ergötzung bey der Instrumentalmusik gewährt.

Die vernünftige Anwendung dieser an sich selbst schon ergötzenden Musik, zur Bereicherung und Vervollkommung der Leidenschaft nachahmenden Singemusik, wird dem Componisten nicht nur erlaubt, sondern sogar nothwendig anzurathen seyn. Nur vergesse er nie, daß die Anwendung davon vernünftig seyn muß, daß sie in Beziehung auf Leidenschaft, Person und Ort schicklich sey, und dem höheren Endzwecke untergeordnet bleibe. Der Componist, der dieser Verbindung fähig ist, gewährt uns die edelste und höchste Ergötzung, die die Tonkunst zu gewähren vermag.

Nun sey es dem Recensenten erlaubt, sich in die Stelle des Hrn. Schweizer zu setzen, und so aufrichtig zu reden, wie er mit seinen Freunden, und mit jedem, der ihn um seine Meinung befrägt, zu reden pflegt.

Ich habe nun die Poesie der Alceste zum erstenmale gelesen, mir den Plan des Stücks, den Gang der Leidenschaft, und die Behandlung der Charaktere

 gemerkt,

aufs Ganze, dann werden wir durch seine Musik bald in die Empfindung versetzt seyn, die das Stück eigentlich erregen soll; dann werden wir in dieser Empfindung nicht durch unschickliche Dinge unterbrochen werden, sondern sie wird ungestört anwachsen und zu dem Grade steigen können, den der Dichter zum Augenmerk hatte.

Außer diesem großen Ganzen kann der Componist auch, gleich dem Dichter, den einzelnen Theilen seines Werks eine gewisse Vollständigkeit geben, die mit der Ordnung der Theile unter einander zum großen Ganzen sehr wohl übereinstimmt. So wie es uns bey dem dramatischen Dichter sehr ergötzt, in jeder Handlung, und oft in jeder Scene, einen bestimmten Schritt näher zum Zwecke, zu entdecken, und in diesem Schritt das Ausführliche zu bemerken: so trägt es auch beym Componisten sehr viel zu unserer hohen Ergötzung bey, jenes Bestimmte, jenes Ausführliche in seinen einzelnen Theilen, in jeder Arie, und, wo möglich, in jedem Recitativ zu bemerken. Und wir können dieses wohl zu der Vollkommenheit des Ganzen verlangen.

Ehe wir die Alceste des Hrn. S. nach diesen vorausgeschickten Bemerkungen untersuchen, müssen wir noch eins erwähnen. Die Musik ist an sich selbst schon als Musik eine Ergötzung, ohne daß sie Empfindungen und Leidenschaften nachahmt. Sie darf uns eben nicht traurig, lustig und Erstaunen machen, und kann doch durch ein bloßes angenehmes Gemisch von Tönen unser Ohr auf eine liebliche Art so kützeln, daß wir ergötzt werden. Sie kann ferner durch ihre mannichfaltige und künstliche Verhältnisse der Töne unter einander, durch die Verwicklung und Auflösung derselben, auf eine angenehme Art unsern Verstand be-

schäfftigen, und uns dadurch auf eine edle Art ergö-
tzen. Endlich kann sie beydes verbinden. Dieß ist
die Ursache, warum wir an bloßer Instrumentalmusik,
die auch keine bestimmte Empfindung oder Leidenschaft
ausdrückt, dennoch Vergnügen finden. Dieß ist auch
die Ursache, daß Mannheimer Instrumentalmusik, die
das Ohr angenehm kützelt, dem bloßen Liebhaber vor-
züglich gefällt; daß sogenannte Berlinische Musik, die
den Verstand angenehm beschäfftigt, dem gelehrten
Kenner vorzüglich gefällt; und daß vernünftige Ver-
bindung von beyden, dem billigen und gefühlvollen
Kenner die höchste Ergötzung bey der Instrumental-
musik gewährt.

Die vernünftige Anwendung dieser an sich selbst
schon ergötzenden Musik, zur Bereicherung und Ver-
vollkommung der Leidenschaft nachahmenden Singe-
musik, wird dem Componisten nicht nur erlaubt, son-
dern sogar nothwendig anzurathen seyn. Nur ver-
gesse er nie, daß die Anwendung davon vernünftig
seyn muß, daß sie in Beziehung auf Leidenschaft, Per-
son und Ort schicklich sey, und dem höheren End-
zwecke untergeordnet bleibe. Der Componist, der
dieser Verbindung fähig ist, gewährt uns die edelste
und höchste Ergötzung, die die Tonkunst zu gewäh-
ren vermag.

Nun sey es dem Recensenten erlaubt, sich in die
Stelle des Hrn. Schweizer zu setzen, und so auf-
richtig zu reden, wie er mit seinen Freunden, und mit
jedem, der ihn um seine Meinung befrägt, zu re-
den pflegt.

Ich habe nun die Poesie der Alceste zum ersten-
male gelesen, mir den Plan des Stücks, den Gang
der Leidenschaft, und die Behandlung der Charaktere

 gemerkt,

gemerkt, und über beydes meine Bemerkungen gemacht. Ich will sie herschreiben:

Erster Aufzug. Alceste in der ängstlichen Besorgniß für das Leben ihres kranken Gemahls, erfährt den Ausspruch des Delphischen Orakels: Admet soll leben, wenn ein anderer für ihn sterben will. Schnell entschließt sie sich, für ihn zu sterben, und beharrt bey ihrem Entschlusse, ohne den Einwendungen und Bitten ihrer Schwester Parthenia Gehör zu geben.

Wie kömmts, daß die Liebe, die die Alceste so bereit macht, für ihren Admet — den sie zu verlieren zitterte — zu sterben, sie nicht auch auf den Gedanken führt, wie süß es wäre, ferner mit ihm zu leben? — Wenn auch der alte Vater eben nicht zu erbitten ist, dem Bittenden den Gefallen zu erzeigen, von der Welt zu gehen; wenn dieser auch schon so lebend todt ist, daß sein abgestorbener Körper ihm keine edle That mehr erlaubt; hatte Parthenia, diese schale Tragödienvertraute, nicht so viel Herz, ihr Leben anzubieten, um zwey Liebende zu vereinigen: so fände sich ja wohl auch unter dem Volke des Admets, ein Edler, oder ein griechisch eitler Mann, der für seinen König oder für seinen Nachruhm stürbe. Liebenden ist, so etwas hoffen, ein leichtes Ding. Eben so leicht konnte der liebenden Alceste auch wohl der Gedanke einkommen, wie süß es wäre, mit Admet zu sterben, mit ihm zugleich zum Sitze der Seeligen hinab zu wandern. Dieses hätten ihr die Todesgötter, die sie so schnell zum Opfer annehmen, ja auch wohl bewilliget. Sollten alle diese Ideen, in einer von Furcht vor dem nahen Verlust des Geliebten geängsteten Seele nicht eher aufsteigen, als der Vorsatz der freywilligen Trennung? Und welche glückliche Veran-

Veranlassungen für den Tonkünstler sind hiemit nicht versäumt!

Doch genug, sie will alles thun, um Admet das Leben zu schenken: daß ers nicht gerne annehmen sollte, daran zweifelt sie gar nicht. Sie muß auch alles thun, damit Alceste das Trauerspiel, und dieses Trauerspiel wieder das Lustspiel werde, was es ist.

Zweyter Aufzug. Admet genießt schon die gute Wirkung von Alcestens Entschluß: ohne zu wissen, wem er sein neues Leben zu danken hat, freuet er sich seiner plötzlichen Genesung. Er erfährts, sieht die sterbende Alceste, erstaunt, und bricht in dankbare Bewunderung aus. Endlich besinnt er sich, daß er ohne Alcesten nicht leben kann, daß der Mann, der Alcestens Liebe würdig war, nicht der Feigheit fähig seyn kann; er drückt seine Furcht aus, für das Zeigen der Finger auf ihn, als auf einen Feigen, und kanns nicht geschehen lassen, daß Alceste für ihn sterbe. Die Kinder werden geholt: Alceste verdreht den Ausspruch des Orakels, und sagt:

Ach Admet, die Todesgötter
Sind unerbittlich. Eines von uns beyden
Muß fallen! —

Nun hat er keinen Einwurf mehr: er weint, und läßts geschehen. Sie stirbt, er fällt in Ohnmacht, und wird fortgetragen.

Ist es fürs erste der Natur der Leidenschaft angemessen, daß die Nachricht, der Anblick, daß Alceste stirbt, damit er lebe, zuerst Bewunderung ihrer großmüthigen Liebe bey ihm hervor bringe? Ist nicht das erste Gefühl, der erste aufsteigende Gedanke dieser: Für einen solchen Preis mag ich nicht leben, mein Leben ist wieder euer, ihr Todesgötter, laßt

ab von meinem Weibe. — Und dann, angenommen, daß die Bewunderung über Alcestens Liebe an ihrer rechten Stelle stehe; ist denn wohl diese Bewunderung bey dem Manne, der sein Weib für ihn sterben sieht, dieselbe, als bey der Schwester des sterbenden Weibes, die ihre von Kindheit an so zärtlich geliebte Schwester, von der sie wieder so zärtlich geliebt wurde, (S. 10. nach dem Buche,) für den Feigen, der es so mit dankbarer Bewunderung ansehen kann, sterben sieht? Kann bey diesen beyden wohl eine Empfindung, oder wenigstens einerley Grad der Empfindung, ohne ein sehr verschiedenes Gemisch mannigfaltiger Empfindungen, statt finden? Und doch singen sie beyde zusammen dieselben Worte (S. 21.)

Bestes Weib! dein eignes Leben
Für den Gatten hin zu geben!

Und warum hat der Dichter den Admet zu dem verächtlichen, feigen Kerl gemacht, der er hier erscheint? Alle seine Einwürfe, die er der Alceste macht, sind im höchsten Grade egoistisch: Er kann ohne sie nicht leben; er würde ihrer Liebe unwürdig scheinen, wenn er itzt feig scheinen sollte; er würde den Spott des mit Fingern auf ihn zeigenden Volks nicht ertragen können: er kanns also nicht zugeben. Endlich wird er bewegt, wodurch? Durch seine Kinder; durch die Nachricht, daß eins von ihnen beyden fallen muß.

Er thut ferner alles, was einem Feigen in solcher Lage zukömmt: er bewundert mit dankbarer Bewunderung eine großmüthige Behandlung seines Weibes, die einen Mann beschämen, außer sich setzen würde; er läßt sich durch weibliche Schmeicheley, durch Spitzfindigkeit um seine Gründe bringen und über-

übertäuben; er lästert die Götter; denkt er ans Sterben, so kann er nur mit ihr sterben; denkt er ans Leben, so kann er nur für sie leben; verliert er sie, dann ist kein Volk, kein Vaterland, kein Leben mehr. Auch keine Kinder? Ja, die Kinder sind ihm doch zu lieb, er muß leben bleiben. Daß er sich zwänge zu leben, um für die Kinder zu sorgen, um sie zu erziehen, ist bey ihm nicht der Fall, weder als Admet, wie er von Anfang an erschienen, noch als König.

All dieses Verächtliche seines Charakters wird in das höchste Licht gesetzt, durch die übertriebene Uneigennützigkeit der Alceste, und der gänzlichen Verläugnung ihrer selbst. In ihren Reden ist nichts, was menschliche Liebe zum Leben, nichts, was die in der Natur gegründete größere Liebe, größern Hang zu ihren Kindern verriethe: nichts sie selbst, alles er.

Auch so gar Parthenia muß ihn noch an männlichem Muthe übertreffen. Beyde sehen die Alceste sterben: er weint und sinkt in Ohnmacht. Schön und groß ist die Thräne im Auge des Anbetenden, im Auge des Menschenfreundes: aber verächtlich und klein im Auge des schwachen Mannes. Parthenia, bey der der Schmerz die Dämme der Geduld zerreißt, hat doch noch Muth genug, in einer ausführlichen Arie mit den Göttern zu zanken. (S. 33.)

Was soll' nun der Componist mit dem Charakter des Admets anfangen? Wie soll er ihn fassen? Woran soll er sich halten? Was ist die herrschende Leidenschaft bey ihm? Worinnen besteht seine Würde? seine Wichtigkeit in Beziehung auf die Handlung? Drückt der Componist die Bewunderung dort lebhafter aus: so geräth er in Gefahr, den Charakter des Admets noch verächtlicher zu machen. Der Ausdruck der Bewunderung ist, welches wohl zu bemerken, nicht

nicht so ganz bestimmt in der Musik, er kann bey lebhaftem Ausdruck leicht in Freude übergehen.

Dritter Aufzug. Herkules erscheint; erfährt von der Parthenia, nach geziemenden Titulaturen und Complimenten, alles; will den Admet sehen, erhält nach einer ausführlichen Arie, worinnen Parthenia den jämmerlichen, trostlosen Zustand des Admets erzählt, die Erlaubniß dazu; sie geht ihn zu melden; er geht nach, findet den Admet beym Aschenkruge, der nun bald Alcestens Gebeine einschliessen soll, trostlos weinen; schilt ihn ein Weib, und verspricht Hülfe zu suchen.

Wie unschicklich ist hier nicht das Aufhalten der Leidenschaft und der Handlung, durch die ausführliche Arie der Parthenia, daran noch nicht zu denken, daß der Inhalt der Arie Erzählung ist. Herkules wird natürlich durch die unglückliche Nachricht äusserst unruhig Admeten zu sehen, ihn zu trösten, Hülfe für ihn zu suchen, und muß da stille stehen, um sich das weitläuftig erzählen zu lassen, was er mit dem ersten Anblick selbst sehen wird. — Wie unschicklich in musikalischer Poesie all das Ceremoniel zwischen der Parthenia und dem Herkules! Sie redet ihn an:

Alkmenens Sohn? — Willkommen, o Befreyer
Von Gräcien, willkommen, Herkules,
Dem Haus Admets.

Und nachdem sie ihn durch ihr Geschwätz schon so lange aufgehalten hat, sagt sie noch erst:

— — Ich geh,
Ihm deine Ankunft anzusagen.

Und geht voraus, den Freund zu melden.

Vierter Aufzug. Parthenia, nachdem sie sich überzeugt, daß ein Besuch von ihr dem Admet zu

seiner Erhaltung zuträglich seyn würde, geht zu ihm. Sie findet ihn mit seiner Phantasie ängstlich beschäftigt, und bietet ihm einen Wundertrank an, der eben so gewiß als ein Trank aus Lethe das Herz von allem Kummer, von allem Leide befreyet: der ein allgemein Vergessen wirkt. Und nun legt er die große Probe seiner Liebe zu Alcesten ab — die erste große Handlung — seine Alceste nicht schon an ihrem Sterbetage vergessen zu wollen. Sie gehen beyde das Todesopfer zur Befriedigung der Höllengötter anzuordnen.

Das Probestück ausgenommen, ist alles, was in diesem Akte vorgeht, das, was ich der Zuschauer zwischen dem dritten und fünften Akte natürlicher Weise selbst denken mußte. Die Handlung des Stücks ruht also bey diesem ganzen Akte so sicher, als im gemeinen Leben die Geschäffte bey Condolenzvisiten ruhen. Doch, das Stück sollte fünf Akte haben.

Fünfter Aufzug. Ein Todesopfer. Herkules erscheint, hält eine Rede über Alcestens Verdienst, und entdeckt dann dem Admet, daß er ihm die Liebenswürdigste der Töchter Gräziens zum Ersatz für seinen Verlust mitbringe. Admet hat aber Stärke genug, dieser Versuchung am Sterbetage Alcestens zu widerstehen, und geht erzürnt auf Herkules ab. Drauf erscheint Alceste wieder, und erklärt dadurch den Scherz des Herkules. Parthenia holt den Admet; er kömmt; Alceste zieht sich zurück, bis Admet sie erblickt; da umarmt sie ihn, und erklärt, daß er dem Herkules alles zu danken habe. Dieser soll sagen, wie es geschehen; das kann er nicht; der Eumeniden Hand schließt seinen Mund. Alceste beschreibt ihre verlaßne Wohnung, Elysium, dort fühlte sie Götterfrieden tief in der Brust; aber

doch

doch ist die Wonne, ihren Admet wieder zu haben, grösser. Sie danken dem Herkules, und dieser dankt mit ihnen den Göttern.

Dieser Aufzug ist der längste, ist auch vor allen andern angefüllt mit verfehlter Empfindung und Unschicklichkeit in den Charakteren. Wie sehr ist es nicht ganz wider die Natur der Empfindung, und wider den ernsten Charakter des Herkules, daß er mit seinem verzweifelnden Freunde erst fumfzehn Seiten langen Kurzweil treibt, ehe er ihm sein Glück wissen läßt? Wie sehr wider alle Wahrheit der Empfindung, daß Alceste, da sie wieder erscheint, sich auf fünf Seiten mit der Parthenia und dem Herkules unterhält, ohne an den Admet zu denken, der ihr beym Sterben alles war, und hernach wieder mehr ist, als der Götterfriede, den sie in Elysium genoß? Wie sehr wider alle Wahrheit der Empfindung, daß sie, da sie ihn kommen sieht, nicht liebetrunken in seine Arme eilt, sondern sich erst zurückzieht, um auch noch ihren Scherz mit Admet zu haben?

Wenn man das nun alles so sieht, wie sie alle mit dem guten Admet den Popanz spielen: so zürnt man mit dem Herkules, daß er das edle Weib aus den entzückenden Wohnungen der Seligen, wo sie Götterfrieden tief in der Brust fühlte, und den sie so schwer errungen, zurückgeholt hat; und man hat Mitleiden mit dem armen Weibe, daß sie das Verächtliche des Admets nicht einsieht. Er aber wird uns durch alles dieses doppelt verächtlich.

Da ich das Stück zum erstenmal sahe, war meine Empfindung nichts weniger als Vergnügen über den guten Ausgang; sondern ich fühlte wahrhaftes Misvergnügen, daß es dem feigen, egoistischen Admet so gut wurde, daß alle alles für sein Glück gethan:

than: und die Alceste sah ich mitleidig von diesem Gedanken durchdrungen an: armes Weib, du mußt noch-einmal sterben!

Nun lese ich das Stück zum andern male, und bemerke die Form desselben. Und o! wie werde ist fast auf jeder Seite aufgehalten! Fürs erste: wozu diese ganze Form des Stücks? wozu muß das Stück einen frölichen Ausgang haben? Ich sehe keinen andern Grund, als damit es eine Oper werde, wie bisher alle ausländische Opern gewesen. Ist dieses aber ein Grund für einen Mann, der uns Deutschen eine deutsche Oper geben wollte? und geben könnte, wenn er wollte? Gründe dagegen weiß ich indessen von Seiten der Musik mehr als einen. Nur diesen: Da der musikalische Ausdruck der feineren Modificationen der Empfindungen, der Leidenschaften nicht fähig ist: so kann der Componist in den Uebergängen von einer Empfindung zur andern nicht gleichen Schritt mit dem Dichter gehn, — des Dichters Weg durch die Vernunft zum Herzen hier gar nicht zu erwähnen — der Musikus macht also in jenen Uebergängen ungleich größere Schritte; er kömmt von der Traurigkeit, in die er sich gar leicht sehr vertiefte, sehr bald zur Freude, in der er leicht ausgelassen werden kann, wenn er nicht einförmig bleiben will. Und das ist unserer Empfindung höchlich zuwider.

Und dann das weitläuftige Recitative durchs ganze Stück, von 7. 9 bis 11 Seiten. Man sehe im Buch S. 64—72. 22—30. 73—84; und darinnen Perioden von 5. 6. 7. 8 bis 10 Zeilen. Man sehe S. 7. 26. 35. 36. 65. 67. 73.

In den Arien hie und da oft falsch gewählte Sylbenmaaße, die weder der Empfindung und dem Charakter der Person angemessen, noch für musikalischen

Ryth-

Rythmum schicklich sind. Z. B. S. 33. 50. Und endlich fast durchs ganze Stück harter unmusikalischer Ausdruck.

Man könnte nicht leicht härtere und unmusikalischere Verse machen, als diese:

Zwischen Angst und zwischen Hoffen
Schwankt mein Leben, wie im Rachen
Der empörten Flut ein Nachen
Aengstlich zwischen Klippen treibt.

Hier sind alle Consonanten, die unsere Sprache weniger musikalisch machen als die italienische, und deren Aufeinanderhäufung der gute musikalische Dichter so viel als möglich vermeidet, auf einander gehäufft. zw, ngst, schw, nckt, ch, dreymal, ngstl. Soll dieses vielleicht poetisch malerischer Ausdruck seyn, so hat der Dichter nur nicht daran gedacht, daß dieser auf keine Weise in die musikalische Poesie gehört. Fürs erste fällt seine Wirkung völlig weg, er wird gar nicht gehört, denn die Worte werden gedehnt und gesungen, nicht gesprochen; dem Gesange ist er aber gerade entgegen, er verhindert das Aneinanderhängen und Verbinden der Töne. Zwischen Angst und zwischen — Welches zum Singen unschickliche Gezische!

Und endlich, wenn Hr. W. einmal eine Oper nach dem gewöhnlichen Schlendrian machen wollte, Arien von zwey Theilen, jeden Theil aus 4—5 Zeilen bestehen lassen, und da Capo; allen Personen gleiche Form von Arien u. s. w., dann hätte sich Herr W. auch nach den Regeln und dem Costume dieses Schlendrians erkundigen sollen; nicht alle drey Arien des ersten Akts die Alceste allein singen lassen; nicht Arien mit einer Frage schließen lassen, wie S. 15. nicht im zweyten Theile der Arie die Fortsetzung des Inhalts

halts des ersten Theils setzen, wie S. 52; nicht im zweyten Theile dasselbe mit andern Worten sagen, was im ersten Theile steht, wie S. 44; nicht am Ende der Arie u und i setzen, wie S. 4, 9, 16, 22, 33, 44, 55, u. s. w.

Nun wollen wir noch versuchen, nach dem Gange der Leidenschaft die verschiedenen Grade derselben zu bestimmen, dann die Charaktere untersuchen, und dann sehen, ob Hr. S. dieses sowohl, als alle jene Mängel gefühlt, ob er jenes beobachtet, und diese zu verstecken oder durch seine Bearbeitung zu verbessern getrachtet. Dann wollen wir den Componisten noch kürzlich von Seiten seines Ausdrucks betrachten.

Der höchste Punkt der Leidenschaft ist ohnstreitig da, wo Alceste stirbt, Admet betäubt hinsinkt, und Parthenia in wüthenden Schmerz ausbricht. Bis hieher war der Gang der Empfindung bey der Alceste Furcht, die zärtlichste Besorgniß fürs ungewisse Schicksal ihres Admets; kühner, großmüthiger Entschluß beym gewissen Unglück; die höchste Zärtlichkeit bey der heldenmäßigen Ausführung des Entschlusses bis zum Tode. Beym Admet: Freude über seine plötzliche Genesung, Erstaunen und Bewunderung über den großmüthigen Entschluß seines Weibes, Schmerz und Betäubung über ihren Verlust. Bey der Parthenia: Schmerz über Admetens Unglück; Angst und Bekümmerniß für ihre Schwester, Schmerz, wüthender Schmerz über ihren Verlust.

Man sieht, daß der Componist bey diesem Gemisch von Empfindungen nicht anders glücklich durchkömmt, als wenn er sich an die Charaktere hält; durch diese aber auch bald hieher, bald dorthin fortgerissen wird, wenn er nicht stets den Hauptpunkt vor Augen hat, worauf das alles hinausläuft.

Wir wollen die Charaktere näher bestimmen. Alceste ist eine Heldinn, wie es ein Weib nur seyn kann. Sie besitzt den höchsten Grad der Zärtlichkeit, und ihre Liebe erhebt sie zur äußersten Großmuth. Admet ist ein feiges Weib. Parthenia ein zärtlicher Mann.

Nun wollen wir Hrn. S. bis hieher, zum Ende des Trauerspiels nachspüren.

Wie hat Hr. S. am Anfange die Furcht, die zärtliche Besorgniß der Alceste für Admetens Schicksal ausgedrückt? Er bemüht sich, das Gleichniß, das Bild des Dichters aufs genaueste und mühsamste auszudrücken, auszumalen, und zwar recht wörtlich: Wort für Wort. Die Verse heißen:

Zwischen Angst und zwischen Hoffen
Schwankt mein Leben, wie im Rachen
Der empörten Flut ein Nachen
Aengstlich zwischen Klippen treibt.

Zuerst schwankt das Leben mit sechsfacher Wiederholung und Umkehrung der ersten beyden Zeilen bis Leben, dann drückt Hr. S. den Rachen der empörten Flut aus, dann die Angst des Nachens, dann das Treiben desselben. Alsdann bemüht sich Hr. S. statt die ängstliche Empfindung der Alceste auszudrücken, bey sechszehnmaliger Wiederholung und Umkehrung der Worte: die Angst, das Hoffen, das Schwanken, den Rachen der empörten Flut, die Angst des Nachens zwischen Klippen, und endlich das Treiben auf verschiedene Weise zu malen, durch unsangbare Fortschreitungen und Sprünge, durch widrige Harmonieen, durch eine heulende Folge von halben Tönen, durch schnelles plapperndes Aussprechen der Worte auf Töne, die schnell hinter einander eine Octave herauf

auf und hinunter laufen, wo jeder Ton eine Sylbe hat, durch singcopirte Noten, durch haltende Noten, durch Fermate, durch drey Melismate, und endlich durch alle mögliche Bewegungen, und unzählige Verdoppelungen in der Octave in allen Instrumenten, auch bey den allerwidrigsten und schnellesten Stellen.

Wie unschicklich es von einem Componisten gehandelt ist, wenn er anstatt die Empfindung auszudrücken, die durch das Bild erregt wird, das Bild selbst, mit allen seinen physicalischen Eigenschaften für alle fünf Sinne ausdrücken will, fühlt ein jeder, der nur natürlich gutes Gefühl und Ohr hat. Die aber, die beydes nicht haben, können sich die Unschicklichkeit davon sehr leicht begreiflich machen, wenn sie sich einen Schauspieler vorstellen, der anstatt durch seine Action und Gebehrde Furcht und Angst auszudrücken, den Rachen der empörten Flut, den ängstlichen Nachen, sein Schwanken und sein Treiben zwischen Klippen, mit Augen, Mund, Händen und Füßen nachahmen wollte.

Hr. S. hatte noch nicht daran gedacht, daß er eine Alceste singen ließ, die er bald als eine großmüthige Heldinn charakterisiren sollte. Hat er sie so geschildert? Das wollen wir hernach sehen. Itzt noch erst den zweyten Theil dieser Arie. Da hört man erst den Donner rollen, Winde brausen, aufgewühlte Wogen kochen, man soll sehen, Nacht und Grausen. Und dann folgt auf allen den Brast ein Gesang von sechszehn Takten, der vortrefflich, äußerst rührend ist. Dieser drückt ganz die hohe Zärtlichkeit in Alcestens Charakter aus. Für diese schöne sechszehn Takte, gebe ich alles übrige der Arie hin.

Das da Capo scheint hier nicht recht schicklich: auch thut die Nachricht der Parthenia weit mehr Wir-

kung, wenn die Alceste sie in der zärtlichen Gemüths- verfassung erhält, als im Nachen auf der empörten Flut ängstlich schwankend. Auch ist dieses länge da Capo ein Beweis, daß es Hr. S. nicht überlegt hat, wie unschicklich und höchst angreifend für die Sängerinn es ist, daß die Alceste den ganzen ersten Akt allein singen soll.

Nun hat sie die Nachricht vernommen. Sie faßt den heldenmüthigen Entschluß. Die zweyte Arie. Der Anfang derselben ist sehr passend, und drückt die Empfindung vollkommen aus. Um sich aber zu überführen, wie bloß wörtlich die Composition der beyden Zeilen sey:

O schonet den Gatten
Hier bin ich und biete zum Opfer mich dar.

versuche man einmal alle vier Zeilen ohne einige Wiederholung der Worte auf die ersten zehn Takte der Singemelodie zu singen. Jeder wirds fühlen, daß alles in der unerschütterlichen Entschließung hätte gesungen werden müssen. Der zweyte Theil drückt, ohne für itzt auf den einzelnen Ausdruck zu sehen, die Hauptempfindung sehr wohl aus.

In der Folge bis zum Ende des ersten Akts ist im Ganzen, die Angst und der Schmerz der Parthenia, und die hohe Zärtlichkeit der Alceste stark ausgedrückt.

Zu Anfange des zweyten Akts ist die Freude des Admets in der Arie:

Wem dank ich dieß Leben

lebhaft ausgedrückt: doch muß sie nicht zu geschwind gesungen werden, sonst verliert sie das Edle, das ihr des Orts wegen nothwendig zukömmt. Die Dehnungen sind hier beym Ausdruck der Freude auch an ihrer Stelle.

Bey

Bey dem folgenden Terzett aber hat Hr. S. den schweren Ausdruck der Bewunderung ohne Freude verfehlt, und dadurch den Fehler des Dichters, den wir oben schon bemerkt haben, in ein recht helles Licht gesetzt. Hr. S. hätte hier den Dichter durch seine Behandlung einigermaßen verbessern können, wenn er die Bewunderung mit Traurigkeit vermischt, oder sie mehr als Erstaunen, als Schrecken ausgedrückt hätte.

Auch der Gesang der Alceste ist, den Anfang ausgenommen, nicht innig zärtlich genug: und es ist gar unschicklich, daß Alceste am Ende den frölichen Gesang der andern beyden selbst ergreift, und zuletzt noch gar die Freude mit einem bunten äußerst lustigen Melisma ausdrückt, weil es heißt:

Hätt' ich tausend hinzugeben,
O mit Freuden gäb' ich sie.

Nun kommt der Hauptpunkt der Leidenschaft: nun soll der Ausdruck nach und nach bis zum höchsten Grade steigen, und da, wo Alceste stirbt, wo Admet betäubt hinfällt, und Parthenia in wüthenden Schmerz ausbricht, alle seine Stärke, alle Kraft zusammennehmen, um den Todesschmerz der Alceste, den betäubenden Schmerz des Admets, den wüthenden Schmerz der Parthenia auszudrücken. Hier macht er erst ein fünf Seiten langes, einfaches, kaltes Recitativ, der Scene der Kinder allein fügt er ein zärtliches Accompagnement bey — diese Scene hervorstechend zu machen, war recht; sie durfte aber gerade nicht dadurch hervorstechen, daß sie allein zärtlich behandelt wurde, und das übrige kalt: ein besonderer Grad der Zärtlichkeit, durch eine sich auszeichnende Begleitung: sey es der Gesang oder die Wahl der Instrumente von vorzüglich zärtlichem Charakter, dieß

kung, wenn die Alceste sie in der zärtlichen Gemüthsverfassung erhält, als im Nachen auf der empörten Flut ängstlich schwankend. Auch ist dieses lange da Capo ein Beweis, daß es Hr. S. nicht überlegt hat, wie unschicklich und höchst angreifend für die Sängerinn es ist, daß die Alceste den ganzen ersten Akt allein singen soll.

Nun hat sie die Nachricht vernommen. Sie faßt den heldenmüthigen Entschluß. Die zweyte Arie. Der Anfang derselben ist sehr passend, und drückt die Empfindung vollkommen aus. Um sich aber zu überführen, wie bloß wörtlich die Composition der beyden Zeilen sey:

O schonet den Gatten
Hier bin ich und biete zum Opfer mich dar.

versuche man einmal alle vier Zeilen ohne einige Wiederholung der Worte auf die ersten zehn Takte der Singemelodie zu singen. Jeder wirds fühlen, daß alles in der unerschütterlichen Entschließung hätte gesungen werden müssen. Der zweyte Theil drückt, ohne für itzt auf den einzelnen Ausdruck zu sehen, die Hauptempfindung sehr wohl aus.

In der Folge bis zum Ende des ersten Akts ist im Ganzen, die Angst und der Schmerz der Parthenia, und die hohe Zärtlichkeit der Alceste stark ausgedrückt.

Zu Anfange des zweyten Akts ist die Freude des Admets in der Arie:

Wem dank ich dieß Leben

lebhaft ausgedrückt: doch muß sie nicht zu geschwind gesungen werden, sonst verliert sie das Edle, das ihr des Orts wegen nothwendig zukömmt. Die Dehnungen sind hier beym Ausdruck der Freude auch an ihrer Stelle.

Bey dem folgenden Terzett aber hat Hr. S. den schweren Ausdruck der Bewunderung ohne Freude verfehlt, und dadurch den Fehler des Dichters, den wir oben schon bemerkt haben, in ein recht helles Licht gesetzt. Hr. S. hätte hier den Dichter durch seine Behandlung einigermaßen verbessern können, wenn er die Bewunderung mit Traurigkeit vermischt, oder sie mehr als Erstaunen, als Schrecken ausgedrückt hätte.

Auch der Gesang der Alceste ist, den Anfang ausgenommen, nicht innig zärtlich genug: und es ist gar unschicklich, daß Alceste am Ende den frölichen Gesang der andern beyden selbst ergreift, und zuletzt noch gar die Freude mit einem bunten äußerst lustigen Melisma ausdrückt, weil es heißt:

> Hätt' ich tausend hinzugeben,
> O mit Freuden gäb' ich sie.

Nun kommt der Hauptpunkt der Leidenschaft: nun soll der Ausdruck nach und nach bis zum höchsten Grade steigen, und da, wo Alceste stirbt, wo Admet betäubt hinfällt, und Parthenia in wüthenden Schmerz ausbricht, alle seine Stärke, alle Kraft zusammennehmen, um den Todesschmerz der Alceste, den betäubenden Schmerz des Admets, den wüthenden Schmerz der Parthenia auszudrücken. Hier macht er erst ein fünf Seiten langes, einfaches, kaltes Recitativ, der Scene der Kinder allein fügt er ein zärtliches Accompagnement bey — diese Scene hervorstechend zu machen, war recht; sie durfte aber gerade nicht dadurch hervorstechen, daß sie allein zärtlich behandelt wurde, und das übrige kalt: ein besonderer Grad der Zärtlichkeit, durch eine sich auszeichnende Begleitung: sey es der Gesang oder die Wahl der Instrumente von vorzüglich zärtlichem Charakter, dieß

hätte die Scene gehörig hervorstechend gemacht — Und dann kömmt wieder ein einfaches simples Recitativ; aus diesem in die Arie der Alceste, die zwar zärtlich ist, aber die Stärke des Ausdrucks nicht hat, die diese Hauptscene erfordert, und die selbst am Ende des ersten Akts wirklich herrscht. Auch wird diese Arie durch ihre Länge, und durch die gar zu häufigen Wiederholungen der Worte matt.

Und nun die stumme Scene, eh Alceste stirbt, wo der Dichter dem Componisten viel Gelegenheit gegeben, wo Alceste durch die letzte Anstrengung ihrer Kräfte erschöpft in Ohnmacht fällt, durch Zuckungen des Todes wieder erweckt wird, wo die Herumstehenden durch Gebehrden ihren Jammer ausdrücken, wo Admet trostlos zu Alcestens Füßen liegt, mit flehenden Gebehrden die Arme gen Himmel streckt, vergeblich sich bemüht, Worte hervorzubringen, wo Parthenia weinend die Kinder hinwegführt, und bey der Zurückkunft ihre Schwester mit dem Tode ringen findet — alles dieses drückt Hr. S. durch eine stille gedämpfte Sterbemusik aus. Und diese Musik fährt hernach zur Begleitung der Recitirenden, bis Alceste stirbt, fort, einige Takte, eines mit Triolen rauschenden Allegrosatzes zwischen ein, von denen ich gar nicht begreife, was Hr. S. damit hat sagen wollen. Ich fiel erst auf den Gedanken, daß es vielleicht ein kleines Spiel des Witzes seyn sollte, indem diese wenigen Takte einige entfernte Aehnlichkeit mit der Begleitung in der zweyten Arie haben, bey den Worten:

Sie habens vernommen,
Sie kommen, sie kommen, u. s. w.

Allein das kanns auch nicht seyn, denn sonst hätte Hr. S. dieselbe Bewegung denselben Gedanken genommen,

men, und es dort dadurch schon vorbereitet, daß er etwas Auffallendes in den Gedanken hineingelegt.

Endlich drückt Parthenia ihren wüthenden Schmerz aus: wodurch? durch eine brillante Passagienarie. Was will sie durch Läufe ausdrücken? Grausame Götter. Man erinnere sich hiebey, was der Rec. in den vorausgeschickten Bemerkungen über die vernünftige Anwendung der an sich selbst schon ergötzenden Musik, zur Bereicherung und Vervollkommung der Leidenschaft nachahmenden Singemusik gesagt hat.

Man wird aus allem dem bisher Gezeigten leicht erkennen, daß Hr. S. gar nicht mit Rücksicht aufs Ganze gearbeitet hat. Ehe wir aber den einzelnen Ausdruck des Componisten untersuchen, müssen wir noch erst des gänzlich verfehlten Charakters des Herkules erwähnen.

Anstatt den Herkules mit Hoheit und Würde singen zu hören, erscheint er hier in seinen beyden Arien von zwey sehr verschiedenen Seiten, die beyde sehr verschieden von seinem wahren Charakter sind. In der ersten Arie ist er weinerlich zärtlich. Man sehe Modulation und Gesang auf die Worte:

Für die ich alles thu,
Für die ich alles wage,
O Tugend! Einen Wunsch, nur Einen Wunsch gewähre
Dem, der sich dir ergab!

und man sage, ob der Componist klagend bittendere Melodie und Modulation hätte wählen können, wenn er die Parthenia hätte sollen die Götter anflehen lassen, ihr ihre Alceste wieder zu geben.

Eben so weinerlich kläglich ist die letzte Zeile componirt:

So schließe hier am Abend seiner Tage
Die Freundschaft ihm die Augen zu.

des gänzlich verfehlten grammaticalischen Accents in der letzten Zeile hier nicht zu erwähnen.

In der andern Arie des Herkules, am Ende des dritten Akts, finden wir wiederum alles, was zu einer komischen Arie gehört, und was sich die guten italienischen Componisten in ihren großen komischen Arien wirklich bedient haben: kurze Declamation; bey den Worten

Was Herkules verspricht
Das wird er halten

bekömmt jede Sylbe eine Note, und wird alles so schnell ausgesprochen, wie es in der Rede nur geschehn kann. Dabey laufen diese schnelle Noten anderthalb Octaven durch in die Höhe; ferner Passagien von zehn Takten, durchmischt von bunten gekräuselten Noten in verschiedenen Bewegungen; endlich ein beständig scherzendes, hüpfendes und laufendes Spiel der Instrumente, das auch der an einigen Stellen wirklich nachdrücklichen Declamation, das komische Ansehen affektirter Gravität giebt.

Im einzelnen Ausdruck ist fast auf allen Seiten verfehlter grammatischer Accent, und oft auch bey schlechtem Gesange, nicht weniger auch verfehlter oratorischer Accent bey schlechtem Gesange zu finden. Zum Beyspiel fürs erste, fast alle Fragen — Es ist bekannt, daß nur der Dominantenaccord die Frage ausdrückt — und durchgehends zum Unterschied der langen und kurzen Sylben nicht Höhe und Tiefe, sondern

dern nur Aufschlag und Niederschlag, und auch diesen hie und da verfehlt. Zum Beweise fürs andre, alle Stellen, wo wir keinen Gesang, sondern nur Declamation finden. Aus welcher Ursache verläßt der Componist den Gesang da, wo er durch Declamation mehr zu wirken glaubt, anders, als um den oratorischen Accent mit dem genauesten grammatischen Accent verbinden zu können — welches im Gesang nicht allemal thunlich ist — und dadurch die Wirkung des oratorischen Accents zu verstärken. Hr. S. declamirt, und declamirt falsch, kurze Sylben hoch, lange tief; Nebenworte hoch, Hauptworte tief; jene oft gedehnt, diese kurz ausgesprochen. Was es noch auffallender macht, ist, daß bey Wiederholung desselben Wortes, dieses zum erstenmal recht, und dann falsch, oder umgekehrt steht. Und im Recitativ findet man Ruhepunkte in der Harmonie, wo keine in der Rede sind; ferner in einem kurzen Perioden oft einen Umfang von zwölf bis dreyzehn Tönen: ist das Rede? Und Octavensprünge, Decimensprünge, ohne daß sie eben durch einen heftigen Ausruf veranlaßt würden: ist das Rede?

Beyspiele von allen diesen Anmerkungen findet man in jedem Recitativ und in jeder Arie. Wir können sie hier alle aus dem ersten kurzen Recitativ und der ersten Arie hernehmen.

Gleich die erste Zeile im ersten Recitativ,

Er ist gekommen

liefert das Beyspiel zu jenem Urtheil: kurze Sylben hoch, lange tief. Die kurze Sylbe ge steht hoch, und die darauf folgende lange Sylbe eine Terze tiefer. In dem zweyten Liniensystem dieses Recitativs steht ein zweytes Beyspiel hievon.

Das Schicksal deiner Gattinn

hier steht das hoch, und Schicksal eine Terze tiefer.

Im vierten Liniensystem dieses Recitativs bey den Worten

O gute Götter, habt ihr jemals
Der frommen Liebe Flehn euch rühren lassen,
So hört mich, Götter! rettet, rettet ihn; u.s.w.

wird in der Harmonie durch den f mol Accord eine befriedigende Ruhe am Ende der zweyten Zeile gewirkt, die erst am Ende des ganzen Perioden statt findet.

Gleich im ersten Liniensystem ist zu den Worten

Der Bote, der die Antwort mir des Gottes
Von Delphi bringt,

der Umfang einer ganzen Octave von es bis es durchlaufen: und zu welchem Endzweck? vielleicht die Wichtigkeit des Boten, seine Antwort für sie auszudrücken? Nein, Bote, Antwort, das geht alles in die Tiefe hinab; um aber die Worte des Gottes von Delphi auszudrücken, steigt die Stimme mit einmal eine Sexte und dann noch eine Terze in die Höhe.

Im zweyten Liniensystem ist bey den Worten:

An seinen Lippen hängt
Dein Schicksal, mein Admet —

ganz ohne alle Ursache ein Decimensprung. Der Componist wiederholt die beyden Worte: dein Schicksal; das ist schon recht; beym erstenmale aber läßt der Componist die Stimme ganz in ihre äußerste Tiefe hinabsinken, als spräche es die Alceste in Gedanken, mit einmal erwacht sie aber, und steigt bey der Wiederholung der Worte um zehn Töne in die Höhe. Wozu das? Wenn es recht war, wie es wirklich ist, daß Schicksal hoch stehen mußte, warum steht es denn zum erstenmal tief? Um der Wiederholung destomehr Nachdruck zu geben? dafür ist hoch und höher, aber nicht tief und hoch.

Alle

Alle diese Fehler, die wir hier auf der ersten Seite gefunden, findet man weiterhin fast auf allen Seiten.

Zu den übrigen vorhin erwähnten Fehlern wollen wir nur einige von den vielen Beyspielen in der ersten Arie anführen.

Gleich die ersten fünf Takte der Arie auf die Worte:

Zwischen Angst und zwischen Hoffen u. s. w.

geben ein doppeltes Beyspiel der falschen Declamation. Der eine Fehler: das Nebenwort hoch, und das Hauptwort tief, ist hier in den letzten beyden Worten: zwischen steht hoch, Hoffen tief. Der andere: das Nebenwort gedehnt, und das Hauptwort kurz, ist in eben diesen beyden Worten: zwischen hat zwey Halbetaktnoten, Hoffen zwey Viertelnoten. Gesang, mit dem die neuern Componisten so gerne falsche Declamation entschuldigen, entschuldigt den Componisten hier nicht: denn es ist bloße Declamation.

Wie dieselben Worte einmal recht und dann falsch, oder umgekehrt, ausgedrückt worden, sieht man auf der folgenden Seite (S. 7) bey dem Worte ängstlich; das steht erst falsch, die erste Sylbe tief, und die andere hoch, alsdann unmittelbar drauf bey der Wiederholung recht: die erste Sylbe hoch und die andere tief.

Auch liefert diese Arie noch eine unzählige Menge von Wiederholungen der Worte, die nichts weniger als Darstellung der Empfindung von verschiedenen Seiten, sondern bloßes Spiel mit Worten sind. Auch eine neue Mode, die aber ein Componist der sich schätzt, nicht nachmachen sollte.

Wir müssen hier noch etwas vom Auszuge sagen. Hr. S. versprach uns einen vollständigen Clavierauszug, der alle die bisherigen magern Auszüge beschämen

men sollte. Den haben wir aber wahrlich nicht gefunden. Der bloße Clavierspieler, der Liebhaber weiß nicht, was er mit der obersten Linie, wo Hr. S. so viel er gekonnt, von der Violinstimme, der Bratsche, und zum Theil den blasenden Instrumenten über einander geschrieben hat, anfangen soll; und spielt er blos die zwote Linie mit dem Baß, so hat er nichts als die einfache Singstimme, also viel weniger, als er in den Hillerschen und denen ihm gefolgten Clavierauszügen gefunden. Wir Musiker, die wir uns die Partitur des Künstlers wünschen, um seine Manier in der Begleitung, das heißt, nicht in seinen Zwischenspielen allein, sondern in der Stellung der Stimmen von Seiten der Harmonie, in den Bewegungen der Stimmen gegen einander u. s. w. zu kennen, wir lernen aus diesem Auszuge nicht viel mehr erkennen, als daß Hr. S. sein Stimmen fleißig in Octavenverdoppelungen einher gehen läßt. Das geben uns Hr. Hiller und andere durch *all' Ottava* zu verstehen, wo es geschehen soll.

So lange uns also die Componisten nicht ihre vollständigen Partituren geben, so ist es wenigstens für die Liebhaber vortheilhafter und angenehmer, daß man bey den bisherigen Clavierauszügen bleibt.

Wir hätten aber wohl den Componisten, die sich damit entschuldigen: Partituren könne der Liebhaber nicht brauchen, einen Vorschlag zu thun, wie sie die Partitur füglich mit einem Clavierauszuge vereinigen, und zugleich bekannt machen könnten. Wenn man in der vollständigen Partitur, wo die Singstimme doch gemeinhin unten, über dem Baß zu stehen kommt, diese beyden untersten Zeilen etwas abrückte, und in dem Liniensystem der Singstimme mit kleinern Noten den Auszug fürs Clavier schriebe; so wäre ja damit Liebhabern und Künstlern gedient. Der Liebhaber

würde noch den Vortheil haben, daß er nach und nach lernte Partituren lesen, wenn er sähe, wie die Mittelstimmen, die oben einzeln stehen, in dem Clavierauszuge zusammengezogen wären: und dieser Vortheil würde gewiß sehr vielen Liebhabern, die etwas größere Kosten nicht scheuen, gefallen.

Sk.

IX.

D. Gotthilf Traugott Zachariä, Königl. Dänischen Kirchenraths — kurze Erklärung der Briefe Jacobi, Petri, Judä und Johannis, zum Gebrauch bey akademischen Vorlesungen ausgefertigt. Göttingen, bey Kübler. 1776. 8. 224 Seiten.*)

Die Einleitung zu diesen so genannten katholischen Briefen einiger Apostel, welche der V. der Erklärung vorgesetzt hat, macht mit der Vorrede acht eigene Bogen von kleinerem Druck aus. Die vorläufigen Erläuterungen, die Hr. Z. seinen Zuhörern über die Verfasser und den Inhalt dieser Briefe, über die Christen, an welche sie geschrieben worden, über das von vielen in Zweifel gezogene Ansehen des Briefes Jacobi, des zweyten Br. Petri, des zweyten und dritten Briefes Johannis, geben wollte, waren nöthig; wiewohl sie hätten mehr ins Kurze gezogen werden können, weil man einerley verschiedenemal darinn wiederholt findet. Von demjenigen, so man

*) Diese Recension lag schon vor dem Absterben des sel. V. zum Druck fertig.

man wider die Aechtheit gedachter Briefe von je an eingewendet hat, wird nichts verfehlt. Der V. führt vielmehr die Gründe pro und contra von beyden Seiten an; doch dünken ihm die erstern überwiegend, so daß er die Autorität dieser Briefe dem Ansehen der übrigen apostolischen Sendschreiben für gleich hält. Wir haben sowohl in der Einleitung und in den Erklärungen selbst, als in den Anmerkungen dazu, welche sich wechselsweise auf einander beziehen, wie man es bey dem Verf. gewohnt ist, viel gründliches gefunden, und können sie daher angehenden Gottesgelehrten empfehlen. Hr. Z. gehört zu der noch immer kleinen Zahl der guten Schriftausleger, die da, wo das theologische System gar nicht hingehört, es auch vergessen können, sich bey Erklärung des Textes an den Sprachgebrauch der Wörter halten, Zeit und Lokalumstände immer vor Augen haben, und die Rücksicht auf jüdische Nationalmeinungen, Ausdrücke und Vorstellungsarten nicht aus der Acht lassen. Nur auf die Art läßt sich auch der Sinn der apostolischen Briefe am richtigsten bestimmen; da hingegen alle Auslegungen schwankend werden, wenn darauf keine Betrachtung genommen wird. Der zweyte Brief Petri, der Brief Judä und Jacobi haben insonderheit dem Verf. reichen Stoff gegeben, die Ideen der Juden von bösen Geistern, Engeln und Teufeln, von dem Entstehen oder Aufhören böser Krankheiten und der damit zusammenhängenden geglaubten Bestrafung oder Vergebung der Sünden zu beschreiben, welche zum Verständniß vieler Stellen den richtigen Aufschluß geben. Nur dünkt uns, wenn man bey der unleugbaren Gewißheit, daß die Apostel häufig nach jüdischen Ideen dachten und schrieben, dann manchmal in Verlegenheit kömmt, die göttliche Inspiration

spiration ihrer Briefe zu retten, die doch gerettet werden muß, daß alsdann die Schwierigkeit nicht dadurch gehoben werde, wenn man sagt: Gott hat sich nach den Vorstellungen der biblischen Schriftsteller gerichtet, oder sich zu den Meinungen der Menschen heruntergelassen. Nimmt man etwa diese Ausflucht, weil einem keine andere offen gelassen ist?

Hr. D. Z. hat sich ebenfalls bey dem Briefe Judä damit behelfen müssen. Er sagt, es sey augenscheinlich, daß Judas eines und das andere aus jüdischen Schriften geschöpft habe, welches er selbst weder aus einer besondern Offenbarung nehmen können, noch aus eigener Erfindung zu einem moralischen Zweck auf die Art eingekleidet habe, auch nicht, wie andere Erzählungen, aus den Schriften des Alt. Test. zu erborgen im Stande gewesen sey. Die Art der Juden, gewisse Lehren der Theologie in gewisse Erzählungen einzukleiden, welche ihre Urheber, wie alle Dichter moralischer Fabeln, selbst für nichts anders, als für lehrreiche Fabeln hätten ausgeben wollen, sey bekannt. Man finde dergleichen in spätern jüdischen Schriften, worin sie oft verändert worden, weil sich ein jeder Schriftsteller die Freyheit genommen habe, solche mehr auszuschmücken, und etwas zu ihnen hinzu zu dichten. Man wisse auch die große Hochachtung der Juden für die Engel, so weit sie zur ehemaligen Zeit Engel glaubten. Daher müsse man sich z. B. nicht über den vom Judas erzählten Zank des Erzengels Michael mit dem Teufel über den Leichnam Mosis wundern. Dies sey freylich keine wahre biblische Geschichte. Sie aus einer besondern dem Judas wiederfahrnen Offenbarung herzuleiten, hätte große Unwahrscheinlichkeit. Vielmehr habe er die Erzählung, wodurch die Lehre hätte sollen eingeschärft

werden,

werden, „daß es unanständig sey, höhere Wesen zu „lästern“, so wie die Weißagung Henochs v. 14, 15. aus keinen andern, als menschlichen jüdischen, izt unbekannten Schriften, genommen. „Es ist dieses, „fügt der Verf. hinzu, auch göttlichen Schriftstel„lern nichts unanständiges, da die Einkleidung ihrer „Lehren nach ihrer natürlichen und gewohnten Den„kungsart eingerichtet ist, und dergleichen Erzählun„gen auf keine Irrthümer führen, wie in den An„merkungen gezeigt ist. Sind sie nicht allemal nach „unserm Geschmack, so hat Gott den damaligen Ge„schmack durch seine Religion und Eingebung, so fern „er nicht die Religion selbst betraf, nicht geändert, „sondern sich nach dem Geschmack der Zeiten ge„richtet.“ Judas hat demnach eben gedachte Erzählung, wenn sie gleich nicht wahre Geschichte enthielt, auch von ihrem Urheber nicht dazu erfunden war, um andere damit zu betrügen, gar wohl „gegen jüdische „Gegner brauchen können, ohne sie für eine wahre „Begebenheit auszugeben, wenn nur die darin ent„haltene Lehre von Juden für richtig erkannt werden „mußte.“ (Vorr. und Anmerk. 8. S. 147, 148.) Alles recht gut! Nur möchte Recensent belehrt seyn, wie die göttliche Inspiration des Schriftstellers dabey bestehen und erweislich gemacht werden könne? näher bestimmt wissen, was das eigentlich sagen wolle: Gott richtet sich, wenn er dem biblischen Schriftsteller eingiebt, was er schreiben soll, dabey nach dessen gewöhnlichen Vorstellungen, nach dessen natürlicher Denkungsart, nach dem Geschmack der Zeiten, worin er lebt? Verbindet man mit diesen Worten auch wohl wirklich einen deutlichen Begriff? Braucht der apostolische Briefsteller, oder ein anderer biblischer Verfasser, in seinem Religionsunterricht an das Volk mit

unter

unter Argumente κατ' ἄνθρωπον; bedient er sich, sollte es auch nur wider Gegner aus dem Judenthum seyn, alter poetischer Erzählungen, alter jüdischer Fabeln zu ihrer Belehrung; hat er so gar unbekannte jüdische Bücher vor sich, oder doch ehedem gelesen, aus denen er, es sey mit oder ohne Zusatz solcher Bilder, die seine eigene freye Einbildungskraft herbeyführt, den ersten Urstoff seiner Gedanken und Vorstellungen entlehnt — was hat ihm denn Gott dabey eingegeben? Was für Ideen hat der in der Seele des h. Schriftstellers ausserordentlich gewirkt? und was für welche hat der Schriftsteller aus der eigenen wirksamen Kraft der Seele, nach den ordentlichen Gesetzen des natürlichen Denkens und Empfindens, hervorgebracht? Wo ist die Grenzlinie, auf welcher das eigene Denken des biblischen Verfassers aufhört, und das unmittelbare Einwirken Gottes in seine Denkkraft anfängt? Wer mag sie bestimmen? Soll sie bestimmt werden, so müssen sichere Merkzeichen vorhanden seyn, woran sie zu erkennen ist. Und welche sind diese? Noch hat sie niemand angegeben. Also wäre es wohl der Mühe werth, darnach zu suchen, ob sie sich möchten finden lassen, um von so viel schwankenden Begriffen über diese Sache ab, und auf etwas gewissers zu kommen.

Ich will einmal bey dem Petrus und Judas bleiben. Beyde Apostel haben einen Brief das Christenthum betreffend, an die Christen geschrieben. Beyde Briefe, sagt man, sind von Gott eingegeben, und deshalb von göttlicher Autorität; aber ihre Verfasser haben die darin enthaltenen Sachen, der Inspiration des heiligen Geistes unbeschadet, nach ihren gewöhnlichen Vorstellungen, nach ihrer natürlichen Denkungsart und dem Geschmacke ihrer Zeiten geschrie-

ben. Daß beydes in dem seine Gedanken aufschreibenden Apostel, über eine und eben dieselbe Sache, in einem und eben demselben Moment, unmöglich zugleich habe geschehen können, sieht ein jeder. Denn wenn Gott ihm das unmittelbar einhauchte, was er schrieb, so waren es nicht natürliche, nach dem Geschmack seiner Zeiten in selbst erfundene, oder geborgte alte Erzählungen und Fabeln eingekleidete Gedanken. Und waren sie das letztere, so konnte wiederum das erstere nicht statt finden, nehmlich daß sie ihm wären von Gott übernatürlich eingehaucht worden. Sollte also beydes mit einander bestehen, so könnte doch nicht beydes von dem Ganzen des Briefes gelten, sondern eines oder das andere müßte nur bey den einzelnen Theilen oder Abschnitten desselben statt gefunden haben. Einige einzelne Stellen, Lehren oder Ermahnungen des Briefes, sie möchten nun zu Anfange, oder in der Mitte, oder am Schluß des apostolischen Briefes stehen, müßten eingegeben, andere nicht eingegeben, einige natürlich und selbst gedacht, andere nicht natürlich und nicht selbst gedacht seyn. Nun frage ich also, als ein uneingenommener Forscher der Wahrheit, welche Stelle, welcher Ausspruch oder Lehrsatz ist in des Petrus oder Judas Briefe ihm inspirirt, und welcher ist ihm nicht inspirirt worden? Aus was für Gründen, nach was für sichern Kennzeichen, kann ich mit Gewißheit bestimmen, die Stelle war es, und die war es nicht; der Satz hat göttliche Autorität für sich, und der hat sie nicht für sich? Hierüber wünsche ich zuverlässig belehrt zu seyn. Die bisherige Theorie verläßt mich hier.

Den alten Gottesgelehrten, wenigstens denen unter ihnen, die eine durchgängige Inspiration der Bibel quoad materiam et formam behaupten, (denn

auch

auch die Alten waren darüber nicht gleicher Meinung,) durfte man diese Frage nicht vorlegen, welche schon eben damit gänzlich abgeschnitten war. Die neuern Gottesgelehrten, denen bange ist, die heilige Schrift möchte bey den Christen um alles Ansehn kommen, und der darin enthaltene Religionsunterricht seine göttliche Ehrwürdigkeit verlieren, wenn man die gewöhnliche Vorstellung der Theopneustie ganz aufgäbe, und doch die Schwierigkeit, sie von der ganzen Bibel zu behaupten, fühlen, glauben sich aus der Verlegenheit zu ziehen, wenn sie dieselbe nur auf einzelne Theile der heil. Schrift, nur auf gewisse darin enthaltene Sachen und Lehren einschränken; das übrige aber von der eigenen freyen Denk- und Schreibart eines jeden biblischen Verfassers abhängen lassen. Aber es kömmt mir vor, als ob daraus neue Schwierigkeiten würden, die eben so schwer, als die alten, zu heben sind.

Solche Erzählungen, wie der Streit des Erzengels Michael mit dem Teufel, sagt man, wenn sie gleich keine wahre Geschichte sind, „führen doch auf „keine Irrthümer." Gesetzt, möchte ich antworten, es wäre so, wie doch noch nicht so ganz erwiesen ist, (weil manche praktische Irrthümer unsers gemeinen Volks doch wohl ziemlich nahe mit der jüdischen Lehre vom Teufel zusammenhängen möchten,) so führen sie doch auch eben so wenig auf wichtige, nützliche Wahrheit. Und wie gehören unerhebliche, unnütze Erzählungen in ein Buch, das eine göttliche Offenbarung seyn soll? Sie sind ja ganz wider den von einem Apostel selbst angegebenen Zweck einer γραφὴ θεόπνευστος. An ihrer Stelle hätte also lieber etwas besseres mögen geschrieben werden. „Aber wenn sie gleich nicht „in unserm Geschmacke sind, so waren sie es doch in

 „dem

„dem Geschmacke der damaligen Zeiten, und nach „dem hat Gott sich gerichtet.“ Dies heißt doch wohl, wenn ichs recht verstehe, so viel: Gott hat den heiligen Schriftstellern frey gelassen, den allgemeinen göttlichen Religionslehren, auch besondere, in dem Geschmack der Juden erdichtete Fabeln und Träume beyzumischen; frey gelassen, für ihr Volk und in dessen Geschmack mancherley wundersame Dinge zu schreiben, an denen mehr erleuchtete, aufgeklärtere Menschen der folgenden spätern Zeiten keinen Geschmack mehr finden könnten. Wohl! alsdenn sage man aber auch nicht, daß alles in der Bibel göttliche unumstößliche Wahrheit, alles darin für alle Menschen und für alle Zeiten, als nothwendig zum rechten Glauben und gottseligen Leben geschrieben sey; behaupte nicht, daß die Göttlichkeit der biblischen Religion auf dem so sehr verdächtigen und so viel wider sich habenden kanonischen Ansehen zweyer oder dreyer Bücher mehr oder weniger beruhe; gebe sich nicht vergebliche Mühe, die göttliche Eingebung eines Briefes vom Petrus oder Judas zu vertheidigen, dessen Hälfte ihren Verfassern so sichtbar von dem Geiste des fabelhaften Judenthums eingehaucht worden. „Das thun wir auch „nicht, sprechen gedachte Gottesgelehrten. Wir unterscheiden heilige Schrift und Gottes Wort. In „der heiligen Schrift stehen auch manche jüdische „Traditionen und Erzählungen, welche aber dem darin „enthaltenen ewig wahrem Worte Gottes keinen Ein„trag thun. Mag doch dieses und jenes darin immer „nach jüdischer Fabeldichterey schmecken; es betrifft „ja nicht die Religion selbst. Und eben weil es die „Religion nicht eigentlich angeht, so hat Gott nichts „darin geändert, sondern es in der biblischen Ver„fasser eigenes Belieben gestellt, es ihren Schriften,

„zu

„zu einem moralischen Zweck für Juden, mit einzu-
„verleiben.“

Nach dieser Aeußerung würden denn also nur die eigentlichen Religionslehren in der Bibel von Gott eingegeben seyn; die übrigen aber nicht. Da entsteht nun aber wieder die Frage: Welches sind eigentliche Religionslehren, und welches sind keine? Sind es diejenigen allein, welche das menschliche Geschlecht zur richtigen Erkenntniß und thätigen Verehrung des einzigen wahren und unsichtbaren Gottes führen; aller Herzen mit heiligen Gesinnungen, mit innerlicher Zufriedenheit, mit Vertrauen und Hoffnung zu ihm erfüllen, mithin ungeheuchelte Frömmigkeit, wahre Gemüthsruhe, rechtschaffene Tugend, kurz dauerhafte Glückseligkeit unter die Menschen zu verbreiten, und sie zum Himmel geschickt zu machen, fähig sind? Oder gehören noch mehrere dazu? Da so mancherley Dinge in der heil. Schrift stehen, und einige Leser dieses, andere jenes zur Religionslehre zu machen geneigt seyn möchten: so dürfte die Beantwortung dieser Fragen wohl nicht anders, als von einer ohne Vorurtheile anzustellenden, auf Vernunft, Gewissen und Erfahrung gegründeten Untersuchung über den innerlichen Werth oder Unwerth, über die evidente Nützlichkeit oder Unnützlichkeit, allgemeine oder besondere Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit der in der Bibel enthaltenen Sachen abhängen. Eine solche Untersuchung würde uns freylich bald auf die sichere Spur der wahrhaften Göttlichkeit oder Nichtgöttlichkeit einer Lehre, Vorstellung, und Erzählung in der Bibel helfen. Was sich denn darin nur immer der erhabenen Gottheit anständiges, der vernünftigen Natur des Menschen gemäßes, ihren Bedürfnissen abhelfendes, für alle Leser auf alle Zeiten

und unter allen Völkern zur Lehre, zur Widerlegung schädlicher Irrthümer, zur Besserung und Unterweisung in der Gerechtigkeit, (πρὸς διδασκαλίαν, πρὸς ἔλεγχον, πρὸς ἐπανόρθωσιν, πρὸς παιδείαν τὴν ἐν δικαιοσύνῃ) nützliches fände, das würde auch unveränderlich eine γραφὴ θεόπνευστος seyn, ein von Gott herrührender und zu Gott führender schriftlicher Unterricht frommer Menschen, für Menschen, die zu allem guten Werk geschickt werden sollen; das würden wir zu allen Zeiten als Gottes eigenes, wahres und ewiges Wort ohne Ausnahme zu glauben und zu befolgen haben; das müste uns zum immerwährenden Danke gegen die Fürsehung Gottes erwecken, dessen wohlthätiges Werk es lediglich bliebe, daß er die rechtschaffenen Männer, die er zu Werkzeugen der auszubreitenden Religionswahrheit brauchen wollte, mit den dazu nöthigen Einsichten, Gaben, Kräften und Trieben ausgerüstet hätte, ihre für die Menschen so heilsamen Erkenntnisse von göttlichen Dingen, zunächst ihren Zeitverwandten, und dann auch der Nachwelt, in deren Hände ihre Schriften kommen würden, mitzutheilen; davon müsten wir dann auch in gleicher Absicht zu immer größerer Beförderung der Erkenntniß Gottes unter den Menschen beständig den pflichtmäßigen Gebrauch machen, der hauptsächlich darin mit bestehen würde, daß man sie von frühen Jahren an den unmittelbaren Einfluß dieser göttlichen Lehren in die Ausbesserung ihres Gemüths und in die Glückseligkeit ihres Lebens einsehen lehrte, und ihr Herz dafür einzunehmen, bemüht wäre.

Was noch außer solchem Worte oder Lehren Gottes in den Büchern der heil. Schrift geschrieben stünde, was weder auf eine nahe, noch entfernte Weise zu moralischen Endzwecken für denkende Menschen genutzt

werden

werden könnte, aller innerlichen Kennzeichen eines göttlichen Ursprungs ermangelte, und ganz das Gepräge menschlicher Fabeln und Erdichtungen aus alten jüdischen Büchern, oder sonst woher hätte, das stünde denn von den frommen Verfassern der Bibel, als für Juden oder jüdische Christen, in dem Geschmack der damaligen Zeiten geschrieben da; wer einen Werth darauf legte, und es brauchen könnte, braucht' es, so gut es ihm beliebte; aber als nothwendige Glaubensartikel, als wesentliche Religionslehre, weil es ja die Religion, das προσκυνεῖν τὸν Θεὸν ἐν πνεύματι καὶ ἀληθείᾳ selbst nicht betrifft, dürfte es niemanden aufgedrungen werden.

Dies, dünkt mich, würde das Resultat jener unpartheyischen Untersuchung seyn. Aber es kömmt mir vor, als scheuete sich mancher eine Conclusion zuzugeben, die aus seinen eigenen Prämissen folget. Man möchte, um gewissen Schwierigkeiten und starken Einwürfen gegen dies und jenes in der Bibel auszuweichen, die so genannte Inspiration derselben gern einschränken; aber um anderer sich daraus ergebenden Folgerungen willen, möchte man es auch nicht gern. Daher hat man in dieser Sache noch immer bisher am Ende mit der andern Hand wiedergegeben, was man mit der einen genommen hatte. Rec. wollte nur bey dieser Gelegenheit seine Gedanken darüber andern zur Prüfung vorlegen, und überläßt es der eigenen Beurtheilung des Lesers, wie weit sie Grund haben. So viel dünkt ihm unwidersprechlich gewiß, daß das eigentliche Wort Gottes in der heil. Schrift sich an dem Verstande und Gewissen der Menschen ewig als theure, annehmungswürdige Wahrheit rechtfertigen werde, alles andere darin mit aufgeschriebene möge stehen oder fallen.

Rec. will nunmehr nur noch etliche Proben von der Umschreibung und Erklärung der apostolischen Briefe selbst hinzufügen. Jac. I, 17. übersetzt Hr. Z. ἀπὸ τοῦ πατρὸς τῶν φώτων, buchstäblich: von dem Vater jener Himmelslichter. Warum nicht, was es doch hier anzeigt: Urheber, Quelle alles Guten? Jac. II, 10. „Wenn jemand den ganzen übrigen Inhalt des Gesetzes beobachtet, sündiget aber „gegen ein einziges Gebot, so ist es (in Absicht der „bestimmten Strafe,) so gut, als ob er gegen alle „Gebote gesündiget hätte.“ V. 14 übersetzt der V. πίστιν durch wahre Religion. V. 18 liest er das erstemal für ἐκ τῶν ἔργων, χωρὶς τῶν ἔργων, und paraphrasirt hernach: „Es könnte euch aber bey diesem Vorgeben jemand den Einwurf machen: Ihr „behauptet die wahre Religion zu besitzen, ohne sol„ches durch rechtschaffenes Verhalten zu beweisen. „Ich behaupte jenes auch von mir; beobachte aber „dabey ein rechtschaffenes Verhalten. Wodurch wol„let ihr euch nun wohl davon überzeugen, ohne die„sen Beweis zu haben? Ich aber kann euch doch „überzeugen, vermittelst meines guten Verhaltens, daß „ich wirklich die wahre Religion habe.“ (Der Sinn ist gut getroffen; aber welche Weitschweifigkeit! der gewöhnliche Fehler der Paraphrasen.)

Kap. IV, 5. 6. ist so umschrieben: „Meinet ihr „etwa, daß die aus den göttlichen Büchern unter „uns gezogene Lehre: Die göttlichen uns Christen er„theilte Gaben streiten allemal mit dem in einer See„le vorhandenen Neide und Eifersucht, da vielmehr, „um höhere Gaben zu empfangen, aller Neid ent„fernt seyn muß, ganz falsch und erdichtet sey?“ Um wie viel kürzer und klärer wäre die bloße Uebersetzung des Textes: Oder soll uns die Schrift umsonst beleh-

ren?

ren? (umsonst sagen, was recht ist?) Dem Neide ist ja der Geist, der in uns wohnet, gerade entgegen; vielmehr macht er uns wohlwollender gegen andere. So versteht Rec. das Μείζονα δὲ δίδωσι χάριν; denn daß χάρις Wohlwollen bedeute, ist nichts ungewöhnliches.

Kap. IV, 7. bestreitet der Apostel die bösen Lüste des Herzens; drückt solches aber durch eine bekannte jüdische Sentenz aus. Die Anmerk. des Verf. zu Kap. V, 14. 15. erläutert die ganze von jüdischen Ideen hergenommene Vorstellung sehr wohl.

Bey 1 Petr. III, 19. sagt der Verf., kann an keinen Triumph Christi über die Hölle gedacht werden, wobey sich ohnedies nichts gedenken läßt. Die Geister im Gefängniß, ἐν τῇ φυλακῇ, sind die Geister im Reiche der Todten, im שאול der Juden, wo sich nicht lauter Verdammte aufhalten, sondern alle abgeschiedene Seelen hinfahren. Kap. IV, 17. 18. ist gut gegeben: „Denn es ist itzt die Zeit vorhanden, „da, wie man im Sprüchwort sagt, die göttliche Strafe am Hause Gottes (bey den Christen,) anfängt. „Fängt sie aber zuerst bey uns an, was wird endlich „der Ausgang bey denen seyn, welche der von Gott „uns kund gemachten Religionslehre gar nicht Gehör „geben wollen. Und wenn es schwer hält, daß der „Unschuldige ohne Leiden verbleibt, wo wird der Gottlose und der strafwürdige Sünder bleiben"? — Aber daß Hr. Z. Kap. V, 8. in dem διαβολος, welcher da so offenbar der Christenverfolger und Lästerer ist, den Teufel beybehält, wundert uns. Eph. III, 27. hat Luther ja auch nicht Teufel, sondern Lästerer übersetzt, und was dort διαβολος heißt, heißt es hier auch. Wie der Verf. von manchen Stellen in dem 2ten Br. Petri und dem Br. Judä urtheile, ist schon

oben gesagt Kap. I, 3. „Jesus Christus, in göttli-
„cher Herrlichkeit lebend, hat uns alles aus unver-
„dienter Gnade dargereichet, was wir bedürfen, um
„ein der christlichen Religion gemäßes Leben zu füh-
„ren, und dies durch Erkenntniß und Verehrung des
„wahren Gottes, welcher uns (zuerst bekehrte Chri-
„sten) durch göttliche herrliche Wirkungen zum Chri-
„stenthum aufgenommen hat".

Wir übergehen andere neu und gut paraphra-
sirte Stellen, z. B. Kap. II, 11. 12. um noch aus
den Br. Johannis, zu deren Verständniß die Ein-
leitung vieles aufklärt, etwas anzuführen. 1 Joh.
I, 8. „Wenn wir (Sünden begehen, und dennoch) be-
„haupten, daß es keine Sünden seyn, so irren wir
„uns unstreitig, und haben die wahre Religion, (de-
„ren wir uns rühmen,) gar nicht." Ganz recht
merkt der Verf. an: Johannes könne hier nicht von
Fehlern wahrer Christen reden, sondern von Leuten,
die grobe Sünden noch immer fort üben, und den-
noch keine an sich haben wollten.

Kap. II. 15. eben so richtig: „Liebet nicht das
„heidnische Wesen und keine von den Lüsten, welche in
„der heidnischen Welt herrschen ꝛc." Vers 18, 19.
„Meine liebste Kinder, die euch (aus den Weissa-
„gungen der Apostel) bekannte zukünftige Zeit ist ge-
„genwärtig vorhanden. Ihr habt nemlich gehöret,
„daß in dieser der Antichrist kommen werde, und jetzt
„sind bereits viele Antichristen aufgestanden. Eben
„dieses dienet zum Beweise, daß — die Zeit itzt vor-
„handen ist." Der Commentar dazu findet sich in
der Einleitung zum Briefe, wo die Gründe angege-
ben werden, warum von damals herrschenden Irrleh-
ren die Rede sey, nicht von solchen, die in späteren
oder gar letzten Zeiten der Welt kommen würden.

Kap.

Kap. III. 6, 8. „Denn feyerlich ist dieser Jesus, „der Christ, als der Sohn Gottes aufgestellet bey sei„ner Wassertaufe, und bey seinem blutigen Leiden und „Tode, nicht allein, sage ich, bey seiner Taufe, son„dern auch in seinem schmerzlichen Tode: und über„dieß bezeugen auch die herrlichsten Wunder, daß die „göttliche Lehre von ihm, daß er der Sohn Gottes „sey, vollkommen zuverlässig und wahrhaftig sey. „Hier sind also drey Zeugen vorhanden, welche die „Wahrheit versichern — die herrliche Wunder zur „Bestätigung dieser Lehre, die Taufe Jesu und sein „blutiges Leiden und Tod, und diese drey stimmen „in dem, was sie bestätigen, vollkommen überein." Johannes hat dabey den Irrthum der Cerinthianer vor Augen. Von V. 7, ob ihn gleich Hr. Z. in Parenthese mit übersetzt hat, gesteht er aber doch selbst, daß er dem Zusammenhange nach hier gar nicht statt finden könne. Die übrigen kritischen Gründe dawider übergeht er als bekannt; trägt sie aber den Zuhörern in den Vorlesungen vor.

V. 20. ist ihm ὁ ἀληθινὸς Θεὸς, wie es der Zusammenhang erfordert, Gott der Vater, den wir durch Christum als den wahrhaftigen Gott recht verehren gelernt haben.

Die so oft gemißbrauchte Stelle 2 Joh. 9, 10. versteht der Verf. so: „Wer von der ächten christli„chen Lehre abweichet, und nicht standhaft bey dersel„ben beharret, der gehöret nicht zu den wahren Ver„ehrern Gottes. Wer hingegen bey dieser ächten „christlichen Lehre beharret, der ist ein wahrer Ver„ehrer des Vaters sowohl, als des Sohnes. Wenn „jemand als Lehrer zu euch kommt, und diese Lehre „nicht behauptet, so beherberget ihn im Namen der „Gemeine nicht, und heißet ihn zu dem Ende nicht

„will-

„willkommen.“ Auch Christen, meynet Hr. Z. hätten ihn aufnehmen und beherbergen können, ohne seine Werke zu billigen. Sie hätten auch können freundlich mit ihm reden; nur die öffentliche Beherbergung, Bewillkommung und Aufnahme eines solchen auf Kosten der Gemeine hätte, als Beweis der brüderlichen Gemeinschaft, nicht statt finden können, zumal da für die Gemeinen große Gefahr dabey gewesen wäre, durch dergleichen Lehrer zerrüttet zu werden.

Ez.

X.

Topographische Nachrichten von Lief- und Esthland, gesammlet und herausgegeben durch Aug. Wilhelm Hupel. Zweyter Band. Riga 1777 bey Hartknoch. 1 Alph. 11 Bog. und 6 Bogen Nachträge nebst 11 Kupferbl.

Wir haben bereits bey der Anzeige des ersten Theils den Fleiß und die Sorgfalt gerühmt, mit welcher der V. seine Nachrichten von Liefland gesammlet hat. Wir müssen das nemliche auch von diesem zweyten Bande sagen. Aber auch dieser Band erscheint, wie der vorige, ohne Inhaltsverzeichniß, ohne Marginalien und ohne Register, welches die Durchsicht desselben nicht wenig erschwert.

Das erste Kapitel handelt in fünf Abschnitten, von den Landesinwohnern, die gewöhnlich in vier Klassen, des adelichen Standes, des geistlichen Standes, des bürgerlichen Standes und andrer freyen Leute, und der Erbleute oder der Bauern, getheilt werden.

Im

Im Junius 1772 wurden im Herzogthum Liefland nebst der Provinz Oesel 448,884 Menschen, und darunter 128,007 erwachsene Mannspersonen gezählt: die Bevölkerung war gegen das vorige Jahr um 1524 Personen gestiegen. In Esthland wurden nur 151,310 Seelen gezählt; der V. erklärt aber die Zahl für mangelhaft, und vermuthet, daß der Adel und die Geistlichkeit nicht mit darunter begriffen sey. Im Jahr 1774 wurden in Liefland und Oesel 18535 getauft und 16409 starben, welche Angaben nach den gewöhnlichen Berechnungsarten eine noch größere Menschenzahl voraussetzen. Viel von der Achtung der Liefländer gegen Gelehrte: ein Sachwalter, Arzt und Wundarzt, werde hier weit ehrenvoller bezahlt, als in Sachsen. Nur der Mangel einer inländischen Akademie, die Kostbarkeit des auswärtigen Studirens, und der leichtere Weg zur Ehre beym Russischen Kriegsdienst, verbittern Armen das Studiren: so würden der studirten Landeskinder gegen die Dienste zu wenig, und man sähe sich genöthigt, deutsche, auch wohl unwürdige Studenten als Hofmeister in die Familien und als Prediger in Dienste zu nehmen. Alphabetisches Verzeichniß des Adels in Liefland. Von der Geistlichkeit heißt es: „nicht leicht werde ein Liefländischer Landprediger mit einem Sächsischen Superintendenten tauschen, es müßte denn geschehen, „um zur Erhaltung der Gesundheit mehrere Ruhe zu „finden, sparsamere Mahlzeiten zu halten, und die „bequeme Kutsche ungenutzt stehen zu lassen. Von „Verfolgen und Verketzern wegen einer abweichenden „Meynung wisse man in Liefland nichts: die Weltlichen thun oder können es nicht; die Geistlichen sind „gegen einander tolerant; die Konsistorien entfernt; „die Pröbste auch nur Landprediger: wen man nicht

„für

„für völlig orthodox hält, den hält man doch für ei-
„nen ehrlichen brauchbaren Mann, bis das Gegentheil
„erwiesen ist.“ Glückliches Land, das keinen Goeze
hat! Bey Vacanzen muß mancher Prediger wohl 10
und 20 Meilen fahren, um eine Predigt zu halten,
und die Kommunion auszutheilen. Seit einer kayserl.
Hofgerichtsordnung von 1774 genießen Wittwen oder
Kinder, selbst wenn sie versorgt sind, ein ganzes Gna-
denjahr vom nächsten May bis dahin im folgenden
Jahr gerechnet: die Zeit von des Predigers Tod an,
bis zum nächsten ersten May, gehört noch zum Ver-
dienstjahr. Alle Predigerstellen werden durch die
Wahl, oder bey Kronpastoraten, durch Vorschlag
der Eingepfarrten besetzt. Von den in Deutschland
gewöhnlichen Kirmsen oder Kirchweihfesten weiß man
hier gar nichts. Durch einen Befehl des dirigirenden
Senats von 1773 sind alle Begräbnisse in und an den
Kirchen verboten, und müssen die Gottesäcker wenig-
stens 100 Faden von der Kirche und von allen Wohn-
gebäuden entfernt und gehörig umzäunt seyn. Es
giebt Filiale, die 4 bis 8 Meilen von der Mutterkir-
che abliegen. Unter den Deutschen daselbst giebt es
in allen Ständen aufrichtige Christen, die alle christ-
liche Gebräuche andächtig begehen; aber in vielen
Jahren nicht in die Kirche kommen, um ihrem Pre-
diger keine Beschwerde durch Haltung einer deutschen
Predigt zu verursachen; denn wenn Deutsche in die
Kirche kommen, wird nach dem undeutschen Gottes-
dienst sogleich auch deutscher gehalten. Etwas vom
Rigischen und Revalschen Gesang- und andern gottes-
dienstlichen Büchern. Eigentlicher Nachmittagsgot-
tesdienst ist auf dem Lande weder an Fest- noch an
Sonntagen; auch weiß man nichts von Wochenpre-
digten und öffentlichen Betstunden. Vom Beicht-
geld

geld weiß man nichts: sondern man läßt sich des Sonntags nach geendigtem Gottesdienst zur Communion auf künftigen Sonntag anschreiben, und zahlt dafür ein festgesetztes Anschreibegeld. Der Prediger hält seinen Kommunikanten eine Beichtrede, sagt ihnen die Beichte nach einem gedruckten Formular vor, und absolviret sie, wobey denn manche schlummern, gähnen oder plaudern. Bey Taufen und Kopulationen erscheint der Prediger nicht immer in seinem kirchlichen Ornate. Der arme Bauer macht Sarg und Grab für sein Kind selbst, schafft es auf den Gottesacker und verscharrt es selbst. Es steht bey dem Prediger, ein Brautpaar an einem oder dreyen Sonntagen zu proklamiren, und Wittwen oder Wittwern einen Theil ihrer Trauerzeit zu erlassen. In mancher Dorfschule finden sich im Winter 160 Lehrkinder ein, die schon ein Alter von 16 bis 22 Jahren erreicht haben, (und doch heyrathen da Weibspersonen schon im 15 Jahr.) Von dem Prediger wird überaus viel verlangt: er muß, auch ungerufen, alle Kranke besuchen, Dorfkatechisationen und Hausbesuchungen vornehmen, welches letztere, zumal wegen der Weitläuftigkeit der Parochien und Zerstreuung der Wohnungen, überaus beschwerlich ist; auch müssen sie alljährlich mannichfaltige Verzeichnisse einreichen. Ihre Besoldung besteht in Land und Getreyde; weise Gründe, gegen die Verwandlung in Geldbesoldungen. Die Bauern, sowohl Esthen als Letten, sind Sklaven; doch sind sie deswegen nicht unglücklicher, sagt der Verf., als man bey der hochgerühmten Freyheit in andern Ländern ist, wo Steuern ohne Zahl, Generalpächter, Soldaten u. dgl. den Landmann aufs äusserste bringen, ihn und seine Kinder verschmachten lassen, damit die Armee vermehrt und der Großen Geiz befriedigt werde.

de. Mancher Edelmann zählt unter seinen Erbleuten viele von seinen eignen, oder seines Vaters Kindern. Ihre beyden Landessprachen kennen nicht einmal ein Wort, um den Begriff der Freyheit auszudrücken. Ob sie Christen sind, wissen viele nicht; auf die Frage: weß Glaubens sie sind? antworten sie: sie haben den Landglauben. Die Menschen sind hier nicht so theuer, als ein Neger in Amerika: einen ledigen Kerl kauft man hier um 30, und wenn er ein Handwerk kann, wohl um 100, eine Magd um 10, und ein Kind um 4 Rubel. Doch können sie gegen ihre Herren klagen, und haben auch ihr Eigenthum; Reiche aber und Arme essen Kafbrod, d. i. aus Roggen gebacken, den man nicht von der Spreu gereinigt hatte. Sie lieben siedend heiße Badstuben, und setzen sich darauf im heftigsten Schweiß mit unbedecktem Leibe in die strengste Kälte, und reiben sich mit Schnee, ohne sich dadurch zu schaden. Die Esthischen Bauern bedecken die Hand, die sie einem reichen wollen, mit dem Rockzipfel, fast wie unsre galante Herren sonst machten, wenn sie eine Dame zur Tafel führten. Die Gebährenden halten sich stehend mit beyden Händen fest an dem Bettgestelle, legen Heu oder Stroh zwischen ihre Füße, lassen sich bey den Wehen bis auf die Knie nieder, beugen den Unterleib etwas gegen das untergelegte Heu — und so schütten denn viele ihr Kind auf das untergestreute Heu, ohne Hebamme. Gegen Hrn. Herdern, der die Esthen samt den Lappen, zu dem kleinen Rest von Wilden in Europa rechnet. Von der Esthnischen Sprache, und von Lettischen Hochzeitgebräuchen.

Das zweyte Kapitel handelt von ökonomischen Sachen. Ein Auszug der neuesten Revision der Oeselschen Hakenberechnung, wie auch die Landrolle der

Provinz

Provinz Oesel, wird zu Ergänzung der in dem Büschingschen Magazin abgedruckten Lief- und Esthländischen Landrolle eingerückt. Die Güter werden nach Haaken angeschlagen: der gewöhnliche Preiß eines Rigischen Haakens ist 4 bis 6000 Rubel, eines Esthländischen aber 3000. Er wirft 5 bis 6 Procent ab, und die ganze Lieferung von einem Rigischen Haaken kann man auf 22 Rubel berechnen. Hausthiere: Pferde, Hornvieh, Schäfe, Ziegen, Schweine, Hunde, Katzen, Gänse, Enten, Truthüner, Hüner, und Tauben. Oekonomische Gewächse. Liefland führt mit Recht den Namen einer Kornkammer: die genaue Berechnung aber einer ganzen Liefländischen Erndte hält schwer; der V. aber schlägt sie auf 200000 Lasten an, wovon allein jährlich auf die 90000 Fässer Branntewein gebrannt werden, eine Menge wird verschifft, kommt nach Petersburg, wird zu Bier und fürs Vieh verbraucht, denn selbst den Pferden giebt man Mehl. Das Korn erhält erst durch das Dörren in Riegen seinen Werth: dann erzeugt sich kein Wurm darinn. Daher ist es zum Aufschütten in Magazinen vortrefflich; doch wird das unreif geschnittene Korn durch das Feuer nicht, wie man glaubt, unschädlich. Man erndtet das 8te, 12te, höchstens das 20te Korn. Die Zeit von der Aussaat bis zur völligen Reife beträgt im Mitteljahr 325 Tage. Niemand sondert das Mutterkorn ab, und doch kennt man die Kriebelkrankheit nicht. Weizen und Gerste geben das sechste Korn. Flachs wird nur nach Nothdurft gebaut, nur etliche Gegenden treiben Handel damit: man säet ihn gern auf neues Land. Liefland hat noch keine Oehlmühlen, sondern bekommt sein Leinöhl wohlfeil aus Rußland. Hanf, Bohnen, Kohl, Rüben, Kartoffeln, die man bloß in Gärten, und nicht zur Mast,

 sondern

sondern für die Tafel baut; der Bauer will sich nicht damit beschäfftigen. Wirthschaftliche Geschäffte. Ein schwaches Bauerpferd muß täglich 3600 Quadratschritte Brachfeld umpflügen: der Pflug geht nicht über 2½ Zoll tief: man behilft sich noch mit hölzernen Eggen. Man reißt neue Felder um, säet doppelt so viel aus als ehmals, und erndtet doch nicht mehr, weil es an der Düngung fehlt. Doch hat man eigene Arten, das Land zu verbessern; durchs säuren, wenn man das Land 2 Jahre pflüget und egget, und die Graswurzeln faulen läßt; durch Röhdungen, wenn man das hohe Gesträuch kahl niederhaut, trocknen läßt, dann anzündet, und den noch warmen Boden besäet und egget, welches das zwölfte Korn und 4 Erndten giebt; durch den Küttis, da man den vorhandenen Strauch eines Feldes abhaut, in Bunde bindet, den Boden pflügt und egget, die Gebunde reihenweise 3 Schritte von einander legt, mit unzermalmten Rasenstücken belegt, und dann anzündet, die Asche davon umherstreut, und sodann das Land besäet. Auf die Art baut man das zwanzigste Korn, und kann 4 Erndten nehmen. Uns fiel hiebey ein, was schon Virgil Georg. I. 84 fg. von dieser Verbesserungsart eines Ackers sagt:

Saepe etiam ſteriles incendere profuit agros,
Atque leuem ſtipulam crepitantibus vrere flammis.

und wie schön er in den gleich darauf folgenden Versen über die Möglichkeit einer solchen Ackerverbesserung philosophirt.

Das Korn bleibt meistens in großen Haufen auf dem Felde stehen, bis es nach und nach ausgedroschen wird, so daß man es wohl aus dem Schnee und Eiß hauen muß. Nur wenige erbauen sich Scheunen, welche

welche theils zu kostbar, theils in mancher Absicht gefährlich sind. Auch das Heu bleibt in großen zirkelrunden spitzigen Haufen, die mit eingeschlagnen Pfählen zusammengehalten werden, auf dem Felde. Um Malz zu machen leget man die Gerste in Säcken drey Tage und Nächte in einen Bach, läßt sie sodann eine Nacht in eine warme Riege legen, dann ausbreiten und keimen. Brannteweín kann jeder Hof brennen, so viel er will, ohne die geringste Abgabe zu geben: auch in den vornehmsten Häusern wird vor der Mahlzeit jedem, auch vom andern Geschlecht, ein kleines Glas angeboten. Man braut Bier durch eingeworfene glühende Feldsteine, und einige nehmen Pomeranzenschalen statt des Hopfens; geben ihm die Farbe des englischen Biers, und lassen es eine Zeitlang auf dem Felde herumführen.

Das dritte Kapitel betrifft den Handel überhaupt, und von Riga, Narva und Reval insonderheit. Zuerst die in Liefland üblichen Münzsorten; die aber für Fremde durch Vergleichung mit Sächsischem oder Reichsgelde verständlicher würden geworden seyn. Das in Liefland vorhandene baare Geld reicht bey weitem nicht hin, den zehnten Theil aller bloß vom Adel ausgestellten Obligationen und Wechsel einzulösen: und doch zieht Liefland bloß für Brannteweín aus Rußland so beträchtliche Summen, daß sie völlig hinreichen, nicht nur die fehlenden Russischen Produkte, sondern auch die öffentlichen Gefälle zu bezahlen. Ueberdem bleibt der größte Theil von dem letzten, durch die Besoldungen, Truppen, und in Reval liegenden Flotte, im Lande. Liefländisches Maaß und Gewicht. Landesprodukte und Handlungszweige. Roggen ist der vornehmste: von seinem Mittelpreiß zu 45 Rubeln die Last, stieg er 1771 auf 100 Rubel; Holz,

Flachs, Leinsaamen u. s. w. Die Zufuhren aus andern Ländern bestehen hauptsächlich aus Salz, Wein, Metallen, Gewürzen und andern Bedürfnissen des Luxus. In Riga kommen jährlich von 530 bis gegen 1000 Schiffe an. Die Landesfabriken sind Weberey, welche fast jede Bäuerinn treibt, Färberey, Glashütten, Fayancefabrik, Kupferhämmer, Gerbereyen, Papiermühlen, Pottasche ꝛc. Der Adel verkauft auf dem Lande an seine Unterthanen Salz, Eisen, Toback, Heringe u. dgl. Liefland hat noch keine Handlungsgesellschaften noch Kaufleute, die den Handel mit eigenen Schiffen trieben. 1771 betrug die Summe der in Riga eingeschifften Waaren 1 Million, und der ausgeschifften dritthalb Millionen Thaler. 1774 betrug der Rigische Zoll 559685 Rubel. Aus Narva werden jährlich wohl für 120000 Rubel, Balken und Bretter ausgeführt. In Reval sind 1771 für 479838 Rubel Waaren ausgeschifft, und für 414526 eingebracht worden. Der Verf. theilt einige weitläuftige und sehr nützliche Verzeichnisse der einige Jahre hindurch aus- und eingegangenen Waaren mit, woraus man den Liefländischen Handel ziemlich übersehen kann. Von deutschen Produkten scheinen Rheinwein und Leinewand die vornehmsten zu seyn.

Das vierte Kapitel liefert eine überaus vollständige Liefländische Naturgeschichte nach allen Naturreichen. Man schießt oder schlägt in Liefland auch Seehunde. Wölfe thun den Heerden, die sie gemeinschaftlich anfallen, unsäglichen Schaden; Füchse geringern: sie vertreiben durch ihren Unflath den Dachs aus seiner Höhle. Der Bär fällt Thiere, aber ohne gereizt zu werden nicht leicht Menschen, an. Das Elendthier sieht man itzt häufig, und doch verhindern die Wölfe seine Vermehrung. Der Guckguck soll

auch

auch hier seine Eyer, die er wegen des Baues seines Magens nicht selbst ausbrüten könne, in das Nest einer Grasmücke oder eines Fliegenschneppers legen. Dreyzehnerley Arten wilder Enten, deren Fleisch man aber nicht schätzt. Man hat zu Riga weiße Sperlinge mit schwarzen Schwingfedern gesehen. Daß die Rauch- und Hausschwalben im Winter nicht wegziehen, sondern sich in Morästen verbergen, ist auch in Liefland die allgemeine Meynung. Kröten sollen daselbst den Kühen die Milch aussaugen. Unschädliche Schlangen. Muscheln giebt es die Menge: man ißt sie aber nicht, sondern verschreibt lieber eingemachte Muscheln und fremde Austern, das Hundert für 4 Rubeln: auch findet man Perlen, die man aber nicht geschickt herauszuziehen weiß. Der Bauer tödtet die Hausgrille nicht, damit sie nicht seine Kleider aus Rache zerfresse. Die Bienenzucht ist noch in ihrer Kindheit. Man trägt ganze Ameisenhaufen in einem Sack nach Haus, kocht sie, und giebt das Wasser davon dem Vieh, als ein Verwahrungsmittel gegen Seuchen, zu trinken. Oder man macht ein Wannenbad daraus, gießt kochendes Wasser auf sie, und läßt den Dampf zur Wollust oder zur Gesundheit auf den bloßen Leib schlagen. Andre machen Essig daraus, indem sie sie in eine mit Honig beschmierte Schüssel kriechen lassen, und kochend Wasser darauf gießen. Man will beobachtet haben, daß sie ihre Winternahrung aus einem unter ihrer Wohnung tief liegenden Thone nehmen. Das Land ist mit einem Roggenwurm geplagt, der sowohl den Saamen als die Saat, über und unter der Erde, wegfrißt. Der Anbau und die Sparung des Holzes wird vernachlässigt: nicht [illegible] Obstsorten kommen zur Reife, Birnen und Zwet[illegible] gen gar nicht; was erbaut wird, kommt mei[illegible]

Petersburg. Doch baut man auch Spargel, und unter Glas auch Melonen. Man findet Bärnstein am Ausfluß der Düna, niemals aber Insekten darinn. An Steinkohlen, Salz und Metallen fehlt es völlig; Versteinerungen aber werden häufig gefunden.

Nun folgen noch doppelte Nachträge zum ersten Bande; sie enthalten Berichtigungen, Zusätze und Verbesserungen der von andern in Ansehung Lieflands begangenen Fehler. Ein Werst wird hier so bestimmt, daß ihrer 104½ auf einen Grad des Aequators gehen. Die Domschule in Riga hieß vor der letzten Pest, die alle Lehrer bis auf den Rektor aufrieb, ein Gymnasium. Nachrichten zur Geschichte der Stadt Narva, die unter 59 Grad 15 Min. 27 Sec. N. B. liegt. Als Peter I. 1704 die Stadt im Sturm eroberte, und hörte, daß seinem Befehl, mit der Plünderung einzuhalten, nicht gefolgt würde, ritt er durch die Straßen, und stach einen seiner Soldaten, den er wüthen sah, nieder; kam darauf in des Bürgermeister Göttens Stube, und warf den blutigen Degen mit den Worten auf den Tisch: seyd nicht bange, das ist russisches, nicht deutsches Blut. Weil er aber besorgte, Carl XII. möchte aus Sachsen zurückkommen, und auf Narva losgehen, befahl er die Bürger, denen er nicht traute, nach Rußland abzuführen; die aber 1718 nach Carls Tod, mit der Bestätigung ihrer Privilegien, die Erlaubniß zurückzukommen erhielten. Die Sage von einer nicht gehaltenen Capitulation ist falsch; weil an gar keine Capitulation gedacht worden ist. Ehemalige und gegenwärtige kirchliche Verfassung in Narva: Verzeichniß der Prediger an der Deutschen Gemeinde. Die Schwedische Gemeinde ist seit der letzten Eroberung so gut als eingegangen. Die Bußermahnungen des Grafen von Zinzendorf

und

und der ihm ergebenen Prediger hatten bey vielen Bauern großen Nutzen: sie entsagten ihren Beschwörungsformeln. Dennoch wurde die Gemeinde verfolgt. Der Generalsuperintendent Zimmermann verlangte von den Kandidaten, in den schärfsten Ausdrücken, schriftliche Reverse gegen die Zinzendorfsche auf indifferentistischen Stützen ruhende und die gefährlichsten Irrthümer hegende Sectirerey. Der jetzige aber, Hr. Lange, hat es abgeändert. Es ist ohnedieß nicht zu läugnen, daß die Herrnhuther um die Cultur des Landes große Verdienste haben. S. 83 lernen wir, daß Hr. Pastor Eisen, der sich um die Einführung der Blatterninoculation in Liefland so verdient gemacht, sein Predigtamt zu Torma 1775 niedergelegt, und auf seiner Reise nach Litthauen, wo man ihm eine Predigerstelle angetragen hatte, den Ruf als Professor der Oekonomie in Mietau 1776 angenommen hat.

Die Kupferstiche sind gut und deutlich gestochen. Sie betreffen meistens wirthschaftliche Dinge. Die meisten Zeichnungen dazu hat der Herr General von Weymarn und der Herr Kammerherr von Lilienfeld dem Verf. mitgetheilt. Schade, daß der Text nicht immer deutlich auf die Kupferstiche, und die Kupferstiche nicht auf die Seitenzahl des Textes weisen, um sie bequem nützen zu können. Uebrigens ist die Genauigkeit und Pünktlichkeit in Beschreibungen und Nachrichten, die geflissentliche Sorgfalt, immer die richtige Wahrheit zu schreiben, und die Freyheit von einer partheyischen Nationalliebe, die wir an dem V. rühmen müssen, für alle Topographen ein wahres Muster.

Jz.

XI.

Tobiae Mayeri in Vniuersitate litt. Göttingensi quondam Professoris — Opera inedita. *Vol. I.* Commentationes Societati Regiae Scientiarum oblatas quae integrae supersunt, cum tabula selenographica complectens. Edidit et obseruationum appendicem adiicit *Georgius Christophorus Lichtenberg*, Prof. Philos. — Göttingae, apud Dietrich 1775. 14 Bogen Text, und 4 Kupfertafeln in gr. 4.

Es ist dem Könige von England dedicirt, auf dessen besondern Befehl der Hr. Prof. Lichtenberg die Ausgabe der noch ungedruckten Mayerischen Schriften besorget. Sie erscheinen in einer diesen Umständen gemäßen Pracht, die der Sorgfalt des Herausgebers und der Dieterichischen Druckerey Ehre machet. Ein zweyter Theil wird die noch vorhandenen unvollendeten Aufsätze enthalten: und der Verleger ist entschlossen, demselben die sämmtlichen Mayerischen Werke, nebst dessen Leben und Bildniß, das nach einem von Mayern selbst verfertigtem Originalgemälde gestochen werden soll, folgen zu lassen.

Wir wollen nun von denen in diesem ersten Theile enthaltenen Abhandlungen einige nähere Anzeige thun.

I. De variationibus thermometri accuratius definiendis. Den meteorologischen Beobachtern wird das Verfahren der astronomischen zur Nachahmung angepriesen, und eine Vorschrift dazu gegeben. Aus einer leichten Formel findet man, nach ein paar Beobachtungen, die mittlern Grade Wärme für jede Breite,

(von

(von denen hier ein paar Täfelchen berechnet sind,) die man nicht uneben mit dem mittlern Orte der Planeten vergleichen, und eben so, wie es dort die Sternkundigen machen, diese mittlere Größe, durch Rücksicht auf diejenigen Umstände, die eine Veränderung und Abweichung in der Hauptformel verursachen, der Wahrheit immer näher und näher bringen kann. Dergleichen Umstand ist, zum Beyspiel, die verschiedene Höhe der Oerter über der Oberfläche des Meeres. Eine zwote Abweichung verursachen die Jahreszeiten; wieviel die größte jährliche Veränderung, in den verschiedenen Breiten betragen, zeigt ebenfalls eine Tabelle; und in einer andern sind die jedem Monat zukommende Grade Wärme berechnet. Eine dritte Ungleichheit verursachen die periodischen Veränderungen eines jeden Tages; da man beobachtet hat, daß die geringste Wärme immer bey aufgehender Sonne, und die größte Hitze einige Stunden Nachmittags eintritt. Auch hiervon wird eine Tabelle gegeben.

II. Obseruationes Astronomicae Quadrante murali habitae in Obseruatorio Göttingensi. Den Anfang macht eine kurze Beschreibung des vortrefflichen Birdischen Mauerquadranten, mit dem einige Zeit vorher das Göttingische Observatorium versehen worden war; und der Versuche und Untersuchungen, die damit angestellet worden, um seine Güte zu probiren. Also die Erfüllung einer Pflicht, die jedem Beobachter zukommt, der erwartet, daß man auf seine Beobachtungen baue. Die gewöhnlichen Puncte, die man untersuchet, sind: die Größe des ganzen Bogens, die Eintheilung des Limbus, die parallele Lage der Fiduzlinie mit den Halbmessern, der Ort des Mittelpunctes. Allein es giebt noch einen andern Fehler, der alles verderben kann, wenn man nicht auf ihn achtet; nehmlich

lich die Abweichung des Limbus von einer vollkommenen Ebene. Eine Tabelle zeigt hier die, bey dem Göttingischen Quadranten, daher entstehende Fehler in den gefundenen Abständen vom Scheitel, von Grad zu Grad, wovon der größte nicht 3 Secunden beträgt. Endlich werden noch die Fehler betrachtet, die auf die beobachteten Durchgänge durch den Mittagszirkel einen Einfluß haben können. Diese kommen von den Fehlern der Uhren, oder von der Abweichung der Ebene des Instrumentes von der Ebene des Meridians.

III. Methodus facilis et accurata computandi eclipses solares in dato loco conspicuas. – Die von Keplern angegebene und von allen Astronomen mit größter Begierde ergriffene Methode, die Umstände einer Sonnenfinsterniß aus der Projection des Schattens auf der Erde herzuleiten, hat unter andern den Hauptfehler, daß der Umkreis des Halbschattens, den der Mond auf die Erde wirft, als ein Zirkel vorgestellet wird, da es doch eine doppelt gekrümmte Linie ist, die bloß einem Auge, das auf einer durch die Mittelpuncte der Sonne und des Monds gehenden geraden Linie, auf der Spitze des Schattenkegels sich befände, als ein Zirkel erscheinen würde; und hingegen bey der gewöhnlichen Projection, das Auge auf einer durch die Mittelpuncte der Sonne und der Erde gehenden geraden Linie, in unendlicher Weite genommen werden muß. Mayer glaubt, daß man die, mit sehr beschwerlichen Rechnungen verknüpfte, Projectionsmethode mit Vortheil fahren lassen, und wieder auf die Vorstellung der Alten zurückkommen soll. Denn nichts sey simpler, als alles aus der scheinbaren Annäherung und Entfernung der Mittelpuncte herzuleiten. Hier folgen nun die Vorschriften, die dieser natürliche

türliche Weg an die Hand giebt, und das Beyspiel einer berechneten Sonnenfinsterniß vom 26 Octobr. 1753, für den Göttingischen Horizont und Meridian.

IV. De affinitate colorum, commentatio. Das Mayerische Farbendreyeck ist nun schon durch die Abhandlungen der Herren Lambert, Sulzer, die Göttingischen gelehrten Anzeigen, u. s. f. so bekannt worden, daß es nicht nöthig seyn wird, uns dabey aufzuhalten. Es beziehen sich darauf zwo Figuren, oder in ihre Fächer getheilte Dreyecke, deren eines die Verwandschaft der Farben durch Buchstaben und Zahlen andeutet; das andere aber die Farben selbst, in ihren zwey- und dreystimmigen Mischungen, dem Auge wirklich darstellet.

V. De nouo fixarum Zodiacalium catalogo, commentatio. Die Observationen geschahen mit dem in der zwoten Abhandlung beschriebenen Mauerquadranten, vom Febr. 1756 an, zwey Jahre lang und drüber. Hier werden die, bey Beobachtung, sowohl der Rectascensionen, als Declinationen gebrauchte Vorsichten erzählet; besonders die Kunstgriffe, durch die sich Mayer der Lage des Quadranten im Meridian, oder seiner Abweichung davon, Punct für Punct versichert hat. Aber außerdem mußten noch die Polhöhe (die er, bey wiederholten Versuchen 51°, 31′, 54″, 0‴, fand,) die Verschiedenheit der Refraction nach Beschaffenheit der Luft, die Fehler der Eintheilung des Quadranten, und die von der Lage der Dioptern herrührende, untersucht werden. Wegen dieser beziehet er sich auf die II. Abhandlung. Aber außer diesen Verbesserungen, die allen Sternen gemein sind, hat er auch noch diese berechnet, und bey seinem Verzeichniß angewendet, die von dem Vorrücken der Nachtsgleichen, der Nutation der Erdaxe, und Aberration

des

des Lichtes, auf die Declination einen Einfluß haben können. Hierauf folgt nun der Catalogus selbst auf eilf Blättern. Bey jeder Zahl ist ausgedruckt, auf wie viel Beobachtungen sie sich gründet. Der Verf. glaubt, daß bey einer einzigen Beobachtung, der Ort des Fixsternes etwa um 10 Secunden ungewiß seyn könne; bey einer zehnmaligen Beobachtung aber nur um 2 Secunden. Am Ende stehet auch eine Tabelle für die Veränderung der Breite der Fixsterne, auf hundert Jahre.

VI. De motu fixarum proprio, commentatio. Unter 80 Fixsternen, deren ehemalige, von Römer beobachtete, und von Horrebow uns aufbehaltene, Stelle Mayer bis dahin mit ihrer jetzigen verglichen hatte, fand er nicht weniger als 15 bis 20, so ihre eigene Bewegung haben, und zwar eine solche, die schon in 50 Jahren merklich genug ist. Merkwürdig ist, daß sie nicht etwa nur von der ersten oder zweyten Größe sind, deren Bewegung wegen ihrer Nähe merklich seyn möchte; sondern einige, weniger in die Augen leuchtende, Sterne bewegen sich schneller, andere langsamer, als größere. Arcturus war am geschwindesten, und ist in 50 Jahren beynahe um 2 Minuten fortgerücket. In Absicht auf die Ursache dieser Bewegung erinnert Mayer, daß sie sich nicht aus einer Bewegung unsers Systematis erklären lasse, ob es gleich möglich sey, daß unsere Sonne, eben so wie ein Theil der andern Fixsterne, fortrücke. Denn es würden sonst diejenigen Fixsterne, gegen welche wir mit unserm System näher rücken, das Ansehen haben müssen, als ob sie sich von einander entfernten, und die gegen über stehenden in eben dem Maaße näher zusammen zu rücken scheinen. Die Beobachtungen zeigen aber dieses

nicht.

nicht. Die wahre Ursache wird vermuthlich noch manche Jahrhunderte verborgen bleiben.

Appendix Obſeruationum, quae ad locorum quorundam in commentationibus et tabulae ſelenographicae Mayerianae huic faſciculo adiectae illuſtrationem pertinent.

I. Der Hr. Prof. Lichtenberg hat, nach den Mayeriſchen Formeln, die mittlere Wärme für ſolche Oerter berechnet, wo ſie im P. Cotte (Traité de Meteorol. 1774.) beobachtet ſtehen. Es findet ſich eine zum Bewundern kleine Abweichung zwiſchen beyden; wenigſtens in Anſehung der Gegenden zwiſchen den Parallelzirkeln durch das grüne Vorgebürge und Stockholm; bey einer Höhe von 858 Toiſen über die Meeresfläche. Aber außerhalb dieſer Gränze, z. E. zu Petersburg und Wilna, weichen ſie ſehr, und bis über 10 Grade von einander ab. Der Hr. Herausgeber beſchreibt die Einrichtung und Graduirung des Mayeriſchen Thermometers, und giebt bey der Gelegenheit einen Beweis von des berühmten Herrn de Luc ungemeiner Scharfſinnigkeit, da er in ſeinem Werke (Recherch. ſur les modific. de l'Atmoſph.) einige Muthmaßungen über dieſes Werkzeug geäuſſert hatte, die der Augenſchein beſtätiget hat.

II. Einige zu dieſer Abhandlung gehörige Beobachtungen hatte Mayer zwar verſprochen, aber noch nicht in die Abhandlung eingerückt; Hr. L. hat ſie deswegen aus deſſen Diario ausgezogen, und hier nachgetragen.

IV. Mayer hatte eine ſtufenweiſe, nicht nach dem Geſetz der Stetigkeit eingerichtete Veränderung der Farben zum Grunde gelegt, und dadurch eine beſtimmte

te Anzahl Farben bekommen. Die Grade machte er nun so klein, daß das Auge keine Zwischenfarbe mehr unterschied. Aber Hr. L. betrachtet diesen Gegenstand in seiner größten Allgemeinheit, alle mögliche Farben, deren Menge unbegränzt ist, und richtet seine Formel darnach ein. Es ergiebt sich, nach ihr, ein Farbenprisma, dessen Basis gleichseitige Dreyecke sind; das oberste weiße Dreyeck, enthält die unendlich hellen, das unterste schwarze die unendlich dunkeln Farben; die mit den Grundflächen parallele Durchschnitte enthalten Farben von größerer oder geringerer Helle, nachdem sie dieser oder jener näher liegen. Der Durchschnitt, so mitten inne stehet, ist das Mayerische chromatische Dreyeck, das die Farben in ihrer größten Vollkommenheit, und die größte Anzahl deutlich verschiedener Farben enthält. Ein Durchschnitt mit der Axe schief, giebt Farben von ungleicher Helle und Dunkelheit; dergleichen ist z. B. das Lambertsche Dreyeck, wo er in eine Ecke das tiefste Berlinerblau, und in der andern Gummigutt setzet. Nun erzählt Hr. L. seine Versuche und Vermischungen wirklicher Farben, und die viele Mühe, die es ihm verursachet hat, das der Abhandlung beygefügte gemalte Dreyeck heraus zu bringen. Er hat den nassen und trocknen Weg versuchet. Durch letztern hat er besonders die Kraft zu färben, der drey von ihm gebrauchten einfachen Farben, nach Maaßgabe ihres Gewichtes untersuchen können. Aber auch diese trockenen Vermischungen haben große Schwierigkeit, und geben schmutzige Farben. Endlich beschreibt er die Art, wie er die in der ganzen Auflage beygefügte Dreyecke hat ausführen lassen: nehmlich, die dreyfachen Farben, Zinnober, Berlinerblau und Gumigutt, hat er geschwemmt, und zu einer Art blasser,

gleich-

gleich-durchsichtiger Dinten gemacht, und mit jeder die Felder seines Dreyeckes so vielmal überlegen lassen, als es der Grad der Zusammensetzung erforderte. Am Ende muß man aber doch noch, nach dem Urtheil eines geübten Auges, nachhelfen und ausbessern. Zuletzt wird einige, dem Publico gewiß sehr willkommene, Nachricht von der Mayerischen Wachsmalerey angehänget. Es ist eine Art musivischer Arbeit, wo statt gefärbten Glases, oder farbigen Marmors, gefärbtes Wachs gebraucht wird; doch so, daß nicht nur dünne Stiftgen, sondern ganze Segmente, die den vorzustellenden Theilen gemäß ausgeschnitten sind, in ein Prisma zusammengesetzt werden, (so wie sich die Florentiner eingelegte Arbeit von der musivischen unterscheidet.) Von einem solchen Prisma kann man, mit einem dünnen und breiten Messer, subtile Scheibgen oder Blättgen, mit der Basi parallel, abschneiden, und dadurch die ganze Auflage in eine gewisse Anzahl Exemplare absondern. (Etwas ähnliches haben bereits die Alten mit gefärbten und figurirten gläsernen Stäben gethan, die sie zerschnitten, und so die darinn enthaltene Malerey vervielfältigten.)

Ad tabulam selenographicam animaduersiones. Ueber diese vortrefflich gezeichnete, und von Kaltenhofern mit größter Sorgfalt gestochene, Vorstellung des Mondes hat Mayer weiter keinen besondern schriftlichen Aufsatz nachgelassen, als was in den Schriften der Cosmographischen Gesellschaft Tom. I. und in den Nachrichten von Verfertigung künstlicher Mondskugeln 1750 stehet. Aus 18 monatlichen Beobachtungen und daraus berechneten Oertern eines Theils der Flecken, nachgezeichneten Phasen, und andern benachbarten einzelnen Theilen, davon 40 nette Zeichnungen vorhanden sind, setzte er das große Mondsplaniglo-

bium

bium zusammen, dessen kleinere, von ihm selbst auf das vortrefflichste nachgemachte, Copie das Original zu gegenwärtigem Kupferstich ist. Von den 12 Segmenten, womit die große Kugel bekleidet werden sollte, hatte Mayer bereits achte, nach den Regeln der Projection, fertig gezeichnet, und sechse sind schon gestochen. In Ansehung des Schattens auf diesem Planiglobio ist zu merken, daß er nicht die Beschaffenheit hat, wie es, nach malerischen Grundsätzen, Dingen, die sich auf einer Kugel befinden, zukäme; sondern Mayer hat ihn symbolisch gemacht, und ihm die achtfache Höhe des Gegenstandes zur Länge zu geben gesucht. Herr Professor Lichtenberg hat da, wo die Parallelzirkel den ersten Meridian, der dem Planiglobio zum Umriß dienet, durchschneiden, die Zahlen der Grade gesetzet, mit deren Hülfe, und einem hinzugefügten Verzeichniß der Länge und Breite der vornehmsten Flecken, man sich leicht finden kann. Denn es wäre Schade gewesen, diese Zahlen zu den Flecken selbst zu setzen, und die Zeichnung dadurch undeutlich zu machen. Der Herr Professor glaubt mit Recht, daß die Bekanntmachung dieses Planiglobs nicht nur Astronomen, sondern allen Liebhabern der Physik, ein sehr angenehmes Geschenk seyn werde. Daß das Vorhaben mit den künstlichen Mondskugeln nicht ausgeführet worden, ist uns jederzeit schmerzlich gewesen, und wir erfahren mit Vergnügen, daß bereits so viele Segmente dazu von Mayern fertig gezeichnet sind; denn dieses macht uns Hoffnung, daß künftig jemand, vielleicht Hr. Professor Lichtenberg selbst, den Abgang ersetzen, und dadurch die Künstler in Stand setzen werde, Mondskugeln zu machen.

Sp.

XII. Oe-

XII.

Oeconomia forensis, oder kurzer Inbegriff derjenigen landwirthschaftlichen Wahrheiten, welche allen, sowohl hohen als niederen Gerichtspersonen zu wissen nöthig (sind). Erster Band. Berlin 1775 bey Pauli. 3 Alph. 14 Bogen. Zweyter Band. — 1776. 2 Alph. 14½ Bogen in 4.

Wenn ein Schriftsteller ein bisher unangebautes Feld der Wissenschaften urbar macht; so ist es ganz vorzügliche Recensentenpflicht, das Publicum, es sey nun ein wohl oder übel gelungener Versuch, mit demselben umständlich bekannt zu machen; eine Pflicht, die der ehrliche Recensent alsdann desto bereitwilliger erfüllen wird, wenn dieser erste Versuch gleich in dem Grade der Vollkommenheit erscheint, welchen an dem gegenwärtigen Werk kein einsichtsvoller und unpartheyischer Beurtheiler verkennen wird. Herr von Bennekendorf, der als Verfasser desselben bereits allgemein bekannt ist, hat allerdings das Verdienst, durch diese Arbeit eine bisherige Lücke in den für Rechtsgelehrte nöthigen Wissenschaften zuerst ausgefüllt zu haben; denn, was man bisher unter den Titeln: Dorf- und Landrecht, Haushaltungsrecht, *Ius georgicum* u. s. w. bearbeitet hat, ist nichts weniger, als eine *Oeconomia forensis*, obgleich beydes mit einander verbunden vorgetragen werden kann, und in des gegenwärtigen Werks zweytem Bande auch einigermaßen mit einander verbunden ist. Die Hauptabsicht desselben, wodurch es sich auch

von jenen Werken unterscheidet, ist: dem Rechtsgelehrten von allen, ihm aus der Landwirthschaft zu wissen nöthigen Wahrheiten, Unterricht zu geben. Dagegen haben jene zur eigentlichen Absicht: die Bestimmung der Rechte und Verbindlichkeiten der Landwirthe, und der rechtlichen Beschaffenheit ihrer landwirthschaftlichen Geschäffte. Da die Oeconomie, als Wissenschaft betrachtet, selbst erst seit kurzen anfängt, ihr Haupt empor zu heben: so darf man sich eben nicht sehr wundern, daß bis hierhin noch keiner auf den gesunden Einfall gekommen war, alle einem Rechtsgelehrten unentbehrliche öconomische Wahrheiten im Zusammenhange abzuhandeln, und dadurch die Erlernung derselben zu erleichtern. Von der Nothwendigkeit solcher öconomischen Kenntnisse, und dem Nutzen eines ordentlichen Systems derselben, hat indessen die tägliche Erfahrung jeden Rechtsgelehrten in hohen und niederen Gerichten bereits überführen können. Man hat ja dem Rechtsgelehrten mit den medicinischen und mathematischen Wissenschaften dergleichen Dienst geleistet, indem man aus denselben die zur Verwaltung der Justiz nöthige Kenntnisse gesammelt, und für den Rechtsgelehrten besonders bearbeitet hat. Diesen Werken gab man den Titel: *Medicina forensis*, und *Mathesis forensis*; Titel, nach deren Analogie der V. des gegenwärtigen Buchs, sein Werk *Oeconomia forensis* benannt hat. Gewiß ists aber, daß des Richters Unwissenheit im mathematischen und medicinischen Wißwerk weit eher durch das Gutachten eines Kunstverständigen ersetzt werden kann, als wenn es ihm an öconomischen Einsichten mangelt. Keine Absonderung des Lohns vom Erbe, keine Untersuchung einer vormundschaftlichen Rechnung, keine gerichtliche Administration verschuldeter Güter, keine gerichtliche

Erb-

Erbschaftstheilung, bey welchen von landwirthschaftlichen Grundstücken die Rede ist, keine Entscheidung eines aus Pachtcontracten über Jagd, Forsten, Fischerey u. s. w. entstandenen Rechtshandels, ist der Rechtsgelehrte ohne öconomische Kenntnisse zu unternehmen im Stande. Und soll er durch Erfahrung lernen, oder aus der ungeheuren Anzahl öconomischer Schriften, womit wir jede Messe heimgesucht werden, sich unterrichten: so wird er nicht anders, als spät, und mit sauerer Mühe, oder vielleicht gar niemals, ein tüchtiger und brauchbarer Justizpfleger werden. Besser ists, wenn er alles bey einander in einem System zusammenfindet, so bearbeitet findet, daß ihm beständig das richtige Verhältniß gezeigt wird, in welchem die öconomischen Wahrheiten mit den juristischen stehen. Noch vortheilhafter würde es aus bekannten Gründen für den angehenden Rechtsgelehrten seyn, wenn zu seinem ersten Unterricht, nach Anleitung des gegenwärtigen großen Werks ein Compendium entworfen, und auf Academieen Unterricht darüber ertheilt würde; er könnte immer den kleinen Struv dafür entbehren, oder einmal weniger Pandecten hören.

Nun zur Arbeit des Verfassers. Mit dem Plane desselben können wir unsere Leser nicht weiter bekannt machen, als er ihn bis jetzt ausgeführt hat, weil derselbe nirgends nach seinem ganzen Umfange vorgelegt ist. (Das Ankündigungsblatt des Verlegers ist uns nicht zu Gesicht gekommen, hat auch, da es nicht von dem V. selbst herrührt, sondern von selbigem vielmehr öffentlich gemisbilligt ist, vermuthlich keinen ordentlichen und zuverlässigen Plan zur Ausführung des ganzen Werks enthalten.) Der erste Band enthält zwo Hauptstücke. Das erste derselben handelt von allgemeinen Begriffen, die ein Richter vom Zusammen-

hänge der Landwirthschaft haben muß. Dieses ist gleichsam eine allgemeine Einleitung in die ganze gerichtliche Oeconomie, indem es die landwirthschaftlichen Kenntnisse, welche einen Einfluß in die Rechtsgelehrsamkeit haben können, in einer natürlichen Ordnung vorzutragen sucht, um dem Leser die ersten Begriffe von landwirthschaftlichen Dingen mitzutheilen, welche in den folgenden Capiteln, von mehr speciellen Inhalt, vorausgesetzt werden. Richtige, durch Erfahrung bewährt gefundene öconomische Grundsätze findet der Leser hier allenthalben, und allemal zeigt der V. in kurzen Betrachtungen darüber, wie nützlich dem Rechtsgelehrten die Bekanntschaft mit selbigen in Entscheidung der Streitigkeiten und übrigen richterlichen Geschäfften ist, oder wie sehr heilsam manche Verordnungen über öconomische Gegenstände für das gemeine Beste sind. Diese Nutzanwendungen, oder um juristisch-pragmatischer zu reden, dieser wahre *vsus modernus*, enthalten die stärkste Empfehlung für des V. Oeconomiam forensem, und sind deshalb meistens mit schwabacher Schrift gedruckt, um den juristischen Pragmatiker desto aufmerksamer auf die vorgetragenen öconomischen Wahrheiten zu machen. Sie erweisen zugleich hinreichend, daß der V. keinen unnöthigen Ausschweifungen nachhängt; sondern von Haushaltungssachen immer nur so weit spricht, als der Rechtsgelehrte davon Unterricht bedarf. Ueberall aber zeigt sich der V. als einsichtsvoller Kenner der neueren, sonderlich in Preussischen Landen durch Erfahrung bestätigten öconomischen Verbesserungsvorschläge. Einen ordentlichen Auszug daraus zu geben, würde hier zu weitläuftig fallen. Doch wollen wir die vornehmsten von dem V. abgehandelten Materien kurz berühren, und einige Anmerkungen über den Inhalt

halt derselben hin und wieder einstreuen. Folgendes sind einige von den am meisten hervorleuchtenden Sätzen des V. Daß die Verbesserung des Ackerbaues großen Theils von selbst folgt, wenn an Wiesen und Hütungsplätzen die nöthige Verbesserung erwiesen ist; die Schädlichkeit der Gemeinehuten; genauere Bestimmung der Zeit, wie lange jede Holzart stehen muß, bis sie wirthschaftlich benutzt werden kann; von der Fischerey, (ausführlich); öconomische Grundsätze von Wind- und Wassermühlen; von der Brau- und Schenkgerechtigkeit; von der Jagd; Schonung, Erhaltung und Vermehrung der eingebohrnen Landunterthanen, als die wichtigste Melioration der Landgüter; wie sehr Zeitpächter, sonderlich die, welche zugleich Justizbeamte sind, zum Verderben solcher Landgüter gereichen, zu welchen viel dienstpflichtige Bauern gehören; (von der Aufhebung der Dienste überhaupt, und ihrer Verwandlung in ein billiges Surrogat, und was ein Richter oder Commissarius dabey zu wissen, und zu beobachten nöthig haben dürfte, sagt der V. hier noch nichts; vielleicht ist diese Materie für eins der folgenden besonderen Capitel aufgehoben.) Von der iurisdictione patrimoniali, in so fern sie zu den nutzbaren Rubriken eines Landgutes gehört; Dorf- und Feldpolicey; der Viehstand; ob Ochsen oder Pferde als Zugvieh zu gebrauchen vortheilhafter sey? Stall- und Graspferde; Pferdezucht; Kenntniß der Schäferey, so weit sie dem Rechtsgelehrten nöthig ist, (sehr ausführlich); vom Kuhvieh und dessen vortheilhafter Wartung, (starke und dringende Empfehlung der Stallfütterung, und des zu diesem Ende nothwendigen Anbaues der Futterkräuter); Gründe, nach welchen die verschiedene Nutzbarkeit der Kühe in der Taxation zu bestimmen ist; von Schweinen, Zie-

gen, Gänsen, Tauben, Bienen; von landwirthschaftlichen Gebäuden; von Kirchen- Priester- und Schulmeisterwohnungen; (was der Verf. hiebey § 201 behauptet, daß die Reparaturen der Wirthschaftsgebäude von den Predigern selber bestritten werden müßten, dürfte wohl nicht allein, wie der V. glaubt, von den Herren Landgeistlichen, sondern auch von vielen Juristen für keine Beyfall verdienende Meynung gehalten werden. Denn erstlich ist kein Grund vorhanden, warum das, was der V. in dem vorhergehenden Paragraphen von den Wohnhäusern der Pfarrer zugiebt, nicht auch von den dazu gehörigen Wirthschaftsgebäuden gelten sollte; zweytens ist die völlige Anwendung der allgemeinen Grundsätze des römischen Rechts vom Nießbrauche, auf welche der V. sich bezieht, in diesem Falle ganz unschicklich, weil der Pfarrer kein eigentlicher Vsufructuarius ist, sondern den Nutzen, welchen er aus den Gebäuden zieht, als einen Theil seiner ihm zum Unterhalt angewiesenen Besoldung betrachtet, weshalb die Canonisten sich auch nicht getrauen, dieses Recht geradezu einen Vsumfructum zu nennen. Eben so wenig paßt hier die von den Laß- und leibeigenen Bauern hergenommene Analogie. Wer analogische Entscheidungsgründe in dieser Materie gebrauchen wollte, der müßte sie allenfalls aus der Natur der alten Lehensbeneficien hernehmen, welche nicht ohne große Wahrscheinlichkeit für das ursprüngliche Model der geistlichen Beneficien gehalten werden. Aber auch hiervon paßt heut zu Tage nichts mehr auf die rechtliche Natur des Nutzens, welchen die Geistlichen aus den Pfarrgütern ziehen, welcher wenigstens unter Protestanten lediglich aus der rechtlichen Natur der Dienstsalarien zu beurtheilen ist; und daraus folgt keine Verbindlichkeit zu Ausbesserung weder der Wohn-

noch

noch der Wirthschaftsgebäude; in so fern nämlich, wie es der V. selbst genau bestimmt hat, von Ausbesserungen die Rede ist, ohne welche das Gebäude nicht bestehen kann, und die auch nicht durch der Pfarrer, (und der Ihrigen) eigene Schuld und Nachlässigkeit verursacht sind. Es treten hier vielmehr allenthalben die gemeinen Rechte ein, daß in Ermangelung eines zureichenden Kirchenvermögens, die Ausbesserungskosten vom Kirchenpatron, oder den Eingepfarrten bestritten werden muß; und wo jener fehlt, und diese zu arm sind, da pflegen in vielen Landen zu diesem Ende Collecten verstattet zu werden.) Weiter handelt der V. von kostbaren Landhäusern, und wie weit bey Taxation der Landgüter Rücksicht darauf zu nehmen sey; gute äußere Anlage der landwirthschaftlichen Gebäude; von Wirthschaftsausgaben, und den dreyerley Gattungen derselben: nothwendigen, nützlichen, und zur Pracht und Ueppigkeit gereichenden, (ausführlich und voll nützlicher Betrachtungen, darunter aber viele, insonderheit was von öffentlichen Abgaben vorkommt, allein auf die preussische Landesverfassung sich beziehen.)

Im zweyten Hauptstück redet der Verf. von den landwirthschaftlichen Wahrheiten, in so weit sie bey gerichtlicher Würdigung der Landgüter einen Einfluß haben. Da dieses eines der wichtigsten richterlichen Geschäfte ist, und in demselben fast alle ökonomische Gegenstände zusammentreffen, so verdiente diese Materie unter den speciellen Theilen einer oeconomiae forensis zuerst, und so ausführlich, wie hier geschehen ist, abgehandelt zu werden. Die Beyspiele und angeführten gesetzlichen Verfügungen sind auch hier wieder aus der Preussischen, und insonderheit Schlesischen Landesverfassung hergenommen; jedoch

sind die Grundsätze selbst von allgemeinem, auf jede Landesverfassung anwendbarem Gebrauche, und daher den sonst bekannten Büchern des von Schwedern und von Bennigsen weit vorzuziehen. Denn ersteres ist nach der verbesserten Ausgabe des Hrn. von Benneckendorfs nur für Pommern, und letzteres eigentlich nur für Sachsen brauchbar. Ueberdem hat unser Verf. aus seiner Ausgabe des Schwederischen Werks gelegentlich das merkwürdigste hier eingeschaltet, und noch mehr berichtigt. Der Verf. hat die Materie dieses Capitels in achtzehen Abschnitten vorgetragen. Sie sind folgenden Inhalts: 1) Von den Gütertaxen überhaupt, warum dabey eine Einsicht in die Landwirthschaft nöthig sey, und von den verschiedenen Fällen, in welchen eine gerichtliche Taxe der Landgüter erfordert wird. 2) Von den allgemeinen Grundsätzen, die bey einer jeden Gütertaxe zu beobachten sind. 3) Von der richtigsten und besten Verfahrungsart bey Aufnehmung der Güteranschläge. 4) Von richtiger Abschätzung des Ackerbaues. 5) Von dem Viehstande, an Rindvieh, Schaafen, Schweinen, auch allen Arten des Federviehes und deren Abnutzung, (auch von Bienen und Seidenbau.) 6) Von Abnutzung der Gärten, Weinberge, u. dgl. 7) Von den Braukrügen, oder Abnützung der Brau- und Brandweingerechtigkeit. 8) Von der Fischerey. 9) Von der Holz- und Waldnutzung. 10) Von Glashütten, Eisenhämmern, Pech- oder Theerhütten, Kalk- und Ziegelöfen, auch Potaschsiedereyen und Kohlenschwelen und deren Abnutzung. 11) Von dem Wiesewachs und Hütung, in wie weit deshalb ein Abnutzungsvertrag in Anschlag gebracht werden kann. 12) Von Brüchen und Gelüchen, oder solchen Wiesenplätzen, welche annoch urbar zu machen sind, ingleichen von

bewach-

bewachsenen Aeckern, so von der Hütung zu entbehren sind. 13) Von allen Arten von Pachtgefällen, und stehenden Hebungen. 14) Von der Unterthanen Diensten und Zehenten. (In Absicht der ersteren, sonderlich in Taxation der Spanndienste, auch der gemessenen, hat uns der Verf. kein Genüge geleistet; die Sache ist zu kurz, und mit zu wenig Gründen abgethan. Der Werth derselben ist dabey sehr gering angesetzt, und er kann auf diesen Fuß nur in den meisten Gegenden der Mark und Pommern angenommen werden. Es fehlt auch bey dem Verf. hier an allgemeinen Grundsätzen, nach welchen auch in andern, selbst preussischen Staaten, der wahre Werth der Dienste sich mit einiger Zuversicht bestimmen ließe.) 15) Von den Gerechtigkeiten und Wirthschaftstheilen, die nicht nach der jährlichen Abnutzung angeschlagen, sondern nur überhaupt zu einem Capital gerechnet zu werden pflegen. 16) Von den Naturalwirthschaftsausgaben. 17) Von den baaren Wirthschaftsausgaben. 18) Von den Auszügen, die von dem Capital der Taxe gemacht werden müssen. Die Beylagen enthalten Formulare zu bequemer Einrichtung der Anschläge, davon in diesem Capitel gehandelt ist.

Der zweyte Band dieses nützlichen Werks enthält das dritte und vierte, wie auch die erste Abtheilung des fünften Hauptstücks. Die Aufhebung der Gemeinheiten ist derjenige wichtige Gegenstand, womit der Verf. seine Leser im dritten Hauptstücke unterhält, indem er die landwirthschaftlichen Wahrheiheiten vorträgt, deren Kenntniß zu glücklicher Vollziehung dieses Geschäftes nothwendig ist. Bis jetzt sind freylich nur in Preussischen Staaten, wegen dieser für das Wohl des Landmanns so ersprießlichen Sache, allgemeine gesetzliche Anordnungen getroffen, und

der Verf. hat daher auch vorzüglich auf diese sein Augenmerk gerichtet. Aber mit Grunde darf man hoffen, daß die dort erkannte Wahrheit: daß die Communion der Gemeinde-Güter eine fruchtbare Mutter vieler Zänkereyen, und unfruchtbar in Absicht alles dessen sey, was eine geschäftige und einsichtsvolle Benutzung derselben gutes zu stiften im Stande ist, auch in mehrern deutschen Staaten eingesehen, und die daraus folgende Aufhebung der Gemeinheiten zur Ausführung kommen werde; wobey der Nutzen von der Arbeit unsers V. gleichfalls eine ausgedehnte Sphäre erhalten wird. Wer vorjetzt von dem überwiegenden Nutzen, der von Aufhebung der Gemeinheiten zu erwarten ist, sich noch nicht überzeigt fühlt, der lese den ganzen ersten Abschnitt dieses Hauptstücks, worin der Verf. das Beste, was jemals hierüber geschrieben ist, kurz zusammen vorgetragen hat. Von den übrigen Abschnitten dieses Hauptstücks brauchen wir ohne weitere Anmerkung nur den Inhalt anzuzeigen. 2) Von den Personen, Grundsätzen und der Verfahrungsart, welche zur Beförderung der Gemeinheitsaufhebung dienlich ist. 3) Von den Gemeinheiten zwischen Dorfnachbaren, und den bey deren Aufhebung sich ereignenden verschiedenen Vorfällen. 4) Von den Gemeinheitsaufhebungen zwischen fremden Feldnachbarn, und den verschiedenen sich dabey ereignenden Vorfällen. 5) Von Gemeinheitsaufhebungen zwischen Obrigkeiten und Unterthanen, und den dabey vorkommenden verschiedenen Vorfällen. 6) Von Auseinandersetzungen der Gemeinheiten zwischen sämmtlichen Dorfseinwohnern, in welchen Fällen solche möglich, und was dabey zu beobachten.

In dem vierten Hauptstücke fängt der Verf. an, mit seiner Oeconomia forensi ein ius georgicum zu verbinden, das ist, er unterrichtet nicht bloß den Rechtsgelehrten von dem, was ihm aus der Oeconomie zu wissen nöthig ist; sondern auch den Landwirth von dem, was er aus der Rechtsgelehrsamkeit wissen muß, um bey Kauf- und Pachtcontracten mit kluger Vorsicht handeln zu können. Allerdings giebt der Verf. dadurch seinem Werke einen ausgebreiteten practischen Nutzen; doch ist freylich die Unbequemlichkeit davon unzertrennlich, daß der Verf. um sowohl dem Rechtsgelehrten, als dem Landwirth verständlich zu werden, in die allerersten Anfangsgründe beyder Wissenschaften zu tief sich hat einlassen müssen. Der Rechtsgelehrte muß sich gefallen lassen, von hier an vieles zu lesen, was er schon weiß, und eigentlich für den Oeconomen geschrieben ist, und so auch umgekehrt der letzte vieles, was eigentlich zum Unterricht des ersten zu sagen nöthig war. Was der Verf. in diesem vierten Hauptstücke vom Kauf und Verkauf der Landgüther, theils aus der Landwirthschaft, theils aus der Rechtsgelahrtheit beybringt, ist in drey Abtheilungen vorgetragen. Die erste enthält Vorschriften, die der Käufer beym Ankauf eines Landguthes zu beobachten hat. Diese sind in drey Abschnitten enthalten: 1) Von den Eigenschaften eines vorzüglich nutzbaren Landguthes, und was ein Käufer bey dessen Wahl zu beobachten hat. 2) Von den Vorsichten, die bey dem Kauf und Verkauf der Landgüther, um sicher zu verfahren, theils in Ansehung der contrahirenden Personen, theils in Absicht der Landgüther selbst, wahrzunehmen sind. (Hierbey wird vom Incolats- oder Indigenatsrecht, und vom Verboth, daß keine bürgerlichen Personen adeliche Landgüther ankaufen sollen,

len, manches auch für Rechtsgelehrte Neues und Lehrreiches vorgetragen.) 3) Von einigen nöthigen und vernünftigen Vorschriften, bey Abfassung des Kaufcontracts. (Ganz juristisch!) Die zwote Abtheilung dieses Capitels lehrt, was bey Uebergabe der verkauften Landgüther zu beobachten ist, wobey gehandelt wird: 1) Von der Uebergabe des verkauften Guthes selbst, und deren Wirkung. 2) Von den bey Uebergabe eines verkauften Landguthes zu überliefernden Pertinenzien, und was darunter, nach Verschiedenheit der in den Kaufcontracten gebrauchten Ausdrücke zu verstehen sey. 3) Von den bey Uebergabe eines verkauften Landguthes zu überliefernden Inventarien- oder Beylaßstücken, und was darunter so wohl nach den Rechten, als auch nach Verschiedenheit der in dem Kaufcontract gebrauchten Ausdrücke, zu verstehen sey. 4) Von der zwischen dem Käufer und Verkäufer bey Uebergabe des verkauften Guthes über dasjenige, was einer dem andern zu vergütigen hat, anzulegenden nöthigen Berechnung. Die dritte Abtheilung endlich handelt von der Gewährleistung, die der Käufer von dem Verkäufer, wegen eines verkauften Landguthes zu fordern berechtigt ist. (Der Inhalt zeigt, daß auch diese beyden Abtheilungen fast ganz allein mit juristischen Wahrheiten angefüllt sind. Indessen macht die geschickte Auseinandersetzung der verschiedenen hier vorkommenden Fälle, und die zweckmäßige Anwendung der vorgetragenen Grundsätze auf Gegenstände der Oeconomie auch dem gründlichsten Rechtsgelehrten diese Abhandlung wichtig.)

Im fünften Capitel trägt der Verf. auf gleiche Art, wie im vorhergehenden die Lehre von Verpachtungen der Landgüther vor; jedoch liefert dieser Band nur die erste Abtheilung davon. Diese enthält

hält einige aus landwirthschaftlichen Erfahrungen gesammelte Grundsätze, nach welchen die Nützlichkeit oder Schädlichkeit der Güterverpachtung überhaupt beurtheilt werden kann. Eine Lieblingsmeynung des Verf., die man schon im vorhergehenden oft mit Empfehlungen wiederholt fand: Daß die eigene Bewirthschaftung der Landgüther die beste Nutzungsart derselben sey, sucht der Verf. nun ausführlich zu erweisen. Die Beweise sind an sich unwiderleglich, und treffen in dem anschaulichen Unterschiede, zwischen dem guten Hirten und dem Miethlinge, zusammen. Allein ohne die wichtige Voraussetzung von praktisch gründlicher Kenntniß der Landwirthschaft, wird doch kein Vernünftiger, wenn auch gleich sonst alle Umstände, die dabey in Betracht kommen, eintreffen, dadurch zu eigener Benutzung des Landguthes sich bereden lassen. Der Verf. läßt hierauf die verschiedenen Vortheile von Erbpacht, Zeitpacht und Administration folgen; alles aus dem Gesichtspunkte, aus welchem es in einer oeconomia forensi betrachtet zu werden verdient.

Nachdem vorstehende Anzeige bereits vollendet war, ist noch an das Licht getreten:

Oeconomia forensis — — **Dritter Band.** Berlin, 1777. bey Pauli. 3 Alph. 3 Bogen, in 4.

Dessen Anzeige wir der Beurtheilung der beyden vorhergehenden Bände sogleich beyfügen, um durch die geschwindere Bekanntmachung desselben, die Langsamkeit in Bekanntmachung der beyden ersten Theile bey dem Publico wieder gut zu machen.

Aus der Vorrede sehen wir die Nachricht, daß das ganze Werk mit dem folgenden vierten Bande beschlossen werden soll. So reichhaltig auch dasselbe ist; so ist doch davon keine stärkere Zahl der Theile zu wünschen, weil sonst der hohe Preis desselben den Nutzen einschränken dürfte, den man von seiner sonstigen guten Beschaffenheit zu hoffen hat. Denn schon itzt werden durch den theuren Preis desselben viele, und zwar diejenigen, welche es am nöthigsten hätten, am allermeisten von Anschaffung desselben sich abhalten lassen. Alle drey Theile kosten nun schon neun Reichsthaler und acht gute Groschen. Recensent, der sich sonst nicht in die Angelegenheiten der Verleger zu mischen pflegt, muß doch dieses mal sein Mißfallen darüber bezeugen, daß von einem mit so geringem typographischen Aufwande gedruckten Buche, das überdem wegen seines gemeinnützigen und praktischen Inhalts für sehr viele Käufer bestimmt seyn sollte, das Alphabet höher als einen Reichsthaler angeschlagen ist. Dieses ist keinesweges der billige Preis, zu welchem der Inhalt des vorgedrucktem Königl. Preußischen Privilegii den Verleger anweiset.

Wir kommen auf den Inhalt dieses dritten Bandes. Die völlige Ausführung des fünften Hauptstückes von Pachtsachen, davon nur der Anhang im zweyten Bande enthalten war, und das sechste Hauptstück, worinn der V. die in der Landwirthschaft vorkommenden Meliorations- und Deteriorationsfälle aus einander zu setzen sucht, füllen diesen Band aus. Auch hier fährt der V. fort, die Grundsätze der Rechtsgelahrheit und Oeconomie mit einander verbunden vorzutragen, um sowohl dem Rechtsgelehrten als Rechtsungelehrten nützlich zu werden. Das Verdienst des V. ist also auch hier nicht nach der Summe neuer vorgetra-

getragenen Wahrheiten, sondern nach der zweckmäßigen Verbindung zweyer Wissenschaften, und Anwendung der einer jeden eigenen Grundsätze, zu Aufklärung und Erweiterung der anderen, zu bestimmen. Niemand wird ihm dabey aber das Verdienst absprechen, daß er der erste sey, der die bekannten Rechtswahrheiten in einem förmlichen System auf öconomische Gegenstände, und zwar mit vorzüglich gutem Erfolg, angewandt habe. Ueberdem läßt der deutliche Vortrag und ungekünstelte Styl hoffen, daß der V. lange Zeit der classische Führer der Rechtsgelehrten im öconomischen Felde seyn werde. Eine Wahrheit, die wir bey Durchlesung dieses dritten Bandes aufs neue lebhaft empfunden haben. Die zweyte Abtheilung des fünften Hauptstücks, womit im dritten Bande der Anfang gemacht ist, enthält Regeln der Vorsicht, welche bey Errichtung eines Pachtcontracts über Landgüter zu beobachten sind. Diese trägt der V. in drey Abschnitten vor, welche die Aufschrift führen: 1) von den Fähigkeiten derjenigen Personen, welche gültige Pachtcontracte schließen können, wie auch von gewissen auf den Landgütern haftenden Verbindlichkeiten, wodurch die Verpachtung derselben gehindert und unterbrochen werden kann; 2) von der richtigen und genauen Bestimmung, sowohl der verpachteten Grundstücke, als auch des dafür zu erlegenden Pachtgeldes. (Was von § 88—102 vom Unterschiede der Pachtanschläge bey Verpachtung der Cameral- und Privatlandgüter vorgetragen wird, sonderlich die Gründe, warum bey jenen der Anschlag allemal geringer ausfallen muß, als bey diesen, ist vorzüglich lehrreich.) 3) von den zur Einschränkung der bisher bey den Pachten wahrgenommenen Misbräuche in dem Pachtcontract nöthigen Bedingungen;

hierzu gehört: eine durch starke Gründe empfohlene Feldbedüngungsordnung, wobey der V. vorzüglich tiefe Einsicht in die Landwirthschäft zu zeigen Gelegenheit fand, viele zum Verderben der Landgüter gereichende Kunstgriffe der Zeitpächter aufdeckt, und zeigt, wie man ihnen begegnen oder zuvorkommen könne; die schädliche und unschädliche Benutzung der Bracke; Maaßregeln, welche gegen der Pächter Vernachlässigung des Wiesewachses zu nehmen sind; Vorschriften zum Gartenbau, wenn er anders mit Sicherheit dem Zeitpächter überlassen werden kann; Regeln, an welche der Zeitpachter wegen der ihm überlassenen Fischerey und Frohndienste zu binden ist; (gleiche Bestimmungen erwarteten wir auch in Rücksicht der Jagd- und Forstbenutzung.) Cautelen wegen der Evictions- und Remissionsfälle, und Entscheidung der dabey vorkommenden Rechtsfragen. 4) Von demjenigen, was in den zu errichtenden Pachtcontracten, wegen der von Seiten der Pächter zu bestellenden Sicherheit, zu beobachten nöthig ist. 5) Von den zur geschickten und deutlichen Abfassung eines Pachtcontracts zu nehmen nöthigen Maaßregeln. Die dritte Abheilung der Lehre von Verpachtung der Landgüter, liefert Vorschriften, welche bey Uebergabe eines verpachteten Landgutes zu befolgen sind; die vierte handelt von den bey Verpachtung der Landgüter vorkommenden verschiedenen Evictionsfällen; die fünfte von den Remissionsfällen, in einem Auszuge des davon Abth. 2. Abschn. 3. bereits abgehandelten, ingleichen von den rechtlichen Ursachen, den Pachter auch vor Ablauf der Pachtjahre aus der Pacht zu setzen; und die sechste Abtheilung endlich handelt von der Zurückgabe eines verpachtet gewesenen Gutes, nach geendeten Pachtjahren, oder bey sonst vorfallenden Pachtaufhebungen.

Fast

Fast alles in diesen Abtheilungen ist eigentlich aus dem Felde der Jurisprudenz; allein wegen der guten Anwendung auf öconomische Gegenstände, auch dem Rechtsgelehrten wichtig.

Das sechste Hauptstück enthält richtige Bestimmung der auf Landgütern vorfallenden, und oft zu vielen Weitläuftigkeiten Anlaß gebenden Meliorationen und Deteriorationen. Die Rede ist hier von solchen Meliorationen und Deteriorationen, welche Zeitbesitzer und Zeiteigenthümer von einander zu fordern berechtigt sind; den von denen, worüber Pächter und Verpächter sich zu vergleichen haben, war schon im vorigen Hauptstück geredet worden. Der V. hat diese Materie unter zwo Hauptabtheilungen gebracht, wovon die erste die auf den Landgütern vorfallende Meliorationen, die andere aber die Deteriorationen untersucht. Bey beyden kommen theils rechtliche, theils öconomische Wahrheiten vor. Der V. hat jede besonders erwogen, und zu diesem Ende jede dieser beyden Abtheilungen in zween Abschnitte getheilt, deren erster allemal die rechtlichen, der zweyte aber die öconomischen Sätze vorträgt, wobey denn zugleich die Anwendung der ersteren auf die letzteren gezeigt worden ist.

In dem versprochenen vierten und letzten Bande dieses brauchbaren Werks sollen, nach der von dem V. gegebenen Hoffnung, noch die wichtigen Materien von den verschiedenen Arten der Unterthanen, ihren Besitzungen, Diensten und Pflichtleistungen abgehandelt werden. Man hat gewiß alle Ursache, eine baldige Vollendung desselben zu wünschen.

Mr.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

1) Sammlung neuer Lieder, als ein Anhang zum Pommersch-Rügianischen Gesangbuche, zur Beförderung der öffentlichen und Privat-Andacht, auf Verordnung der hohen Landesregierung veranstaltet und zum Druck befördert. Mit der Königl. Hochpreißl. Regierung gnädigstem Privilegio. Stralsund, gedruckt und verlegt von Struck. 1776. 8. 929—1443 Seiten.

2) Gesangbuch für die Garnisongemeine zu Ratenau. Stendal, bey Franzen. 1776. 127 S. in 12.

3) Christliche Gesänge für die öffentliche Andacht der Garnisongemeine zu Frankfurth an der Oder. Verlegt von Straus. 1777. 286 Seiten.

4) Christliche Lieder, von Abrah. Efnert. — Liegnitz und Leipzig, bey Siegert. 1777. 8. 103 S.

5) Psalmen, Lobgesänge und geistliche Lieder, zum Gebrauch der evangelischen Gemeine zu Paris, in der Königl. Schwedischen Kapelle. Gesammelt, zum Theil verbessert und herausgegeben von Friedrich Carl von Bäer, Ihro Königl. Maj. in Schweden Hofprediger bey der Königl. Capelle zu Paris. Im Jahre 1777. 8. 411 Seiten.

Es ist eine angenehme Erfahrung, daß noch immerfort in allen Gegenden, wo deutsche Protestanten Gottesdienst halten, von der Insul Rügen bis nach Paris, an die Einführung besserer Kirchenlieder von einsichtsvollen Lehrern

Lehrern der Gemeinen wirklich Hand angelegt wird. **Die Lieder für den öffentlichen Gottesdienst**, welche im Jahre 1765. zu **Berlin** herauskamen, und dort in einigen Kirchen, neben den alten Liedern gesungen werden, haben überall den verdienten Beyfall gefunden, und dadurch einen ausgebreiteten Nutzen gestiftet, daß man sie an jedem Orte, wo neue Gesangbücher gemacht worden, wenn nicht durchgängig, doch die meisten davon in selbige eingerückt hat. Auch in den eben angezeigten Sammlungen haben wir sie häufig gefunden.

In No. 1. trifft man den größten Theil davon an, obgleich manche mit kleinen Abänderungen, die zuweilen bloß in Versetzungen der Wörter bestehen. Diese Sammlung ist aus mehrern zusammengetragen, im ganzen sehr gut, und der Königl. Landesregierung zu **Stralsund** gereicht es zum wahren Ruhme, daß sie dieses heilsame Werk selbst angeordnet, und durch würdige Männer hat betreiben lassen. Recens. glaubt zwar, daß manche darin aufgenommene Lieder mit noch bessern hätten vertauscht werden können; aber außer dem, daß das Bessere oder Schlechtere da, wo es auf das Urtheil des Geschmacks ankömmt, sehr relativ ist, begreift er wohl, wie sehr die Wahl bey dergleichen Sammlungen oftmals von den Localumständen abhängt, wodurch der, der wählen soll, nicht frey genug wählen kann. Größtentheils ist dann doch die Sammlung von der Art, daß sie allen Beyfall verdienet. Da sie ein **Anhang** zu dem auf der Insul **Rügen** eingeführtem Landesgesangbuche seyn sollte, so fängt sie mit No. 653 an, und geht bis 1005. Die Lieder sind unter die gewöhnlichen Rubriken gebracht: auch hat man die alte Ordnung beybehalten, aber für Gesänge von speciellerem Inhalt auf alle Weise gesorgt; sogar die geringern Feste, als der **heil. drey Könige, der Reinigung, Heimsuchung Mariä**, u. s. w., haben ihre eigenen erhalten, welches uns fast gewundert hat, da doch in dem Liede selbst, wie es auch nicht anders schicklich war, eben nicht auf die Geschichte dieser Feste alludirt wird, und dasselbe auch an andern Sonntägen gar füglich gesungen werden könnte. Es würde ohne Nutzen seyn, wenn Rec. sich hier auf Kritiken einzelner Gesänge und Strophen einlassen wollte. Man muß sich freuen, wenn der vernünftige öffentliche Gottesdienst, von dem der Gesang ein wesentliches Stück ist, allmählig immer mehr Land gewinnet, und das hat er durch diese Sammlung seines Orts gar sehr gewonnen. Daß in Zukunft noch daran gebessert werde, was zu verbessern ist,

dafür werden die einsichtsvollen Männer schon selbst sorgen, die ihre Einrichtung unter Händen gehabt haben. Außer den 353 neuen Liedern, welche die Sammlung enthält, sind auch noch 614 alte, von verschiedenen Dichtern schon veränderte Lieder allerley Inhalts hinzugekommen, welche mit den, im Gesangbuche selbst unter einer gleichen Nummer befindlichen, können verwechselt werden. Ich zweifele nicht, daß Christen, die mit verständiger Andacht zu singen gewohnt sind, diesen, eben wegen ihrer größeren Verständlichkeit und Richtigkeit der Vorstellungen, vor jenen bald den Vorzug geben werden. In dem alten Liede: **Aus tiefer Noth schrey ich zu dir**, hier: **ruf ich zu dir**, ist z. B. in der 2ten Strophe

Bey dir gilt nichts denn Gnad und Gunst
Die Sünde zu vergeben;
Es ist doch unser Thun umsonst,
Auch in dem besten Leben ꝛc.

der letzte Gedanke doch sehr falsch. Alle Antriebe zur thätigen Gottseligkeit würden geschwächt werden, wenn sichs wirklich so verhielte. Hier ist die Strophe so verändert:

„Vor dir gilt nichts, denn Gnad allein,
„Dem Sünder zu vergeben.
„Nie ist der Mensch von Fehlern rein,
„Auch in dem besten Leben;
„Und, Herr, was ist er ohne dich?
„Wie darf der Staub der Sünder sich
„Des Ruhms vor dir erkühnen?

Nun ist jener Gedanke richtig, und außerdem der ganze Vers nach Reim und Sylbenmaaß besser. Eben dies gilt von dem darauf folgenden Liede No. 107 **Herr Jesu Christ du höchstes Gut** ꝛc. die vierte Strophe:

Aber dein heilsam Wort das macht
Mit seinem süßen Singen,
Daß mir das Herze wieder lacht
Und fast beginnt zu springen,
Dieweil es alle Gnad verheißt
Denen, so mit zerknirschtem Geist
Zu dir, o Jesu, kommen.

ist ganz umgeworfen, und lautet nun so:

„Begnadigung und Heil verspricht
„Es denen, die dich ehren,

„Und

„Und reuevoll zu ihrer Pflicht
„Und dir zurücke kehren,
„Und nun, vom Sündenjoch befreit,
„Aus herzlicher Erkenntlichkeit
„Nach deinem Rathe leben.“

Es ist die Sache würdiger ausgedrückt, und die Skansion fließender. Da man mit der Rückkehr zu seiner Pflicht auch zu Gott zurückkehrt, so hätte vielleicht durch ein zweysylbiges Wort, statt: und dir, noch eine Nebenidee ausgedrückt werden können, mit Ernst, oder so eine. Damit wäre auch das dreymal wiederholte und vermieden worden. Doch das sind Kleinigkeiten.

No. 2 und 3 sind nur in Vergleichung mit dem Pommerschen Anhange kleine kompendiarische Sammlungen, welche die beyden Preußischen Regimenter, Carabiniers zu Ratenau, und Pr. Leopold von Braunschweig zu Frankfurt an der Oder, ihren Feldpredigern, dem Herrn Hanisch und Hrn. Protzen zu danken haben. Beyde haben wohlbedächtig dafür gesorget, daß Kriegesleute, sowohl im Felde als in der Garnison, auf dem Marsch oder in der Gefangenschaft, Lieder, die auf ihre eigenthümliche Lebensart und Umstände passen, daraus singen können; auch gut daran gethan, einige wenige Gebete für Soldaten hinzuzufügen. Vielleicht wäre auch ein oder das andere Formular für einen religiösen Officier, als Befehlshaber über mehrere oder wenigere aus dem Heere, ganz nützlich gewesen. No. 2. enthält 132, No. 3. aber 181 Lieder; und diese Zahl ist für die Gemeinen, welche sie brauchen sollen, immer hinlänglich.

No. 4. ist kein eigentliches Gesangbuch, sondern eine Sammlung von 100 geistlichen Gedichten, die Hr. Efnert in müßigen Stunden verfertiget hat. Poetisches Verdienst hat er sich bey dieser Arbeit gar nicht erworben. Seine Lieder sind nichts als die gewöhnlichen Formeln unserer lutherischen Dogmatik in höchst schlechte Verse gebracht. Z. B. Jesu Erlösung. V. 4.

„Ich und jedes Menschenkind
„Waren unter Fluch und Hölle,
„Aber Jesus trug die Sünd,
„Und gieng hin an unsrer Stelle.
„Nun nimmt Gott das von uns an,
„Was der Heiland hat gethan.

„Sünder! geht auf Golgatha,
„Jesus hängt für euch am Kreuze!
„Ach bedenket was euch da
„Für ein Ruf zum Glauben reize!
„Gottes Lamm vergießt sein Blut
„Arme Sünder! euch zu gut u. s. w.

Oder von bösen Gedanken. V. 2 und 4.

„Der Satan sucht mit falschem Rath
„Uns Menschen zu berücken,
„Was der verruchte Judas that,
„Entsprung aus seinen Tücken.
„Behüte mich für seiner List,
„Und gieb, daß ich ihm, wie ein Christ,
„Beharrlich widerstehe!

„Gesetzt, es fiel mir etwas ein,
„Das dir zuwider wäre:
„So gieb, daß Jesu blutge Pein
„Mich bald davon bekehre.
„Laß mir auch deinen Richterstuhl
„Und der Verdammten **Feuerpfuhl**
„Zu einer Warnung dienen.

Es setzt viel Einbildung von dem Werth unserer gemachten Verse voraus, wenn man dergleichen in unsern Zeiten öffentlich drucken läßt. Doch das ist ja allen schlechten Poeten eigen, daß es ihnen auf der Seele brennt, bis sie ihre Gedichtchen ans Publikum gebracht haben. Hr. E. scheint nun bey Herausgeben seiner Lieder bloß die unschuldige Absicht zu haben, dem hoch= und wohlehrwürdigen Herrn Magister **Döring**, und der hochedelgebornen Frau Magisterin **Döringin** geb. **Brücknerin** zu **Niederwiesa** bey **Greiffenberg**, seinen ganz besonders hochzuschätzenden Freunden, welche sein Glück im Amte und im Heyrathen gemacht haben, durch die feyerliche Dedication derselben seine Erkenntlichkeit und Achtung zu bezeugen. — In

No. 5. erstreckt sich die Anzahl der Lieder auf 414. Als Gesangbuch, das für eine protestantische Gemeine in **Paris**, aus alten und neuen Liedern gesammelt worden, gehört es immer unter die Seltenheiten. Hr. v. **Bäer** wünschte schon seit sechs und dreyßig Jahren ein solches Buch, bis **Gellerts**, **Klopstocks**, **Cramers**, **Neanders** Lieder, das Zolli-

kofer-

kofersche Gesangbuch und andere, ihn in den Stand setzten, es für seine Gemeine heraus zu geben. Er hat sich die Freyheit genommen, sowohl in den alten als neuen Liedern manches zu ändern, weshalb er die Verf. der letztern um Vergebung bittet. **Luthers** Gesänge hat er unverändert eingerückt, welches wir sehr billigen, jedoch neben dem Originalliede dasselbe auch verändert abdrucken lassen. **Luthers** Lieder haben ihren eigenthümlichen Charakter. Ich gebe dem Herrn v. B. Recht, wenn er sagt, man müsse die Züge von des großen Mannes Geiste durch Veränderung seiner Lieder nicht weglöschen, sondern treulich der Nachwelt überliefern; (aber ich würde **Luthers** Namen unter das Lied setzen,) die Verbesserer derselben hätten zwar die Sprache verfeinert, aber die Kraft der Ausdrücke geschwächt. Mich dünkt, ich höre den heldenmüthigen Mann mit der ganzen festen Zuversicht an die Gerechtigkeit seiner Sache in dem Liede: **Eine feste Burg ist unser Gott** 2c. singen:

Das Wort sie sollen lassen stahn,
Und keinen Dank dazu haben.
Es ist bey uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben.
Nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib:
Laß fahren dahin,
Sie habens kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben.

Wie fällt dagegen die Schlußstrophe in dem veränderten Liede ab:

„Umsonst spricht der **Philister Hohn**!
„Umsonst droht er mit Toben.
„Hier Schwert des Herrn und Gideon!
„Gott selbst giebt Sieg von oben.
„Jesus und sein Wort
„Bleiben fort und fort.
„Himmel selbst vergehn;
„Dann wird der Spötter sehn,
„In welchen er gestochen.“

Der Grammatiker wird sie wohl dem Original vorziehen; aber der Dichter schwerlich.

Manche andere alte Lieder, die wohl hätten wegbleiben können, hat Hr. v. B. beybehalten. Doch dazu hat er viel-

leicht Gründe gehabt, die Recens. selbst für wichtig halten würde, wenn sie ihm bekannt wären. Das Neue mag tausendmal besser und nützlicher seyn als das Alte, man klebt doch gern an dem, was man von Jugend auf gelernet hat. Giebt man gewissen Leuten darin nach, so sind sie zufrieden, und brauchen das Neue gemüthlich mit, das ihnen unleidlich gewesen seyn würde, wenn man ihnen vom Alten gar nichts gelassen hätte. Ohnfehlbar hat Hr. v. B. dergleichen auch in seiner Gemeine gekannt.

Unter den Liedern vom Tode findet Rec. No. 325. ein ihm unbekanntes, 12 Verse langes: **Mein Begierd steht über sich**, wo jeder Vers mit diesen Worten anfängt. Sie sind aber undeutsch, und daher unverständlich. Mein Herz, meine Begierde ist auf den Himmel gerichtet, soll doch der Sinn davon seyn.

Am Ende stehen einige Gebete, auch welche für Communicanten, in denen wir einige Ausdrücke anders wünschten, und die vielleicht etwas kürzer seyn könnten. Denn kurz, aber affectvoll, doch ohne Mystik und Schwulst, sollten, dünkt mich, alle Gebetsformeln seyn.

Da wir wiederum einige neue Gesangbücher angezeiget haben, so wollen wir bey dieser Gelegenheit ein Paar Brochüren mitnehmen, welche sich auf den bisher eingerissenen himmelschreienden Unfug der Kirchenlieder-Verbesserung beziehen. Die erste ist:

Was hat man von der Veränderung der alten Lieder und der Einführung der geänderten, durch neue Gesangbücher, zu halten und zu erwarten? Leipzig, bey Hilscher. 1776. 8. 54 Seiten.

Es ist wahr, der Verf. fängt sein Schriftchen mit einer Lammessprache an, so daß uns sein Wehklagen über diejenigen, welche ihm und andern ehrlichen Christen die alten saft- und kraftvollen Lieder, wie er sie am Ende nennet, entrissen, oder die herzrührendsten Stellen darin änderten, zum Mitleiden mit seinem Kummer bewegten. Aber je weiter er in seiner Abhandlung kömmt, je mehr verläßt ihn sein Lammessinn, das Blut wird ihm warm, denn kocht es ihm auf der Seele, und zuletzt wird aus dem sanftmüthigen Lamme ein grimmiger Wolf, der den frechen Liederverbesserern die Zähne weiset.

Damit

Damit es die betrogene Welt doch wisse, was es für Männer sind, die sich mit der Veränderung alter, seit der Reformation und um das Ende des vorigen, oder den Anfang des itzigen Jahrhunderts in die lutherische Kirche eingeführter Lieder beschaffen, so sagt er es ihr frey heraus, nehmlich solche, „gegen deren vermuthlich üble Absicht, dem gemeinen Mann „unvermerkt die Unterlagen seines Glaubens zu entwenden, „man nicht genug auf seiner Huth seyn kann, S. 15, die „die Vereinigung mit einer andern Kirche mit Dransetzung „der Wahrheit erkaufen wollen, S. 20, und noch mehr und „eigentlicher, die sich dem großen Hausen nähern wollen, der „alle Bande der geoffenbarten Religion von sich wirft, und „einen Gott haben will, außer Jesu, dem man bey einem „ungeänderten Herzen einen Dienst erweisen könne, wie „die Heiden ihrem höchsten Wesen thaten; die eine Religion „haben wollen, in der Jude, Heide, Türke und Christ, ein „jeder ohne geoffenbarte Wahrheiten anzunehmen, sich vereinigen kann, in der man freylich keinen im Fleisch geoffenbarten Gott, keine Genugthuung eines Mittlers, kein Blut „des Sohnes Gottes, und keine Reinigung der Herzen durch „dasselbe braucht. S. 21. Männer, die sich nicht aufrichtig „zu Jesu bekennen, noch von der Wahrheit des Evangeliums, „das uns gerecht und heilig macht, an ihrem Herzen etwas „müssen erfahren haben, weil sie sonst den alten Liedern einen „großen Vorzug vor den geänderten würden zugestehen müssen, wie man kühn behaupten könne. S. 30. Weise dieser „Welt, die sich versammelt haben wider Gott und sein heiliges Kind, dessen Reich ihnen ein Dorn im Auge ist. S. 33. „die dem Irrthum einen Anschein von Richtigkeit, und der „Lüge einen Anstrich von Wahrheit verschaffen, und zu dem „Ende falsche Kritik, gemißhandelte Historie, unlogikalische „Spitzfindigkeiten und Trugschlüsse anwenden, die runden und „alle Zweifel niederschlagenden Zeugnisse der Schrift (von der „höchsten Gottheit und Genugthuung Christi,) theils aus der „Bibel auszumerzen, theils schaal, kraftlos und zum Beweis „untüchtig zu machen, wie es am Tage liegt, S. 49; intolerante Theologen, welche unter dem betrügenden Vorwande der Toleranz alles, was ihnen falsche Philosophie anbieten konnte, gebrauchen, das Unzulässige der Verpflichtung „auf symbolische Bücher zu zeigen, und sie als ein Hinderniß „zum Wachsthum in der Erkenntniß der Wahrheit auszugeben,“ Ebendaselbst. (Zum Verständniß dieser Stelle muß

man wissen, daß es dem Verf. ein wichtiges Argument ist, warum man die alten christlutherischen Lieder nicht antasten dürfe, weil sie lauter mit den symbolischen Büchern übereinstimmende Wahrheit lehren, und solche mehr als diese unter dem Volke erhalten.) „welche damit in die Empörung gegen „den Sohn Gottes treten, und eine, so viel denen durch der „Höllen Pforten unterstützten Kräften der Menschen mög„lich seyn wird, gänzliche Ausrottung seines Reichs zur Ab„sicht haben, daß Jesus in der auf ihn, als den Eckstein, „erbaueten Kirche vergessen werde, wie man eines Todten „vergißt, und daß er höchstens ein Lehrer der Moral, ein „Tugendbild und ein Held sey, der sich nicht gescheuet habe, „für die Rechtschaffenheit seiner Gesinnung den Tod zu lei„den. S. 50. Und endlich Männer, die in die Lage des ge„meinen Mannes sich hinein zu denken, ganz unfähig sind; „die durch frühere Ausbildung ihrer Seelen gar keine Be„griffe davon haben, wie man in Verstand und Herz ei„nes roh aufgewachsenen Menschen Einfluß haben kann; die „durch den verzärtelten, wollüstigen, elenden Ge„schmack unserer neuen Dichter selbst schon verdorben sind; „die sich über Bibel und Catechismus weg philosophirt „haben." S. 52.

Bey allem dem Bösen, das der Verf. hiermit den Herausgebern gewisser Gesangbücher, die ihre ungeweihete Hand an die Veränderung geweiheter Lieder legen, nachsaget, fehlet es doch gleichwohl nicht an eingemischten mehrmaligen Contestationen, daß er ihnen kein arges zutraue, daß er gar nicht glaube, als „ob sie die christlichen Grundwahrheiten über„haupt schwächen oder gar ausmerzen wollten, da ein gewis„ses Gesangbuch solche ohne Ausnahme stark und bündig „vortrüge, aber doch in alten, dem gemeinen Volke be„kannten Liedern den Vortrag dieser Bibelwahrheiten schwäch„te, wodurch ein großer Schritt gethan wäre, sie auf die „Seite zu bringen." S. 12. Wie kann sich denn der Mann so widersprechen? wird vielleicht mancher denken. Frage ihn selbst, ich weiß es nicht. Aber so viel weiß ich wohl, daß dergleichen Widersprüche bey den zweyzüngigen Leuten nichts neues sind, die, wenn sie am schlimmsten wider jemanden lästern wollen oder gelästert haben, mit der ehrlichsten Miene vor und nachher versichern, daß er sonst ein recht wackerer Mann sey. Und wer ist der Namenlose, der nun noch hinterher, nachdem schon unter obrigkeitlicher Autorität hie und

da neue Gesangbücher, worin auch veränderte alte Lieder stehen, in lutherische Gemeinen eingeführt worden, eine für unsere Zeiten so seltsame Veränderung zu belästern sich erdreistet? Vermuthlich muß er sich nicht getraut haben, seinen Namen zu nennen, sonst hätte er es wohl gethan. Wer in einer gerechten Sache gegen seinen Collegen im Rath eine Stimme zu geben hat, handelt ehrlich, wenn er sie persönlich oder mit seines Namens Unterschrift ad Acta giebt. Was würde man von ihm denken, wenn er das nicht thäte, sondern ihm des Nachts einen ehrenrührigen Zettel von unbekannter Hand an die Hausthüre klebte, damit die früh Vorübergehenden lesen und die Hände zusammen schlagen möchten. *)

Und warum ist denn der Ungenannte so sehr gegen die Veränderung alter Kirchenlieder und deren Aufnahme in einzuführende neue Gesangbücher? Warum hält er sie nicht allein für unnöthig und überflüßig, sondern auch für unrechtmäßig und gefährlich? — Darum, weil unsere altlutherischen Lieder in den Hauptdogmen des Christenthums, als da sind, von der Zurechnung der Sünde Adams an seine Nachkommen, von der Genugthuung Christi, von der Gottheit Christi, von der Rechtfertigung durch den Glauben allein u. s. w., ganz und gar keine der Vernunft und Schrift widersprechende Irrthümer enthielten, die man wegschaffen dürfte; sondern vielmehr die Grundlehren unserer Kirche nach der treuherzigen Art unserer Vorfahren rund und körnigt vortrügen — weil unsere Theologen gewiß nicht mehr Einsicht haben, als die Theologen des sechszehnten und die in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts — weil man dadurch die intendirte Vereinigung mit den Reformirten doch nicht stiften würde — weil sich nicht behaupten ließe, daß die an sich wahren Lehren

*) Nur ein Recensent, der dem Publikum von dem Inhalt eines Buchs Nachricht giebt, seine eigenen Gedanken über die abgehandelten Sachen einstreuet, und, wenn der Schriftsteller unwürdige Leidenschaften verräth, sie nachdrücklich rüget, darf es namenlos thun, sobald er unpartheyisch ist. Aber anders verhält sichs mit Schriftstellern, die gelehrte und würdige Männer anfallen, sich aber nicht getrauen zu sagen, wer sie sind. Dies heißt einem ehrlichen Manne, dem man etwas anhaben will, Dieb! Dieb! auf der Straße nachrufen, und sich denn unter das Volk verkriechen, damit niemand wisse, wo die Stimme herkam.

Lehren in den alten Liedern unrichtig vorgestellt, oder die Ausdrücke, welche die Bibel braucht, zu niedrig wären — weil diese Lieder ein Theil der unabänderlichen Liturgie, und ihr Gebrauch oder Nichtgebrauch ein Reservat der ganzen Kirchengewalt wären, die bey der Obrigkeit und deren Gevollmächtigten stünde (dieser Grund fiele denn doch da, wo die Landesregierungen die Einführung neuer Gesangbücher mit veränderten alten Liedern autorisirten, wie z. B. auf Rügen und anderswo geschehen ist, völlig weg) — weil es mit den Veränderungen alter Lieder darauf angelegt wäre, daß wir nicht etwa aufhören sollten **Lutheraner**, sondern auch **Christen** zu seyn, indem „der Sohn Gottes durch solche geänderte Lieder höchstens „das Haupt einer neuen Schule würde, mit der ein künftiger „**Brucker** die Geschichte der Philosophie vermehren könnte“ — weil die geänderten Lieder den Leuten unbekannt wären, und den Schaden thäten, daß die, die etwa nicht lesen könnten, ohne Andacht, und also zerstreut in der Kirche blieben, auch wenn sie krank würden, der Prediger alsdenn des Mittels, ihnen mit der Kraft der alten Lieder beyzukommen, beraubt wäre, worunter seine gesegnete Amtsführung sehr litte. —

Rec. will auf diese Gründe hier nichts antworten, aber wohl auf die Recension der **geistlichen Lieder des Herrn Liebich**, dem der V. alles nachspricht, und der **geistlichen Liederpoesie von Lauterensis** im Anh. z. I — XII. B. unserer Bibl. verweisen, wo er schon das nöthige darüber gesagt hat. Aber einerley muß er doch noch erinnern. Der V. wundert sich, warum in den alten Liedern von Gott und seiner Vorsehung wenig, hingegen in denen, worinn der allerheiligsten **Wunden** und des **theuren Bluts Jesu** gedacht würde, am meisten geändert zu werden pflegte, welches betrübt zu bemerken wäre. Das wollen wir ihm nun wohl sagen: einmal, weil auf das **materielle Blut Christi** und seine **körperlichen Wunden**, die ohnehin nicht mehr da sind, eigentlich zum Heil der Menschen nichts ankömmt: denn wenn alle Mörder Christi bey seiner Kreuzigung mit seinem Blute über und über wären bespritzt worden, oder sich an seine Wunden gedrängt hätten, so wären sie dadurch nicht von Sünden rein und selig geworden; und dann **zweytens**, weil in der Bibel unter dem **Blute** und den **Wunden** Christi nichts anders als sein Tod verstanden wird. **Wir sind durch seine Wunden heil worden**, das heißt: sein Tod ist uns heilsam geworden, oder wir haben durch den für uns gestorbenen Christus

stus Glückseligkeiten erlangt, die wir außer dem, wenn er nicht den Tod gelitten hätte, nicht würden gewonnen haben. Damit nun die Christen nicht geweihete Worte ohne Verstand singen, so thut man wohl, wenn man ihnen durch den Ausdruck der Sache zu einer verständlicheren Andacht behülflich ist, welches die Alten, die gewiß niemand, als ein Thor, deswegen verachten wird, manchmal aus der Acht ließen.

Doch wie sollte man ein richtiges Verständniß der Bibel von einem Mann erwarten, der in seinem Klagelibell wider die Veränderung alter Lieder Proben genug giebt, wie wenig er sich darum bekümmert habe. Es thät ihm wohl nöthig, daß er noch ein exegetisches Collegium über das N. T. hörte. Selbst von solchen Männern, die er wohl als große Gottesgelehrten wird gelten lassen, und die dem lutherischen Begriff nichts vergeben, würde er hören, daß nicht die Wörter, die man zu der Evangelisten und Apostel Zeiten auch im gemeinen Leben brauchte, sondern die Sachen heilig sind; hören, daß der Schrift gemäße Lehren in andern Worten ausgedrückt doch biblisch bleiben, und daß man dem gemeinen Christen, wenn er die Bibel recht verstehen soll, schlechterdings manches in andere Worte übersetzen muß. Aber der Verf. klebt nur an Wörtern. Wer ihm die nimmt, nimmt ihm die Sache selbst. Sollte man wohl glauben, daß er mit Veränderung folgender Stellen aus alten Liedern sehr unzufrieden ist:

„Ewiger Gott, kann dich mein Jammer und Noth, brin„gen zu Menschengebehrden? — Der allerhöchste Gott spricht „freundlich bey uns ein, wird gar ein kleines Kind, und heißt „mein Jesulein. — Wenn endlich ich soll treten ein in deines „Reiches Freuden, dann soll dieß Blut mein Purpur seyn, „ich will mich darein kleiden. — Stärk meine schwache Glau„benshand, zu fassen auf dein Blut, als der Vergebung Un„terpfand, das alles machet gut. — Mein Heiland, du hast „am Kreuz, als wie ein Dieb, gehangen. — An deine Seite „will ich fliehen, an meinem letzten Todesgang, durch deine „Wunden will ich ziehen, ins himmlische Vaterland. — Laß „mich durch deine Nägelmaal erblicken die Genadenwahl, durch „deine aufgespaltene Seit mein arme Seele heimgeleit.“ u. dgl.

Und nachdem er die gemachte Veränderung dabey gesetzt, hinterher fragt: „Ist diese Vorstellung unrichtig? ist nicht „Gott offenbaret im Fleisch?“ (Ja! Gott hat sich durch seinen Mensch gewordenen Sohn, Christum Jesum, geoffenbart. Aber die Bibel sagt nirgends, daß Gott ein klein Kind gewor-

den. Gott sandte seinen Sohn, gebohren von einem Weibe, schreibt Paulus. So patripassianisch beynahe, wie der V. will, redeten die Apostel nicht.) Und wiederum: „Ist die Vorstellung unrichtig, daß wir uns in Jesu Blut „kleiden? Apok. 7, 14. Hebr. 9, 12.“ (Wo steht denn in diesen Stellen ein Wort vom Kleiden in Blut? welches ja wahrer Non sense ist. Ἐλεύκαναι στολὰς ist etwas anders. Ueberdieß möchte die Sprache der Apokalypse auch wohl nicht unsere deutsche Liedersprache seyn müssen. Und Christus ist durch sein Blut in das Heilige eingegangen, wie gehört das hierher?) „Hat er nicht sein Blut gegeben zum Leben der Welt? Wird nicht, wer sein Blut trinkt, leben in „Ewigkeit?“ (Nun wer denn diese Stellen noch nicht versteht, der sollte doch lieber seine Feder zerstampfen, als eine Sylbe schreiben, um sie drucken zu lassen.) „Ist denn Christus nicht den Uebelthätern gleich gerechnet? Sollen wir nicht „ringen, einzugehen in die enge Pforte? Ist er nicht selbst die „Thüre? und wird der nicht selig, der durch ihn eingehet? „Haben wir nicht unsere Gnadenwahl lediglich den Wunden „Jesu zu danken?“

Solche Fragen thut der V. Wir würden uns nicht so lange bey ihm aufgehalten haben, wenn nicht die Erfahrung lehrte, daß gerade die unwissendsten Leute am meisten gegen nöthige Verbesserungen in Systemen und Liturgien schrieen, und wenn es nicht zuweilen nöthig thäte, daß man dergleichen Leuten ihre Unwissenheit öffentlich vorhielte, da sie sich nicht entblöden, einsichtsvolle vortreffliche Theologen, deren Schuhriemen sie aufzulösen nicht werth sind, mit ihrer scheinheiligen Lästerzunge in übeln Verdacht zu bringen.

Indessen hat der Verf. doch die Ehre gehabt, eines vornehmen Geistlichen Beyfall zu gewinnen, wie die zwote Brochüre zeigt unter dem Titel:

Eines vornehmen Gottesgelehrten Gedanken über die Einrichtung eines vollständigen allgemeinen Gesangbuchs, bey Gelegenheit einer kleinen Schrift: Was von Veränderung alter Lieder und Einführung der geänderten durch neue Gesangbücher zu halten? Leipzig und Budissin, verlegt Deinzer, 1776. 8. 28 S.

Wir

Wir kennen diesen **vornehmen** Gottesgelehrten so wenig, als jenen Verfasser. Aber **vornehm** oder **nicht vornehm**, seine Gedanken, wie ein Gesangbuch unserer Kirche eingerichtet seyn müßte? und wie man bey dessen Einrichtung am besten zu Werke gehen möchte? sind ziemlich gemein, so wie viel auch nicht vornehme Leute sie denken. Er rühmt an jenem Frager die **beste Einsicht in das Liederwesen**, und auch **das beste Herz**, wovon wir wenigstens nicht finden können, wo es ihm sitzet. Sein eigener Rath ist kurz und gut: Man soll zu den erbaulichen alten Liedern, nachdem man die unerbaulichen weggeworfen, eine wohlgewählte hinlängliche Anzahl neuer guter Lieder hinzu fügen, das Dresdensche Gesangbuch zum Grunde legen, sie dem Inhalt nach in eine schickliche Ordnung bringen, und dann nicht einer Person, sondern einer ganzen Gesellschaft die Einrichtung des Gesangbuches anvertrauen, und wenn man auch gemeine christliche Leute dabey zu Rathe gezogen, die Sammlung den Facultäten und Obern vorlegen, und deren Decisum zur Ausführung der Sache erwarten. Uns dünkt, die Herren würden sich schwerlich vereinigen, wenn ihrer zu viele Stimmen dabey haben wollten. Die höchste Obrigkeit trage das Geschäfft einigen wenigen einsichtsvollen Gottesgelehrten auf, denke nur auf Mittel, das neue Gesangbuch am leichtesten in die Hände der Armen zu bringen, und führe es dann im Lande ein, so wird das Werk zu Stande kommen, sonst nimmermehr.

Neues Wörterbuch auf eine andere Manier, von dem Nothankerischen Schulmeister. Zweyte, vermehrte und verbesserte Auflage. Cosmopolis, 1776. 8. 120 Seiten.

Eine von einem Zotenreißer in eben dessen Witz verfaßte Spottschrift auf einige Gelehrten, die unter dem Namen von neuen **Reformatoren**, **Neologen**, **Kritikern**, **Toleranten** u. s. w. als Quacksalber, Marktschreier und Windbeutel darin sollen bey dem Pöbel lächerlich gemacht werden. Wir dürfen aber nur ein Paar Artikel abschreiben, um sehen zu lassen, in was für Hände die Vertheidigung der Lutherischen Rechtgläubigkeit zuweilen geräth, z. B. also:

„Asi-

„Asa Fötida. Oder salva venia Teufelsdreck. —
„Eine gestankvolle Specerey, hat den Namen zu deutsch vor-
„züglich daher bekommen, weil es als ein Specificum wi-
„der die Teufelskünste der Hexen, theils präservative, theils
„kurative bey den Kühen gebraucht, und deswegen den
„Abend vor Walpurgis sehr häufig, von dem einen Teufel
„noch glaubenden Landvolke, gekauft wird. Inzwischen kann
„bey so vielen Erfahrungen nicht geläugnet werden, daß es
„nicht noch böse Menschen giebt, die den Teufel in seinen ehe-
„maligen Zaubereyen, die er offenbar durch seine Werkzeuge
„hervorbrachte, mit allerley verborgenen Künsten nachäffen,
„und auf diese Weise den Aberglauben unter dem gemeinen
„Volke erhalten, folglich auch den abergläubigen Gebrauch des
„Teufelsdrecks. Manierlicher würde man sagen: Teufels-
„koth; allein das wäre wider den Sprachgebrauch. Und
„eben des Sprachgebrauchs wegen können wir auch den
„Scharfrichtern nicht fugen, welche itzt, um den Teufel
„ganz zu verbannen, wollen, daß man überhaupt Asa Föti-
„de statt Teufelsdreck sage, damit das Wort Teufel in keinem
„Stücke mehr gehört werde, und die Leute aufhören, einen
„Teufel zu glauben. Es ist ja einmal so in der Sprache der
„meisten starken Geister und tapferer Leute, vom flinken Do-
„ctor bis zum plumpen Fuhrmann, vom General an bis
„zum Stückknecht gebräuchlich, daß immerzu der Teufel zum
„hohlen oder zerreissen hergeflucht wird. Und ob er gleich von
„vielen auf eine feine verblümte Weise öfters Dieser und Je-
„ner genennt wird; so will sich das doch nicht wohl schicken,
„weil man bey Diesem und Jenem manchen ehrlichen Mann
„denken könnte, da doch nach dem Sprachgebrauche ei-
„gentlich der Teufel gedacht werden müßte. — Man nenne
„also Teufel Teufel, und glaube doch der Schrift, was sie
„davon sagt. Aus diesem Grunde werden wir uns auch
„wohl hüten, die vielen Widersprüche, Räthsel, Fragen und
„Aufgaben aufzulösen, welche die jungen und alten Herren
„Balthasere vom Geschlechte der Beckere wider die Exi-
„stenz des Teufels mit hochgerümpfter Nase der bezauberten
„Welt vorgelegt haben. Was sollen wir uns die Hände mit
„Teufelsdreck besalben! Genug, daß das Ding es klar be-
„zeuget, daß ein Teufel seyn müsse, sonst hätte es von ihm
„den Namen nicht bekommen können, und könnte auch nicht
„so teuflisch stinken. Denn man sagt, daß der Teufel alle-
„mal einen großen Gestank hinter sich lasse, wenn er ver-
„braunt

„brannt wird. Und das riecht man auch in allen Schriften, „die wider sein Daseyn geschrieben werden: Alles riecht nach „Teufelsdreck, u. s. w.“

„Clystire, Clystirspritzen, Clystiren, ist und sind „itzt grand Mode. Die medicinischen Marktschreyer sind, weil „sie weniger Pillen, Purganzen und Wurmkuchen verkaufen, „sehr übel damit zufrieden; unsere neotheologischen Markt„schreyer hingegen, suchen darinn ihre größte Kunst und Ehre. „Manchmal, wie wir bey einer gewissen Bibliothek angemerkt „haben, clystiren sie sich auch selbst, damit sie nicht andere „clystiren sollen; entweder weil sie fühlen, daß sie in der That „Bauchweh haben, oder weil es dermalen Sitte geworden, „über seine eigene Arbeit mit der Clystirspritze des Recensenten „selbst herzufahren. — Unsere Orthodoxen müssen unterdessen „von solchen Medikastern viel leiden. Man will sie durchaus „bereden, daß sie Obstructiones hätten, und man ist daher „mit clystirenden Schweins- und Rindsblasen von allen Seiten „zu über sie her. Einem D. Stauzius, M. Taffelius rc. — „geschieht ganz Recht, wenn sie ein wenig clystirt werden; „rechtschaffene Orthodoxen aber und gewissenhafte Verehrer der „symbolischen Bücher lassen es gut seyn; denn sie sind dadurch „getröstet, daß sie aus der Erfahrung wissen, was Clystire für „einen Ausgang haben.“ — Genug von dieser Scharteke.

Ez.

D. Io. Sal. Semleri apparatus ad libros ſymbolicos eccleſiae lutheranae. Halae Magdeburgicae, impenſis Hemmerde. 1775. 26 plagulae. 8.

Der Verf. giebt hier einen überzeugenden Beweis, daß nicht alle, welche vom Werth der symbolischen Bücher anders als der große Hause denken, es aus Leichtsinn thun, ohne über diese Schriften lange und genaue Untersuchungen angestellt zu haben. Vielmehr mag ein jeder Vertheidiger des hohen Werths symbolischer Bücher sich auf sein Gewissen fragen, ob er einen so anhaltenden Fleiß als Hr. S. auf die Prüfung des Inhalts und die historische Untersuchung der Entstehungsart dieser Bücher verwendet hat. Ist dieß nicht geschehen, so hat er bey den Streitigkeiten über die symbolischen Bücher kein Stimmrecht. Denn bloße Meynungen und auswendig gelernte Aussprüche der Vorfahren einer bedächtigen Untersuchung entgegen

 setzen,

setzen, ist Thorheit; selbst auch alsdenn, wenn vielleicht gegen einzele Theile der Untersuchung, oder gegen manche dabey geäusserte Gedanken, gegründete Einwendungen gemacht werden könnten.

Der V. legt sowohl in der weitläuftigen Vorrede als in den Prolegomenis sein Glaubensbekenntniß, von symbolischen Büchern überhaupt, mit der ihm gewöhnlichen Freymüthigkeit ab. Er billigt es nicht, daß man menschliche Schriften, welche vor mehr als 200 Jahren abgefaßt wurden, zu einer ewigen unabänderlichen Vorschrift des Lehrvortrags macht, wodurch nicht nur der ehemalige unchristliche Haß der Partheyen gegen einander sehr leicht fortgepflanzt, sondern auch der Wachsthum in freyen Erkenntnissen gehindert wird. Eine innere Verbindlichkeit, die noch verschieden wäre von der Verbindlichkeit, jede erkannte Wahrheit anzunehmen, spricht er ihnen ab, und läßt nur eine äußere gelten. Diese leitet er bloß von dem iure principum circa sacra her, und schränkt sie auf die öffentlichen Lehrer der Religion ein. Die in den symbolischen Büchern gegebene Entscheidungen betreffen, bey weitem dem größten Theil nach, nicht die seligmachenden Wahrheiten der Religion selbst, sondern die Theorie gewisser Lehrsätze, die beste Art, sie vorzustellen, oder sie zu erklären, und die schicklichsten Redensarten und Formeln, eine bestimmte Vorstellungsart zu bezeichnen. Man nehme das weg, was dem damaligen System der römischen Kirche entgegengesetzt ist, worüber nicht leicht Streit unter unsern Gottesgelehrten entstehen wird, und sondere auch das ab, was von den allgemein unter uns anerkannten Grundwahrheiten der christlichen Religion beyläufig und meist nur ganz kurz berührt wird, so wird sich zeigen, daß fast alles übrige bloß Theorieen betrifft. Diese aber gehören, nach des V. Grundsätzen, nicht für jeden gemeinen Christen, sondern nur für den öffentlichen Diener der Religion, um seine Begriffe aufzuklären und bestimmter zu machen. Und da sie überdieß, wie die Geschichte unwidersprechlich bezeuget, von jeher großen Veränderungen unterworfen gewesen sind, so siehet man keine Ursache, weswegen vom sechzehnten Jahrhundert an immerfort eine und ebendieselbe Theorie nothwendig von allen Lehrern unsrer Kirche beybehalten werden müßte. Entweder müßte man annehmen, daß die im sechzehnten Jahrhundert öffentlich gutgeheißene Theorie schlechterdings die beste und einzig wahre sey, von der man nicht ohne gewissen Nachtheil der Wahrheit abgehen, oder auch sie an ihren Ort gestellt

seyn

seyn lassen könne; oder die innere Verpflichtung, sie beyzubehalten, müßte daraus hergeleitet werden, daß die Uebereinstimmung aller Glieder einer Kirche, wenigstens aller Lehrer derselben, in der Theorie der Glaubenslehre ganz nothwendig und unentbehrlich sey.

Würde das erste überzeugend bewiesen, so wäre zugleich der Streit entschieden, ohne daß man nöthig hätte, durch das Gewicht des symbolischen Ansehens ihm den Ausschlag zu geben. Aber beweisen muß man es doch, und kann es nicht als ausgemacht voraussetzen. Denn da alle Theile der Gelehrsamkeit immerfort neuer Zusätze und Verbesserungen fähig sind, warum sollte allein die theologische und dogmatische Gelehrsamkeit — zu welcher die Theorie der Dogmen gehört — eine Ausnahme leiden? Jede Wissenschaft ändert sich, wenn der Umfang der Hülfsmittel sich erweitert. Und nun die Hülfsmittel der theologischen Gelehrsamkeit — Sprachkenntniß, Kritik, Auslegungskunst, Philosophie, Kirchenhistorie, Geschichte der Dogmen — haben sie nicht sämmtlich eine ganz andere Gestalt, als vor zwey bis dritthalb hundert Jahren? Und gleichwohl darf in dogmatischen Theorieen nichts abgeändert werden? Damals hatte man kaum die Augen aufgethan; man war kaum aus der römischen Kirche ausgegangen; man hatte mit Bestreitung der römischen Irrthümer und Misbräuche so viel zu thun gehabt, daß man noch nicht daran hatte denken können, sein eigenes System, unabhängig von dem Widerspruch gegen die römische Kirche, ganz ins reine zu bringen; man war in so viele innere Streitigkeiten verwickelt, daß man seine ganze Aufmerksamkeit bloß diesen widmen mußte, und über der Polemik alle übrige theologische Gelehrsamkeit, besonders die Schriftauslegung, beynahe vergaß und vernachlässigte; man traf endlich unter landesherrlicher Auktorität einen Vergleich zwischen den streitenden Partheyen, um dem ungöttlichen Gezänk der Theologen, welches Kirche und Staat zerrüttete, ein Ende zu machen; man entwarf unter unsäglichen Schwierigkeiten und Widersprüchen eine Schrift, welche von allen Theologen unterschrieben und zur Regel gebraucht werden sollte, wie über die damals streitigen Punkte der Lehrvortrag übereinstimmend einzurichten sey; man erhielt endlich mit unbeschreiblicher Mühe die Unterschrift von der Hälfte oder allenfalls zwey Drittheilen der lutherischen Kirchendiener. Wie kann eine solche Schrift, die sich ganz auf damalige Umstände und damalige Streitigkeiten bezieht, und nach dem Maaß

der bey den **damaligen** Hülfsmitteln möglichen Einsichten abgefasset ist, eine **innere** Verpflichtung bey sich führen, von ihren Entscheidungen **niemals** im mindesten abzuweichen? Nicht von ihren Aussprüchen abzugehen, da wir doch unzählig oft von ihren Schrifterklärungen, auf welchen die Aussprüche beruhen, abweichen müssen, und auch, wie jedermann zugiebt, ohne alles Bedenken abweichen dürfen?

Wollte man aber **zum andern** die innere Verbindlichkeit der symbolischen Bücher daraus herleiten, daß doch die Lehrer Einer Kirche in den Lehrwahrheiten übereinstimmen müßten: so schränkt Hr. Semler diese nöthige Uebereinstimmung auf die Grundwahrheiten der Religion ein. In Absicht der **Unterscheidungslehren** der mehrern Partikularkirchen läßt er sie zwar auch zu; aber er erkennet, wenn ich ihn recht verstehe, hier nur eine äussere Verbindlichkeit, welche von dem weisen Ermessen der Regenten abhängt. Und freylich ist nicht abzusehen, warum die Scheidewand zwischen den christlichen Partheyen auf Kosten der bürgerlichen Gesellschaft fleißig unterhalten und ausgebessert werden muß, wenn (ex hypothesi, auf deren Richtigkeit aber freylich alles ankommt,) der Wahrheit unbeschadet ein Theil derselben eingehen kann. Auch lehrt die Geschichte aller Jahrhunderte, daß die Theologen vom großen Haufen über diesen Punkt, von Einheit der Kirche und den Mitteln sie zu erhalten, untaugliche Richter zu seyn pflegen. Es kommt noch hinzu, daß der größte Theil der Gegner, sowohl in der reformirten, als auch selbst in der römischen Kirche, viele harte Sätze haben fahren lassen, welche unsre Theologen ehedem mit großem Eifer bestritten. Die Dortrechtische Synode und die formula consensus haben einen großen Theil ihres Ansehens verloren. Warum sollte nicht auch die lutherische Kirche eine gelindere Erklärung und billigere Beurtheilung der in ihren symbolischen Büchern vorgetragenen Sätze zulassen dürfen? Und wo sind die Adiaphoristen, Majoristen, Flacianer, Osiandristen, Stankaristen ꝛc. denen ein beträchtlicher Theil der symbolischen Bücher in der Absicht entgegengesetzt ist, um diese Partheyen von den Gränzen unsrer Kirche abzuhalten? Uebrigens könnten die Rechte der getrennten kirchlichen Gesellschaften (um welche es den meisten am mehresten zu thun zu seyn scheint) immer eben so verschieden bleiben, als sie bisher waren, und könnten mit aller Sorgfalt vertheidiget werden, ohne daß man es den Theologen zur Pflicht machte, **deswegen** eine gewisse Theorie immer beyzubehalten, damit ja nicht

etwan ein Unterscheidungsstück zwischen zwey Partheyen verloren gehe. Der V. behauptet daher, daß ein weiser Regent heut zu Tage noch eben so gut berechtigt sey, als er es nach dem Zeugniß der Geschichte ehedem war, seine Lehrer anzuweisen, daß sie dergleichen Unterscheidungslehren, welche keine wesentliche Theile der seligmachenden christlichen Religion selbst sind, nicht ferner mit Heftigkeit treiben sollen, damit die bürgerliche Einigkeit und Glückseligkeit der Unterthanen nicht ohne Noth Eintrag leide. — Was endlich bloße **Theorieen** betrifft, so läßt auch hier Hr. S. keine solche innere Verpflichtung zu, die auf der Nothwendigkeit einer Uebereinstimmung aller Lehrer unsrer Kirche beruhete. Wird doch die nöthige Uebereinstimmung durch den großen Unterschied in der Wahl der Beweisarten, und die noch größere Verschiedenheit in der Auslegung der wichtigsten Schriftstellen, nicht aufgehoben! Und sollte es wohl in dieser Rücksicht mit den Erklärungsarten oder Theorieen ganz eine andre Beschaffenheit haben, als mit den Beweisarten? wofern nur, wie der V. voraussetzt, eine Uebereinstimmung in dem Wesentlichen der Lehre, und in dem, was allen Christen zur Seligkeit zu wissen nöthig, und folglich zur Unterweisung des Volks hinlänglich ist, gefunden wird. Wenn gleich jedem Lehrer frey stünde, diejenige Theorie sich zu wählen, die er für die beste hält, so würde doch aus der, freylich alsdann unvermeidlichen, Verschiedenheit der Lehrer keine Zerrüttung der Gemeinden entstehen, wofern nur nicht Lärmbläser sich darein mengen, und allen Christen ihre eigene Theorie aufdringen wollen.

Aus diesen durch das ganze Buch zerstreuten Grundsätzen folgert der V., daß Landesherren zu den symbolischen Büchern ihrer Kirche Zusätze machen lassen, und solche symbolische Schriften, die gegenwärtig nicht mehr brauchbar sind, bey Seite legen dürfen, (wie z. B. in den brandenburgischen Landen der Konkordienformel längstens ihre verbindende Kraft benommen ist,) und dagegen andere unsern Zeiten und Bedürfnissen angemessenere symbolische Bücher verfertigen lassen können, ohne daß dadurch der Lehre und Religion einiger Nachtheil zuwachse. Von einem besondern Recht der Kirche, worauf hier Rücksicht zu nehmen wäre, erwähnt Hr. S. nichts; vermuthlich weil er, wie es scheint, den Artikel von der Kirche mehr aus der Kirchengeschichte als aus dogmatischen Kompendien studirt hat, und weil er die ganze Materie, von Verbindlichkeit der symbolischen Bücher, als einen Theil der Lehre von den Rechten

des Landesherrn circa sacra betrachtet. Ob aber und in wie fern hierbey etwas auf Reichsgesetze und Verträge ankomme, ist kein Gegenstand theologischer Untersuchung, sondern wird billig dem höhern Ermessen der Fürsten selbst und einsichtsvoller Staatsmänner überlassen; welche dann auch umgekehrt über den theologischen Theil der Frage gelehrte Theologen urtheilen lassen werden, ohne die Gränzen ihrer gewissenhaften theologischen Einsichten nach dem Maaßstabe politischer Spekulationen abmessen zu wollen.

In Absicht der Erläuterungen über die einzelnen symbolischen Bücher unterscheidet sich die Semlerische Schrift von andern ähnlichen, theils durch die häufigen kurzen Erläuterungen, welche sowohl aus der Geschichte der damaligen Zeiten, als aus der ältern Geschichte der Glaubenslehre, beygebracht werden; theils durch die sehr freyen Urtheile, nicht nur über Begebenheiten, Personen und Schriften, welche mit der Abfassung der symbolischen Bücher in einer Verbindung stünden, sondern auch selbst über den innern Gehalt und die Brauchbarkeit, Wichtigkeit und Nothwendigkeit der in diesen Büchern vorgetragenen Sätze und Theorieen. Der meiste Fleiß ist auf die Erläuterung der Konkordienformel gewendet worden. Voraus gehet eine kurze Erzählung von der Veranlassung und dem Entstehen dieser Schrift, wo sich der V. der damaligen verfolgten Wittenbergischen Theologen annimmt, und die Streitigkeiten, welche zur Konkordienformel Gelegenheit gegeben haben, sehr freymüthig beurtheilt. Hierauf geht er die Konkordienformel selbst Stück für Stück durch, und vergleicht sie sorgfältig mit der kurz vorher aufgesetzten schwäbischsächsischen Formel (welche Pfaff sehr fehlerhaft hat abdrucken lassen) und mit dem torgischen Buch. Bey dieser Vergleichung zeigt er, daß die bergische Formel fast bloß aus diesen beyden Schriften zusammengetragen und abgeschrieben ist. Wenn sie von ihnen abweicht, so sind es entweder wenig bedeutende Einschiebsel und Veränderungen, welche man machte, um sich desto mehrern Theologen, so viel möglich, gefällig zu erweisen, und den Schein zu vermeiden, als würdige man ihre Erinnerungen über den ihnen vorläufig mitgetheilten Entwurf keiner Aufmerksamkeit; oder es sind eingerückte Stücke aus Luthers Schriften; oder Auslassungen theils solcher Stellen der schwäbischen Formel, worinn des unsterblichen Melanchthons auf eine ehrenvolle Art gedacht worden war, theils solcher Sätze und Ausdrücke, gegen welche von andern Theologen mancherley Einwendungen einge-

schickt

schickt worden waren. Der bergischen Formel räumt er meistens nur da einigen Vorzug ein, wo sie kürzer als die übrigen ist. Dagegen zieht er nicht selten die schwäbische ihr vor, so wie er überhaupt bey der angestellten Vergleichung sich gar nicht hat überzeugen können, daß die Verfasser der bergischen Formel irgend ein wahres ihnen eignes Verdienst um die Theologie und Kirche sich sollten erworben haben. (Aber das war auch wohl die Absicht nicht. Die bergischen Theologen sollten nichts eignes und neues leisten, sondern man wollte nur die schon daseyenden Aufsätze in eine solche Form gegossen und auf eine solche Art ausgefertigt haben, daß man den Beyfall der Kirchendiener mehrerer Provinzen mit einiger Wahrscheinlichkeit sich versprechen konnte.) Endlich macht Hr. S. über den Inhalt eines jeden Artikels der Konkordienformel ziemlich weitläuftige Anmerkungen, welche ganz in dem ihm gewöhnlichen offenherzigen Ton geschrieben sind. Den Beschluß machen die sächsischen Visitationsartikel vom Jahr 1592. Sehr lehrreich würde es gewesen seyn, wenn von den schrecklichen Händeln, die nach der Bekanntmachung der Konkordienformel über dieses Buch entstanden sind, eine etwas ausführlichere Nachricht wäre gegeben worden. Ihre genauere Kenntniß erleichtert die Beurtheilung mancher hieher gehörigen Dinge ungemein. Auch wäre es vielleicht nicht am unrechten Ort gewesen, hier etwas von den vergeblichen Bemühungen Calovs, uns seinen Consensum repetitum als ein neues symbolisches Buch aufzudringen, zu gedenken, und auch von dem steigenden oder fallenden Ansehen symbolischer Schriften in andern Kirchen einige Nachrichten beyzufügen.

Wb.

Beyträge zur Vertheidigung und Erläuterung des Canons der heil. Schrift und der christlichen Religion überhaupt, von J. R. A. Piderit, der h. Schrift Doctor, und im Fürstl. Colleg. Carol. zu Cassel Prof. Prim. Erster Beytrag. Eine wider die Kennicottische, Michaelische und anderer Unternehmungen gehaltene Vorlesung. Frankf. und Leipzig, bey Bayrhofer. 1775. 8. 14 Bogen.

— Zweyter Beytrag. I. Die alte Masora, ein Mittel zur Erhaltung des Textes. II. Masoretische Tabellen. III. Beschreibung derselben. IV. Vom Keri und Kethibh. V. Kennicottischer Dunst. 1776. 28 Bogen.

Herr Piderit ist ein wahrer Pendant von Herrn Götze, woran es in der reform. Kirche noch fehlte, ein hyperorthodoxer Eiferer und Schreier, ganz in desselben Geist und Manier, nur daß er komischer ist, und mit unter seinen Witz Kabriolen machen läßt, die gegen seinen Eifer oft wundersam abstechen. Es ist ihm klar, daß wenn unsre neuen Philologen und Kritiker ferner glücklich seyn sollten, eine große Anzahl Menschen zu blenden, und mit ihren ungerechten Unternehmungen zu siegen, die Kirche zuletzt genöthiget seyn würde, den ganzen Grund ihrer Lehre und ihres Glaubens für niedergerissen anzusehen, und die Zuverlässigkeit der Schrift völlig aufzugeben. Die neuen Propheten und Bibelfabrikanten, sagt er, seyn des Wortes Gottes herzlich müde, und arbeiteten mit der größten Sorgfalt darauf, wie sie diese nun fast drittehalb hundert Jahre geglaubte Fabel je eher desto lieber los werden mögen; und da sey es denn eines jeden redlichen Christen Pflicht, sich solchem Unsinne aus allen Kräften zu widersetzen. Zwar versichert er, nie der Gedanken gewesen zu seyn, daß Kennicott und Michaelis es mit ihren Bemühungen so böse meynen; vielmehr sey er selbst, obgleich vor dem Kennicottischen und vor allem Variantenwesen sein ganzes Genie einen natürlichen Abscheu habe, anfangs geneigt gewesen, dem Hrn. Michaelis in seiner Achtung für die alten Uebersetzungen, besonders der LXX beyzustimmen, nicht als ob die Masora für sich betrachtet, etwas von ihrem Werth bey ihm verloren hätte, die er immer für das beste Mittel, das Fehlerhafte aus dem Texte wegzuschaffen, halte, sondern weil er glaubte, daß ein großer Theil dessen, was von den Bemerkungen der Masoreten durch die schweren Schicksale der Juden verloren gegangen, durch die griechische Uebersetzung vorzüglich ersetzt werden könne. Doch sey ihm dieselbe Uebersetzung bald verdächtig worden, als er wahrgenommen, daß Hr. Mich. bey dem allen ein Eiferer für die Kennicottische Variantensammlung blieb, und in seiner Version zu sehr

nach

nach bloßer Willkühr verfuhr. (was konnten dafür die LXX Dollmetscher?) Das Unglück aber für Hr. **Michaelis** war, daß der große **Tychsen** in seinem Tentamen die griechische Uebersetzung vollkommen **anrüchtig** machte, und allen antimasoretischen Bemühungen den letzten Stoß gab. Dieß ist der Inhalt der Einleitung, und nun folgt die Vorlesung selbst, darinn Hr. P. die Folgen vorstellt, welche die heut zu Tage üblich gewordene von **Kennicott** und **Michaelis** betriebene spröde Behandlung des Masoretischen Textes nach sich ziehen soll, und deswegen wohl Folgen heissen! Die protestantischen Kirchen, so schließt er, die ganze Reformation, die Augsburgische Confession, der Religions- und der Westphälische Friede gründen sich ledig und allein auf die heil. Schrift, als das geschriebene Wort Gottes; dies aber ist kein anders, als der Masoretische Text, so wie er heut zu Tage mit allen seinen unter und über die Consonanten geschriebenen Vocalen, Accenten und übrigen Puncten, in unsern gedruckten Bibeln vor Augen liegt. Denn nur diesen haben Luther und die ersten Reformatoren überhaupt, unter der heil. Schrift verstanden, und die evangelischen Kirchen derselben allein für übereinstimmig mit den ersten Urkunden zu aller Zeit bis auf den heutigen Tag angenommen. (Mag der Mann nicht wissen, wie weit die ersten Reformatoren entfernt gewesen, so zu denken, wie wenig **Luther**, **Zwingel**, **Calvin** sich ein Gewissen daraus gemacht, den hebräischen Text in mancher Stelle für unrichtig zu halten, und davon abzugehen? Mag er nicht wissen, daß man sich nur überhaupt auf das wahre Wort Gottes berufen, und von einem besondern Text, Recension oder Ausgabe keine Frage gewesen? Doch er weiß es, und sucht sich mit elenden Schikanen und Sophistereyen zu helfen. Uns fiel nur noch dabey ein, auf was für einen besondern Codex, Text oder Ausgabe der Reformatoren beym N. Testament uns Hr. P. wohl verweisen mag, daran wir uns zu halten haben, um nicht an der Reformation zu Verräthern, und aller Rechte und Vortheile der Protestanten verlustig zu werden? Doch weiter!) Also sey der Masoretische Text auf Seiten der Evangelischen eigentlich Reichsgesetzmäßig, und noch vor 30 Jahren hätte sich niemand einfallen lassen, daß unsre Philologen, und selbst Theologen, wider eine Lehre, die unsre Vorväter mit ihrem Blute zu erkämpfen bereit waren, mit lauter Stimme zu schreyen, sich ermächtigen würden, und mit einer Erfindung herankommen, bey der wir in kurzen weder

Naturalisten noch Christen mehr seyn werden, ja die vermögend ist, über unsere, so wohl katholische als protestantische Kirche die äußerste Zerrüttung zu erwecken: (das ist ja schrecklich!) habe doch Kennicott bereits viele tausend Pfund Sterling angewandt, **um die ganze Welt zu überzeugen, daß unser masoretischer Bibeltext ein verhunztes und unzuverläßiges Buch sey.** (Hat Kennicott so geredt, und ist das seine Absicht? Mendacem oportet esse memorem. Hr. P.! Sie hatten ja vorhin versichert, daß Sie nie gedacht, daß der Mann böse Absichten hege, und hier dürfen Sie gar fragen, ob wohl im Wesentlichen **Edelmann** anders geredet?) Ferner: „Durch seine gesammleten Lesearten „werde man uns die Bibel entweder ganz nehmen, oder eine „andere geben, die man nach Gefallen und Gutdünken ge„drechselt. (Nun ich dächte, um nach Willkühr zu drechseln, „könnte man bequemer und wohlfeiler zurechte kommen, und „die vielen tausend Guineen spahren.) Ey was, spricht man, „mit dem stinkenden jüdischen Text! Varianten muß man suchen, „durch die wir von der vorigen Sudelkocherey, die zu sehr „nach jüdischen Zwiebeln riechet, befreyet werden können. Und „so sollen wir das keusche Eheweib, mit dem so wohl die jü„dische als christliche Kirche so lange vermählt gewesen, auf „einmal verlassen, und uns mit verlaufenen Dirnen behän„gen. Kurz, wenn es diesen Bibelfabricanten nachgeht, so „werden sie uns aus der Bibel nicht bloß eine wächserne Na„se zurecht bringen, sondern wir werden gar keine Bibel, gar „kein Gottes Wort mehr haben. Und das Uebel wird für die „evang. Kirche so drückender, da man sich nicht damit begnügt, „den von der gesammten Kirche als authentisch angenom„menen Text anrüchtig zu machen, sondern auch ganze Bü„cher und Kapitel als untergeschoben aus dem Kanon der h. „Schrift herausnehmen will, Bücher, für welche die evan„gelische Kirche mehr als 200 Jahre lang hat leben und ster„ben wollen. (Z. E. **Luther** für Apocalypsin und den Brief „Jacobi.) Da denn aber diese Dinge so weit eingerissen sind, „und noch täglich mehr einreissen, und wir dabey nicht mehr „im Stande seyn werden, den Namen und die Rechte der „Augsp. Confessionsverwandten zu behaupten, und uns eines „dauerhaften Religionsfriedens im Reiche zu getrösten; wäre „es da, fragt Hr. P. nicht offenbar die Zeit, daß das Cor„pus Evangelicum sich ins Mittel schlüge, und diesem einreis„senden Strom einen Damm setzte?“ Hier wußten wir wahr-

wahrhaftig anfangs nicht, ob wir unsern Augen trauen sollten; allein, wir sahen bald, daß es dem Manne wirklich recht Ernst sey, da wir die Zuschrift des zweyten Beytrags ansichtig wurden, die in optima forma an das Corpus Evangelicum gerichtet, und nicht weniger als 162 Seiten groß ist. Ich muß es, spricht er, gleichsam als die Stimme aller evangelischen Lehrer, bis zu den Ohren dieser hohen Versammlung bringen, daß leyder aus dem Schooße unserer evangelischen Kirchen selbst ein solches verderbliches Unkraut hervorgewachsen ist, welches über den von unsern Vorfahren in den kümmerlichsten Zeiten gepflanzten Weizen sich dergestalt bereits erhaben und verbreitet hat, daß, wenn diese Umstände so stehen bleiben, nichts gewissers zu besorgen sey, als daß das Licht des Evang. bey unsern nahen Nachkommen ausgelöscht seyn, ja, wenn es den gegentheiligen Aeusserungen nachgehen sollte, und man nicht noch auf den göttlichen Schutz und Schirm selbst Rechnung machen müßte, binnen 10, höchstens 20 Jahren, die evangelische Religion ganz und gar vom Erdboden verdrungen seyn werde. Unsre neuen Reformatoren, **gnädige und hochgebietende Herren!** predigen uns die Toleranz wie boshaftige Mordbrenner das von ihnen selbst angelegte Feuer. Sie streichen uns Bibel, Gesetz und Evangelium aus, und rufen uns mit stolz entscheidender Stimme entgegen, daß dieses nur verhunzte Reliquien eines Gesetzes seyn, das endlich für die possierlichen Juden noch gut genug gewesen. rc. Denn in diesem Tone geht er nun fort, und man kann sich aus dem angeführten das Ganze schon vorstellen; wir wollen uns also dabey auch nicht weiter aufhalten, sondern nur unsern Lesern alle die Bösewichter kurz nennen, wider deren Unfug unser inquisitorialischer Richter das höchste Reichsgericht in Activität setzen, und solches, bey der Versicherung, daß niemand ein größerer Feind von der Intoleranz sey, als er, wohl erinnert haben will, daß der Befehl unsers Heilandes das Unkraut mit dem Weizen wachsen zu lassen, nicht auch sagen wolle, daß lieber der Weizen zu Grunde gehen solle, ehe man nur ein Blättgen am Unkraut verdrehen dürfe. Also der **D. Semler, die Allgemeine Deutsche** (das freuet uns!) **und die Allgem. theologische Bibliothek, die Frankfurter gelehrte Deinetische Schandzeitung, Spalding, Teller, Basedow, Bahrdt, die Nasenallmanache, Prof. Griesbach, Seb. Nothanker, Werthers Leiden, Westphälische Alterthümer, oder Beweis,**

daß

daß diejenigen, so Christum gekreuzigt und Johannem den Täufer enthauptet haben, Westphälinger gewesen. die Berlinischen Zeitungen, Rheinischer Most, Göthens Puppenspiel, (daraus der Schattenspielmann orgelum orgeley, dudel dum dey, ach wie sie is ꝛc. hier von Anfang bis zu Ende den gnädigen und hochgebietenden Herren von Ihro Hochwürden vorgeleget wird,) Allmanach der Grazien, der Kennicottische Unfug, Wieland, Jacobi, Bürgers Leonore, die Minnelieder, Laidion, diese werden alle als Muster und Proben des verderblichen Unkrautes angegeben. An das Schicksal des ehemaligen Wertheimer Bibelübersetzers, und daß Göze dabey nicht unrecht habe, ist dabey zu erinnern auch nicht vergessen worden. Und ja solch Schicksal, das wäre es wohl, was dieß nobile par fratrum, Göze und Piderit, allen den von ihnen sogenannten neuen Reformatoren und ihren Schriften mit Hülfe des höchsten Reichsgerichtes bereiten möchten. Aber ach die Zeiten sind vorbey, die leidige Toleranz hat schon zu weit um sich gegriffen, und Herren und Diener zu sehr angesteckt, als daß solche sich von hitzigen Zeloten zu Werkzeugen ihres widerchristlichen Eifers noch gebrauchen ließen. Spott und Verachtung, höchstens Mitleiden, ist alles, was sie gewärtig seyn können, und das B. N. W. Wir gehen auf das Buch selbst zurück, das ein rechtes Gewebe von Sophistereyen, von ganz willkürlichen Behauptungen und falschen Sätzen, von Widersprüchen und Trugschlüssen ist. Herr Tychsen ist sein Held, und was der gedichtet hat, ihm ein Evangelium. Ja, der hat alle Varianten und Handschriften ans Kreuz geschlagen öffentlich, und bewiesen, daß sie alle im Grunde nichts mehr sagen wollen, als wenn wir eine 50 Jahre nach Cicerons Tode zum Vorschein gekommene Handschrift seiner Bücher aus Exercitienbüchern unsrer Schuljungen corrigiren wollten. Die zum Masoretischen Text gesetzten Puncte für eine neuere Erfindung der Rabbinen, und diesen Text für ein Werk des Aberglaubens, der Dummheit, und Bosheit halten, sey einerley. Herr Mich. behaupte auf eine wunderliche Art eine Unfehlbarkeit der Handschriften. Wollte man sich zum Beweise der verschiedenen Lesearten auf das N. Testament berufen, so werde es überhaupt noch darauf ankommen, ob bey dem N. Test. wahrhafte Varianten statt haben; das Variantenfangen sey nach Millius und Kennicotts Art gleich gefährlich und der Religion nachtheilig;

lig; jener sowohl als dieser haben aus allen Pfützen geschöpft, die sie nur antrafen. Was dann Millius nach Erasmi Zeiten mit seinen Varianten gewonnen habe, als daß durch dergleichen auf Hansens und Kunzens Glauben zusammengetriebene Lesearten, die schon vorhin bekannten richtigen Ausdrücke unter dem Wust solcher Dinge sich verlieren und ersticken müssen. Es könnten wohl in den Codicibus und in unserm gedruckten hebräischen Text Fehler seyn; allein diese Fehler müssen nicht wider den uns von den Juden überlieferten Text, sondern nur wider einige Exemplarien angezogen werden, in welchen sie auf eine viel sicherere Art als durch Variantensammlen verbessert werden können. Und da erzählt uns dann Hr. P. einen herrlichen Roman von der alten Masora und den Sopherim, von den noch in Esrä Händen gewesenen Originalen der heil. Bücher und eigenhändigen mosaischen Urkunden, von den nach solchen von des Esrä Zeiten angenommenen und berichtigten Abschriften, von dem der Esraischen Urkunde gleichzeitigem Alter und der Einrichtung der Masora, als eines untrüglichen Mittels, wodurch der Text so richtig und zuverlässig erhalten worden, daß auch kein Buchstabe hat verändert oder verfälscht, oder irgend einer eingeschoben werden oder verloren gehen können. Das sollen die von ihm entworfenen Masoretischen Tabellen beweisen, die freylich künstlich genug sind; nur allzu künstlich, und so ins Kleine fallend, daß wegen der dabey unvermeidlichen unendlichen Schreibfehler und Verwirrungen es wohl recht malo medicina peior heißen mag. Aber wenn nun auch die alten Masoretischen Bemühungen eine solche Form und Einrichtung gehabt, welches der Verf. a priori beweiset, was könnte es uns jetzt zur Berichtigung des Textes helfen, da, wie Hr. P. selber sagt, das meiste davon verloren, die Masora, welche wir noch haben, nur Stückwerk, und, wie er noch hätte hinzusetzen sollen, dies Stückwerk voller Verwirrung und Widersprüche ist. Der V. macht sich den Einwurf selber, und was meynt man wohl, was er antworte? Er merkte, daß es hier zum Treffen kommen müßte, und also zieht er sich weislich zurück. Er habe, spricht er, auch mehr nicht behaupten wollen, als daß die alte Masora (so wie er sie geschaffen,) ein untrügliches Mittel gewesen sey, die Richtigkeit des Textes bis zur Zerstörung des Tempels zu bewahren; nicht aber ob sie das Mittel sey, wodurch die in den heutigen Codex eingeschlichenen Fehler itzt noch ausgelöscht werden können. Dazu war es wohl der Mü-

he

he werth, so vielen Lerm zu machen, und einen Masoretischen Roman zu dichten. Sollte man nicht glauben, der Mann wolle uns zum besten haben? Doch es soll noch kommen, und Hr. P. hofft, daß **Cappellus, Kennicott, Michaelis**, vielleicht auch andre, die sie zur Gesellschaft mitbringen werden, und dann auch seine Wenigkeit, sich bald einmal zu Tiberias sprechen werden. Gut! wir wollen uns die Mühe nicht verdrießen lassen, mit zu reisen, zuzuhören, und unsern Lesern von der Entrevue Nachricht zu geben. Das **Keri** und **Kethibh** nennt Hr. P. der Antimasoreten Goliath, und bedauert es anfangs, daß ihn dabey alle Welt, auch selbst die **Buxtorfe**, denen er die wider **Cappellum** gebrauchten Waffen abzuborgen gedachte, verlassen, und Varianten zugestehen; aber ein solcher Ritter weiß sich allein schon zu helfen, und dem Feinde auch die letzte Oeffnung, durch die er eindringen könnte, zu verrennen. Nehmlich es ist durchaus und grundfalsch, und **Buxtorf** und fast alle unsre Theologen und Philologen haben unrecht gethan, da sie auch das nur nachgegeben, daß das **Keri** und **Kethibh** wahre Varianten oder verschiedene Lesearten seyn. Und was sind sie denn? Antw. Ein bloßer Parallelismus, und der Masorete, der das Wort an den Rand schrieb, wollte damit nichts anders anzeigen, als daß er das im Text geschriebene Wort auch auf die Art, wie es am Rande gezeichnet steht, in einer andern Stelle der Bibel gefunden habe. Eine herrliche Entdeckung, die der Augenschein in unzähligen Fällen widerlegt, auf die er also wohl Ursache hatte, so groß zu thun, und dann doch gleich hinter drein selbst zu gestehen, daß er freylich wohl auf die Art nicht von allen **Kerioth** werde Grund geben können; diese beliebt es ihm aber für jung, falsch und neu eingeschoben zu erklären, und also ist auch dagegen leicht Rath geschaft. Ohe iam satis est.

Cs.

Philosophisches Lexikon der Religion, worinnen alle von den Ungläubigen angefochtene Religionspunkte festgesetzt, und alle Einwürfe derselben beantwortet werden. Aus dem Franz. des Herrn Abtes **Nonnotte**. Rationabile obsequium vestrum, Rom. XII, 1. Augsburg,

Augsburg, Veith, 1775. 8. Erster Band, A—L. LXXXVIII und 686 Seiten. Zweyter Band, M—Z. 772 S. Mit Erlaubniß der Obern.

Den Anfang macht eine „**Eingangsrede von dem philo-„sophischen Geiste unserer Zeiten**," welche LXXV Seiten einnimmt, nebst einer „**Erinnerung** von der Absicht, „welche der Verf. dieses Buchs gehabt hat, und wie man es „gebrauchen solle," auf fünf Blättern. Das hierauf folgende **Lexikon** enthält 52 Artikel. Der Verf. „hat die Absicht ge-„habt, durch eine **vollkommene Vertheidigung** der Reli-„gion **allen** Gliedern der christlichen Gesellschaft nützlich zu „werden. Er wendet nicht allein alle Streiche ab, die von „den Ungläubigen und Freydenkern" (hauptsächlich von **Voltairen** in seinem dictionaire philosophique, dessen **sechste** Ausgabe unter dem Titel la raison par alphabet 1769 erschienen ist) „wider sie geführet worden, sondern er trägt auch „alle Beweise vor, welche ihre Wahrheit und Heiligkeit in „das **helleste Licht stellen**." Unter den **Protestanten** dürfte es an treffenderen Widerlegungen jener, meist von **Britten** ersonnenen, und insbesondre von **Voltairen** frisch überstrichenen und neu verzierten, Einwürfen, überhaupt an gründlicheren Schriften über die in gegenwärtigem Buche abgehandelten Materien, gar nicht fehlen. Ohnehin kann dasselbe, wegen des steten Einschaltens der unerwiesenen und unerweislichen, der **römischen** Kirche eigenthümlichen, Meynungen, ihnen nicht wohl dienen. Für die, namentlich minder aufgeklärte, Glieder dieser wollen wir ihm seinen Nutzen nicht absprechen. Ob es gleich auch ganz gute Bestreitungen **deistischer** rc. Schriften, von **katholischen** Verfassern giebt; so ist doch eine wiederholte, besonders in Frankreich in unseren Tagen, nicht unnöthig. Allemal aber dünken uns die, vorhin angeführten, großen Versprechungen des Hrn. Abbe' N. nicht genau erfüllet worden zu seyn.

Einmal ist er nicht so **unpartheyisch**, als er seyn sollte. In den Artikeln **Duldung, Fanatismus, Verfolgungen**, geht er über die, jedem unbefangenen Leser unverkennbare und unläugbare, vielfache Proben der Unduldsamkeit und Verfolgungssucht der **römischen** Kirche ellendes Fußes hinüber; und diejenigen, welchen er nicht ausweichen kann, erklärt er für „ge-„**rechte Bestrafungen von Empörern, Aufrührern** rc."

Ein

Ein Beyspiel ist das, was er über die **Pariser Mordnacht** schreibt. Daß die **Protestanten** in Frankreich sich verschiedener Unbedachtsamkeiten schuldig gemacht haben, steht nicht zu läugnen; eben so wenig aber, daß diese **nicht die eigentliche** Quelle der uber sie ergangenen Verfolgungen gewesen sind. Sehr ausfuhrlich beschreiben ältere und neuere, von allem Unglauben und aller Freydenkerey weit entfernte, Glaubensgenossen des Hrn. Abbé N. den **wahren Ursprung**, und die eigentliche Umstände, derselben. Man hat auch jenen in andern **katholischen** Ländern damals gar wohl gewußt, — **und nicht verheelt.** Warum wurden in **Madrid**, und besonders in **Rom**, öffentliche Freudenbezeugungen wegen der **Bartholomäusnacht** angestellt? Warum vom **P. Gregorius** XIII. in einer, nach von diesem Blutbade erhaltener Nachricht sofort berufenen, Versammlung von Cardinälen beschlossen, daß in der Kirche des h. **Markus Gott für die Gnade, welche er dem heiligen Stuhle, und der ganzen Christenheit, hatte angedeihen lassen, gedankt,** darauf eine **große Messe** gehalten, und ein **allgemeines Jubiläum** verkündigt, werden sollte? Warum gieng man in Procession in die Kirche des h. **Ludwigs**? Warum wurde diese aufs kostbarste ausgeziert, und die Messe darinn mit der größten Pracht gehalten? Warum erklärte der **Cardinal von Lothringen** öffentlich in dem an die Thüre derselben gehefteten Anschlage, „daß er **im Namen Karls IX. Gott Dank sagte, und zugleich dem Pabste dazu Glück wünschte, daß die Räthe, welche der heilige Stuhl ertheilet hatte, einen so wundervollen, und unglaublichen glücklichen Erfolg gehabt hätten,** sowohl als die **Hülfe**, welche er gesandt, und die **Gebete, welche er schon vor zwölf Jahren angeordnet hatte**:" u. a. m. welches Alles in Büchern **katholischer** Schriftsteller, gegen deren Glaubwürdigkeit sich Nichts einwerfen läßt, der Länge nach zu lesen ist. Bey eben dieser Gelegenheit schreibt der V. „Das Scheusal des menschlichen Geschlechtes, **Nero**, ist kein „so böser Mann gewesen, wie man ihn vorstellen will, und „man thäte ihm Unrecht, wenn man ihn unter die Zahl der „**Verfolger** setzte. Dieses Urtheil spricht man von ihm in „der **allgemeinen Weltgeschichte**" (der Voltair. hist. univ.). Wir haben solche jetzt nicht bey der Hand, können also über die Richtigkeit, oder Unrichtigkeit, dieser Anschuldigung nicht urtheilen; in der raison par alphabet lesen wir aber: il y eut un *Alexan-*

Alexandre VI, dont le nom n'est prononcé qu'avec *la même horreur, que ceux des Nérons* et des *Caligula*, (T. 2. p. 108. art. *Pierre*).

Und dann läßt der V. oft Angaben fallen, welche eben nicht historisch richtig sind. „Die Pfaffen, sagt Rousseau, sind die wahren Gebieter.“ „Welcher Fürst, (erinnert Nonnotte hierüber,) „ist jemals unbeschränkter, und „ein wahrer Gebieter, gewesen, als Ludwig XIV.? und „welcher Fürst war jemals von der theologischen Duldung „mehr abgeneigter? wird man sagen, er sey nur ein Be„diener der Pfaffen gewesen? O mein Herr Rousseau! „dießmal schließen Sie beynahe auf Voltairische Weise!“ B. 1. S. 374. Unmöglich kann aber der Verf. läugnen, daß die französische Geistlichkeit bey jenem Könige unabläßig mit Vorstellungen gegen ihre reformirte Mitchristen eingekommen sey; daß sie zwar denselben, als er ihre Einkünfte angreifen wollte, die Heiligkeit des Eydes vorgehalten, aber an das von ihm beschworne Edict von Nantes, so wie an seine nachwärtige wiederholte, feyerliche Versicherungen, daß die Reformirten bey allen ihren günstigen Verordnungen sollten geschützt werden, ihn mit keiner Sylbe je erinnert, im Gegentheil in jeder Versammlung (assemblée) die gröbsten Erdichtungen, die gräulichsten Beschuldigungen gegen sie vorgebracht, zum Meyneyde und zur Grausamkeit gegen selbige ihn zu treiben gesucht habe; daß seine Beichtväter, — Glieder eines Ordens, der sich gerühmt hat, er sey flagellum haereticorum, und sich auch, aus allen seinen Kräften, als solches bewiesen hat, — unermüdlich ihn, und den ganzen Hof, gegen dieselben aufgereizt haben; daß seine, mindestens in ihren letzten Jahren auch von Loyoliten beherrschte, Mutter, Anne von Oesterreich, ihm noch zuletzt die Ausrottung der Ketzer empfohlen habe; daß er sich gar bald, seines gegebenen königlichen Wortes ungeachtet, zu den bekannten gehäuften Gewalt ja Gräuelthaten gegen seine reformirte Unterthanen, und endlich zur Wiederrufung jenes Edicts, habe lenken lassen; also auch, daß er — ein Bedienter der Pfaffen gewesen sey, nicht in Abrede seyn. — Warum Nonnotte den Averrhoes so geradeweg einen Atheisten nenne, wissen wir nicht. Daß er gesagt hat, sit anima mea cum *philosophis*, non cum *christianis*, *gente stolidissima*, *qui Deum faciunt et comedunt*, — a saying, urtheilt ein ungenannter Britte, which

which no man needs to disown; daß er anderweitig etwas unbehutsam sich ausgedrückt hat: dieses beweiset für den Atheismus noch Nichts, der auch aus der, ihm beygelegten, Meynung von tribus impostoribus noch nicht folget; — eine Behauptung, die allerdings, Mose und Christus betreffend, höchst unwahr, und selbst in Ansehung Muhammed's gewagt ist, — deren historische Gewißheit aber bis jetzt noch nicht hinlänglich erwahret ist. So oft haben katholische Geistliche, aus bloßer Selbstsucht, Neid, Herrschbegierde, Eigennutz rc. selbst ihren Glaubensgenossen, wegen geringer Abweichungen von dem Lehrsystem und Religionsceremoniel ihrer Kirche, Atheisterey angeschuldiget. Um so viel weniger darf man sich darüber verwundern, daß dieses in Ansehung der Glieder nichtchristlicher Religionspartheyen so häufig geschehen ist. Wollte Gott, daß auch unter den Protestanten diese Unart auf keinerley Weise Statt gehabt hätte!

Ferner ist oft dasjenige, was Nonnotte zur Bestätigung dieses, oder jenes, Lehrsatzes anführt, nicht auf das Sorgsamste gewählet. So beweiset z. E. die Stelle aus dem Diphilus nicht, daß derselbe die Unaufhörlichkeit der Höllenstrafen geglaubt habe. Und was die aus Plato betrifft, (welcher mehrere ähnliche aus seinen Schriften beygefügt werden könnten): so hat der V. den annum magnum dieses Philosophen vergessen, mit welchem die absolute Endlosigkeit der Höllenqualen nicht bestehen kann, — wie schon Mehrere gezeigt haben.

Ueber die Lehre von der Dreyeinigkeit sind 25 Seiten geschwärzt worden. Wir sind geneigt zu glauben, daß derjenige, welcher solche nicht auf das Ansehen des N. T. annimmt, durch alle anderweitige Erklärungen, Erläuterungen rc. sich für sie nicht werde gewinnen lassen, Nonnotte also in Ansehung der Freydenker und Ungläubigen so viel gethan habe, als tauben Ohren predigen. Selbst für manche gutgesinnte, aber stumpfsinnigere, Leser dürfte dieses weitläuftige Geschreibe untauglich, so wie für aufgeklärte, denkende unbefriedigend, seyn. Uns ist bey demselben eingefallen, was ein, sich bloß a friend to truth and liberty charakterisirender, Britte in einem discourse on the doctrine of the *trinity* 1771 geschrieben hat: after all that has been said on this subject within the last 1400 years, nothwithstanding the number of pages, I may say *the thousands of volumes* which have been written, *we remain just where we were;*

we are not one jot wiser, enupt the Knowledge of our ignorance be called wisdom. *All* parties have *alternatively* been called *heretics;* number of *both* have been led *martyrs to the stake*, when their *adversaries* had the *sanction* of the *sovereign magistrate* &c.

Auch vertheidigt der Verf. zuweilen Dinge, deren Vertheidigung die Ehre der Bibel und des Christenthums gar nicht erheischet. **Voltaire** (art. *Jepthé*, ou des sacrifices de *sang humain*) behauptet: *Jepthé* voua sa fille en *holocauste*, et *accomplit son voeu;* zieht aber daraus, so wie aus den übrigen, von ihm angezogenen, und sey es ohne, oder durch seine Schuld, misverstandenen Stellen, am Ende des Artikels den falschen Schluß: voila donc les *sacrifices de sang humain clairement établis.* **Nonnotte** bemühet sich darzuthun, daß das Vav V. 31 disjunctive zu nehmen sey, und **Jephta** seine Tochter nur dem Herrn, d. i. „zu einem „heiligern **Leben** und zu vollkommneren **Andachtsübun**„gen" geweihet habe. Dem Ansehen eines **le Clerc, Marsham, Vatable, Pagnin**, welche er zum Behufe dieser Meynung anführt, läßt sich das der **jüdischen** Gelehrten, vieler **Kirchenväter**, des **Theodorets** z. B., mancher protestantischen u. a., unläugbar großen, Schriftausleger, und das — der **Vulgata**, entgegenstellen. Gegen seine Auslegung der Worte V. 29. וַתְּהִי עַל־יִפְתָּח רוּחַ יְהוָֹה dürfte zu erinnern seyn, daß er solche in einem **allzu ausgedehnten** Sinne nehme, und offenbar **unrichtig verbinde**, auch gegen seine übrigen Bestätigungsgründe sich Allerley einwerfen lassen. Ueber den wahren Verstand des Gelübdes J. ꝛc. wird pour et contre noch etliche Jahrhunderte — vergeblich — disputirt werden können. Daß er seine Tochter **umgebracht** habe, hätte **Nonnotte Voltairen** immer zugestehen, nur hinzufügen, können: daraus, daß die Bibel eine Handlung **erzähle**, folge noch nicht, daß sie dieselbe **billige**, u. s. f.

Dadurch, daß der Verf. öfters Bitterkeit, Schimpfworte ꝛc. sich erlaubt: hat er seinem Zwecke selbst entgegen gearbeitet. Allerdings sind, insbesondre die **Voltairische** Schriften, nicht arm daran. **Nonnotte** hätte aber bedenken sollen: **vergeltet nicht Böses mit Bösem, sondern überwindet das Böse mit Gutem.**

Wir könnten mit der Rüge mehrerer wesentlicher Lücken und Mängel noch einige Bogen füllen. Allein wir sind schon weitläuftiger gewesen, als wir, nach den Gesetzen unsrer Bibl., bey einem Buche, welches kein deutsches, sondern ein fremdes, auf unsern Boden verpflanztes, Produkt ist, hätten seyn sollen. Nur noch Etwas von der Uebersetzung, deren Verf. sich am Ende der Vorrede Joh. Christ. von Zabursnig unterschreibt. Sie ist nach der, 1774 erschienenen, neuesten vermehrten Auflage des französischen Originals, welche der Abbé Nonnotte demselben „nebst einem, den Beweggrund seiner „Arbeit in den verbindlichsten Ausdrücken gutheißenden, Schrei„ben“ selbst zugeschickt hat, verfertiget. Von ihrem Werthe kann man sich aus folgendem einen Begriff machen. Vénérés *sans culte* un Solon, ist übersetzt: verehret ohne Religion einen Solon; gardés-vous *surtout d'établir* un culte pour des gredins qui &c. hütet euch sonderbar, eine Verehrung für Bettelfilze zuzulassen, welche ꝛc.; jetter par les fenetres, über die Fenster zu werfen; die Worte (aus dem Schreiben P. Clemens XIV. an den Abbé N.) nostro Secretario status, unserem Staatsgeheimschreiber; *concile de Nicée*, Kirchenrath zu Nizäen, statt Kirchenversammlung, oder Concilium, zu Nicäa; concile général, allgemeiner Kirchenrath. Das drolligste aber ist die Verdeutschung der Worte: *Rousseau* dans ses lettres *écrites de la montagne*, „Rousseau in seinen geschriebnen Briefen „des La Montagne“!!! Was wir Deutsche doch für saubere Uebersetzer unter uns zählen! Einer schafft uns den ehrlichen Abbé de St. Pierre hinweg, und stellt dafür einen ganz unbekannten Abt des heiligen Peters auf. Polignac half ihn aus der académie françoise stoßen; unser Landsmann will ihm nun vollends seine Existenz rauben. Ein zweeter verwandelt die Anne de *Brétagne* in die Anna von Großbrittannien. Ein dritter erschafft eine ganz neue Würde in Frankreich, indem er aus einem censeur royal einen königlichen Recensenten macht. Ein vierter vermehrt das gelehrte Lexikon mit einem neuen, allen Augen und Ohren bisher entgangenen, Schriftsteller, indem er *le berceau* de l'inprimerie in einen Autor La Berceau von der Buchdruckerey, umwandelt. Daß unser Herr von Zabursnig alle titulos besitze, in dieses indoctum corpus aufgenommen zu werden, ist um so viel weniger zu bezweifeln, da man auch, unter Andern, öfters lieset: die Menschen

schen zu beleuchten, statt zu erleuchten; Leute, die mittelmäßig beleuchtet sind; zeitgenoßner Schriftsteller, anstatt gleichzeitiger Schriftsteller; Uneigennützlichkeit anstatt Uneigennützigkeit; Betrüge statt Betrügereyen; geessen statt gegessen; ohne Scheue, statt ohne Scheu; Assesinier anstatt Assassinen; Fanatisten statt Fanatiker rc.; die Samaritanen; Geschichteschreiber; Garassus statt Garasse; Callixtus, statt Calixtus, oder Callistus; Hugenoten, anstatt Hugenotten, oder Hugonotten, u. dgl. m.

Noch sind vom Uebersetzer „zur größern Bequemlichkeit eines Theils der deutschen Leser, welcher in der Geschichte fremder Schriftsteller und ausländischer Begebenheiten nicht allezeit erfahren ist, oder sie nicht allezeit im frischen Gedächtnisse hat, bey einigen Stellen, die dahin einschlagen, ganz kurze historische Noten unten beygesetzt worden.“ Es ließe sich verschiednes über dieselben erinnern; wir müssen es aber, des Raums wegen, übergehen. Am Ende seiner Vorrede verspricht er historische Nachrichten von dem Leben und den Schriften der sogenannten Philosophen unserer Zeiten herauszugeben, „worinnen er sowohl ihren unphilo„sophischen Wandel und die Ausschweifungen ihres „Herzens, als ihre gottlosen Werke und die Irrthümer „ihres Verstandes, kürzlich an das Licht stellen will.“ Soll ein solches Buch die bezielte gute Wirkung hervorbringen: so werden mancherley Einsichten, Scharfsinn, kaltes Blut, Mäßigung, die Gabe des Styls u. a. erfodert; Eigenschaften, deren Zusammenseyn bey Hrn. v. Z. die Liebe hoffen machte, aber die Uebersetzung und die Vorrede nicht glauben lassen.

Sc.

D. Joh. Christoph Friderici Entwürfe seiner im Jahre 1776. zu Hamburg in der Hauptkirche St. Petri gehaltenen Predigten. Hamburg, gedruckt und verlegt von Grund. 288 Seiten, in 8.

Ebendesselben Entwürfe zu Passionspredigten. Erste Sammlung. 36 Seiten in 8.

Da sich diese Entwürfe durch ihre Gründlichkeit, Ordnung, richtige Bestimmung und Aufklärung mancher von an-

dern dunkel und verwirrt vorgetragenen Religionsbegriffe, und ihren gemeinnützigen, auf das thätige Christenthum hauptsächlich gerichteten Inhalt, auf eine für den unsern Wünschen nach zu früh gestorbenen Verf. rühmliche Art, vor vielen ähnlichen auszeichnen, so verdienen sie auch von uns eine Anzeige. Wir erinnern uns, in dergleichen Blättern schon viel verworrene Vorstellungen, z. B. von der **Demüthigung eines Sünders vor Gott**, gelesen zu haben. F. spricht in seiner Predigt am Bußtage S. 237 u. f. mit Deutlichkeit und Wahrheit davon. Er setzet die **Demuth vor Gott** überhaupt darin, „daß man „aus dem Gefühl der unendlichen Größe Gottes und seiner ei„genen Niedrigkeit eine wahrhafte Hochachtung und Vereh„rung gegen ihn im Herzen empfindet, und solche thätig an „den Tag legt," rechnet dann insbesondre unter andern dazu die **herzliche Scham und innige Reue und Betrübniß** über **das Unrecht der Sünde**, und den Undank, den wir dadurch gegen Gottes Güte, Langmuth und Wohlthun bewiesen haben — **über deren unglückselige Folgen**, sowohl des **Aergernisses**, als der **zukünftigen Rechenschaft**; und macht dabey die Anmerkungen: 1) „Durch Scham, „Reue und Betrübniß wird hier nicht eine blinde Aengstlich„keit oder Furcht gemeynet, die man etwa durch fürchterliche „Vorstellungen von Sünde und Hölle, oder von Gottes Ge„rechtigkeit in sich erwecken könnte. — O nein! ein solcher er„zwungener Zustand ist nicht nach dem Sinne des Evangelii „Christi. — Er führet gemeiniglich auf Irrthum, und höret „bald auf, sondern es ist vielmehr eine Scham und Reue, die „aus einer vernünftigen und stillen Betrachtung der Sache selbst „entstehet. Ich habe Unrecht gethan — ich habe mein Ge„wissen verletzet — ich habe Gott beleidiget," (wegen dieses einer Zweydeutigkeit und vieler Misdeutung unterworfenen Ausdrucks, den man den Leuten erst wieder erklären muß, wenn sie ihn in dem rechten Sinn nehmen sollen, würden wir immer lieber sagen: Ich bin Gott ungehorsam gewesen, oder habe wider Gott gesündiget, mich wider seinen Willen vergangen,) „und dadurch meine frohe Erwartung auf die „Ewigkeit verdunkelt ꝛc. und dieß ist nicht Einbildung, sondern „nach meinem Gefühl und Erkenntniß Wahrheit. Diese und „ähnliche Betrachtungen müssen uns zur Reue führen, Ps. 51, „5. 2) Auch wird bey der Demüthigung vor Gott nicht ei„ne Vergrößerung der Sünde und eine Verläugnung des Gu„ten verlanget, welches wir an uns haben; sondern die Wahr„heit

„heit muß uns auch bey der tiefsten Demüthigung leiten.“ So ist die Sache wirklich, wie sie hier von dem Verf. vorgestellt wird, dagegen alles grundlos, was von so manchen seichten Asceten über die **Höllenangst**, die der Mensch vor seiner Bekehrung empfinden, und über **die Selbstbeschuldigung aller möglichen Laster und Verbrechen**, deren er sich bey seiner Demüthigung vor Gott schuldig geben müsse, von der Kanzel pflegt herab gedonnert zu werden. Unterhielten nicht manche Geistlichen durch öffentlichen oder Privatunterricht dergleichen Irrthümer, die schon mehr als ein frommes Gemüth, welches diese Höllenangst niemals erfahren hat, zu ängstlichen Zweifeln an seiner Seligkeit gebracht hat: so würden die gemeinen Christen durch die Anweisungen besserer Lehrer davon abgebracht werden können. Wie oft beten nicht auch gutgesinnte Leute, die durch ihr christliches Wohlverhalten unverdächtige Proben ihrer Frömmigkeit gegeben, im Beichtstuhl ein auswendig gelerntes Formular ab, nach welchem sie, wenn es sich so mit ihnen verhielte, und die Formel auf sie passete, die ruchlosesten Bösewichter seyn müßten, weil kein schändliches Laster zu erdenken ist, dessen sie sich nicht schuldig darin erklärten. Mag doch manchen sein eigenes Gewissen von Hoffarth, Unzucht, Ehebruch, Neid, Haß, Mord, Verläumdung, Gotteslästerung u. s. w., dessen allen er sich in seiner Beichtformel anklagt, freysprechen, die gute Seele des Frauenzimmers oder des Mannes, die also beichtet, weiß nicht, daß sie damit etwas wider die Wahrheit spricht; sie glaubt vielmehr, sie müsse ihr Bekenntniß so abfassen, wenn sie sich vor Gott recht demüthigen wolle, und in dem Communionbuche, das ihr der Hr. Pfarrer, oder der Vater und die Mutter in die Hände gegeben haben, steht es so geschrieben. Wie viel Dank ist man solchen Lehrern des Christenthums, als F. war, schuldig, wenn sie bey jeder Gelegenheit die schlechte Erkenntniß der Menschen zu berichtigen suchen. Alle die dazu bestellt sind, sollten es thun; aber mag auch ein Blinder dem andern den Weg weisen?

Wir könnten mehrere Proben dieser Art aus des Verf. Entwürfen anführen, wenn es nöthig wäre. Desto mehr muß es einen würdigen Mann, der durch Ausbreitung wahrer Religionskenntniß gern nützlich werden will, kränken, wenn er seiner Gemeine als ein Ketzer und Irrlehrer verdächtig gemacht wird, wodurch dem Nutzen seines Amts natürlicher Weise bey dem großen Haufen Hindernisse in den Weg gelegt

legt werden. Und diesem Schicksale hat der sel. F. nicht entgehen können; er, der sich doch vor Abweichungen von der lutherischen Lehre, wie wir aus seinen Entwürfen gesehen haben, sorgfältig in Acht nahm, sich lieber mit einem schwachen Argument dafür behalf, lieber z. E. S. 110 glauben wollte, daß wir mit dem Brod und Wein im heil. Abendmahl den Leib und das Blut Christi empfahen, ob ihm die Sache gleich unbegreiflich war, als es nicht glauben, und den simpeln Einsetzungsworten eine andere, als die von unserer Kirche angenommene Deutung geben, welches er für zu bedenklich und zu kühn hielte.

So ein Mann, sollte man denken, mußte doch nothwendig vor den Anfechtungen der Ketzermacher in Ruhe bleiben. Ja! wenn Hr. Göze nicht auch in Hamburg wäre, möchte es vielleicht seyn. Aber wie sollte dieser zugeben können, daß das Hamburgische Zion von der seiner Meinung nach, reinen Glaubenslehre durch Männer abgeführt würde, die so viel von Pflichten und Tugenden als Hr. F. predigen, und die Leute oft zur christlichen Rechtschaffenheit ermahnen. Man blättere einmal Hrn. G. Predigtentwürfe von 1776 durch, so wird man überall namenlose Anstichelungen auf seine Amtsbrüder, und ein Ach! und Wehgeschrey über ihre heimlichen Ketzereyen von der schlimmsten Art darin finden. Im seinem Texte am **Feste der Darstellung Christi** heißt es S. 60: „Wie schwer verschulden sich insonderheit die Lehrer, „welche nichts anders, als **Pflicht und Tugend** vortragen, „dabey aber Jesum vergessen, und des **Glaubens** an ihn „nicht gedenken, durch welchen wir doch allein das Leben und „die Kräfte erhalten, die uns zu Ausübung wahrhaftig christ„licher Tugenden schlechterdings nöthig sind. Sie müssen ent„weder voraussetzen, daß sie lauter Christen vor sich haben, „welche nicht nöthig haben, in der Erkenntniß Christi zu „wachsen, oder sie fodern von Blinden, daß sie sehen, von „Lahmen, daß sie gehen, von Todten, daß sie leben sollen. „Das war nicht die Lehrart Christi und der Apostel, nicht die „Lehrart unsers seligen Luthers und seiner Nachfolger, welche „den Ruhm, daß sie treue Knechte Jesu Christi gewesen, mit „in ihr Grab genommen haben." Welche hämische und afterwitzige Sticheley zu gleicher Zeit! welche nicht sowohl um Hrn. G. als um derer willen, die ihm dergleichen so oft nachsprechen, gerügt zu werden verdient. Es sey uns erlaubt, bey dieser Gelegenheit ein Wort darüber zu sagen. Ein so großer Schrift-

gelehr-

gelehrter, als Hr. G. seyn will, sollte doch wohl das N. Test. besser studirt haben, als es hier den Schein hat; sollte wissen, daß Jesus eigene Reden über lauter Pflichten und Tugenden gehalten, und wenn er Glauben von seinen Zuhörern verlangt, damit gemeynet habe, daß sie diese Reden, wie alles, so er ihnen als der Messias Gottes in dessen Namen predigte, als göttliche Wahrheit annähmen und befolgten; wissen, daß nicht eine Seele in Israel dieses Wort anders, als nach dem Sprachgebrauch verstehen, und selbst der Jünger Jesu keiner den Begriff damit verbinden könnte, den das theologische Compendium der Dogmatik im 18ten Jahrhundert angiebt. Ist denn der Glaube an Christum etwas anders, als die lebendige Ueberzeugung von der göttlichen Wahrheit seines ganzen Evangelii? Prediget denn ein evangelischer Lehrer nicht den Glauben an ihn, wenn er den Menschen die Pflichten und Tugenden vorhält, welche Jesus seinen Bekennern auflegte? Oder gehört die richtige Einsicht der Menschen in den Umfang, und die thätige Ausübung der Pflichten, die er, der Herr und Meister selbst, doch so anhaltend und nachdrücklich lehrte, nicht mit zur Erkenntniß Christi? Dienet es nicht zu deren Wachsthum, wenn die Leute durch den öffentlichen Unterricht wohl und hinlänglich darüber belehrt werden? Bleiben sie alsdenn in ihrem Christenthum **blind, lahm** und **todt**? Oder kömmt ihre Seele nun erst zum rechten Leben, weil sie die Wahrheit mit ihren Augen sehen, und auf dem Wege der Wahrheit mit ihren Füssen sicherer wandeln gelernt haben? Ich dächte, je klärer, je überzeugender die Christen alle herrlichen und nöthigen Lehren Jesu als göttliche, sie gut und selig machende Wahrheit einsehen lernten, desto mehr Antriebe zur Tugend, desto mehr moralische wirksame Kräfte zur christlichen Gottseligkeit bekäme auch ihre Seele. Will Hr. Göze dies nicht einsehen, oder kann er es nicht einsehen? Was soll man sagen? Paulus, Petrus, Jacobus dringen durchaus auf einen thätigen Glauben, und bezeugen so oft, daß kein anderer, als so einer, den geringsten Werth habe. Wer nur einmal mit Bedacht ihre Briefe gelesen hat, dem muß das klärer, wie das Sonnenlicht, einleuchten. Und unser braver **Luther**? Nun, der erhob freylich den Glauben, und setzte die guten Werke und Tugenden der römischen Kirche herunter. Aber was war es denn auch, das man im Pabstthum für gute Werke, für große verdienstliche Tugenden ausgab? Meßhalten, **Pater Noster und Ave Maria** beten, Ablaß

 kaufen,

kaufen, Klostergelübde, Wallfahrten, Fasten, Kasteiungen, äußerliche Bußübungen, und dergleichen selbsterwählter unnützer Werkekram war es, womit man die armen Leute vom rechten christlichen Glauben abführte. Aber wahre Gottseligkeit und Tugend herunter zu setzen, fiel ihm so wenig ein, als dem Apostel Paulus, wenn er gegen die jüdische äußerliche Werkheiligkeit eiferte. Man darf nur Luthers erste Auslegungen einzelner Propheten und apostolischer Briefe lesen, so sieht man wohl, was für falsche, aber in der römischen Kirche so hoch gepriesene Tugenden oder gute Werke, er für nichts will gelten lassen. Vielleicht machte die Hitze des Streits mit den Katholiken über Glauben und gute Werke, daß er selbst in der Folge etwas zu weit vom rechten Gleise auf die andere Seite hinüber lenkte. Aber das muß man ihm vergeben, weil dem weisesten Manne so etwas begegnen kann. Seine Anhänger hätten sich durch seinen manchmal zu allgemeinen Ausdruck und nicht genugsam bestimmten Begriff von Glauben und Tugend nur nicht sollen verleiten lassen, den einen auf Unkosten der andern höher, als er selbst wollte, zu erheben, da doch der Glaube oder die Bereitwilligkeit des Herzens, göttliche Wahrheit mit völligem Beyfall anzunehmen, wo man sie sieht, von allen christlichen Tugenden gleichsam die Heerführerinn ist. Unverstand wird es vollends, so sehr er es werden kann, wenn man in unsern Zeiten von einem Lehrer des Christenthums verlangt, er solle doch wie der sel. **Luther** und seine Nachfolger, nicht nur für, sondern wider den Werth der guten Werke zeugen; gerade als ob die katholische elende Tugend, die **Luther** bestritt, noch bey uns Protestanten etwas gälte? Oder als ob unsere Leute heut zu Tage theils so sehr Gott fürchteten und Recht thäten, daß es gar nicht nöthig wäre, sie darüber zu belehren; theils ihrer begangenen Sünden wegen bald nachher in einen so traurigen verzweiflungsvollen Gemüthszustand geriethen, daß man Ursache hätte, ihnen sogleich mit dem evangelischen Troste der göttlichen Gnade zu Hülfe zu kommen, damit sie sich kein Leid thäten? Wir sagen es ungern, aber welchen Priesterstolz, und welche amtsbrüderliche Lieblosigkeit verrieth es nun noch oben drein, wenn sich ein Geistlicher in seiner Lehrart allein wohlgefällt, allen andern aber, die ihr nicht zu folgen für gut finden, den **Ruhm eines treuen Knechtes Christi** so schnöde abspricht.

Recen-

Recensent kann sich nicht enthalten, aus einem hundert Jahre alten Buche, in welchem viele kräftige Wahrheiten über Leute geistlichen und weltlichen Standes mit treuherziger deutscher Ehrlichkeit gesagt werden, ein Paar hieher passende Stellen, die er vor kurzem las, abzuschreiben. Es ist **Reinholds von Derschau** Hodosophia viatoris christiani, das ist: **christliche Wanderschaft des christlichen Wandersmanns auf dem Wege des Lebens** 2c. Frankfurt am Mayn, 1675. Da sagt der V. B. IV. **von den Hindernissen und Verführungen, wodurch die meisten Menschen von dem guten Wege abgehalten werden**, Kap. 5. **von dem Glockenklang des Tempels**, oder Sola Fide S. 581: „Ein schändlicher Betrug des leidigen Teufels, „und gräuliche Verführung vom Wege der Seligkeit, dadurch „viele unzählige Menschen jämmerlich betrogen, verführt und „ins ewige Verderben wider ihre Intention gestürzt werden: „Ist fünftens der liederliche Misverstand, den sie aus unvoll„kommener Lehre und Unterrichtung ihrer Prediger geschöpft „haben, von dem Sola Fide oder Artikel der Gerechtferti„gung eines Menschen für Gott, allein durch den Glauben. „Sie haben gehöret, der Glaube mache allein gerecht; dar„aus folgern sie, daß die guten Werke zu nichts nütze oder nö„thig sind. Hörest du, sagen sie mit jenen Antinomern: bist „du ein Ehebrecher, Hurer, ein Dieb, ein Todtschläger, „Schwelger, Trunkenbold, ein Lügner und Betrüger, fürch„te dich nur nicht, glaube nur, es schadet dir nicht: der „Glaube tilget alle Sünde. *) Es ist mit unserm Thun (und „guten Werken) verloren, verdienen doch eitel Zorn. Dahin „ziehen sie in großer Menge, ohne Unterschied die Sprüche „der heiligen Schrift, so von der Rechtfertigung und vom „Glauben handeln, als Act. 15, 11. Röm. 3, 28. u. s. w. „Ingleichen alle die Testimonia und Beweisthümer der Got„tesgelehrten, Theologen und Kirchenlehrer der rechtgläubi„gen Kirchen, darinnen dieser Satz, quod sola fides iustifi„cet, non opera, wider die Papisten heftig vertheidiget, und „nicht

*) Wenn gleich Hr. Göze so wenig als ein anderer Glaubensprediger, dies gewiß auf keine Weise geradezu lehren und sagen wird, so folgern es doch unzählig viel sichere und lasterhafte Menschen wider die Absicht und den Willen des Predigers, aus der Lehre de sola Fide ganz zuverlässig, und beruhigen sich damit sehr gerne.

„nicht unbillig behauptet wird. Dieser Betrug des Teufels,
„und so schädliche Verführung der Menschen, wird auf unse-
„rer Tafel durch den Lautenton oder Glockenklang und Ge-
„sang der bey diesem großen Tempel befindlichen Glocken und
„schönen Geläuts, so das sola Fides ohne Ablaß intoniren,
„und in den Ohren der Wandersleute auf dem breiten Welt-
„wege instar aeris Dodonaei immerfort erschallen lassen,
„angedeutet und zu verstehen gegeben. Diesem falschen und
„verführerischen Irrthum zu begegnen, wird zwar die Hypo-
„thesis an und vor sich selbsten, das ist, die Lehre von dem
„allein seligmachenden Glauben, so aus Gottes Wort und un-
„serer Theologorum Schriften genugsam bestätiget ist, kei-
„neswegcs geläugnet, oder in Zweifel gezogen; allein, daß
„diese Lehre nicht recht gebrauchet, daß sie nicht recht gründ-
„lich und vollkömmlich ausgeführet, daß sie nicht, wie sichs
„gebühret, wohl appliciret wird, dieses ists, was viel gott-
„selige Männer mit uns tadeln und strafen, ja das sie fast
„mit Thränen bedauren, und beklagen.“ Und B. V. von
der wahren Buße und Bekehrung Kap. 1. S. 708.
schreibt der Verf.: „Der Satan berede die Menschen, Christus
„mit seinem Verdienste wäre allenthalben, daran dörften sie
„sich nur bloß und allein halten, sie dörften selber weiter gar
„nichts thun, denn das wäre eine Verkleinerung des Verdien-
„stes Christi. Bona opera non esse ad salutem necessaria:
„Sola fide hominem saluari: Durch gute Werke könne man
„den Himmel nicht verdienen, der Glaube müsse es allein
„thun; welches an sich selbsten zwar richtig und wahr, unter-
„dessen aber von dem Tausendkünstler ein solch Gauckelspiel da-
„durch angerichtet, und durch sein weitläuftiges, künstliches
„disputiren, glossiren, distinguiren den meisten Menschen ein
„solcher blauer Dunst vor die Augen gemacht wird, daß sie
„an die mala opera, an ihr gottloses teuflisches Leben nicht
„einst gedenken, geschweige daß sie davon abzustehen, dasselbe
„zu unterlassen und zu ändern für nothwendig halten und er-
„kennen sollten.“ So schrieb der wackere Mann vor hundert
Jahren, und seitdem ist alles geblieben, wie es damals war.
Noch immerfort intonirt man den alten Gesang vom Sola
Fide, gegen Lehrer, die es vor nöthig halten, christlichen Ge-
meinen auch Unterricht von wahrer Tugend zu geben. **Rein-
hold von Derschau** war zwar kein Geistlicher, sondern ein
Churbrandenburgischer Oberappellations- und Hofrath. Aber
er ließ seinen christlichen Wandersmann überall recht darauf

ausgehen, den Christen seiner Zeit, die sich einen Glauben oh- ne Grund dichteten, aus ihrem Traume zu helfen, und ich denke, der edle Weltmann hat dadurch den Ruhm, daß er **ein treuer Knecht Jesu Christi gewesen**, vor vielen Herren Pastoren mit in sein Grab genommen.

Der sel. **Friderici** hatte in der Predigt am I. Sonnt. nach Epiphan. **von der heiligen Pflicht der Aeltern, ihre Kinder wohl zu erziehen**, unter andern gesagt: „Haben die Kinder den ersten Unterricht von Gott gefasset, „und ist ihr Herz mit Ehrfurcht und Liebe gegen ihren guten „Gott und Wohlthäter erfüllt — sind sie gewöhnt, auch im „Verborgenen kein Unrecht zu thun, weil es Gott siehet, den „sie lieben; so kann man den Anfang machen, ihnen etwas „von der besondern Liebe Gottes zu erzählen, die er durch die „Sendung Jesu Christi den Menschen erwiesen hat." Schwer- lich wird Hr. G. sich gegen den Verdacht schützen können, daß er hierüber am Himmelfahrtsfeste, bey Gelegenheit der An- merkung des Evangelisten Joh. 2, 22: **Da Jesus aufer- standen war von den Todten, gedachten seine Jün- ger daran, daß er dieß gesagt hatte, und glaubten der Rede, die Jesus gesagt hatte**, die mit Haaren her- beygezogene Glosse gemacht habe: „Diese Anmerkung macht „auf einmal die **falsche Weisheit** derer zu Schanden, wel- „che uns anrathen wollen, das Evangelium von Jesu, und „die darinn enthaltenen **Geheimnisse** vor den Augen unserer „Kinder zu verdecken, weil sie noch nicht im Stande wären, „solche zu verstehen." Gegen das Ende der Predigt fällt ihm wieder ein, daß eben die, welche diesen Weg bey der gottseligen Erziehung der Kinder als den natürlichsten anrathen, wohl die Absicht haben möchten, rechtschaffene Menschen aus ihnen zu bilden, daher schließt er mit folgender Deklamation: „Achten „wir den Fels unsers Heils gering; ist unsere **elende einge- „bildete Rechtschaffenheit** der Grund unsers Vertrauens, „auf welchen wir uns selbst verlassen, auf welchen wir **andere „weisen**; so ist es unsre Schuld, wenn wir von der Freude, „welche die Herzen der Jünger Christi, bey seiner Auffahrt „gen Himmel) erfüllete, nie etwas empfinden. Wohl denen! „welche den Verheißungen Jesu von ganzem Herzen glauben, „und wie die Freunde Jesu, ihm zu Ehren leben und leiden, „diese werden hier Ruhe für ihre Seele, und dort Leben und „volle Genüge haben." Kann man wohl mit weniger Ueber- legung, was man spricht, sprechen, als Hr. G. hier thut?

Die

Die evangelischen Lehrer, welche mit einem Paulus, das **rechtschaffene Wesen in Christo Jesu**, als die Hauptsache im Christenthum treiben, verlangen ja die Christen gerade eben so, wie er in den Schlußworten will, daß sie seyn sollen. Wider wen sicht er denn nun? Was ist das für ein chimärisches Ding, das er **elende eingebildete** Rechtschaffenheit nennt? Wer hat je auf **eingebildete** Rechtschaffenheit, welche gerade das Gegentheil von aufrichtig guter, Christo ähnlicher Gemüthsverfassung ist, den allergeringsten Werth gelegt? Eben die redliche Gesinnung, mit der man Christo in allem Wahren und Guten glaubt und folgt, macht das rechtschaffene Herz des Christen aus, wobey er allein auf die evangelischen Verheißungen ein gegründetes Vertrauen setzen kann. Und mit dem Bewußtseyn dieser Gesinnung ist nothwendig Freudigkeit und Seelenruhe verbunden. Wie wäre es denn möglich, daß der, der sie genießt, **den Fels seines Heils gering achtete**? Er ist ja durch ihn auf dem Wege der Wahrheit und des Guten in diese freudige Seelenruhe, die ihm kein widriger Zufall rauben kann, hinein geleitet worden. Wer nun andere auf diesen Weg **weiset**, der weiset sie ja zu Christo. — O! der leidigen Sophisterey in Schriften und auf der Kanzel, welche so oft macht, daß Männer, die doch der Schrift Meister seyn wollen, nicht verstehen, was sie sagen, nicht wissen, was sie selbst und andere mit ihren Sätzen haben wollen.

Dieß sind nur so einige, dem Rec. ins Auge gefallene Proben von der gewöhnlichen Methode des Herrn Goeze, Amtsbrüder, welche ihm misfallen, in den übeln Verdacht der Irrgläubigkeit bey dem Publikum zu bringen. Er ist aber darinn noch weiter gegangen, und hat einmal in einem Predigttext von einem **Lehrer der lutherischen Kirche** geredet, „der den gerechten, aber traurigen Verdacht von sich erwecke, daß er vom *socinianischen* Gift angesteckt worden, „und also im Grunde ein **Feind der evangelischen Wahrheit** sey, die er zu bekennen, zu lehren, und bis in den Tod „zu vertheidigen, so theuer geschworen hätte," weil er sich nicht bestimmt und deutlich erklärte, in welchem Verstande er die biblischen Ausdrücke: **Jesus habe für uns und um unsertwillen gelitten, Christus habe uns mit Gott versöhnt**, gebrauche, indem die Socinianer solche auch brauchten, aber den Sinn davon verdreheten. Dieser Vortrag des Hrn. G. ist wenigstens dem hamburgischen Publikum aufgefallen, und auf den sel. F. mit Recht oder Unrecht gedeutet worden.

Davon

Davon überzeugt uns der damals unter folgendem Titel herausgekommene Bogen:

Rettung der Ehre eines rechtschaffenen Gottesgelehrten gegen die Misdeutung eines gewissen Predigttextes. Hamburg 1776. in 8.

Der V. ist so billig, Hrn. G. von der ihm aufgebürdeten verkleinernden Absicht, die er dabey gehabt haben sollte, frey zu sprechen; sammelt aber aus Achtung für den ohne Grund gekränkten guten Namen des Verstorbenen, aus dessen Entwürfen verschiedene Stellen und Ausdrücke, die er für hinreichend hält, letzteren gegen den Verdacht des heimlichen Socinismus zu vertheidigen, und jene hämische Deutung zu Schanden zu machen. Gleiche Veranlassung haben die so betitelte:

Vier und zwanzig Socratische Fragen, an das Hamburgische Publicum. in 8. 25 Seiten.

Daß die Socratische Lehrart getroffen wäre, findet Rec. nicht, aus denen man zur Gnüge sieht, wie die Ausfälle des Hrn. G. auf andere Lehrer, die ihm seiner Meynung nach nicht rechtgläubig predigen, viele gutgesinnte Hamburger aufmerksam gemacht und mit Unwillen gegen ihn erfüllt haben. Hr. G. hatte durch die vorgedachte **Ehrenrettung** erfahren, auf wen man sein allgemeines Urtheil von lutherischen Predigern, die des verdeckten Socinismus schuldig wären, gedeutet hatte. Nun erwartete man, er würde sich das nächstemal Sonntags oder in der Woche öffentlich darüber erklären, sein Misfallen an dergleichen voreiligen unrichtigen Deutungen bezeugen, und so darüber sprechen, daß die Deuter beschämt, der am meisten darunter leidende gute **Friderici** hingegen zufrieden gestellt würde. Allein man betrog sich. Hr. G. schwieg nicht allein davon, und ließ die Leute in der Meynung, daß sie recht gedeutet hätten; sondern fuhr fort, von Untergraben und Verschweigen der Gottheit Christi zu reden. (Dieß war nun freylich auffallend.) „Lehrer,“ ließ er in dem Text zu Quasimodogeniti S. 144 drucken, „Lehrer, welche Jesum den „**Versöhner** der Menschen nennen, aber seine Gottheit ver„decken, zu untergraben suchen, oder gar abläugnen, handeln

betrüg-

„betrüglich; denn sie nehmen das Wort **Versöhner** in einem „ganz andern Verstande, als die heilige Schrift“ (nicht heilige Schrift, sondern als die symbolischen Bücher der Kirche, die der heil. Schrift untrügliche Ausleger sind, sollte es heißen). „Sie sind also falsche Propheten. — Einem jeden, der sich für „einen Lehrer der **evangelischen Kirche** ausgiebt,“ (da haben wirs. Die Kirche, die Kirche muß entscheiden, was gelehrt werden soll, nicht die heil. Schrift; denn außer der lutherischen Kirche versteht ja keiner auf Gottes Erdboden die Schrift,) „aber die Gottheit Christi verschweigt, und die „Stralen seiner göttlichen Herrlichkeit sorgfältig verdeckt,“ (man verdeckt die Stralen der göttlichen Herrlichkeit Christi nicht, wenn man von seiner Person nicht mehr sagt, als er selbst gesagt hat, sondern unter den Namen von ihm redet, die er sich selbst beygelegt hat,) „kann ein **jeder** evangelischer „Christ **die Frage vorlegen**, gehörst du uns an, oder unsern Feinden? und er ist **schuldig**, sich auf dieselbe, nicht „in schlüpfrigen und zweydeutigen Ausdrücken, sondern deutlich „und bestimmt zu erklären.“ (Ich möchte wissen, wie er das machen sollte, wenn sich nun die heil. Schrift selbst über diese und jene ihrer eigenen Ausdrücke nicht bestimmt erklärt hat, und so genau er auch bey ihren Ausdrücken bleibt, ihm dennoch zur Antwort wird: Diese Ausdrücke sind schlüpfrig und zweydeutig? Bediene dich anderer, du Narr! müßte er ihm doch endlich sagen, was fragst du denn, wenn du nicht das fragst, was ich dir aus der Schrift beantworten kann? Was kann ich dir denn erklären, wenn du **ihre eigene** Erklärung und Ausdrücke zweydeutig findest?)

Von diesem Umstande, daß Hr. G. die Beschuldigung der Heterodoxie, welche der V. der **Ehrenrettung** durch die gesammelten Stellen aus des sel. F. Predigten von demselben abzulehnen gesucht hatte, dennoch wiederholt, und also die erste Sünde mit einer zweyten vermehrt, nimmt der V. der letzten Brochüre Anlaß, dem hamburgischen Publikum sein eigenes Urtheil darüber abzufragen, wofür man das an sich schädliche und den dortigen Geistlichen außerdem durch Gesetze untersagte Verketzern eines Collegen halten müsse? ob man darauf zu achten oder nicht zu achten habe? welche Parthey Hr. F. nach der Klugheit und um seiner eigenen Ruhe willen werde nehmen oder nicht nehmen müssen? und was für Lehrer sich **Hamburg** auf die Zukunft versprechen könne, wenn ihre beliebtesten Prediger in dem ersten Vierteljahr so, wie Fride-

rici

rici, behandelt, und Männer von Wissenschaft und gutem Ruf durch solche abschreckende Vorgänge scheu gemacht würden, daselbst ein Predigtamt anzunehmen? Wir billigen das Verfahren des Hrn. G., wodurch er der guten Sache, die er zu fördern denkt, gewiß keinen Nutzen schafft, sondern vielmehr den größten Nachtheil zuzieht, auf keine Weise. Aber es misfällt uns auch eben so sehr die Bitterkeit und Animosität, mit welcher der Frager seine Gedanken zu Papier gebracht hat. Die höchst widrigen Personalitäten, die er einmischt, hätten füglich wegbleiben können, und wegbleiben müssen. Die Absicht, den Gegner recht schwarz bey dem Publikum zu machen, schimmert zu sichtbar durch. Wer konnte das loben? Friderici ist nun dahin, vielleicht hat der Kummer über Hrn. G. unzeitige Aeußerungen Antheil an seinem schnellen Tode. Rec. bedauert dieß. Aber es freuet ihn auch, daß Hamburg seinen Werth kannte, und noch nach seinem Tode zeigt, wie sehr es ihn geschätzt habe.

Ft.

Der Brief an die Hebräer. Leipzig, bey Schwickert, 1776. 8. 3 Bogen.

Ein vortreffliches Stück Arbeit, und gewiß die beste deutsche Uebersetzung, die Rec. noch von einem biblischen Buche gesehen hat. Die Arbeit ist aber auch nicht übereilt, und gesteht der V. (welches der Hr. Prof. Morus in Leipzig seyn soll) daß er viele Jahre auf diese wenigen Blätter verwandt habe: ein Geständniß, welches freylich gegen die Fertigkeit unsrer meisten neuen Bibelübersetzer sehr absticht, aber ihm deswegen nicht weniger Ehre macht. Wir wollen, um unser Urtheil von dem vorzüglichen Werth dieses Werkchens zu rechtfertigen, keine Proben daraus hersetzen; denn wir müßten fast alles abschreiben, und welcher Bibelfreund wird nicht diese wenigen Blätter ganz lesen wollen? Wir sagen nur, daß es eine wirkliche Uebersetzung, keine Paraphrase, und daß sie deutsch sey, so daß sie sich wie ein Original lesen, und verstehen läßt, ohne daß man des Hebräischen oder hebräischartig Griechischen kundig zu seyn braucht, wie es sonst leider bey biblischen Uebersetzungen fast immer noch nöthig ist; von deren Manier sich der V. auch darinn unterscheidet, und einen Beweis seiner ächten Sprachkenntniß giebt, daß er in den Worten seines Textes nicht zu

viel sucht und findet, keine besondre Bedeutungen, keine Emphasen sieht und ausdrückt, wo nichts dergleichen vorhanden, sondern bloße Idiotismen, Pleonasmen, Wendungen, Uebergangs- oder Ausfüllungspartikeln sind. Er spricht von seiner Arbeit mit vieler, fast zu großer Bescheidenheit, und ist so weit entfernt, sie für fehlerlos und unverbesserlich zu halten, daß er vielmehr versichert, die Nothwendigkeit mancher Veränderung zu fühlen, über die er nur, weil ihm der Inhalt durch die Zeit so geläufig worden, unschlüssig sey, und belehrt zu werden wünsche. Es fehlt uns hier an Raum, über alles, was wir etwa anzumerken hätten, unsre Meynung zu sagen. Aber zum Beweis, daß wir wenigstens unparteyisch und nicht ohne Prüfung gerühmt haben, wollen wir doch eins und das andre berühren. K. 1, 14. Den hier beybehaltenen Ausdruck: **dienstbare Geister**, hatte schon **Michaelis** bey dieser Stelle mit Recht als im Deutschen zu niedrig getadelt, obgleich dessen eigne Uebersetzung: **die sich mit Gottesdienst beschäfftigen**, einen andern Fehler hat, und zu enge ist. K. 2, 10. ist übersetzt: **denn da Gott, durch den und um dessentwillen alles da ist, der großen Menge seiner Kinder zu einer erhabenen Glückseligkeit verholfen hatte; so mußte er auch den Stifter ihrer Glückseligkeit, nach vorhergegangenem Leiden, zur höchsten Stufe der Ehre erheben.** Hier dünkt uns erstlich, ἀγαγοντα gehe auf ἀρχηγον, und das Griechische mache solches nothwendig; hernach aber und vornehmlich, der V. versehe sich, wenn er die Stelle als einen Beweis davon annimmt, daß Christus habe müssen zur höchsten Ehre und Herrlichkeit erhoben werden, sie also mit δοξῃ και τιμῃ ἐςεφαν. genau verbindet, und daher die folgenden Worte: **er litte aber den Tod, um für alle zu sterben: worinne sich die göttliche Gnade zeiget**, in eine Parenthese schließet. Wir können nicht anders sehen, als daß V. 10. sich eben auf diese letzte hier in Parenthesin gebrachte Worte zunächst beziehe, und einen Beweis von der Nothwendigkeit geben solle, daß Christus **durch Leiden und Tod** (woran man sich so sehr stieß) zu seiner Herrlichkeit habe gelangen müssen, und so, dünkt uns, hängt auch das gleich folgende, worinn derselbe Beweis fortgesetzt und näher geführt wird, besser damit zusammen. — K. 2, 1. Das so verschiedentlich erklärte: μη παραρρυωμεν heißt hier: **damit wir nicht darüber hingleiten**; d. i. nach der Anm. nicht leichtsinnigen Gebrauch davon machen. Aber wird so nicht die

Rede

Rede fast identisch? Man erwartet ein Uebel, das aus dem μη παρρυωμεν entstehe; und so viele Alten, Uebersetzer, Ausleger, Glossatoren haben das Wort vom fallen d. i. unglücklich werden, umkommen, verstanden; es hat auch wie διαρρειν die Bedeutung gewiß: man sehe den **Grotius** und **Wetstein** bey dieser Stelle; und was folgt, scheint sie so offenbar zu erfodern. — Bey K. 3, 1. **merkt auf den Gesandten und Hohenpriester u. s. w.** wird angemerkt, daß der Schriftsteller Jesum in dem erstern Verhältniß bisher betrachtet habe, und in dem andern ihn nunmehro zu betrachten anfange. Uns scheint er aber auch mit der erstern Benennung mehr auf das folgende, und besonders auf die nun gleich anzustellende Vergleichung mit Mose seine Absicht zu haben, mit der andern Benennung aber mehr auf die hernach folgende Vergleichung mit den Hohenpriestern des A. Test. zu sehen; wiewohl auch mit beyden Benennungen zunächst auf Mosen gesehen seyn könnte. — K. 3, 3. 4. will der Verf. statt οικα gelesen haben οικετα oder οικιας, und übersetzt darnach: **wie ein Diener vom Hause niedriger ist als der ihn dazu bestellt.** Leicht und sinnreich ist die Aenderung allerdings. Aber sollte sie wohl nöthig seyn, wenn man durch οικον **jeden zum Hause gehörigen** versteht; zu geschweigen, daß κατασκευαζειν sich besser zu οικα als zu οικετα schickt. — K. 3, 5. **und zwar darum, daß man dasjenige, was in der Folge würde vorgetragen werden, für desto zuverlässiger halten sollte;** so wird εις μαρτυρ. τ. λαληθ. übersetzt, und die Anm. dabey gemacht: „Wenn also die Juden, denen Mosis Amt und Geschichte bekannt waren, in der Folge hörten, der Messias wäre Mittler, Gesandter Gottes, Lehrer, Vorsteher der Gemeinde, so konnten sie es an Mosis Beyspiele abnehmen, und es für desto gewisser halten, weil sie schon ein ähnliches Beyspiel an Moses hatten.“ Dieß dünkt uns nun in der That etwas weit hergeholt, und in dem μαρτυριον zu viel gesucht. Ist es nicht weit leichter, den Apostel so zu verstehen, daß er sage, worinn Mosis Hausdienst bestanden, nemlich darinn, daß er des Herrn Befehle im Hause bekannt machte? — K 4, 1. übers. **Da nun die Verheißung, daß sie zur Ruhe gelangen sollten, noch nicht erfüllt ist.** Anm. „Die Juden, die aus Aegypten reiseten, sind nicht nach Palästina gekommen. Hieraus wird der Schluß gezogen, es können und müssen also andre zur Ruhe (d. i. zur Glückseligkeit, wovon die Ruhe ein Bild ist) gelangen.“ Der Schluß wäre

wohl nicht sehr bündig. Allein das folgende, dünkt uns, zeigt auch, daß der Apostel die Ruhe, deren die Ebräer sich nicht verlustig machen sollten, daher schließe, weil die göttliche Warnung im Psalm eine andre immer noch zu verscherzen mögliche Ruhe oder Glückseligkeit anzeige, als die, welche ein Theil der Israeliten durch seinen Unglauben verfehlt, der andre aber zu Davids Zeit schon längst besessen hatte. Dem zu Folge können wir auch der Uebersetzung des V. nicht beypflichten, da er ἀπολειπεται giebt: **noch nicht erfüllt ist.** Wir verstehen das Wort hier eben so wie im 6. und 10. V. daß es heiße: Laßt uns also, da auch für uns noch eine Verheißung, zu einer göttlichen Ruhe zu gelangen, vorhanden ist, hüten, daß u. s. w., so daß der Apostel hiemit den Uebergang zum Beweis dieser andern Ruhe mache, den er im folgenden führt, und darum gleich fortfährt: και γαρ (scilicet nos quoque) ἐσμεν εὐηγγελισμενοι. — V. 3. και τοι γε κ. λ. ist hier gegeben: **jedoch Gott ist ja bald im Anfang der Welt mit seiner Arbeit fertig gewesen, (und hat also schon längst ausgeruht).** „Wie kann man also, wird in der Anm. hinzugesetzt, noch jetzt erst anfangen, mit ihm auszuruhen, d. h. glückselig zu werden.“ Aber warum nicht? oder soll das Ausruhen so viel sagen, daß Gottes Ruhe ein Ende gehabt? Allein was heißt das, und was soll hier der ganze Einwurf, der dazu nach des Verf. Uebersetzung im folg. V. gar nicht beantwortet wird. Wir fühlen die Schwierigkeiten bey der andern Auslegung, nach der die Worte für eine nähere Beschreibung der im Psalm angedeuteten höhern Ruhe genommen werden, auch wohl; allein sie dünkt uns doch immer noch die leichteste, und der Schluß V. 9. 10. dafür entscheidend zu seyn. — K. 5, 5. 6. **Sondern der, der zu ihm gesagt hatte, du bist mein Sohn, heute hab ich dich gezeuget, ertheilte ihm die Ehre; denn anderwärts spricht er: du bist** u. s. w. Nach dieser Uebersetzung ist in dem aus dem 2. Ps. angeführten Spruch kein eigener Beweis für die göttliche Einsetzung Christi in sein Priesterthum; und das will man freylich insgemein der Dogmatik zu Liebe nicht gern haben. Aber unser Verf. mußte es gewiß fühlen, daß es dann V. 6. nicht heißen könne καθως και ἐν ἑτερῳ λεγει, sondern bloß λεγει stehen müßte. — K. 6, 3. **Und wir wollen es hiemit unter Gottes Beystand thun.** Der Verf. ist der erste und einzige, bey dem wir diese Uebersetzung gefunden haben, und sie schickt sich recht gut in den Zusammenhang. Aber

sollte

sollte das Griechische sie auch wohl zulassen? Wir zweifeln und glauben, daß die gewöhnliche Erklärung einen ganz guten Verstand gebe. — K. 6, 6. **Und dennoch von dem Pfade abweicht.** In der Anm. ist es richtig erklärt: das Christenthum wieder aufgiebt. Aber dieß hätte wohl die Uebersetzung seyn sollen, da nicht nur πιπτειν nach dem Ebr. נפל von Empörung und Abfall gesagt wird, sondern auch selbst die Griechen παραπιπτειν vom Verlassen der vorigen Partey gebrauchen. — K. 7, 11. **Könnte nun das levitische Priesterthum wirklich etwas ausrichten.** Warum τελειωσις so weitläuftig und unbestimmt übersetzt, daß nun zum Verstande die Anm. dabey nöthig wurde: „Vergebung der Sünde verschaffen und die Gewissen der Opfernden völlig beruhigen.“ Das Wort hat ja in der Opfersprache diese bestimmtere Bedeutung schon vor sich, und sollte sie also auch wohl in der Uebersetzung ausgedrückt werden. Diß, dünkt uns, wird einem wegen sonst entstehender Tautologie K. 7, 19. fühlbar, wo es hier heißt: **Es fällt aber die vorige mosaische Einrichtung weg, weil sie ohnmächtig ist und nicht viel hilft: denn sie hat nichts ausgerichtet, sondern die darauf gefolgte bessere Hoffnung, in der wir Gottes Gnade suchen, vermag dieses;** bey welcher Stelle wir nur noch anmerken wollen, daß in derselben die Worte: ουδεν γαρ ετελειωσεν ὁ νομος in eine Parenthese zu schliessen, und επεισαγωγη δε κρειττονος ελπιδος füglicher mit γινεται zu konstruiren sey; eine kleine Bemerkung, die aber, weil sie auch dem Hrn. Teller entgieng, ihn (Wörterb. S. 369) zu der sprachwidrigen Uebersetzung von επεισαγωγη brachte: **war eine Anleitung zu der bessern Hoffnung.**

Cs.

---

2. Rechtsgelahrheit.

Joh. Jac. Mosers, Königl. Dänischen Etatsraths, erste Grundlehren des deutschen Staatsrechts, zum Gebrauch der Anfänger in dieser Wissenschaft. Ulm, bey Wohler. 1776. 8.

 Die

Die zwey ersten Capitel enthalten statt der Einleitung Vorbereitungslehren, und einige allgemeine Grundsätze von Deutschlands Staatsverfassung überhaupt, sind aber nicht genug bestimmt, um Anfänger gehörig vorzubereiten; und enthalten zum Theil in einem solchen Buche ganz überflüssige Bemerkungen. So hätte sich z. E. der Satz: „Bey der Staats„rechts-Gelehrsamkeit finden nicht so viele Personen ihr Brod, „als bey dem Privatrecht: gründliche Publicisten aber werden „eher gesucht, besser bezahlt, und können es ungleich höher „bringen, als Civilisten," besser in die Vorrede, als in den vierten §. des ersten Capitels geschickt. Die Abhandlung des deutschen Staatsrechts geht so, daß Deutschland, erstlich nach seiner innern Verfassung, und zwar **überhaupt als ein einiger Staat** betrachtet wird.

Die Personen, so zu demselben gehören, sind, als Oberhaupt der Kayser, und in einem Zwischenreiche die Reichsvicarien: als unmittelbare Glieder aber theils Stände, theils andere.

In Regierungssachen haben die Kayser und die Reichsvicarien gewisse Vorrechte, bey den übrigen concurriren die Stände; und zwar entweder nur gewisse Classen, oder alle insgesammt, welches letztere auf denen Reichsversammlungen geschieht.

Zur Kenntniß des ganzen deutschen Reichs gehört endlich dessen Religions- Justiz- Lehns- und Creysverfassung.

Es kommen aber außerdem noch bey Deutschland die vielen kleinen Theile, woraus solches besteht, oder der deutschen Reichsstände Lande in Betrachtung. Desfalls wird von den Landen selbst, und sodann von ihren Regenten, ihrer Person und resp. Familien gehandelt. Hierauf folgt die Lehre von der Landeshoheit, und zwar erstlich überhaupt, sodann ins besondere im Geistlichen und Weltlichen, und zuletzt von den Landständen und andern Unterthanen.

Die Reichsstädtische Regimentsverfassung ist, weil sie von der Einrichtung anderer Territorien abweicht, besonders durchgegangen; und hierauf in einem besondern Capitel das Verhältniß der deutschen Reichsstände als Landesherren gegen einander bestimmt. Den Beschluß endlich macht die Lehre vom Verhältniß des deutschen Reichs gegen andere Europäische Staaten, besonders Italien.

So ist freylich dieses Buch academischen Lehrern, die darüber Vorlesungen anzustellen sich entschliessen, ein Leitfaden,

den, ihren Zuhörern das deutsche Staatsrecht ziemlich vollständig vorzutragen. Indessen wäre es wohl natürlicher gewesen, die Lehre von der deutschen Religions- Justiz- Lehns- und Creysverfassung, eher als die Rechte in Regierungssachen abzuhandeln. Die Materien, vom Verhältniß des deutschen Reichs gegen Italien und andere Europäische Staaten, hätten billig getrennt, und von einander verschieden vorgetragen werden sollen, indem Italien in einem ganz andern Verhältnisse gegen Deutschland steht, als die übrigen Europäischen Staaten.

Aller Vermuthung nach aber ist dieses Buch mehr für solche Anfänger geschrieben, die sich selbst durch Lesen zu helfen suchen, als für solche, die Vorlesungen darüber zu hören Gelegenheit haben. In dieser Rücksicht wäre wohl zu erwarten gewesen, daß Hr. M. etwas bestimmter und weniger problematisch geschrieben hätte.

Er sagt in der Vorrede, er glaube so viel gesagt zu haben, daß man sich daraus einen hinlänglichen Begriff von der deutschen Staatsverfassung werde machen können. Giebt denn aber folgender Satz im dritten §. des zweyten Capitels einen hinlänglichen Begriff an? „Wegen vieler Lande streitet „man zwar, ob sie noch zu Deutschland gehören oder nicht? „auch hat es hin und her Gränzstreitigkeiten, und endlich „solle das widerrechtlich vom Reich abgekommene, wieder beygebracht werden. Alles dieses aber hat nicht viel auf sich.“ Eben so unbestimmt, heißt es im vierzehnten §. dieses zweyten Capitels, die Regierungsform des deutschen Reichs lasse sich nicht mit einem oder etlichen Worten deutlich und gründlich beschreiben. Solche Sätze, dergleichen fast in jedem Capitel vorkommen, sind für einen Anfänger eben nicht sehr belehrend. Hr. M. verweist die Leser in jedem Capitel auf seine größern Schriften, indem, wie er in der Vorrede erinnert, es nicht anders habe seyn können, als daß manches dunkel bliebe, wenn man nicht das größere Werk dazu nimmt. Ob aber dieses mit dem Gebrauch für Anfänger, und mit dem Begriff von Vorbereitungslehren übereinkömmt, und ob nicht diese, ehe sie größere Werke brauchen können, deutliche Begriffe haben müssen, mögen unsere Leser selbst beurtheilen. Einen Hauptvorzug dieser Schrift, vor seinen eigenen, und allen andern Lehrbüchern des deutschen Staatsrechts, setzt der Hr. E. R. darinne, daß die Materie von der Staatsverfassung derer einzelnen deutschen Lande, besonders der Landeshoheit der deut-

schen Reichsstände u. s. w., auch was benachbarte Reichsstände, sodann deren Beamte und Unterthanen mit einander zu thun haben, in Vergleichung gegen andere Materien, viel weitläuftiger abgehandelt worden sey, als sonsten zu geschehen pflegt. Vermuthlich fiel dem Herrn E. R. eben nicht ein, daß der nunmehrige Kielische Lehrer, Justizrath Mayer, sein deutsches geist- und weltliches Staatsrecht in Reichs- und Landrecht abgetheilt, und diese Materie ausführlich behandelt habe; doch bleibt ihm in Ansehung vieler solcher Schriften, immer ein beträchtlicher Vorzug.

Joh. Jac. Mosers — Reichsstaats-Handbuch, auf die Jahre 1769, 1770, 1771, 1772, 1773, 1774 und 1775. Erster Theil. Frankf. und Leipz. 1776.

Das neueste Staatsrecht, oder die neuesten das deutsche Staatsrecht betreffenden Vorfälle. Eine Sammlung wichtiger und unwichtiger Materien. Freylich kann ein Moser immer die gegen seine Schriften gemachten Erinnerungen an ihren Ort gestellt seyn lassen; allein damit ist dem Käufer und Leser nicht geholfen. Vieles ist weggelassen, was vielleicht interessanter wäre, als das, was da steht, und doch den Platz einnimmt, den zu ersparen jenes weggelassen worden ist. Verschiedene Nachrichten sind durch Unvollständigkeit gänzlich unverständlich. Hr. M. sagt davon in der Vorrede, seine Subsidien hätten nicht weiter gereicht; allein warum ließ sie Hr. M., da sie doch ganz unnütz waren, nicht lieber weg? Oder, konnte nicht wenigstens bey der Nachricht, daß ein Mandatum S. C. erkannt, ein R. H. R. Gutachten erstattet, und Bericht gefordert worden sey, eine kurze Nachricht vom Betreff der Sache beygefügt seyn? Dieser erste Band handelt von Sachen, welche Kayserliche Majestät, das Reich, ganze Reichsständische Corpora oder Collegia, wie auch die Reichsgerichte betreffen, in vier Capiteln. Das erste von Sachen, welche Kayserliche Majestät betreffen. Kaysers Reisen, eine bloße Zeitungsnachricht, und wegen des dabey beobachteten strengsten Incognito völlig uninteressant. Hergegen stehen unter der Rubrik, Kayserliche Regierungsrechte überhaupt, einige wichtige Nachrichten. Dahin gehört z. E. S. 12. u. f. die Rubrik, Kayserliche Rechte bey Aufhebung des Jesuiter Ordens, und die da vorgebrachten Fragen, wie weit der Pabst berech-

berechtigt seye, einen in deutschen Landen von Jahrhunderten her bestandenen Orden, allein, ohne Vorwissen des Kaysers, zu supprimiren? Wie die dem Jesuiter Orden zuständig gewesenen Güter und Gefälle zu verwenden, und nach was für Grundsätzen solche zu beurtheilen? Ferner enthält die Rubrik, Reichslehn viele merkwürdige Sachen. Die Grafschaft Oldenburg und Delmenhorst ist im Jahre 1774 zu einem Herzogthum ernannt, und zu einem neuen Thronlehn erhoben. Dies ist aber auch alles, was vom Holsteinischen Tausch beygebracht worden. Sonst gehören noch unter diese Rubrik: Forderung einer Specification der Reichslehnstücke; von ungewissen und streitigen Reichslehnen, Lehnträger, Laudemien, Kayserliche Gefälle aus Reichslehnen; Gerechtsame der Inhaber der Reichslehne, Gerichtsstand in Reichslehnsachen, Lehnsfehler, Reichslehns-Aufkündigung und Veräußerung der Reichslehne; wo die Veräußerung eines Reichslehns mit der Bedingung verstattet worden, daß das veräußerte Lehnguth von der bisherigen Lehnsverbindlichkeit befreyet, und dagegen das aus dem Lehn gelöste Geld zu Ankaufung eines neuen Lehnguths verwandt werden solle. Auch gehört hieher, eine, durch Aufhebung des Jesuiter Ordens geschehene Eröffnung eines Reichslehns. Im zweyten Capitel wird von Sachen, welche das ganze Reich und den Reichstag betreffen, gehandelt. Hier sind vorzüglich die Nachrichten merkwürdig, welche von der Reichsverfassung, dem Reichsdirectorio, Reichsinterims-Directorio bey erledigtem Stuhle zu Maynz, nebst dem Streite zwischen Chursachsen, Trier, Cölln und dem Maynzer Domcapitel, wie auch das Verzeichniß der in den Jahren 1770 bis 1775 errichteten Reichsschlüsse und verfaßten Reichsgutachten, beygebracht sind. Verschiedene Recurse sind, den Holsteinischen, wegen eines in Sachen von Kielmannsegg gegen die Universität Kiel am Cammergericht ergangenen Urtheils ausgenommen, bloß angeführt. Militar- und Policeysachen sind schon geraume Zeit in bekannter Verfassung. Bey Gelegenheit der Nachrichten von den Streitigkeiten zwischen dem Reichsconvent und Churbayern, wird zugleich verschiedenes die Bayrischen Zoll- und Mauthanstalten betreffendes beygebracht.

Das dritte Capitel handelt von Sachen, welche ganze Reichscorpora oder Collegia betreffen. Vom Corpore Euangelicorum will man von Seiten des Kayserlichen Hofes nichts wissen. Hier ist von dessen innern Verfassung, und von

Ernennung evangelischer Deputirten zu Reichsdeputationen ein und anderes beygebracht. Das weitläuftige Verzeichniß von Religionsbeschwerden beweist, daß es auch in unsern toleranten Zeiten daran nicht fehlt. Vergleiche, welche dem anno normali nachtheilig, sollen vom Corpore Euangelicorum nicht ratificirt, aber auch nicht gewehrt werden. Von Recursen an das Corpus Euangelicorum, verdienen hauptsächlich die Gerstlacherische Erbschafts- und die Kunkelische Ehesache bemerkt zu werden. Unter der Rubrik: Reichscollegia, ist unter, Stimmrecht eines Geistlichen auf der weltlichen Bank, ein Auszug aus Pütters rechtlichen Bedenken über die Frage: Ob ein Geistlicher in einem Fürstenthume, worauf Sitz und Stimme haftet, zur Succession gelangen könne? geliefert, und in Ansehung der Hamburgischen Stimme angeführt, daß Hamburg, nach beygelegten Irrungen mit dem Reichsfürstlichen Hause Holstein, den 12 März 1770. wieder Besitz seines Stimmrechts auf dem Reichstage genommen. Das vierte Capitel endlich handelt von Sachen, welche die Austräge und Reichsgerichte betreffen. Austräge, Reichsgerichte: Normen der Reichsgerichte; eine Nachricht von denen, über Hrn. M. Vorschlag, daß die evangelischen Reichsstände sich von jedem Präsentando ihrer Religion einen Revers sollten ausstellen lassen, sich den Schlüssen des Corporis Euangelicorum gemäß zu bezeugen, entstandenen Streitigkeiten. — Verschiedene die Jurisdiction im Reiche, und das Verhältniß der höchsten Reichsgerichte betreffende Sachen. Unter der Rubrick: Evangelische geistliche Sachen, steht eine ige Anmerkung: Leiningen-Westerburg, contra von Blu:ron. Anm. NB. Ich setze voraus, daß er evan[illegible] sey. Eben so ist unter katholischen geistlichen Sa[illegible]e Nachricht: „In Sachen, Kunzmann weltlicher Prie„ster, und Curat. in Banath contra den Herrn Bischöffen „zu Eichstädt, puncto iniuriarum violentiarum et arresti, „schlosse der R. H. R. M. Sept. 1775. das Begehren habe „nicht statt." Dergleichen Anmerkungen hätten zu Ersparung des Platzes ohne Schaden wegbleiben können. Vom Cammergericht, welches in unsern Zeiten ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden, sind viele wichtige Nachrichten beygebracht. Als, Reichshandlungen wegen des Cammergerichts bis zum Reichsschluß 1775; Cammerrichter und Präsidenten, etwas vom voto decisiuo des Cammerrichters, und andern Cammergerichtssachen insbesondre, und un-

ter Cammergerichts-Visitationssachen, eine ziemlich vollständige Nachricht von denen von der C. G. Visitation verrichteten Geschäfften, auch andern bey Gelegenheit dieser Visitation vorgekommenen Streitigkeiten, besonders wegen der gräflichen Subdelegation, wovon jedoch in der zu Göttingen unter dem Titel: Wahre Bewandniß der Trennung der bisherigen Visitation des Kayserlichen und Reichscammer-Gerichts, vollständigere Nachrichten enthalten sind. Den Beschluß machen einige Vorfälle der Kayserlichen Landgerichte, und einige Zusätze zu denen in diesem ersten Theile enthaltenen Nachrichten.

J. J. Moser — von Geduldung der Freymäurer-Gesellschaften, besonders in Rücksicht auf den Westphälischen Frieden. 1776.

Wie der Westphälische Friede und die Freymäurer-Gesellschaft zusammenkommen, wundert sich wohl mit Recht jeder, der diesen Titel liest. Herrn M. selbst wäre es vielleicht nie eingefallen, diese Zusammenhaltung anzustellen, wenn nicht laut der §. 1. angeführten Gelegenheit zu dieser Abhandlung, von einem hohen Ort an den Magistrat zu Regensburg verlangt worden wäre, die dortige Freymäurer Loge, als gegen den Westphäl. Frieden lauffend, abzuschaffen. Indessen ist es doch in unsern Zeiten beynahe über alle Erwartung, daß Hr. M. selbst zu glauben scheint, daß die Fräumäurer eine eigene Religionssecte ausmachten; noch mehr aber, daß die Bemühung einer **neumodischen christlichen Religionsbeförderung** die Absicht derer seye, die um das ganze Geheimniß der Freymäurerey wissen. Ein sonderbarer Beweis ist es, den Hr. M. daher nimmt, daß man unter ihnen keine sogenannten Pietisten, oder andere (z. E. Separatisten,) die von dem Herzens- und practischen Christenthume Profession machen, antreffen werde. Die Einrichtung der Abhandlung selbst betreffend, so werden vorläufig einige Nachrichten von den Freymäurern beygebracht, die unter zwey Classen gebracht sind; nehmlich was man von ihnen gewiß wisse, und was man für oder wider sie in Absicht auf die Religion vermuthe. Hierauf folgt die Beantwortung folgender vier Fragen: Sind die Freymäurer-Logen dem Westphäl. Frieden zuwider? und allenfalls warum? Die Antwort ist hypothetisch, mit der Voraussetzung, wenn man im Stande wäre, zu beweisen,

daß

daß sie besondere Grundsätze von Glaubenssachen hätten. Die zweyte Frage: Ist ein Landesherr schuldig, sie abzuschaffen? oder kann er sie drittens wenigstens abschaffen, wenn er will? Die zweyte ist wieder hypothetisch, die dritte hergegen gerade zu mit ja beantwortet. Bey der vierten hergegen können Landstände eine Landesbeschwerde daraus machen, wenn ein Landesherr sie in seinem Lande duldet? Obige Voraussetzung des Beweises der Landstände, daß die Freymäurer-Logen der Landesreligion oder auch sonst dem Staate schädlich seyen, wieder zu Hülfe genommen.

DM.

Joh. Dav. Michaelis Etwas von der ältesten Geschichte der Pferde und Pferdezucht in Palästina und den benachbarten Ländern, sonderlich Aegypten und Arabien. Frankfurt, bey Garbe. 1776. 103 S. in klein 8.

Eine kleine Schrift, die ihres Verfassers würdig ist. Eigentlich ist sie eine Zugabe zum dritten Theile des Mosaischen Rechts, der nicht so stark ausgefallen war, wie die fünf andern. Der Verleger sah dies, laut der Vorrede, als einen Uebelstand an, und verlangte, daß er bey der neuen 2ten Auflage in gleiche Rechte mit jenen versetzt werden möchte: daher schrieb der Verf. dies Etwas, das auch als besondere Schrift verkauft wird.

Laut des Titels soll von der ältesten Pferdegeschichte in Palästina, Aegypten und Arabien gehandelt werden. Am natürlichsten zerfällt unsere Anzeige auch in drey Theile.

Palästina hatte in den ältesten Zeiten keine Pferde. Sie finden sich weder in Abrahams, noch in Isaaks und Jakobs Heerden. Auch schenkt der König von Aegypten, der Abraham Beweise seiner Gnade geben will, wohl allerley Thiere, aber keine Pferde — wahrscheinlich, weil er glaubte, daß sie einem Nomaden unbrauchbar wären. — Ana hat keine Maulesel gefunden, wie die gewöhnliche Uebersetzung Genes. XXXVI. haben will, sondern warme Bäder. Wäre das erstere, so würden freylich Pferde voraus gesetzt werden.

In Aegypten lernen erst die Hebräer Pferde kennen. — Als sie aus Aegypten nach Palästina zurückkehren, finden sie bey

bey Jericho keine Pferde, wohl aber in den nördlichen Wohnsitzen der Kananiter. Hieraus schließt der Verf., daß wohl der Theil von Kanaan, der hart an Aegypten gränze, der Pferde deswegen entbehrt habe, weil Aegypten aus Politik keine an sie verkauft habe. Aegypten, als ebenes Land, müsse Pferde zu seiner Vertheidigung haben; dürfe aber seinen Nachbarn keine überlassen, um sich bey vorfallendem Kriege desto besser vertheidigen zu können. — Die nördlichern Kananiter hätten wohl ihre Pferde aus Armenien — nicht aber aus Aegypten — Dies letztere ist nun bloß Vermuthung des V., die wir in ihrem Werth lassen wollen; aber vom erstern hat er uns nicht überzeugt. Denn erstlich wie unbedeutend sind nicht die Gründe, durch die er den südlichen Kananitern die Pferde absprechen will! Zwey Data — bey der Einnahme von Jericho findet man keine Pferde erwähnt, und die Gibeonitischen Gesandten kommen auf Eseln, und nicht auf Pferden — Das sind alle Beweise! Beydes läßt sich aber gar wohl erklären, ohne höhere Aegyptische Politik zu Hülfe zu nehmen, oder auf einen gänzlichen Mangel an Pferden zu schließen. — Sodann aber haben ja die südlichen Einwohner des Landes bald nach Jesuä Tod Wagen und Reuter, (Richter I, 19. welches der Verf. selbst S. 45 anmerkt,) und bedienen sich derselben mit Vortheil — sollten nun wohl Pferde eine ganz nagelneue Sache in dieser Gegend seyn? — Endlich hatten ja die Philister immer Pferde, die doch den Aegyptern auf der Nase saßen; sollten die hochpolitischen Aegypter auf einmal so unpolitisch geworden seyn, an diese Pferde zu verkaufen? — Wir gehen weiter!

Die Mosaischen Verordnungen verboten den Gebrauch der Pferde in Palästina; daher ließen sich auch die Hebräer bis auf David in keine Pferdezucht ein. Auch David hält nur einen Marstall zum Königlichen Staat; hingegen Salomo legt sich nicht bloß eine starke Cavallerie zu, sondern fängt auch einen Pferdehandel mit Aegypten an, und die Krone treibt ihn als Monopolium. Von hier an bis aufs babylonische Exilium — und bey dem bleibt der Verf. stehen — geht die Pferdezucht bey den Hebräern nicht wieder aus.

Wenn in den ältesten Büchern von Aegypten die Rede ist, so kommt auch etwas von Pferden vor. Daselbst scheint das Pferd das edelste vierfüßige Thier gewesen zu seyn; denn wenn es in Gesellschaft mit andern vorkommt, so steht es immer oben an. Daraus folgt aber noch nicht, daß Aegypten

das

das natürliche Vaterland der Pferde ist. Der periodisch aus seinen Ufern tretende Nil macht dies unmöglich, so wie auch um dieses Umstands willen wenige vierfüßige Thiere ihre Heimath in Aegypten haben. Wahrscheinlich sind die Pferde aus dem innern Afrika zuerst nach Aegypten gekommen; vielleicht aus dem Königreiche **Kuku** (S. 78), das, nach dem Nubischen Erdbeschreiber, **Pferde** und Kamele hat. Und vielleicht ist dies das קוא, wo Salomo 1 Kön. X, 28 Pferde aufkaufen läßt.

Arabien. Von der Geschichte der Arabischen Pferdezucht handelt der Verf. am magersten. Die Bibel, wie man aus unsrer Anzeige sieht, ist genau ausgetragen; aber gedruckte Araber, — in denen doch ein so reicher Vorrath von Nachrichten zur Pferdezucht enthalten ist, die dem Verf. zu wichtigen Betrachtungen hätten führen können — scheinen seine Lektüre nicht zu seyn. Und doch ist, laut des Anfangs und des Endes dieser Schrift, der Hauptsatz des Verf.: **Arabien hat erst in neuern Zeiten Pferde erhalten**; er behauptet ihn gegen Büffon, der aus der großen Veredlung des Pferds in Arabien so wahrscheinlich vermuthete: **in Arabien müsse das Pferd zu Hause seyn.** Hier hätte man bündigere Beweise erwarten sollen, als wirklich geliefert werden. — Hier sind sie!

Zu **Mosis** Zeit hatte Arabien noch keine Pferde: denn Mose reitet auf einem Esel aus Midian nach Aegypten — Die Israeliten spannen in ihrem Zuge durch die Arabische Wüste Ochsen — keine Pferde — vor ihre Transportwagen; und da sie in derselben fünf kananit. Völkchen schlagen, so werden keine Pferde erbeutet. — Zu **Salomos** Zeit hatte Arabien keine Pferde: denn Salomo holt seine Pferde nicht aus Arabien, sondern aus Aegypten. — Auch vielleicht zu Strabo's Zeit nicht — denn Strabo sagt: Arabien habe keine Maulesel, **Pferde** und Schweine. — Dies folgert der V. aus diesen Angaben: aber was folgern unsre Leser daraus? Gewiß nicht, daß **Arabien** überhaupt in frühern Zeiten, gar keine Pferde gehabt habe — sondern daß sie **in den Theilen** von Arabien fehlten, **die an Syrien und Palästina stoßen.** Bey alle den Angaben, konnte das glückliche **Arabien** reich an Pferden und Stutereyen seyn; in den h. Geschichtbüchern kann keine Sylbe davon vorkommen, da ihr Land durch ungeheure Wüsten vom glücklichen Arabien getrennt war. Und dann erst Strabo — was wußten Römische und Grie-

Griechische Windbeutel vom innern Arabien, da sie kaum die Gränzen davon kannten? (Wunderhalben lese man einmal den Arrian!) Und daß Strabo von diesem Punkt kein Zeuge zu seyn verdient, ist selbst aus einer sehr bekannten Sache klar, die uns der Verf. aus seiner Arabischen Chrestomathie, (das einzige Arabische Buch, das wir in dieser Schrift citirt finden,) anführt: Die Arabischen Dichter vor Muhammeds Zeit, (d. i. die ältesten Arabischen Schriftsteller, die wir haben,) besingen Pferde und Pferderennen. Wenn das ist — so müssen die Pferde in Arabien uralt seyn: denn die Arabische Nation ist darin einzig, daß sie Sitten, Gewohnheiten, Denkungsart, unverändert Jahrtausende hindurch beybehält, und nicht ein Haarbreit von dem abweicht, was ihre Vorfahren dachten und dafür hielten. Nun da die Arabischen Dichter es kurz nach Christi Geburt zum Gegenstand ihres Gesangs machen, so muß es schon lange, lange zuvor in Achtung gestanden haben. — Ferner, das Pferd ist so wenig zum Gebrauch für Araber gemacht, daß es fast unbegreiflich wäre, wie es hätte darin aufkommen können, falls es nicht daselbst uralt wäre, vielleicht gar darinn seine Heimath hätte: denn für die langen Wüsten ist nur das Kamel geschaffen, das drey Tage ohne Nahrung seine Reise fortsetzen kann, und auch den vierten Tag noch tapfer marschirt, wenn man ihm vormusicirt. — Also, die schon sehr entfernten Hebräer, und die wenigen Data, die sie enthalten, sind wahrhaftig nicht stark genug, die wahrscheinliche Vermuthung Büffons zu entkräften.

Wir haben zwar in Rücksicht auf Pferdezucht die Araber nie gelesen; aber zufälliger Weise haben wir einige Nachrichten aus ihnen ausgetragen, welche wohl hieher gehören. —

Die Arabischen Pferdekenner halten die Pferde von Hedschas für die edelsten, die aus Nedschd für die sichersten, die aus Jemen für die dauerhaftesten und zu Strapazen geschicktesten. Die Pferde aus der Gegend von Damas in Syrien haben die schönsten Haare, die von Mesopotamien den schönsten Wuchs. Die Pferde von Aegypten sollen die leichtesten; die aus Barcab (liegt zwischen Aegypten und Tripolis) die rüdesten, und am schwersten zu bändigen, und die aus der Barbarey sollen zu einer guten Race brauchbar seyn. Die Tatarschen Pferde sollen sich durch Muth auszeichnen.

In

In der königlichen Bibliothek zu Paris findet sich ein Arabischer Bereuter in Arabischer Sprache mit Figuren.

Die Arabischen Chalifen aus dem Hause der Ommajaden und Abbasiden hielten sich sehr starke Marställe. Der Chalife Hascham unterhielt 4000, Matassem aus dem Hause Abbas, der in Schimmel, Tiger, Braun- und Rothschecken vergafft war, 130,000 — Malecschah, aus dem Hause der Seltschuken, unterhielt 40,000 für Garde und Jagd. — Im Abulfaragius, Arabsiades, dem Leben Saladin's und andern, erinnern wir uns noch ganze Nester solcher Angaben gefunden zu haben.

Der V. setzt in einer Anmerkung die vaginam gentium, von denen die Alten so viel sprechen, zwischen das schwarze und kaspische Meer, und verspricht seine Beweise, die seinen Zuhörern sehr wahrscheinlich vorkommen, nächstens in einer eigenen Schrift drucken zu lassen.

Uebrigens sind wir nun der Etwasse, durch das Püttersche und Michaelsche satt. Wir finden zwar in der Vorrede von diesem Etwas zur Entschuldigung angebracht: „es sage ja eben so viel als Fragment." Aber — ist es nicht Sonderlichkeit, solche Titel zu machen?

X.

Joseph Edlen von Sartori, des H. R. R. Ritters, Hochfürstl. Ellwang. Hof- und Regierungsraths, Auserlesene Beyträge in Reichsstädtischen Sachen. Frankfurt 1777. 2 Alph. 14 Bogen in 4.

I. Betrachtungen über den Ursprung und Anfang der Reichsstädtischen Freyheit und Unmittelbarkeit. Bekanntlich haben die Reichsstadte mancherley Vorrechte: Reichsunmittelbarkeit, Landeshoheit und Reichsstandschaft. Es kann gar wohl die Reichsunmittelbarkeit ohne die Landeshoheit, und beydes wiederum ohne die Reichsstandschaft bestehen. Es ist noch die Frage, ob bey den Reichsstädten diese drey ganz verschiedene Vorrechte ihren Anfang zu einerley Zeit genommen, und wenn es auch wäre, so können sie doch zum wenigsten ihren Ursprung nicht auf einerley Art gehabt haben. Ist es also nicht unverzeihlich, daß unter dem Reichsstädtischen Vorrechte, dessen Ursprung und Anfang hier erörtert

werden

werden soll, der V. S. 3 die eigentliche Reichsunmittelbarkeit, S. 94 die Landeshoheit, und S. 100 die Reichsstandschaft verstanden haben will? Allerdings beruht in der Untersuchung des Ursprungs und Anfangs der Unmittelbarkeit unserer jetzigen Reichsstädte, nach der heutigen Bedeutung, so fern sich dieselbe auf die Freyheit von aller Ständischen Landeshoheitlichen Gewalt bezieht, — viel und ungemein viel auf der Erörterung der **Vorfrage: ob vormals**, und zwar vornehmlich in der **Carolingischen Reichsverfassung, alle Städte** des Fränkischen Reichs, zum wenigsten die **Deutschen**, Reichsstädte und **reichsunmittelbar** gewesen, oder nicht? und im letztern Fall, **worinn** damals der eigentliche Begriff und Unterscheid der Reichsmittel- und Unmittelbarkeit bestanden habe? ob nicht die damalige Reichsmittelbarkeit der Städte nur bloß auf eine **Dominialgewalt** mit Ausschluß aller, den Königen einzig und allein vorbehalten gebliebenen Reichsterritorialrechte, oder doch nur mit Einschluß der bloß niedern Civilerbgerichtsbarkeit — eingeschränkt gewesen sey? und ob solche Mittelbarkeit dieser deutschen, des **Adels** und der **Stiftergutsherrlichen und erbgerichtlichen** Gewalt in bestimmtem Maaße unterworfenen Städte nicht unmittelbar und hauptsächlich von dem Umstande hergerührt habe, je nachdem dieselben auf den Königlichen und Reichsdomainen, oder auf dem Grund und Boden des Adels oder der Geistlichkeit gestiftet und erbaut worden seyen? In der **Vorrede** und S. 22, 23. behauptet der V. daß zu Zeiten der Carolinger alle Städte in Deutschland **ohne Unterschied** in gewissem Betracht Reichsstädte gewesen; S. 4 der **Abhandlung** aber geht seine Meynung dahin, „daß alle dermalige (damalige) Reichsstädte überhaupt **zum** „**Theil** Königsstädte gewesen, oder diejenige zu **Oberherren** „gehabt, von denen sie **gestiftet** und **erbaut** worden," und dann wieder S. 5. „daß zu Zeiten Carl des Großen noch alle „Städte in Deutschland von Kaysern, Königen, **Herzogen** „und **Grafen**, oder **derselben** aufgestellten Beamten und „Praefectis regiert worden seyen." Vorher S. 2 heißt es doch: „die Stiftung und Erbauung (der Städte) zeigt uns die zu„verlässige Quelle nicht, wie und auf was Art, oder ob sie „wirklich bey ihrem Ursprung frey und unmittelbar gewesen „seyen?" Und bey allem dem Unsinn, den der V. so in Tag hinein schreibt, hat er noch die Dreistigkeit, alle Schriftsteller, so von dieser Materie geschrieben, zu beschuldigen, daß sie dieselbe mehr verdunkelt als aufgeklärt hätten. Was nun aber

die Hauptfrage über den eigentlichen Zeitpunkt betrifft, woran die Reichsstädtische Freyheit und Unmittelbarkeit ihren Anfang genommen habe, so glaubt der V. „um unsere deutsche Staats-„lehre nicht zu verdunkeln, und weitläuftiger, als sie leyder! „dermalen schon ist, zu machen, — unumgänglich erforderlich „zu seyn, die Ursprünge von jener Zeit an zu berechnen, von „der wir Zuverlässigkeit haben, weil es weit angenehmer sey, „des Zweifels enthoben zu seyn, als ohne Nutzen mit der „Stang in dem Nebel zu schwärmen." Ueberdiß, „um „seiner Meynung mehr Gewicht gegen allenfalsige Vorur-„theile zu verschaffen, fand er für gut, die Meynungen an-„derer Publicisten in etwas weitwendiger zu recensiren, „und mit einer *crisi historica* zu durchgehen;" und diese bloß aus den zuverlässigsten Quellen der Geschichte geschöpfte und gegen alle solchergestalten zu Boden geschlagene Verurtheile gesicherte Meynung des V. ist — man merke doch wohl auf! — ist diese, daß die Reichsstädtische Freyheit wohl schon unter der Regierung Otto I. S. 18. — zuverlässig aber in dem großen *Interregno*, — und wenn man noch zuverlässiger gehen wolle, seit Errichtung der Wahlkapitulation, — am allerzuverlässigsten aber seit Errichtung des Westphälischen Friedens ihren Anfang genommen habe. S. Vorr. und der Abh. S. 23.

In der II. Abh. von der Reichsstädtischen Gerichtsbarkeit über ihre *in alieno territorio* gelegene Unterthanen ist doch so viel gesunder Menschenverstand, daß man beynahe vermuthen möchte, einen andern Schriftsteller vor sich zu haben. Es wird darinn erwiesen, daß über sogenannte Satzunterthanen, die in eines Andern Territorio gelegen wären, die Reichsstädte sich nicht der ganzen Landeshoheit anzumaßen hätten. Der Beweis läuft darauf hinaus, daß solchenfalls den Reichsstädten nicht mehr Recht, als den übrigen Ständen gebühre, und dagegen dahin die Reichsstädtischen Privilegien wegen Befreyung von fremder Gerichtsbarkeit ganz und gar nicht zu ziehen seyen. Eine nähere Betrachtung dieser sogenannten Satzunterthanen, ihrer eigentlichen Bedeutung, ihres Ursprungs und daraus entstehenden wahren Verhältnisses, mit allen den, aus dem ganzen Territorialsysteme des Reichs fließenden Erläuterungen, würde diese Abhandlung vorzüglich interessant gemacht haben.

III. Joh. Reinh. Wegelin's Reichsstädtische Bibliothek, mit ungedruckten und neuern Schriften über die

Hälfte

Hälfte vermehrt und in alphabetische Ordnung gebracht. S. 184—376.

IV. **Untersuchung des heutigen Gebrauchs der Reichsstädtischen Austräge.** Je praktischer um der täglich vorkommenden Fälle willen in jedem Staatssysteme die Lehre von dem nächsten Gerichtsstande der Unterthanen ist; je mehr eigenes im deutschen Reichsgerichtswesen die sogenannte Austregalinstanz hat; und je verworrener, besonders wenn der Fall eine unmittelbare Reichsstadt betrifft, dieselbe vollends durch die Sachwalter gemacht wird, desto mehr sollten sich die Rechtslehrer angelegen seyn lassen, diese wichtige Lehre aus den zuverlässigsten Quellen mit der größten Genauigkeit und so bestimmt als möglich aufzufassen. Vornehmlich kömmt es hiebey darauf an: ob zwischen der Austregalinstanz und dem Rechte der ersten Instanz ein wesentlicher Unterschied obwalte, und worinn derselbe bestehe? ob von dem eigentlichen Austregalrechte die Reichsstädte ganz und gar ausgeschlossen seyen oder nicht? ob eines von beyden dieser Rechte der ersten Instanz allen und jeden Reichsstädten zukomme, oder bloß den besonders hiezu privilegirten eigen sey? und denn endlich, ob die Reichsstädte gegen alle und jede, welchen Standes und welcher Würde sie seyen, oder bloß gegen Geringere und Ihresgleichen, sich dieses Rechtes zu erfreuen hätten? Von allen diesen Punkten hat zwar der V. hie und da etwas angemerkt, das aber meist so unvollständig oder unbestimmt oder so wenig erwiesen ist, daß es der Sache bey weitem kein Genüge thut. Auf den bekanntlich sehr streitigen Satz: daß nicht einmal gegen die Unmittelbaren aus der Reichsritterschaft, noch vielweniger gegen Reichsstände irgend ein Reichsstädtisches Austregalrecht Statt fände — scheint wohl die Absicht des V. am meisten gerichtet zu seyn, wie er sich denn hierüber auch in einem sehr entscheidenden Tone ausdrückt: S. 407. „Kein einziges „Priuilegium Austregale gehet dahin, daß die Reichsstände, „oder andere Unmittelbare, mit denen Reichsstädten von ihren „privilegirten Reichsstädtischen Austregalrichtern Recht nehmen „sollen." — S. 409. „Zu den Reichsstädtischen Austrägen „sind alle diejenigen Causae nicht zu ziehen, so die Rechte und „Befugnisse einzelner Stände angehen, wann sie nicht per „Specialem Conuentionem willkührlich angenommen werden." S. 410. „Die Reichsritterschaft läßt sich nicht in die „Reichsstädtische Austräge ein, um so minder ist es von Chur- „und Fürsten zu verlangen." **Der praktische Beytrag zu**

der **Lehre von den Austrägen der löblichen Reichsstädte.** Frkft u. Lpz. 1775. 4. muß also wohl dem V. nicht zu Gesichte gekommen seyn. Daselbst würde er gefunden haben, daß das der Reichsstadt **Windsheim** zustehende und von ihm S. 402 angeführte Privilegium gerade das Gegentheil von seiner Meynung in sich enthalte, daß darauf von dem K. und R. Kammergerichte selbst in diesen unsern Tägen gesprochen, und solchergestalten die Reichsunmittelbaren von **Berlichingen** in ihrer Rechtssache gegen besagte Stadt beym höchsten Reichsgerichte ab- und zunächst an die Austregalinstanz gewiesen worden seyen.

V. **Wegelin's Reichsstädtische Statutenbibliothek,** vermehrt und in alphabetische Ordnung gebracht. In der

VI. Abhandlung von dem *Asylo* **in Klöstern protestantisch- und vermischter Reichsstädten,** predigt der V. seinen Glaubensgenossen, die von den groben Vorurtheilen älterer Zeiten gereinigten Grundsätze vor, die sie hierinn beherzigen mögen. Doch scheint Recensenten etwas aufzufallen, was der V. S. 467 schreibt: „Es ist auch nicht zu vermuthen, „daß die kayserlichen Privilegia, welche in Betreff des Asyli „(vor Jahrhunderten) ertheilt worden, einen andern Verstand „haben, als die dieserhalben unterm 17 Sept. 1775 in den „kayserlichen Erbkönigreichen und Landen ergangene höchstpreisliche-Verordnung ausweiset, welche sich auf die Intention „deren Verfahren am Reich, und hauptsächlich auf die Willensmeynung K. Carl VI. — gründet, daß in allen Fällen „dem Iudici Saeculari die Cognition über die Asylanten zustehe."

Ob.

Joh. Dav. Michaelis Mosaisches Recht. Vierter Theil. 1774. 1 Alph. 2 Bog. in 8. Fünfter Theil. 1774. 21 Bogen. Sechster Theil. 1775. mit doppeltem Register 1 A. 4 B. die Vorrede 12 Bog.

Im vierten Theile machen die Kirchensachen den Anfang, bey welchen der Herr Hofrath eine Vorerinnerung nöthig gefunden hat, um sich deswegen zu rechtfertigen, daß er die Vorbilder, die in einigen Levitischen Gesetzen liegen, nicht entwickelt hat. Wenn der Verf. nicht selbst versicherte, daß es einem

einem würdigen Manne schon im ersten Theile bedenklich gewesen ist, nichts von Christo zu finden: so sollte man kaum glauben, daß Jemand so sonderbar seyn könnte, unter dem Titel Mosaisches Recht, eine typische Theologie zu suchen.

Die Beschneidung zeigt der V. in ihrem rechten Gesichtspunkte, nicht sowohl als Einweihung zur Religion, sondern vielmehr als Naturalisation. Man muß indessen nicht aus der Acht lassen, daß bey den Juden beydes sehr genau verbunden war. Staat und Kirche waren in einander verwebt. Die Mosaische Religion sollte nicht die Religion anderer Völker werden, sondern sie war genau für das Eine Volk, für seine Lage, Gränzen, übrige Umstände berechnet. Aber wer ein Glied dieses Staats werden wollte, der mußte auch seine ganze äusserliche Religion annehmen, weil einmal seine bürgerlichen und kirchlichen Verordnungen so sehr in einander liefen. Die Streitfrage, ob die Beschneidung schon vor dem Befehl Gottes an Abraham unter andern Völkern üblich gewesen sey, entscheidet der Verf. mit Recht bejahend. Vermuthlich wäre die Sache niemals bestritten, wenn man sich nicht eingebildet hätte, daß es Gott unanständig sey, seinem Volke einen von andern Völkern geborgten Gebrauch so feyerlich anzubefehlen. Allein, je weniger es geläugnet werden kann, daß diese Operation einen großen medicinischen Nutzen in jenen südlichen Ländern habe, desto weniger kann das befremden, zumal da dieselbe, als eine ägyptische Priestersitte, vorzüglich geschickt war, die sämmtlichen Nachkommen Abrahams als Geweihte des einigen wahren Gottes zu bezeichnen.

Der Abhandlung von den Opfern wünschen wir recht viele Leser unter den Predigern, die ihre Zuhörer so oft mit unverdauten typischen Deutungen der geringsten Kleinigkeiten an denselben quälen. Wenn sie mit dem V. ein wenig über den politischen Nutzen, den diese Anordnungen hatten, nachdenken, wenn sie lernen, daß die Opfer ein Mittel waren, auch den Armen im Volke etliche Fleischmahlzeiten zu sichern, die Israeliten an den Gebrauch des Weins und Oels zu gewöhnen, um ihnen dadurch ihr neues Vaterland werth zu machen: so werden sie doch wohl wenigstens zweifelhaft werden, ob denn auch nothwendig in allen diesen Dingen neutestamentische Geheimnisse liegen müssen.

Eine gleiche Aufmerksamkeit verdient die Abhandlung vom Sabbath und den Festen, insonderheit für diejenigen Asceten, die noch immer die christliche Sonntagsfeyer aus dem dritten

Gebot herleiten. Die Erfahrung lehrt, daß manche, die ihre Zuhörer in diesem Stücke gern zu Juden machen wollen, nicht einmal das mosaische Sabbathsrecht kennen. Hier können sie wenigstens lernen, daß Gemüthsarbeit, lesen, schreiben, rechnen, studiren, welches sie oft den Christen zur Sünde machen, den Juden nirgends verboten war, daß Gastmahle und andere gesellschaftliche Ergötzungen, wider welche sie oft so sehr eifern, recht eigentlich der Absicht des Sabbaths gemäß waren, und daß dagegen manche andre Dinge, die sie sich und andern am Sonntage verstatten, z. B. Essen kochen und bereiten, ausfahren, selbst zur Kirche fahren, zu denjenigen Arbeiten für Menschen und Vieh gehören, welche nach dem mosaischen Sabbathsgesetze untersagt sind.

Es folgen Policeysachen. Von den Speisegesetzen wollen wir einiges auszeichnen. Reine und unreine Thiere sind nichts anders als eßbare und uneßbare Thiere, aber sonst keinesweges schon deswegen verächtlich, noch zu anderweitigen Gebrauch untersagt. Moses fand bey den Israeliten ein gewisses Herkommen, daß einige Thiere zur Speise für ungewöhnlich und ekelhaft hielt, wie fast alle gesittete Völker haben: er brachte diese Thiere in eine gewisse systematische Ordnung, und machte das Herkommen zum Gesetz. Unter den übrigen Speisegesetzen ist das Verbot merkwürdig, Fleisch mit Butter zu kochen oder zu braten, denn so erklärt der V. unstreitig richtig die Stellen 2 B. Mos. 23, 18. 34, 26. 5 B. Mos. 14, 21. Er erkennt darinn die Absicht des Gesetzgebers, die Israeliten ans Oel zu gewöhnen, zu dessen Bau Palästina vorzüglich geschickt war, und eine gleiche Absicht findet er auch in dem Verbot gewisser Fettstücke an den Thieren.

Unter den Gesetzen von Levitischen Unreinigkeiten ist die Abhandlung vom Aussatz vorzüglich lesenswerth; auch findet man hier vernünftige Begriffe vom Kleider- und Häuseraussatz, wovon so viel Wunderliches geschrieben ist.

Von dem Mosaischen Verbot, den Acker mit zweyerley Saamen zu besäen, giebt der V. den Endzweck an, die Israeliten zur sorgfältigen Säuberung der Saat anzuhalten, und ihnen dadurch den großen Vortheil einer von Unkraut möglichst reinen Ernte zu verschaffen. Wir finden diese Absicht sehr wichtig und des Gesetzgebers würdig. Aber da dieß Verbot immer mit andern Verboten gewisser Vermischungen zusammensteht, bey welchen eine gleiche Absicht nicht statt findet, so ist es doch zu vermuthen, daß sie eine gemeinschaftliche Absicht haben.

haben. Der Rec. ist noch weniger als der Verf. geneigt, eine bildliche Absicht in denselben zu suchen: sollte es aber nicht sehr wahrscheinlich seyn, daß Moses damit gewissen abergläubischen und abgöttischen Vorurtheilen von wunderbaren Vortheilen solcher Mischungen habe begegnen wollen. Es ist bekannt, daß das schon des Maimonides Meynung war, dem auch Spencer folgt; und ob es gleich derselben an historischem Grunde aus der damaligen Zeit fehlt, so führen doch ähnliche abergläubische Thorheiten anderer Zeiten sehr natürlich zu dieser Muthmaßung.

Ein sehr wichtiges Kunststück der gesetzgebenden Klugheit lehrt der V. seine Leser in der Sorgfalt für die Erhaltung von Gewicht, Maaß und Elle bemerken. Die so gar genaue Bestimmung der Maassen und Gewichte aller Theile und Geräthe der Stiftshütte, werden wohl die meisten Leser der Bücher Mosis sehr sonderbar und unnütz gefunden haben. Wenn man aber bedenkt, daß diese genaue Bestimmung das beste Mittel war, auf sehr lange Zeit Maaß und Gewicht bey der ganzen Nation unverändert zu erhalten; so wird man mit dieser scrupulösen Genauigkeit wieder ausgesöhnt werden.

Wir kommen zum fünften und sechsten Bande, die das Criminalrecht enthalten. Von den Mosaischen Strafen haben viele, insonderheit die allezeit folgsamen Schüler der Rabbinen, äußerst unrichtige Begriffe, die der Verf. berichtigt. Schwerdt und Steinigung waren, wie er erweist, die einzigen Lebensstrafen des Mosaischen Rechts; das Verbrennen und Aufhenken waren nur Beschimpfungen nach dem Tode. Ob Moses eine gänzliche Landesverweisung kenne, und ob das, was bey ihm **Ausrottung**, auch wohl **Ausrottung aus dem Volke** heißt, da wo es nicht Lebensstrafe zu seyn scheint, diesen Sinn habe, bleibt unentschieden. Merkwürdig ist, daß Moses keine infamirende Strafen für Lebende, auch keine Gefängnißstrafe hat. Die Abhandlung von der poena talionis ist vorzüglich lesenswerth, und giebt den rechten Gesichtspunkt an, woraus man diese Strafe beurtheilen muß. — Nach diesen Betrachtungen über die Strafen, geht der V. die Verbrechen nach einander durch, und zeigt, welche Strafe auf ein jedes gesetzt war. Wer es für hart, intolerant, wohl gar für grausam hält, daß auf die Abgötterey die Strafe der Steinigung stand, der lese den V. Nicht Gedanken und Meynungen waren es, die also bestraft wurden, sondern äußerliche Handlungen. Und diese Abgötterey war nicht allein nach

der besondern Verfassung des israelitischen Volks ein Staatsverbrechen; sondern sie hatte auch in ihrem Gefolge so fürchterliche Uebel für die bürgerliche Gesellschaft, (man denke nur an die schrecklichen Folgen des Aberglaubens, des Pfaffenbetrugs, an die unter den Nachbaren der Israeliten so gewöhnlichen Menschenopfer,) daß bey einem Volke, dessen Hang dazu so groß war, wohl keine geringere, als Lebensstrafe zureichend seyn konnte. Bey der auf Uebertretungen des Ceremonialgesetzes gesetzten Lebensstrafe 4 Mos. 15, 30. 31. macht der Verf. die wichtige Anmerkung, daß da offenbar nicht von einer jeden, auch vorsetzlichen Uebertretung, sondern von einer freventlichen, recht dem Gesetz zum Trotz, (in contemtum legis) vorgenommenen Uebertretung die Rede sey. Merkwürdig ists, daß Moses für den Meyneyd keine Strafe verordnet, den Gott selbst unmittelbar zu strafen sich vorbehielt, und in einem Falle, bey dem Reinigungseyde einer des Ehebruchs verdächtigen Frau so gar die Strafe vorher bestimmt, welche 4 Mos. 5. beschrieben ist, und nach der nicht unwahrscheinlichen Meynung des V. die sehr seltne Krankheit hydrops ouarii gewesen ist. Auch auf den Selbstmord setzt Moses keine Strafe; ja er verbeut ihn nicht einmal. Dieß scheint beym ersten Anblick sonderbar, aber es ists nicht, wenn man die Sache genauer erwägt, wie der V. sehr gut zeigt. Aber in Absicht auf einen Gedanken, den er hier äußert, kann der Rec. nicht mit ihm übereinstimmen. Der V. erkennt es für eine wahre Güte Gottes, daß er in der ganzen Bibel nirgend eine deutliche Entscheidung der Frage gegeben hat, ob der Selbstmord Sünde sey. „Mancher Melancholicus, sagt er, hat so unwiderstehliche, ihn immer von neuem überfallende Versuchungen zum Selbstmord, daß er doch endlich unterliegen wird: hätte die Bibel sich irgendwo ganz deutlich über den Selbstmord erklärt, so beginge er alsdenn eine vorsetzliche Sünde, und stürbe unselig; allein ihr weises und gütiges Stillschweigen macht es möglich, daß dieß, wozu er durch starke Leidenschaften, Angst, Furcht vor bevorstehendem Uebel, zwar nicht eigentlich mechanisch gezwungen, aber doch hingerissen und überwältigt wird, bey ihm Unwissenheitssünde bleibt, und er sich überredet, wir seyen Herren über unser Leben, uns es zu nehmen, wenn es nöthig ist.“ u. s. w. Allein, ob es gleich gewiß genug ist, daß Gott weise und gütige Ursachen gehabt haben muß, kein ausdrückliches Verbot des Selbstmords zu geben: so kann doch unmöglich die angeführte dazu gehören. Denn dabey wird vorausgesetzt, daß

daß ein wahrhaftig frommer und tugendhafter Mensch, der kurz vor seinem Tode durch die stärkste Leidenschaft dahingerissen, eine einzige wissentliche und unbereute Sünde begeht, nicht wird selig werden; welches freylich eine nicht ungewöhnliche Meynung, aber gewiß falsch ist, weil Gott den Menschen nicht nach einer einzeln That, sondern nach seiner ganzen herrschenden Denkungsart richten wird.

Nachdem der Verf. die Verbrechen durchgegangen hat; so fügt er noch etwas vom Proceß hinzu. Wer über die Umstände des Volks nachgedacht hat, dem Moses Gesetze gab, der wird sich nicht verwundern, daß er so wenig vom gerichtlichen Verfahren, nicht nur als Gesetzgeber verordnet, sondern auch als Geschichtschreiber aufbehalten hat. Alles, was der Verf davon aufgefunden hat, besteht in folgendem: Es war dem Richter schlechterdings untersagt, Geschenke zu nehmen; Advocaten, wie die unsrigen sind, waren gänzlich unbekannt, doch gab die öffentliche Haltung des Gerichts im Thor Gelegenheit, daß Menschenfreunde sich der Sache der Unterdrückten ungebeten und unbelohnt annehmen konnten; alles gerichtliche Zeugniß ward endlich abgelegt, und in Lebenssachen wurden zween oder drey Zeugen erfordert, drey nehmlich, nach der sehr wahrscheinlichen Vermuthung des Verf., wenn der eine Zeuge zugleich Kläger oder Angeber war; die Eidesdelation war sehr gewöhnlich; das heilige Loos ward auch im peinlichen Proceß zur Entdeckung des Schuldigen gebraucht; das eigne Geständniß ward nicht erfordert; die Tortur war unbekannt; und die Execution der Strafen sehr geschwind.

In der sehr lesenswürdigen Vorrede handelt der V. nach seinem gegebenen Versprechen, von dem Endzweck der Strafen und ihrer diesem Zwecke gemäßen Größe. Er zeigt, daß der Zweck der Strafen nicht seyn könne, dem Verbrecher ein seiner Bosheit proportionirtes Uebel anzuthun; daß vielmehr die Abschreckung anderer der eigentliche Hauptzweck der Strafe sey; daß die Ausrottung oder Entfernung des gefährlichen Menschen, die Rächung des Beleidigten, und die moralische Besserung des Gestraften nur Nebenzwecke der Strafe seyn, von welchen bisweilen, aber nicht immer, einer oder mehrere mit jenem Hauptzwecke verbunden werden können, und alsdenn auch in die Bestimmung der Größe sowohl, als der Art der Strafe, einen Einfluß haben. Dieß alles ist sehr gut ausgeführt, und hat seine ungezweifelte Richtigkeit, so lange von menschlichen Strafen die Rede ist, von welchen der Verf. hier eigentlich

lich handelt. Aber selbst die Gründe, womit derselbe erweiset, daß die Besserung des Schuldigen nicht immer der Zweck der Strafe seyn könne, sind so sehr von dem, was menschlichen Strafen eigen ist, hergenommen, daß sie ganz natürlich zu der Vermuthung führen, mit den göttlichen Strafen werde es anders seyn; und wir können es daher um so viel weniger begreifen, wie sich der Verf. hier so verächtliche Seitenblicke auf die Theologen, die die Besserung des Gestraften als einen wesentlichen Zweck der göttlichen Strafen ansehen, habe verstatten können.

Als eine Beylage zu dem fünften Theile dieses vortrefflichen Werks hat der Verf. übersetzen und auf 36 Seiten in 8. abdrucken lassen:

Jacob Bryant, von den Menschenopfern der Alten. Aus dem Englischen. Göttingen und Gotha, bey Dietrich. 1774.

Die Abhandlung ist ein Stück aus einem größern Werke des gelehrten Engländers, welches im Jahre 1767 unter dem Titel: Observations and Inquiries relating to various parts of ancient history herausgekommen ist. Die Haut schaudert einem, wenn man es auf diesen wenigen Blättern mit einem Blicke übersieht, wie weit diese barbarische Gewohnheit sich ausgebreitet hatte, und bis zu welcher unnatürlichen Grausamkeit sie insonderheit bey den Kananitern stieg, durch deren Beyspiel die Israeliten mit dieser Raserey angesteckt wurden. —

Von den beyden ersten Bänden des mosaischen Rechts ist schon die zweyte Auflage mit folgender Aufschrift erschienen:

Joh. Dav. Michaelis Mosaisches Recht. Erster Theil. Zweyte vermehrte Auflage. Frankfurt am Mayn, bey Garbe. 1775.

Zweyter Theil. — 1776. 8.

Die Abhandlungen und Zusätze, wodurch sich diese Auflage von der ersten unterscheidet, sind auch besonders abgedruckt, und betragen zum ersten Bande 4, und zum zweyten Bande 2 Bogen.

Ein

Ein wichtiger Zusatz zum ersten Theile betrifft die Untersuchung, ob Sidon und die ganze Küste bis dahin zu der Israeliten bestimmten Eroberung gehöre, welche der Verf. verneinend entscheidet? Einige starke Zusätze sind gegen den Herrn Professor Faber gerichtet, insonderheit gegen seine in der Archäologie der Hebräer vorgetragene Meynung, daß das Recht der Israeliten zur Eroberung von Palästina darauf beruhe, daß sie, weil sie von den Aegyptern ausgetrieben waren, sich irgend eines Landes zu ihrem Sitze hätten bemächtigen müssen. Allein, der übrigen Widerlegungsgründe zu geschweigen, schon zwo Betrachtungen zeigen, wie nichtig dieß Recht sey. Denn erstlich ist es falsch, daß die Israeliten von den Aegyptern ausgetrieben waren, und zweytens hätten sie in der Arabischen Wüste, wo sie vierzig Jahre sich aufgehalten hatten, auch länger sich aufhalten, und also den Mangel der Wohnung nicht zur Ursache ihres Einfalls in Palästina anführen können.

Unter den Zusätzen zum zweyten Theile betrifft einer der beträchtlichsten die Frage: Ob nach dem mosaischen Rechte auch die Frau sich vom Manne habe eigenmächtig scheiden können? die der Verf. aus den stärksten Gründen verneint; ob ihr gleich die Befugniß auf die Ehescheidung bey der Obrigkeit zu klagen keinesweges streitig gemacht werden kann.

C.

---

3. Arzneygelahrheit.

Kurzer Unterricht für die Hebammen, Schwangern, Wöchnerinnen auf dem Lande, von Moritz Gerhard Thilenius, d. A. G. D. — Zweyte stark vermehrte Auflage. Cassel, bey Cramer. 1775. 8. 200 Seiten.

Die erste Auflage kam 1769 heraus. Man sieht es dieser neuen Ausgabe allenthalben an, daß der Verf. dabey die neuern Entbindungsschriften wohl zu nutzen gewußt habe, und das macht ihm Ehre. Der Vortrag ist leicht und faßlich, und seine Räthe mehrentheils sicher. Doch würden wir wegen der bloßen Seitenlage des Gesichts nicht zur Wendung rathen,

rathen, weil die Furcht vor dem Aufstehen der Schultern auf den Beckenbeinen selten gegründet, und auch dieser Hinderniß demnächst abzuhelfen ist. Die Wendung hingegen ist, laut der Erfahrung, im Durchschnitte genommen, für das Leben des Kindes doch immer mit vieler Gefahr verbunden, welcher auch der Geübteste nicht immer ausweichen kann. Eben so wenig gefällt uns der Rath bey vorankommenden, mit dem Kinne gegen die Schoosbeine gerichtetem Gesichte: denn in diesem Falle ist die zeitige Wendung weit nöthiger, aber freylich auch schwerer. Sehr lobenswürdig hingegen ist der Rath, daß Hebammen bey besorglichem, oder bereits erfolgtem Absterben einer Gebährerinn eiligst einen Arzt oder Wundarzt herbeyschaffen sollen, der das Kind baldmöglichst durch den Kayserschnitt zu retten suche.

Die Räthe für Schwangere, Gebährende und Wöchnerinnen enthalten sehr viel gutes: nur würden wir den Wunsch, daß sich Hebammen auf die Kunst legen möchten, die Milch geschickt wegzusaugen, mit einem bessern vertauschen, nehmlich, daß jede Hebamme eine gute Steinsche Milchpumpe vorräthig haben möchte.

Auch die Behandlung der Kinder verdient Beyfall. Doch würden wir beym Wundwerden unschädlichere Streupulver; und die Cruste auf dem Kopfe nicht mit fettigen Sachen wegzubringen, anrathen. Uns wundert doch, daß noch so wenig Aerzte den Kindsbrey aus Malzmehl anpreisen.

Der Verf. wünscht übrigens in jedem Dorfe einen Geburtsstuhl eingeführt zu sehen, und rühmt in dieser Absicht den Steinschen an; der aber wohl für Landleute zu theuer, zu künstlich, und vielleicht in die Länge nicht dauerhaft genug seyn möchte. Indessen hat Hr. Stein für die Stadt- und Landhebammen vom gewöhnlichen Schlage einen einfachern Geburtsstuhl veranstaltet, der ohne Auspolsterung kaum 4 oder 5 Thaler kosten kann, bequem fortzubringen, in einigen Secunden aufgestellet, dabey dauerhaft, mit Fußgestellen und einer beweglichen Rücklehne versehen, und folglich in aller Absicht einer Beschreibung und allgemeinen Einführung werth ist. Das Sitz- und Rückenpolster könnte mit Kühhaaren, oder, noch wohlfeiler, mit Moos ausgestopft werden. Und also wäre der Aufwand für jede Hebamme oder Gemeine überhaupt nicht zu kostbar, in Hinsicht auf den dadurch zu erreichenden überwiegenden Nutzen.

Georg

Georg Daniel Bössels, M. D. Grundlegung. zur Hebammenkunst vor die Wehemütter ꝛc. aufs neue zum Druck befördert, von Joh. Gottfr. Sonntag, M. D. Leipzig, bey Müller. 1776. 8. 168 S.

Ist nichts anders, als ein neuer Abdruck des 1753 zu Altona herausgekommenen nehmlichen, für die meisten Hebammen aber doch zu schweren Buches; jedoch um die Hälfte wohlfeiler.

Im.

Wenceslai Trnka de Kr'zowitz, S. R. I. Equitis, — Commentarius de Tetano, plusquam ducentis cl. Medicorum obseruationibus, nec non omnibus hactenus cognitis aduersus tetanum remediis instructus. Vindobonae, ap. Bernardi 1777. 8 30 Bogen.

Eben der Verf. der Historiae febrium intermittentium, den wir, wegen dieser nützlichen und mit guter Beurtheilungskraft und Wahl ausgeführten Compilation im 29 B. 1 St. der A. d. B. S. 150 unsern Beyfall gegeben, versucht es itzt, eine andre Art Krankheiten, nehmlich den Tetanus, auf gleiche Weise zu behandeln, und wir müssen gestehen, daß diese neue Probe uns in der Meynung bestätiget hat, es könne für Studirende kein Fleiß nützlicher angewendet werden, als dieser, da man ihnen von einer Art Krankheiten, nicht dictionnairemäßig, sondern in einer methodischen Abhandlung, mit Anzeige der Schriftsteller, alles Merkwürdige vorlegt, was vom Anbeginne der Kunst bis nun, davon beobachtet, geurtheilt und ausgemacht worden, es betreffe nun den wahren Begriff, die Arten, den Gang und Verlauf, die Zeichen der Ursachen und des Ausganges, die wesentlichen oder zufälligen Ursachen der Krankheit, oder auch die Curregeln, die Lebensordnung, das Verhalten, die Hülfsmittel und deren Werth, Anwendung und Wirkung. Wie schwer, ja unmöglich es den meisten Studirenden sey, sich eine solche Geschichte der Kunst im Detail zu entwerfen, und wie unendlich mehr sie gleichwohl dabey gewinnen, über eine

jede Hauptmaterie, die sie einst durch ihren Fleiß tiefer ergründen sollen, Alles Wichtige, was schon davon gedacht und darinn versucht ist, als bloß das einseitige Bibetur oder System und den Schlendrian der Cur eines einzelnen Professors zu wissen, das fällt einem jeden von selbst in die Augen: und wir glauben daher den fleißigen Verf. mit Recht aufmuntern zu dürfen, diese Arbeit, der nicht ein Jeder entweder so wie er gewachsen, oder sich zu unterziehen im Stande ist, fortzusetzen. Nur möchten wir bitten, in der Wahl oder Beurtheilung der Hülfsmittel und Curarten sich lieber weniger nach eigener Ueberzeugung, als vielmehr nach der Menge und Wichtigkeit der Autoritäten zu richten, weil man zuweilen, wie selbst in unsern Tagen geschehen, die alten verworfenen und fast vergessenen Mittel, nach langer Zeit wieder vortrefflich findet, und alte Curarten gern wieder hervorsucht, und modernisirt, wenn die neuern aufhören, Wunder zu thun; überhaupt aber, weil man in dergleichen Schriften mehr die Geschichte der Curarten, als die Entscheidung des Verf. darüber erwartet. Ein Paar Beyspiele aus der gegenwärtigen Schrift mögen unsere Meynung näher erläutern.

Im 105 §. wird von der Cur des Tetanus durch Brechmittel gesprochen. „Hr. T. will sie nicht sonderlich empfehlen, und führt Schriftsteller an, welche die große Beschwerlichkeit beschreiben, womit solche Kranke den Schleim auswerfen, woraus er schließt, daß es mit den Brechmitteln bey der Mundklemme eine ängstliche Sache seyn müsse. Er sagt ferner, daß sie in Bartholins und von Haens Beyspielen ohne Nutzen gebraucht worden, und daß sie R. A. Vogel mehr aus Gründen als Erfahrung, bey der Mundklemme neugebohrner Kinder empfohlen habe. Endlich giebt er zu, daß Brechmittel statt finden können, wann ein bloß mechanischer Reiz in den Verdauungswerkzeugen, besonders Würmer, an dem Zufalle Schuld sind, wobey er zwey glückliche Beyspiele von Düfan und Bönnecken anführt.“ Diesen Artikel halten wir für zu einseitig, und glauben, es wäre zweckmäßiger gewesen, auch die vornehmsten Schriftsteller, die die Brechmittel, besonders bey Kindern, empfohlen und gebraucht haben, zu nennen, ihre Gründe oder Erfahrungen anzuzeigen, und dann allenfalls Urtheil und Warnung beyzufügen. Boissier v. Sauvages empfiehlt ausdrücklich den Brechweinstein in der Mundklemme aufs angelegentlichste, um etwa die Nerven von einer sie zum Krampfe reizenden Materie dadurch zu befreyen.

befreyen. **K. A. Vogel** ist bey weitem nicht der Einzige oder Vornehmste, der Kindern das Brechen verordnete. Schon 1755 that es der erfahrne **Brendel** (de spasmo maxill. infer. infantil.) und 1758 **Röderer**, (paralip. de vomitor. vsu,) und wie viele einzelne Zeugnisse für die Nützlichkeit der Brechmittel findet man nicht beyläufig in den Krankengeschichten, die billig dem Leser zur Selbsterwägung entweder dargelegt, oder wenigstens angepriesen worden seyn müßten. Eben so fertigt Hr. T. §. 161 den äußerlichen Gebrauch des peruvianischen Balsams in Wunden, die die Mundklemme erregen, so kaltsinnig ab, daß aus dem, was er davon sagt, Niemand leicht bewogen werden wird, ein Mittel zu versuchen, daß gleichwohl zuweilen fast Wunder thut. „Weil der Gebrauch öfters trügt, so soll man, heißt es, sich nicht lange dabey aufhalten." Aber wie oft trügen nicht die übrigen Mittel, ja selbst die reichlichsten Dosen des Opium, das Abnehmen der Glieder ꝛc. und sollte Hr. T. nicht wenigstens einige Schriften angeführt haben, woraus man ersehen könnte, was das Mittel doch zuweilen thue? In einem Falle, den **Kirkland** erzählt, (A Treatise of Childbed Fevers, in der ersten vorläufigen Abhandlung,) vermochten achtzig Tropfen Laudanum, alle vier Stunden gegeben, sammt der Fieberrinde so wenig, daß das Uebel beständig ärger wurde. So bald hingegen der peruvianische Balsam aufgelegt worden war, verminderten sich die Krämpfe so, daß man das Opium entbehren konnte, und in einer Woche waren alle Krämpfe und übrigen Zufälle gehoben. Ein Mittel von solcher Wirkung hätte um desto mehr der Aufmerksamkeit der Beobachter vorzüglich empfohlen zu werden verdient, da es sich auch in andern allgemeinen Krämpfen von einer reizenden Ursache, innerlich zu einem großen Theelöffel voll täglich dreymal auf Zucker, mit einem warmen Nachtrunke von acht Loth Theewasser genommen, augenscheinlich hülfreich bewiesen. (**Kirkland**, ebendas.) Doch wir wollen mit diesen Erinnerungen keinesweges das Verdienst einer Schrift verkleinern, die wirklich einen rechten Schatz von Beobachtungen über ein so entsetzliches Uebel, in lehrreichem Zusammenhange und practischer Anwendung, in sich enthält. Was wir schon bey der Hist. febr. intermitt. erinnert haben, daß Schriften von dieser Art immer einiger Ergänzung bedürfen, und daß man, ohne ein gutes Register oder andre Nachweisung, manche Beobachtungen, wann sie gleich wirklich im

Werke

Werke stehen, oft da, wo man sie vermuthen sollte, vergeblich sucht. Das gilt auch von dieser Schrift. Den äußerlichen Gebrauch des Opium, wovon Lind (Krankh. der Europ. in heißen Ländern, S. 243. 245.) nach einer merkwürdigen Erfahrung, große Erwartungen hat, haben wir bey den Einreibungen §. 135, und bey der äußerlichen Behandlung der Wunden §. 160, nicht gefunden. Beym äußerlichen Gebrauche des kalten Wassers §. 142, worüber Barrere's (Beschr. von Guyane,) Beobachtungen vom Baden und Begießen mit frischem Wasser, bis zur Erweichung der Muskeln, mit hätten angeführt werden können, vermissen wir den Fall des Herrn Medicus, (Brief an Zimmermann,) da in einem krampfigten Wechselfieber, nebst den Blutigeln hinter den Ohren, das kalte Wasser wider die Mundklemme so gebraucht wurde, daß man es zwischen den Zähnen hindurch laufen ließ, nach dessen Gebrauche aber das Blutlassen, den Brechweinstein, laxirende Mittel und Clystiere zu Hülfe nahm. Bey den großen Dosen des Opium, §. 124, ist der von Archibald Gloster angeführte Fall, wo ein Kranker in 17 Tagen 500 Gran Opium verbrauchte, nicht so erstaunlich, als ein anderer von demselben Arzte, (Transact. for promoting useful Knowledge. Vol. Philadelphia,) wo in 18 Stunden 90 Gran Moschus mit glücklichem Erfolge gegeben wurden.

Um etwas zur Bequemlichkeit des Gebrauchs eines so nützlichen Werkes bey künftig zu hoffenden Auflagen beyzutragen, wünschen wir, daß Hr. T. statt der durchgängigen unnützen Rubrik de Terano, lieber die Nummer der §§. und den Inhalt der Capitel über die Blattseiten setzen ließe, wodurch das Nachschlagen ungemein erleichtert werden würde.

Hm.

Allgemeine Geschichte der Gifte, entworfen von Joh. Fried. Gmelin, D. und außerord. Lehr. d. Arzn. zu Göttingen. Erster Theil. Leipzig, Weygand, 1776. 350 Seiten. 8.

Von dem Begriffe des Gifts sehr umständlich; aber nichts mehr, als das ganz Bekannte. Es soll seyn

1) ein irdischer Körper, nämlich nicht überirdisch,
2) sich nicht in die Natur des thierischen Körpers umschaffen lassen,

3) in ihrem freyen Laufe den meisten Menschen den Tod bringen,
4) in schwachem Gewichte schädlich seyn,
5) es muß die Wirkungsart nicht so offenbar seyn, als wenn Einer mit dem Stricke erwürgt ist;
6) auch stärker, als man nach der geringen Menge des Gifts vermuthen sollte,
7) und endlich kommt es hier auch sehr viel auf die Art und Absicht an, auf welche und in welcher ein Körper in den menschlichen Körper gebracht worden. Dieß kann den gleichen Körper zum Gift und zum Arzneymittel machen.

Uns dünkt, man hat hier Vollständigkeit auf Kosten der Philosophie gesucht, und nur ein Paar von 7 Zeichen dürften ächt seyn.

Von der Art, wie wir die Gifte erkennen können. Der sinnliche Eindruck auf Geruch und Geschmack, die nahe Verwandschaft mit verdächtigen Körpern, und der Abscheu der Thiere dagegen, geben nur eine Wahrscheinlichkeit. Gewißheit geben nur die Versuche mit Blute oder andern Säften außer dem lebenden Körper, (ein sehr ungewisser Beweis) an Missethätern und an sich selbst, und wie diese mit Vorsicht an sich selbst anzustellen. Wie man erkennen solle, daß jemand Gift bekommen, von S. 42 bis 65 in 18 Regeln, eben so umständlich, als vorher: aber auch nichts genauer, als gewöhnlich.

Von Verwahrungsmitteln wenig, wie man im Allgemeinen auch wenig davon sagen kann. Hr. G. meynt, die Gifte seyn bey einem gesunden starken Körper von weniger schädlichen Folgen, als bey einem schwächlichen. Von anderweitig schon kränklichen und bereits erschöpften Körpern ist es wahr: aber die stärksten Constitutionen werden gefährlicher erschüttert, denn die schwachen.

Die Gegengifte sind Brechmittel, deren Gebrauch Hr. G. durch wichtige Cautelen einschränkt. Wasser in Menge und lauwarm, Oele, Schleime, besonders Milch, sind die sichersten. Essig und Pflanzensäuren sind es auch. (Die Fälle sind mit allen Cautelen des Hrn. G. doch zu wenig bestimmt.) Boerhave und Cranz haben Seife auch hieher gerechnet. Hr. G. widerlegt sie, weil die Säuren die Mischung der Säuren zerstören, (aber ja auch die Säuren schwächen,) ein Theil der Säure frey wirken kann, (aber doch der Theil nicht, der in ein Mittelsalz verwandelt ist,) das Laugensalz das Metall

von der Säure entbindet, und als Kalk schwerer aus dem Körper zu bringen ist, (wie theoretisch! Metall in Säuren aufgelöst ist ja gerade das giftigste aller Gifte, und die Entbindung davon noch Wohlthat,) weil sie bey scharfen Giften, die von der Art des Laugensalzes sind, nichts ausrichtet, (nun ja doch, so nehme man dann Essig,) weil sie von keinem Nutzen bey betäubenden Giften ist, (sie soll ja auch nicht allgemein seyn,) endlich auch bey metallischen (wer sagt das, wenn die Metalle in Säuren aufgelöst sind) und thierischen Giften keine Wirkung äußern. Wir haben hier nur von der Art zu schließen eine Probe gegeben. Honig ist noch eher ein Gegengift. Mit Recht will Hr. G. das allgemeine Gegengift der Alten, den Mohnsaft, dafür nicht gelten lassen. Indessen scheint er beynahe allen Gebrauch zu verwerfen, weil er auf die Hauptursache nicht wirkt, und das wäre doch zu viel. Eben so verwirft er auch der Alten erdige Mittel, die wohl die Säure brechen: aber mit Vitriolsäure einen Selenit machen, oder Metallkalk, den Hr. G. sehr fürchtet, aus den Säuren niederschlagen, beym Efferveseiren eine große Menge Luft ausstoßen, u. dgl. m. Von allen erdigen Mitteln giebt Hr. G. noch der eisenhaltigen Thonerde den Vorzug. Unmöglich können wir die theoretischen Gründe abschreiben, und müssen auch die Prüfung der vorgeblichen Gegengifte S. 100—117 übergehen, und die nun erst folgenden Schriften von Giften und Gegengiften S. 117—135. Zur Verwunderung kurz ist das Verzeichniß der Schriftsteller von den besondern Giften, und sind deren nur siebenzehn; meistens von der Viper, vom Mohnsaft und vom Hundebiß, wo man die Schriften bey Hunderten zählt.

Vom Nutzen der Lehre von den Giften (die Ordnung der Materien ist besonders) wird viel Gutes gesagt, und am Ende die Aerzte gepriesen, die Gifte in Arzneyen verwandeln. Wir wundern uns nur, Hrn. Hahn in Leiden S. 157 darunter zu finden, der dieser Sucht doch vielmehr sich entgegensetzt.

Von den Eintheilungen der Gifte rühmt Hr. G. die Unzersche am meisten, und wir ziehen sie auch selbst der seinigen vor.

Von giftigen Dünsten (die erste Classe, Venena palpabilia, machen die zweyte aus,) erst allgemein. Die Rettungsmittel dagegen die gewöhnlichen, sehr gehäuft, ohne genaue Bestimmung, welchem Falle eigentlich jedes das Angemessene ist.

Betäu-

Betäubende Dünste von bloß betäubenden Sachen, als Bilsenkraut, von betäubenden und scharf riechenden, als vom Wüterich; nächstdem auch von starken Gerüchen aller Art von Lilien bis zum Teufelsdreck.

Erstickende Dünste sind metallische, worunter bloß Arsenik: (wir dächten, mehrere Minera und Halbmetalle hätten sie, wenn doch metallische Dünste seyn sollen,) ferner saure von Schwefel und den drey Säuren, (uns dünkt, beyde Classen gehörten in Eine, die schwefeligen Dünste, wenigstens für die Curart, obwohl es freylich Unterabtheilungen von Schwaden und Schwefeldämpfen giebt,) endlich **laugenhafte**, wohin Hr. G. die vom flüchtigen Salmiak, von andern flüchtigen Laugensalzen, auch die (mit welchem Rechte, mag Hr. G. verantworten) von Senf, Meerrettig, Zwiebeln, ja selbst Dunst und Staub von spanischen Fliegen rechnet.

Dünste, welche zugleich betäuben und ersticken. Hieher rechnet Hr. G. den Dampf von Steinkohlen in Gruben, und von brennenden Kohlen in einem verschlossenen Zimmer, wie auch von ausgelöschten Lichtern; die Dünste in den Bergwerken, die man weder zu arsenikalischen noch Schwefeldünsten zählen kann; die Dünste gährender Körper, als von Wein, Bier u. s. w.; die Dünste faulender thierischer Körper, stehender Wasser u. s. w.; die Ausdünstungen vieler Menschen an einem verschlossenen Orte; Dünste aus lange verschlossen gewesenen Brunnen und Gewölben; von neugemauerten und getünchten Zimmern, aus lang verschlossenen Kornböden und Kisten. Man wundert sich, wie alle diese unter Eine Hauptrubrik zusammenkommen, und bedauert es, daß Hr. G. die wichtigen Entdeckungen der neuern Naturkunde nicht angewandt hat, um dieß Chaos von Schwaden, Schwefeldämpfen, faulen u. a. das Wesen der Luft zerstörenden Dünsten, von fester und sich entwickelnder Luft u. s. w. aus einander zu setzen, zumal hier offenbar die Abscheidung nicht bloß theoretisch, sondern von wichtigen praktischen Folgen ist.

Endlich kommen noch **lähmende Dünste** von Bley und Queckfilber.

Die zwote Abtheilung enthält **Gifte, welche deutlicher in die Sinne fallen**, und zuvörderst **thierische.** Sie sind fast alle von Amphibien, und schaden fast allein, wenn sie unmittelbar dem Blute beygebracht werden. Gegen den Schlangengifft rühmt er die antiseptischen Säuren und die nach neuern Erfahrungen noch mehr antiseptischen flüchtigen Laugensalze.

salze. Vom Oel hält er nicht viel. Der Einschnitte erwähnt er: aber ohne den hohen Werth darauf zu setzen, den man aus der Analogie ihnen beylegen dürfte. Dagegen rühmt er der Senega- und Mungoswurzel u. s. w. das nach, was man uns aus Amerika vorgerühmt hat. Wir übergehen die Naturgeschichte der giftigen Schlangenarten aus bekannten Quellen.

An den giftigen Ausflüssen der Fledermäuse, des Stachelbauchs (Tetrodon), der Bienen und Wespen, der Scorpionen, der Taranteln, (eine sehr kurz berührte Materie,) und des Roggen (Raia Pastinaca) wird gezweifelt.

Unter den thierischen Giften, die verschluckt werden, haben die spanischen Fliegen (warum nicht auch andre Arten der Meloe?) die vornehmste Stelle. An der Schädlichkeit der Kröten wird gezweifelt. Einen eignen Abschnitt haben die Thiere, die durch einen elektrischen Schlag schädlich werden, der Krampffisch und der Zitteraal, bey denen doch nicht alle neuere Nachrichten gebraucht sind, und die man hier überhaupt wohl schwerlich erwartet.

Unter den Giften endlich, die Folgen eines widernatürlichen Zustandes im thierischen Körper sind, wird vorzüglich der Hundebiß behandelt, den er auch den Autoren tödlich zugibt, wenn das Gift auch nicht unmittelbar dem Blute eingeflößt ist. Es ist hievon und von den Gegenmitteln sehr vieles fleißig gesammelt. Doch finden wir den James und Nugent nicht.

Me.

Medicinische Commentarien von einer Gesellschaft der Aerzte in Edinburg. Dritter Theil. Erstes und Zweytes Stück. Altenburg, Richter, 1776.

Wir berühren jetzo so wenig, wie sonst, die Recensionen: aber die eignen Aufsätze bleiben immer wichtig. White sucht die Beschuldigung, als ob das Bley in die Säfte und kleinen Gefäße aufgenommen, schade, wegzuräumen. Er legt ihm die Kraft bey, die zu starke und heftige Reizung der thierischen Faser zu beruhigen, und leitet daraus desselben äußern Nutzen und innern Schaden her, den es aber nur durch die unmittelbare Berührung der innern Därme äußert, ohne in die Circulation der Säfte mit aufgenommen zu werden. Er will also von bleyischen Gurgelwassern, und sonst innerlich von der Bleytinctur bey dem zu starken Erethismus noch Nutzen hoffen

hoffen. Wenigstens hat er von der äußerlichen Application den gefürchteten Schaden nicht wahrgenommen. Auch schlägt er vor, den hohen Grad der Kälte zum Schmerzstillen anzuwenden, der einem mit Aether (auch mit jeder geistigen Feuchtigkeit) bestrichenen Körper mitgetheilt wird, wenn man durch Blasebälge viel Luft daran blasen läßt. **Gordon** hat einem Soldaten, der unterm Baden des Kopfs taub ward, durch die Speichelcur das Gehör wieder verschafft. (Der Rec. hat eben das mit Glück bey einem Jüngling versucht, der viel Jahre taub gewesen war, und bey dem er etwas angeschwollne Drüsen bemerkte, die hier auch wohl der Fall gewesen sind.) **Bell** von zertrümmerten Wirbelbeinen in einem Geschwüre, dessen erste Ursache ein Ueberfahren über die Gegend viel Jahre vorher gewesen war. **Cockson** sah vor dem Monatlichen eine heftig stinkende Materie abgehen, worunter viel kleine geschwänzte Würmer waren, die wir besser beschrieben gewünscht hätten. **Hmoson** bestätigt, daß die rothen Theile des Bluts sich wie flache Bläschen zeigen, mit einer kleinen dichten Sphäre in der Mitte. Im Wasser werden sie aufgelöst und kugelförmig: durch Zusatz von Salzen aber in ihrer eigenthümlichen Gestalt erhalten. Die Brustdrüsen und die lymphatischen Drüsen hat er mit diesen mitteln dichten Sphären angefüllt gefunden, und legt also denselben dieses wichtige Geschäffte bey, sie für die Blutmasse herzugeben, und in der Milz werden sie mit den Blasen überzogen. Und da das Blut aus der Milzblutader nicht, wie aus allen andern, gerinnt: so ist die gerinnbare Lymphe in der Milz geblieben, und daselbst in die rothen Bluttheilchen verwandelt worden. Es können indessen die lymphatischen Drüsen das Amt der Milz versehen, und daher ohne großen Schaden der Gesundheit Thiere ihrer Milz beraubt werden, wie Eines Ohrs, weil sie doch das andre noch haben. **Gahns**, eines Schweden, Proceß aus Knochen der Thiere Phosphorus zu bereiten, ist merkwürdig: aber keines Auszugs fähig. **Rusch** hat auch die Zinkblumen in der Epilepsie kräftig gefunden. Ein sechzigjähriger Mann hat lauter neue Zähne bekommen, und im 69sten noch drey der letztern gehabt. **Percivall** beschreibt die Leichenöffnung eines Mannes, der an der von **Heberden** beschriebnen **Brustbräune** gestorben. Er hatte eine große scirrhöse Leber, auch war es der Magen, und die Blutadern der Lunge waren sehr aufgetrieben. **Cochran** hat in der Mundklemme mit kaltem Wasser begießen, darauf reiben oder sonst starke Bewegung geben, und

sodann mit 100 Tropfen Laudanum schwitzen lassen. Schon Lind hatte das kalte Bad vorgeschlagen. Daß Schwangern wilde Wasser mehrmals weglaufen, ist nicht selten: aber so anhaltend als in dem Falle, den Alexander erzählt, und der Monate dauerte, ist sehr selten. Die Entbindungen waren doch glücklich und die Kinder wohl. Odier zu Genf hat Zinkblumen und ammoniakalisches Kupfer beyde mit Nutzen versucht, und sie verbunden in stärkerer Gabe reichen können, als jedes allein. Derselbe hat eine seltne Erweiterung und Verhärtung des Schlundes gesehen, die ein Wundarzt, da der Sack an beyden Seiten des Halses sichtbar war, durch Zusammendrücken mit einer passenden Binde und Schierlingspillen hob. Fielding von einer verschlossenen Scheide, wobey das aufgehaltne Geblüt schwere Zufälle veranlaßte, die nach der Operation allmälig verschwunden. Percivall erzählt Fälle, in denen die äußerliche Application der Bleymittel doch so unschädlich nicht gewesen. Haygarth hat gefunden, daß man statt der Zinkblumen oft erdige Mittel erhält. Diese brausen mit Säuren und bleiben weiß: die wahren Zinkblumen brausen nicht und werden im Feuer gelb und so lang sie heiß sind. Nachher werden sie wieder weiß, wie sie erkalten. D. Parr hat in der Brustbräune Blasenpflaster und Mohnsaft mit Nutzen gebraucht.

Va.

Sammlung auserlesener Abhandlungen, zum Gebrauche practischer Aerzte. 1777. Dritter Band. Zweytes Stück. Geht von S. 207.—394.

Dies Stück liefert wieder einige wichtige Aufsätze. Bey Aikins Gedanken über die Hospitäler ist sogleich bey uns der Wunsch entstanden, in der Fortsetzung dieser Sammlung künftig auch eine Uebersetzung von der neulich in Frankreich über eben denselben Gegenstand erschienenen Schrift zu setzen. A. will, man solle bey der Anlage eines Hospitals mehr dem Arzte, als Baumeister folgen. Die viereckigte Gestalt und langen Säle seyn schädlich, lieber eine Reihe von Zellen, die sich alle in eine weite Gallerie öffnen, wo die Luft durchstreicht, wie zu Greenwich. Lieber viele kleine an verschiedenen Orten der Stadt, als ein einziges großes. Vorzüglich die venerischen und chirurgischen Kranken aufzunehmen.

nehmen. Keine mit Krebsschäden, weil es nicht wahrscheinlich, daß sie curirt werden können. (Es würde eine vortreffliche lehrreiche Parallele seyn, wenn alle großen Hospitälern vorgesetzten Aerzte, die Anzahl der Kranken und Todten jährlich herausgäben; und wenn man alsdenn sähe, wie eine so große Anzahl das Hotel Dieu zu Paris verschlinget, das große Hospital zu Zürich, das St. Georgen Hospital in London ꝛc. wieder rettet, würde man nicht sowohl auf die medicinische Methode und Behandlung, als vielmehr auf die öconomische Einrichtung und medicinische Policey schliessen können.) Keine Lungensüchtigen müssen nach A. aufgenommen werden, und zwar zu ihrem eigenem Besten. Ganz Recht hat er auch, daß man gemeiniglich ein Hospital nicht zur Heilung von Kranken, sondern zur Unterstützung und Aufnahme abgelebter alter Personen bestimmt. (Der Rec. hat es sich bey dem seinigen zum Gesetze gemacht, keine Kranken aufzunehmen, die eine ansteckende, oder dem Ansehen nach unheilbare Krankheit haben, obgleich der Uebersetzer meynet S. 225, daß dieß zu weit gegangen sey. Die so genannten out-patients der Engländer S. 246, geben doch in der That viele Schwierigkeit, wenn es auch nur die einzige wäre, daß der Arzt selten eine zuverläßige Beobachtung machen kann.) Bey den Sechswöchnerinnen, sagt der Verf., begeht man gemeiniglich den Fehler, daß man den Zustand einer Gebährenden zu sehr für eine Krankheit ansieht S. 247. Das Kindbetterinnenfieber sey eine künstliche Krankheit und fauligter Art, die sich mehr in als außer den Hospitälern gezeigt habe.

In Percivalls Sendschreiben über eben diese Materie wird gesagt, daß in das Hotel Dieu jährlich ohngefähr 22 tausend aufgenommen werden, von denen mehr als der 5te Theil stirbt; in zwey der größten Hospitäler zu London sterben jährlich ohngefähr 600, oder einer von 13; zu Manchester in dem Hospitale, welches ganz frey liegt, und wo die Luft einen guten Zugang hat, der 22ste. Uebrigens geht P. mehr ins Detail des innern kleinen Haushalts von Hospitälern, z. E. von der Kost ꝛc. In dem Hospitale zu Leicester hat man eiserne Bettstellen.

Die Gedanken des holländischen Arztes über die Behandlung der Blattern, der sie nicht für eine inflammatorische Krankheit, sondern die damit verbundene Entzündung der Haut für eine Art von einem dem Rothlaufe ähnlichen Ausschlage ansiehet, täglich purgiret ꝛc. haben den

Rec. nicht überzeugt, da gar zu viele Erscheinungen bey dieser Krankheit das Gegentheil beweisen, wovon wir nur die einzige hier anführen wollen, da bey dem Ausbruchsfieber fast nichts von Röthe auf der Haut, sondern schwarzen Flecken zum Vorschein kommen, die hier und da nur ein blasses Knötgen hervor kommen lassen.

Hey und Percivalls Beobachtungen über den Nutzen der festen Luft in Clystieren sind nicht entscheidend genug, da so viele Arzneyen neben her gegeben worden.

Die Abhandlungen von Brüning und Theden übergahen wir, da sie in Deutschland ohnehin schon bekannt geworden sind.

Aaskow bestätigt die gute Wirkung des Wolferley (Arnica). Die übrigen Behandlungen sind weniger lehrreich; aber wegen der angezeigten verdienet der Sammler unsern Dank.

Der Arzt in Deutschland, in den ältern und mittlern Zeiten, historisch vorgestellt, in einem Schreiben an S. T. Herrn Heinr. Fr. Delius — von Sam. Wilh. Oetter, Hochfürstl. Brandenburgischem Geschichtschreibern. Nürnberg, 1777. bey Schwarzkopf. 8. 102 Seiten.

Der V. will beweisen, daß die Geistlichen in Deutschland allzeit auch die Aerzte gewesen sind; er holt aber dabey so weit aus, ist so eckelhaft Pedant und Etymolog, daß wir zweifeln, ob ein Leser alle 102 Seiten wird aushalten können. — Doch etwas zum Beweise: Der Heiland war ein leiblicher Arzt S. 21. Moses war der gröste Theolog, der jemals gelebt hat; er war aber auch ein Medicus, und wie kann (Lindinger) ein neuer Schriftsteller eine Wahrheit verneinen, welche die ältesten Scribenten, und darunter ein Philo, bezeugen oder bejahen? S. 7. σοφία bedeutet auch so viel, als *facultas*, *facultas* aber ist so viel als σοφία, daher wird man leicht errathen können, was die theologische Facultät bedeuten soll, nehmlich die theologische Weisheit oder Wissenschaft. Nun folgt S. 51 eine gelehrte etymologische Untersuchung des Wortes Aderlasser und

und Scherer, die uns aber unsre Leser nicht zumuthen werden, daß wir sie auch abschreiben sollen. Am erträglichsten ist doch noch die Erklärung S. 19 des Wortes *ραvίς*; hier und da auch der Fleiß des Verf. nicht zu läugnen; aber seine Folgen, die er zuweilen ziehet, sind so lächerlich, seine Schreibart so trocken, daß wir hoffen, Herr Delius werde ihm doch im Vertrauen widerrathen, die Schrift fortzusetzen, wie er am Ende drohet, das unterschrieben ist: **Mark Erlebach, am Gedächtnißtag der heiligen Aerzte Cosmas und Damianus.**

Kd.

Elcan Isaac Wolff, der W. W und A. W. Doctor in Mannheim, von den Krankheiten der Juden, seinen Brüdern in Deutschland gewidmet. Mannheim, bey Schwan. 1777. in 8. 6 Bogen.

Herr W. meynt es gut mit seinen Brüdern; er entdeckt ihnen mancherley Fehler in der Erziehung und Lebensordnung, woraus die ihnen gewöhnlichsten Krankheiten ihren Ursprung nehmen, und giebt ihnen allerley guten Rath, den sie nun freylich schon aus hundert gründlichern Schriften wissen könnten, wenn sie beliebten, (denn in der That ist Hrn. W. Schrift ein wenig flach,) den sie aber vielleicht von einem ihrer Bundsgenossen begieriger lernen und williger befolgen. Etwas neues oder vollständiges findet man hier nicht; aber auch nichts falsches und übertriebenes, vielmehr zeuget der ganze Vortrag von guten gesunden Grundsätzen, und einer practischen Einsicht, die dem Verf. Ehre macht. Wenn nur das in seinen Vorurtheilen verhärtete Volk, die ihm hier treulich gegebenen Lebensregeln folgsam annehmen will, so wird es allerdings dadurch seinen elenden Zustand um vieles verbessern, und dem Verf. Dank schuldig seyn. Einige von den vorgeschlagenen Arzneymitteln könnten wohl etwas simpler seyn.

Hm.

Delectus Dissertationum medicarum Argentoratensium; collegit et edidit *Philipp. Ludov.*

Wittwer, M. D. *Vol. I.* Norimbergae apud Baueri. Vid. 1777. In gr. 8. 1 Alph.

Nach den Beyspielen der Herren **Klinkosch** und von **Wasserberg**, welche die kleinen academischen Schriften, die zu Prag und Wien ans Licht getreten, gesammlet haben, will nun auch Herr W. das Publicum mit den Straßburgischen beschenken, theils weil sie sich selten gemacht haben, theils und hauptsächlich aber ihrer Vortrefflichkeit wegen, die außer allen Widerspruch gesetzt ist. Hr. W. macht den Anfang mit den zur Chemie und Materia medica gehörigen Dissertationen, welche entweder unter Herrn **Spielmanns** Vorsitze vertheidiget, oder doch nach seinem Sinne ausgearbeitet worden sind. Diesen sollen die anatomischen, physiologischen und chirurgischen des Herrn **Lobstein** und seiner Schüler folgen. Doch wird man keine vor dem Jahre 1748 herausgegebenen Aufsätze in diese Sammlung aufnehmen, theils weil sich mit diesem Jahre die güldne Epoche der Straßburgischen medicinischen Facultät anfängt, theils weil die besten von früher erschienenen, bereits in andern Sammlungen aufbewahrt worden sind. Dieser erste Theil enthält folgende acht Dissertationen: 1) *Iac. Reinh. Spielmann*, M. D. et Prof. Diss. inaug. de principio salino. 2) Ei. et *Bernh. Henr. Rang*, de optimo infantis recens nati alimento. 3) *Io. Frider. Ignat. Probst*, de sale volatili cantharidum; 4) *Io. Kesselmaier*, de quorundam Vegetabilium principio nutriente. 5) *Phil. Iac. Imlin*, de Soda et inde obtinendo peculiari Sale. 6) *I. R. Spielmann* et *Io. Fr. Ehrmann*, de Hydrargyri praeparatorum internorum in sanguinem effectibus. 7) Ei. et *Io. Herrmann* Cardamomi historia et vindiciae. 8) Ei. et *Io. Mich. Röderer*, Experimenta circa naturam bilis. Jeder Kenner der Kunst und ihrer Beförderer wird dem Herausgeber danken, daß er ihm diese zerstreueten Aufsätze eines **Spielmanns** über so wichtige Materien hat sammlen wollen. Daß wir uns, bey der Menge neuer Schriften, mit der Recension solcher, die nur neu abgedruckt worden, so sehr sie es vor den meisten neuern verdienten, nicht abgeben können, ist denen, die den Zweck und die Einrichtung unsrer Bibliothek kennen, zu bekannt, als daß wir nöthig hätten, es hier zu entschuldigen.

G.

Ther-

Thermarum Toeplicensium in inferiori Carniola existentium examen, et vsus, mandato et sumtibus celsissimi S. M. I. Principis *ab Aursperg* suscepta et descripta ab *Antonio Castellez*, Med. Doct. et phys. Labacensi. Prüfung und Gebrauch des warmen Bades zu Töpliz in Unterkrain — Wien 1777. bey Kurzböck. 4.

Man darf diese Quelle, ob sie gleich auch schon 400 Jahre bekannt seyn soll, nicht mit der in Böhmen verwechseln, die besonders Troschel beschrieben hat. Der Verf. dieser vor uns liegenden Schrift giebt es von einigen Quellen in Krain als was Merkwürdiges an: alii, quod miratu dignissimum est, et qualibus vix aut ne vix quidem patria vlla gloriari potest, appetitum famis ad instar excitant — eine Eigenschaft, weswegen man jedoch nicht erst nach Krain zu reisen nöthig hat, die nicht nur gewöhnlich die mineralischen Wässer besitzen, sondern die man auch in ganz unmineralischen antrifft, und die oft ganz allein von der Art, es zu trinken, abhänget. Die Schrift ist deutsch und latein zugleich abgefaßt, welches in den österreichischen Staaten ohne Zweifel nothwendig, und noch neulich bey dem letzten Werke des Leibarztes von Störk, geschehen ist. Das S. 17 beschriebene Badezimmer, worinn 150 Personen zugleich baden können, ist allerdings eine Seltenheit, hat aber auch große Unbequemlichkeiten, und vielleicht finden es viele ihrer Bequemlichkeit und dem Wohlstande nicht gemäß, sich ohne Noth in einer so großen Gesellschaft zu baden. Doch wenn diese und andre Badstuben nur täglich zweymal gereinigt werden, S. 18, so ist es freylich besser, zugleich, als einer nach dem andern zu baden. Folgendes ist das Wichtigste von den Bestandtheilen. Die Metalle werden von dem Wasser nicht angegriffen, es macht in einem ganzen Jahre keinen Satz — (desto schlimmer) die es trinken sowohl als die darinn baden, schläfert das Wasser ein, (das verstehen wir nun so wenig im Deutschen als Lateinischen S. 22) der Thermometer (ohne Zweifel der Fahrenheitische) steigt auf 83 Grad aufs höchste. Das stärkste Vitriolöl verursachet im Wasser nicht die geringste Veränderung. Der Veilchensaft bekommt eine grünligte Farbe. Vom Bleyzucker wird es milchartig, von der Säure wieder klar. An das Eisenblech setzen sich kupferne Flecken, und das Eisen wird aufgelöset, das Wasser macht

macht alsdenn mit Granatäpfeln Dinte. Es hat nie Geruch oder Geschmack. Aus 57 Unzen blieben nach der Abdämpfung nur 30 Grane Bodensatz; (die kaum einer Untersuchung werth sind) der steinerne Fußboden wird bläulicht grün — ein kleiner Beweis von Kupfer. Zu den Wirkungen werden S. 39 auch wirklich mitgezählet, daß es den Durst lösche, und 3) die trocknen Theile befeuchte, (freylich sobald es naß ist) auch 7) die meisten Körper auflöse. Paracelsus und Angelus Sala sind die Lieblingsschriftsteller des Verf. In der ansehnlichen Sammlung von Gebrechen, dawider dieß erbärmliche Wasser nun heilsam seyn soll, werden auch: *pituita vitrea*, die glasartige Feuchtigkeit, und *Leucophlegmatia*, die bösen Feuchtigkeiten mit verzeichnet. Wie trübe sieht es doch in jener Gegend noch aus, und wie wenig hat das Licht einer gereinigten Arzneywissenschaft daselbst noch aufgekläret! Das ist man nun schon bey dieser Art Schriften, auch in andern Gegenden gewohnt, daß nicht leicht eine Krankheit übrig bleibt, dawider das Wasser nicht angepriesen würde. Das Nützlichste in dieser Schrift ist doch noch, daß einige Krankheiten genannt werden, wo das Wasser schaden soll, das wahrhaftig bey Beschreibungen wichtigerer Quellen eine Nachahmung verdiente. Ist 62 Seiten stark.

Kd.

Paroli au même. Tisserant und Gaßner. Ein Beytrag zur Geschichte des deutschen Menschenverstandes im achtzehnten Jahrhunderte. Gedruckt im lieben Deutschlande. 1777. In 8. 2 Bogen.

Voules-vous acquérir un grand nom, être fondateur? Soyez complettement fou, mais d'une folie qui convienne à votre siécle. Ayez danz votre folie un fond de raison, qui puisse servir à diriger vos extravagances; et soyez excessivement opiniatre. Il pourra arriver que vous soyez pendu: mais si vous ne l'êtes pas, vous pourrez avoir des autels.

Man wird sich vielleicht eines gewissen Betrügers, Tisserant, erinnern, der 1769. als ein heiliger Pilgrim einen Theil Deutschlands durchzog, überall Wunderkuren that, sich trefflich bezahlen ließ, Niemanden curirte, wohl aber in

Würzburg, auf Anstiften zweener Aerzte, von einem Studenten geprellt wurde, der sich anstellte, als ob ihm eine Schulter verrenkt sey, sich öffentlich von dem Prahler operiren ließ, und endlich, als das Volk die glückliche Cur beklatschte, den Betrug offenbarte, worauf in wenig Tagen Tisserant und seine Bande die Stadt und Deutschland verliessen, und wider ihr gethanes Versprechen niemals zurückgekehrt sind. Mit diesem Wunderbuben, dessen ärgerliche Geschichte hier ausführlich beschrieben wird, vergleicht der Verf. den neuen Teufelsbanner, Gaßner, recht in dem Tone, wie man von solchen Sachen reden sollte, ohne ihnen durch Ernst und Wehklagen einen Schein von Wichtigkeit zu geben.

„Hundertmal, sagt der Verf., hätte ich dem geistlichen „Marktschreyer Gaßner eine ähnliche Probe machen können, „(wie dem Tisserant in Würzburg geschahe,) wenn der „Kerl nicht Religion ins Spiel gemischt hätte. Man war „Freygeist, und wurde gesteinigt, wenn man nur zu wider„streiten wagte: der Henker mag sich aber eines Narren we„gen steinigen lassen. Ich wagte es nicht, ein Wort auf der „Post zu sagen, wo ich logirte. Ich war fromm und still, „wie eine Quackerin. Gaßner arbeitete auf einer neuen „Bahn. Fast alle Krankheiten waren vom Teufel, und wur„den als Teufelswerke von ihm durch priesterliche Gewalt ge„heilet. Durch priesterliche Gewalt! riefen die katholischen „Geistlichen. Das können wir also auch. Wir dürffen nur „Zutrauen auf unsre Kräfte haben. Da steht man, was ein „Priester ist. Gott hat den Mann geschickt, um alle böse „Christen zu überzeugen, welche Kraft und Würde ein Prie„ster besitzt. — Alle, die nicht glauben, daß G. oder wir „solche Männer seyn, sind Freygeister. Pereant! pereant! „— Alle Mönchentaschen waren voll Briefe von geschehenen „Wundern. — Schwärmerische Protestanten ließen sich auch „von dem Strome hinreißen; sie waren nicht hartgläubig „und einsichtig genug, Gaßners Taschenspielereyen zu un„tersuchen. Sie schrieen also auch Wunder über Wunder! „— Einige rechtschaffene Männer widersetzten sich. Man hieß „sie Freygeister und verlachte sie: denn nie lacht man mehr, „als wenn man seinen Verstand verloren hat, und so war es „damals wieder der Fall der meisten Deutschen, wie beym „Tisserant. — Es mußte den Mönchen unendlich viel daran „gelegen seyn, Gaßners Sache zu vertheidigen. Das An„sehn der Geistlichkeit, der Abgang der Hexenpulver, u. dgl.

„hätte

„hätte sich hierbey unendlich vermehrt. Ueberhaupt vermeh-
„ren sich ihre Revenüen, so wie das Volk dummer und aber-
„gläubischer wird. Sie mußten also wichtige Herren zu ge-
„winnen, welche die Wunder Gaßners bis nach Wien ver-
„theidigten. Es wurde endlich ganz Deutschland in Bewe-
„gung gesetzt. — Die Geistlichen hatten nun dem G. das
„Ding abgelernt. Sie liefen allenthalben herum, Kranke
„durch geistliche Machtsprüche zu curiren und Teufel auszu-
„treiben. — Das muß ich hier öffentlich gestehen, daß ich
„wenige für Betrüger halten konnte. Es war den guten Leu-
„ten Grunderust. Die Unwissenheit dieser Leute läßt sie gar
„zu leicht in Schwärmerey und Aberglauben verfallen. Denn
„ein katholischer Geistlicher, der Menschenverstand hat, ist
„gar ein seltener Vogel; er ist bey den Protestanten, (die Leh-
„rer auf Universitäten mit eingeschlossen,) etwas Seltenes. —
„Bey dem Urstifter dieser Schwärmer, beym G., äußerte
„sich schon mehr Betrügerisches.“ —

Der Verf. läßt dieß nicht ohne handgreifliche Beweise;
aber man muß sie bey ihm selbst lesen. Wir begnügen uns
damit, nur bloß den Schluß dieser lesenswürdigen Brochüre
auszuziehen.

„Närrische Menschen sind wir! Wir sind in dem Besitze,
„alles aus natürlichen Ursachen zu erklären. Alles, was
„um uns geschieht, hat seine natürliche Ursache, welche wir
„finden können, wenn wir scharfsinnig und aufmerksam ge-
„nug sind. Warum lassen wir uns alsbald durch jeden Nar-
„ren aus Possession treiben, und nehmen lauter übernatürli-
„che Ursachen an, wenn man uns das geringste Blendwerk
„vorzumachen weiß? — Ein vernünftiger Mann muß immer
„zweifeln und nie blinden Beyfall geben. Man muß hart-
„gläubig bey neuen Erscheinungen seyn, besonders da wir
„aus der Erfahrung wissen, daß wir so oft durch schnell er-
„theilten Beyfall sind betrogen worden. Es ist aber zum Un-
„glücke dieses just nicht das Temperament und das Verfahren
„der jetzigen Adamskinder. Ob sie einstens besser werden sol-
„len, weiß ich nicht. Vielleicht niemals. — Die Geschichte
„Tisserants hätte uns für G. warnen können. Man lasse
„aber einen Dritten morgen erscheinen, so sind wir etwa wie-
„der bereit, aus uns machen zu lassen, was er gerne will.
„— Es darf noch einige Apocalyptiker, wie Crusius, und
„unruhige Zänker, wie Piderit, auf Universitäten geben: so
„wird Schwärmerey immer allgemeiner, und Menschenver-

„stand

„stand seltener werden. Was soll man von der Geschichte des „famösen Geistercitirers, Johann Schröpfers denken, den „ein Crusius verherrlichet hat? — Das sind aufgeklärte „Zeiten; das Gott erbarm! Eine Narrheit über die andre! „— Fürwahr, es scheint nichts so abentheuerlich, nichts so lä„cherlich und widersprechend, das man dem Menschen nicht „aufbinden könne. Sie nehmen alles mit Beyfall an, wenn „es nur neu ist, und wunderbar klingt. Man hat ja an Na„tionen ohne Köpfe, an Leute mit zween Köpfen, mit einem „Beine, u. dgl. geglaubt. Man wird noch närrischere Dinge „glauben, ehe ein Jahrhundert vorüber ist. Welchen Lär„men haben einstens die Blutsauger gemacht! — Gut! es „wird noch lange nicht besser werden. Man lasse immer An„dre den Häckerling für Rosinen halten, wenn man uns nur „nicht nöthigen will, dergleichen Dellcatessen mitzuspeisen!“

Gz.

4. Weltweisheit.

Allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens. Eine Abhandlung, welche den von der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin auf das Jahr 1776 ausgesetzten Preis erhalten hat, von Johann August Eberhard, Prediger in Charlottenburg. Berlin, bey Voß, 1776. 8. 255 Seiten.

Précis du Mémoire de Mr. *Jean Auguste Eberhard* sur la faculté de penser et de sentir, qui a remporte le Prix proposé pour l'anneé 1776 par l'Académie royale des sciences et belles lettres de Prusse. A Berlin chez Voss. 8. 30 S.

Da die Aufgabe der Königlichen Akademie von einem so weitem Umfang war, so mußte eine Abhandlung, die derselben einigermaßen Genüge thun sollte, so wie diejenige, die ich jetzt anzeige, einen vollständigen Grundriß der ganzen Psychologie enthalten, und eine allgemeine Theorie des Denkens

kens und Empfindens liefern. Einen Auszug aus dieser meisterhaften Abhandlung wird man hier um so weniger erwarten, da unsre Anzeige zu spät kommt, als daß wir durch dieselbe die erste Neubegierde der Liebhaber und Kenner befriedigen, oder eine Schrift allererst ankündigen und empfehlen könnten, die durch das günstige Urtheil einer berühmten Akademie, durch den Namen ihres Verfassers, den Deutschland als einen scharfsinnigen und tiefdenkenden Weltweisen und eleganten Schriftsteller kennt, und durch ihren eignen Werth sich bereits allen philosophischen Lesern empfohlen hat, und lange gelesen und durchstudirt ist. Ohnedem können solche Leser, denen mit einem Auszuge gedient ist, sich an den oben angezeigten Precis halten, den die Akademie von dieser Preisschrift, ihrer Gewohnheit nach, herausgegeben, worinn sie den hauptsächlichen Inhalt derselben finden werden. Der Stellen, wogegen sich meiner Einsicht nach, etwas erinnern ließe, und wo mir die Theorie des V. nicht völlig befriedigend scheint, deren Erörterung aber in zu große Weitläuftigkeit führen würde, habe ich nur wenige gefunden, und ich gestehe gern, daß mir keine psychologische Schrift von irgend einem Schüler Leibnitzens bekannt ist, wo die wichtige Lehre dieses Weltweisen von den dunkeln Ideen tiefer durchgeschauet, in ihrem ganzen Umfang gründlicher ausgeführet, und zur Aufklärung der Seelenlehre, zum Dienst der Moral und der schönen Wissenschaften glücklicher genützt und angewandt worden, als die gegenwärtige, die zugleich den bekannten Vorwurf der Unnützlichkeit und Unfruchtbarkeit, den man der spekulativen Philosophie zu machen pflegt, durch die That selbst, bis zur Beschämung der Antimetaphysiker abweiset.

Ich verbinde hiemit die Anzeige folgender Schrift, welche die Akademie nächst der Preisschrift für die beste erklärt hat.

Recherches sur la faculté de sentir et sur celle de connoitre.

> Sin has ne possim naturae accedere partes,
> Frigidus obstiterit circum praecordia sanguis:
> Rura mihi et rigui placeant in vallibus amnes
> Flumina amem siluasque inglorius.
>
> Virgil. Georg. Libr. II. v. 483 4.

à Berlin chez Decker. 1776. 8. 125 S.

Der

Der unbekannte Verfasser handelt dem Verlangen der Akademie gemäß seine Materie in drey Abschnitten ab. In dem ersten beschreibt er die Entwickelung der ursprünglichen Bestimmungen der beyden Kräfte der Seele, und die Gesetze, nach welchen sie sich richtet. Im zweyten untersucht er den wechselseitigen Einfluß beyder Kräfte auf einander, und in dem dritten trägt er die Grundsätze vor, aus denen sich erklären läßt, wie das Genie und der Charakter eines Menschen von dem Grad der Stärke und des Fortgangs der einen und der andern dieser Fähigkeiten, und von dem Verhältniß, worinn sie gegen einander stehen, abhange. Bey der Ausführung dieser Materien hält sich der V. bloß an die analytische Methode, zergliedert genau die äußerlich wahrzunehmende Entwickelung, Veränderungen und Aeußerungen der Kraft zu empfinden und zu denken, und zeigt sich als einen aufmerksamen und getreuen Geschichtschreiber der Seele, ohne, wie Herr Eberhard, die synthetische Methode mit der analytischen zu verbinden, sich in seinen Untersuchungen auf Grundbegriffe und allgemeine Grundsätze einzulassen, und durch das Licht, das diese, wenn sie gehörig betrachtet und angewandt werden, auf den ganzen Mechanismus der Seele werfen, seinen Gegenstand bis zur Befriedigung wißbegieriger Forscher aufzuklären. Daher verhält er sich in der Bearbeitung seines Thema zum Hrn. Eberhard, ohngefähr so, daß er seine Leser ein sehr zusammengesetztes und herrliches Kunstwerk, nach seinen Theilen, Wirkungen und Veränderungen, genau wie eine Veränderung auf die andre folgt, sehen und bemerken läßt; da hingegen Herr Eberhard uns eben dieß zeigt, oder die Kenntniß davon voraussetzt, und uns dann hinter die Dekorationen führt, und uns das eigentliche Triebwerk und den innern Mechanismus des prächtigen Schauspiels bemerken läßt. Ohne Zweifel ist dieß letztere das schwerste, aber auch, wenn es einigermaßen glückt, das nützlichste und verdienstvolleste Geschäfft des Forschers der menschlichen Seele, denn hiedurch schärft er unsre Blicke, daß wir nun jene auffallende äußere Phänomene genauer und richtiger bemerken, und vermehrt auf diese Weise nicht nur unser Vergnügen an der Betrachtung derselben, sondern wird uns auch durch die mitgetheilte tiefere Kenntniß zur vortheilhaften Anwendung des Gesehenen beförderlich.

Bm.

J. Chr. Lossius Unterricht der gesunden Vernunft; Zum Gebrauch seiner Zuhörer. Erster Theil. 1777. 8. 22½ Bogen. Gotha, bey Ettinger.

Dieser erste Theil ist ohne Vorrede. Im Texte finden wir, daß die Vernunftlehre folgen soll. Hier kömmt inzwischen vor. I. 1. Natürliche Geschichte des menschlichen Geschlechtes. 2. des einzeln Menschen. II. Experimentalseelenlehre. 1. Vom Daseyn der Seele und der nothwendigen Verbindung mit einem organischen Körper. 2. Theorie der sinnlichen Empfindungen und Begriffe. 3. Von Gedächtniß, Phantasie und Einbildungskraft. 4. Von der Beobachtung und Erfindung, als psychologische Erscheinung betrachtet. 5. Von den Wirkungen des Verstandes und der Vernunft. Der Vortrag ist ganz gut. Hin und wieder müßte einiges genauer bestimmt seyn. Vielleicht geschieht es im folgenden.

Sw.

Philosophische Aufsätze von Carl Wilh. Jerusalem, herausgegeben von Gotth. Ephr. Lessing. Braunschweig, im Verlag des Waisenhauses, 1776. in 8. 116 Seiten, ohne die Vorrede.

Der Herausgeber sagt in der Vorrede von dem jungen Jerusalem so viel Gutes, und dieses Gute bestätigt sich so sehr in den Aufsätzen selbst, daß wir den frühen Verlust dieses Mannes mit ihm zu beklagen nicht umhin können. Die Aufsätze selbst sind die Folgen freundschaftlicher Uneinigkeiten in philosophischen Materien, die in Unterredungen darüber zwischen Hrn. Lessing und dem Verf. entstanden waren. Die Materien sind interessant, und mit einer Stärke und Deutlichkeit des Raisonnements behandelt, davon man in unsern empfindsamphilosophischen Tagen nicht viel Beyspiele mehr sieht. Der erste Aufsatz enthält einen Beweis, daß die Sprache durch Wunder den ersten Menschen nicht mitgetheilt seyn kann; oder bestimmter, daß Gott den ersten Menschen die Sprache nicht eingegeben hat. Das Raisonnement ist kurz dieses: entweder hat Gott den Menschen die ganze Sprache auf einmal, oder nach und nach, eingegeben; nicht das letzte, denn das würde eine ununterbrochene Folge von vielen Wundern seyn. Auch

nicht

nicht das erste; denn entweder gab Gott der menschlichen Seele ein außerordentliches Vermögen, die Sprache selbst zu erfinden, oder er setzte den Menschen auf einmal in den Besitz der Sprache selbst. Das erste ist gegen den Grundsatz, daß die Seele nur eine Kraft besitzt. (Hiegegen würden diejenigen, die der Seele mehrere wesentlich verschiedene Kräfte beylegen, noch manches einzuwenden haben; und dieß benimmt der Evidenz des Beweises etwas.) Das andere kann nur geschehen, entweder daß Gott den Menschen in den Besitz der Worte ohne Ideen; oder beyder zugleich setzt. Das erste ist ungereimt, denn wozu Worte ohne Ideen? auch das letzte, denn so entstehen in der Seele Ideen ohne zureichenden Grund. Aber hat nicht Gott das Gehirn der ersten Menschen so organisiren können, daß die Erschütterung der Fibern durch ein sinnliches Objekt, zugleich die Idee des der Idee entsprechenden Wortes hervorbrächte? Unmöglich, denn daraus würde Verwirrung entstanden seyn, weil jedes sinnliches Objekt mehr als eine Vorstellung auf einmal hervorbringt: z. B. die Rose die Ideen von roth, Geruch, Blatt. Was dieser Aufsatz beweisen soll, sagt Hr. Lessing in dem angehängten Zusatze, beweiset er sehr bündig, und das ist, daß uns eine solche Eingebung der Sprache durchaus unbegreiflich ist. Und was folgt? daß der Mensch die Sprache selbst erfunden hat? Keinesweges, denn sie kann ihm durch Umgang mit höhern Wesen, durch Herablassung des Schöpfers selbst, seyn gelehrt worden. Die Güte Gottes, und die Nachrichten des ältesten Geschichtschreibers, fährt er fort, machen dieß wahrscheinlich. Auf der einen Seite freylich; aber auf der andern, den Grundsatz vorausgesetzt, daß man ohne Noth keine Wunder annehmen muß, weil es der göttlichen Weisheit angemessener ist, die Welt nach den einmal festgesetzten Naturgesetzen zu regieren, sollte es da nicht eben so wahrscheinlich werden, daß Gott den Menschen die Sprache selbst habe erfinden lassen, vornehmlich wenn man darthun könnte, daß erwachsene sprachlose Menschen sich erhalten, vermehren, und so auf natürlichen Wegen des Schöpfers Absichten erfüllen können? Zwar könnte man sagen, wie sollte Gott die Menschen so roh hinleben lassen? Aber man würde darauf die Gegenfrage erwarten müssen: wie läßt er nach so vielen Jahrtausenden noch diese Stunde in den Wildnissen von Afrika und Amerika so viele tausend Menschen leben, die nicht viel mehr Verstand besitzen als ihre Nachbaren, die Orang Outangs? Die Wunder, und höhern Wesen sind ein leichtes Mittel allen

Schwierigkeiten zu entschlupfen, weil es uns keine Mühe kostet, sie zu glauben; allein, wenn man auf der andern Seite erwägt, daß Gott sein Gebäude nach einem festen Plan errichtet, und auf Naturgesetze gestützt hat; daß er als ein allweises Wesen alle Fälle voraus gesehn, und voraus geordnet hat, und folglich seinen eigenen Anordnungen nicht untreu werden kann: so ist man immer geneigt, den Wundern so viel möglich auszuweichen; und fordert etwas mehr als bloße Vermuthungen, wenn vom Glauben an ein Wunder die Rede ist.

Der andere Aufsatz betrifft die Natur und den Ursprung der allgemeinen und abstrakten Begriffe. Aehnliche Begriffe erwecken einander; wenn also mehrere besondere Begriffe mit einem gemeinschaftlichen symbolischen Zeichen versehen werden: so wird auch dieses Zeichen von jedem der besondern Begriffe wieder erneuert werden; und umgekehrt wird auch das Zeichen die besondern Ideen wieder hervorbringen; dieß Zeichen dient also statt aller der besondern Ideen, und wenn nun die Seele etwas von ihnen allen prädiciren will: so wird sie es von dem symbolischen Zeichen prädiciren. Folglich haben wir gar keine allgemeine Begriffe; sondern was wir so nennen, ist nichts als ein konkreter Begriff, der die Stelle von vielen besondern vertritt. Dieser Aufsatz, sagt Hr. Lessing, sollte jenen Süßmilchischen Einwurf heben, der den Menschen die Erfindung der Sprache deswegen abspricht, weil ohne allgemeine Begriffe keine Sprache seyn kann, und allgemeine Begriffe schon eine Sprache voraussetzen. Zu dieser Absicht ist er vortrefflich; nur im Ausdrucke etwas fehlerhaft, weil er läugnet, daß wir gar keine allgemeine Begriffe haben, da er nur läugnen sollte, daß ohne Sprache keine allgemeine Begriffe seyn können. Der V. ist hier auf eben den Abweg gerathen, auf dem sich schon Hume, Berkley und Robinet finden, die das Daseyn allgemeiner Begriffe mit scharfsinnigen Gründen bestreiten. Wahr ist es, daß die meisten allgemeinen Begriffe der Menschen nichts weiter als eine solche Sammlung einzelner Bilder enthalten; aber darum noch nicht wahr, daß es keine andere giebt. Wenn man sich die bey allen Menschen befindlichen Beschaffenheiten zusammen vereinigt denkt: so hat man einen allgemeinen Begriff, der zwar der Einbildungskraft kein gewisses bestimmtes Bild giebt, aber darum nicht weniger allgemeiner Begriff ist, oder man müßte sagen, daß alles, was nicht Bild ist, auch nicht Begriff seyn kann.

Der

Der dritte Aufsatz handelt von der Freyheit. Belohnungen und Strafen können mit der absoluten Nothwendigkeit bestehen; wie aber der Unterschied zwischen Tugend und Laster? Wie die künftigen Belohnungen und Strafen Gottes? Wie endlich die Güte und Gerechtigkeit Gottes? Ehe diese Fragen beantwortet werden, berührt der Verf. in der Kürze einige Beweise gegen die Freyheit. Haben wir keine Gewalt, durch unsern Willen Vorstellungen hervorzubringen, oder die hervorgebrachten zu betrachten, und nicht zu betrachten: so sind wir nicht frey. Dies folgt noch so ganz unwiderleglich nicht; es ist ausgemacht, daß Selbstthätigkeit bey allen Vorstellungen und Folgen von Vorstellungen vorhanden ist, daß folglich diese Sätze den Sinn nicht haben können, daß bey unsern Ideen alle innere Thätigkeit ausgeschlossen sey: denn freylich, wenn diese wegfiele, so wäre auch alle Freyheit dahin. Nun aber kann diese Selbstthätigkeit nach einem vorhergesehenen Plane des Schöpfers in solche Umstände gesetzt seyn, daß sie gerade dieselben Wirkungen hervorbringt, und nicht anders, als hervorbringen kann, die sie auch von selbst, auch in jeden andern Umständen, würde hervorgebracht haben. Es können also alle unsere Gedanken und Handlungen auf das genaueste und gewisseste bestimmt, und doch zugleich Folgen der uneingeschränkten Selbstthätigkeit, mithin der Freyheit seyn. Nun, fährt der V. fort, haben wir weder die Macht, durch unsern bloßen Willen uns Vorstellungen zu geben, noch die einmal vorhandenen zu schwächen, oder zu stärken: also u. s. w. Nicht zu geben, weil wir nichts wollen können, wovon wir noch keine Idee haben. Nicht zu schwächen, oder zu stärken, weil ohne zureichenden Grund unsre Aufmerksamkeit sich nicht äusern kann. Zwar haben einige Weltweisen das Vermögen der Seele, ihre Entschließungen aufzuschieben, oder nicht aufzuschieben, für eine unerklärliche Grundkraft gehalten; allein, dies ist deswegen noch lange nicht ausgemacht. Irre ich nicht, so giebt es hier einige Hiatus, und man kann die Macht, sich Vorstellungen zu geben, oder sie zu stärken und zu schwächen, sehr gut behaupten, ohne sie zu einer unerklärlichen Grundkraft zu machen. Durch unsern bloßen Willen können wir uns keine Vorstellung geben; aber haben wir darum durch ihn über die Ideen keine Macht? Wir können mehrere Ideen zugleich haben, also auch mehrere Velleitäten, also aus diesen die eine oder die andere zum Entschlusse werden lassen, also aus mehreren Vorstellungen wählen. Ferner durch die Ideenassocia-

tion führt eine gegenwärtige Idee zu vielen andern, und diese alle liegen bereit auf den ersten Wink zu erscheinen; sie reizen sie jede für sich ihnen nachzugehen; kann nun der Wille hier nicht wählen? nicht vermittelst dieser dunklen Ahndungen Ideen hervorbringen? Ich höre das Wort: Cicero, und kann dabey an sein unglückliches Ende; an seine philosophischen Lehren; an seine Streitigkeiten mit dem Antonius u. s. w., denken; ich fühle, daß es in meiner Macht steht, jeden von diesen Wegen zu betreten, sollte ich nicht hier die Macht haben, mir diejenige Idee zu geben, die ich nur will? Auf eben die Art kann ich sie auch schwächen oder verstärken; da ich mehr als eine Idee zugleich haben kann: so kann ich auch die eine durch die andere schwächen, oder verstärken, vollkommen nach dem Satze des zureichenden Grundes.

Die absolute Nothwendigkeit ist der Tugend nicht entgegen: denn tugendhaft ist derjenige, der nach deutlichen Vorstellungen handelt; lasterhaft, der undeutlichen folgt, das erste ist besser, als das letzte, also auch bey der Nothwendigkeit der Werth der Tugend gerettet. Hier hat der V. zwo Fragen verwechselt. Die eine: Kann man bey der Nothwendigkeit tugendhaft werden, und ist es ein eigenthümliches Verdienst tugendhaft zu seyn? Die andere: Hat die Tugend auch bey der Nothwendigkeit einen Vorzug vor dem Laster? Das letzte wird so leicht kein Antifatalist leugnen; aber das erste ist es eigentlich, was man den Fatalisten entgegensetzt. Der Tugendhafte, sagt man, ist es in diesem Systeme nicht durch sich selbst. Der ärgste Bösewicht würde ein Cato gewesen seyn, wenn er in Catos Umständen gewesen wäre; Cato hat also durch seine Tugend zwar einen Vorzug vor dem Catilina; r kein Verdienst mehr, so wie ein Diamant sich nichts dareinbilden kann, daß er besser ist, als ein Kiesel. Dieser nwurf scheint auch das System von der Vorherbestimmung er Handlungen zu treffen; allein er scheint es auch nur. wenn da hier die Selbstthätigkeit der Seele nicht ausgeschlossen wird: so kann der Tugendhafte es sich noch immer als Verdienst anrechnen, daß er den öftern Anreizungen zum Laster kein Gehör gegeben, daß er die Ideen von der Vortrefflichkeit der Tugend und seiner Pflicht immer lebhaft erhalten, und sich in guten Grundsätzen und Gewohnheiten befestigt hat. Den Einwurf von der Gerechtigkeit Gottes, daß Gott nach dem Tode nicht belohnen und strafen kann, wenn alle Handlungen nothwendig sind, hebt der Verf. sehr gut dadurch, daß

er die künftigen Belohnungen und Strafen nicht als willkürlich auferlegte, sondern als natürliche Folgen der Handlungen in diesem Leben betrachtet. Gott, sagt er, kann keinen Menschen nach willkürlichen Gesetzen unglücklich machen; alles in der ganzen Natur steigt von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern, und der Mensch allein sollte unvollkommener werden? Um seinen Abscheu an dem unvollkommenen moralischen Zustande der Menschen zu bezeugen, soll Gott die Menschen noch unvollkommener machen? Und wo soll denn Gott die Gränzen zwischen dem Tugendhaften und Lasterhaften finden? Die Stufen zwischen der höchsten menschlichen Tugend, und dem höchsten menschlichen Laster, hängen alle an einander, es giebt keinen vollkommen Tugendhaften, und keinen vollkommen Lasterhaften. Wer soll also belohnt, wer bestraft werden? Der ganz Tugendhafte? So kann keiner belohnt: Der ganz Lasterhafte? so kann keiner bestraft werden. Aber es giebt verschiedene Stufen der Belohnungen und Strafen! Wohl, aber zwischen einem glücklichen und unglücklichen Zustande ist ein wesentlicher Unterschied, und dieser ist zwischen dem Tugendhaften und Lasterhaften in Ansehung des Menschen nicht. Der Uebergang zu jenem Leben ist folglich nur ein allgemeiner Uebergang zu einem höhern Grade von Vollkommenheit, der aber, weil nichts ohne zureichenden Grund geschieht, sich aus dem Grade von Vollkommenheit, den ein jeder in diesem Leben gehabt, erklären lassen, und nach demselben verschieden seyn muß. Man könnte einwenden, daß also der Lasterhafte Recht hat, sich über Gott zu beklagen, daß er ihm nicht eben so glücklich gemacht hätte, als den Tugendhaften; allein, darauf würde zur Antwort dienen, daß Gott unmöglich zween Menschen einen gleichen Grad von Vollkommenheit, eine gleiche Vorstellungskraft geben könnte. Allein, ist nicht in diesem Systeme Gott selbst die Ursache alles moralischen Bösen? Ohne Zweifel; doch ohne dadurch seinen übrigen Eigenschaften den geringsten Eintrag zu thun, weil alles moralische Böse nichts anders, als eine Unvollkommenheit, und es dem Schöpfer nicht unanständig ist, unvollkommene Wesen zu schaffen, da er keine ganz vollkommene schaffen konnte. Der Herausgeber lobt diese Abhandlung, wie billig: das Argument von der Unmöglichkeit zwischen dem Tugendhaften und Lasterhaften Gränzen festzusetzen, erinnern wir uns nicht, sonst schon gelesen zu haben. Von Seiten der Spekulation, glaubt er, ließen sich hier noch ganz andere Einwendungen machen, die

nur durch ein gemeinen Augen eben so befremdendes System, als das der Nothwendigkeit, gehoben werden könnten. Wir wünschen nichts mehr, als daß es Herr Lessing, den wir in seinen Beyträgen als einen der größten spekulativischen Philosophen Deutschlands verehren, gefallen möchte, durch dieses System die Gränzen der Seelenlehre und Cosmologie bald zu erweitern.

Der vierte Aufsatz handelt von der Mendelssohnschen Theorie, vom sinnlichen Vergnügen. Die Erklärung dieses Philosophen, daß das sinnliche Vergnügen aus der Vorstellung einer verbesserten Leibesbeschaffenheit, oder einer erhöhten Vollkommenheit des Körpers entsteht, wird hier scharfsinnig bestritten. Da Hr. Mendelssohn diesen Satz selbst nachher zurückgenommen hat, so halten wir uns nicht weiter dabey auf.

Die fünfte und letzte Abhandlung betrifft die vermischten Empfindungen, und enthält gleichfalls Zusätze und Berichtigungen zu dem Mendelssohnschen Satze, daß die vermischten Empfindungen angenehm sind, wenn sich die verschiedenen Theile darin nicht widersprechen. Das ist nicht deutlich genug bestimmt. Was sind Empfindungen, die sich nicht widersprechen? Es ist gegen die Erfahrung, die Empfindung, die aus einem gegenwärtigen Glücke, und der Erinnerung eines vergangenen Unglücks entsteht, besteht aus widersprechenden Theilen, und ist doch angenehm. Hr. Mendelssohn rechnet manche vermischte Empfindungen zu den angenehmen, die es nicht sind, z. E. den Zorn; die aus der Vorstellung der Vollkommenheit und der damit verbundenen Betrachtung unserer eigenen Unvollkommenheit. Folglich muß dieser Satz, wenn er richtig seyn soll, so ausgedrückt werden: Die vermischten Empfindungen erregen Vergnügen, wenn 1) das Uebel, oder die Unvollkommenheit, deren Vorstellung die Unlust verursacht, objektiv ist. 2) Sie sind nicht angenehm, wenn es zwar objektiv ist, aber mit den Vollkommenheiten des Gegenstandes, die die angenehme Empfindung erregen, streitet, dieselben vermindert. Dies wird aus Erfahrungen bewiesen. Hieraus läßt sich auch die Ursache dieser Erscheinung auf folgende Art ableiten: Die Seele sucht die Erweiterung ihrer Vorstellungskraft, sie sehnt sich durch Vorstellungen bewegt zu werden; alles, was diesen Endzweck befördert, verursacht ihr Vergnügen; daher liebt sie das mannichfaltige; auch verneinende Prädicate gewähren ihr Vergnügen, weil diese ihre Vorstellungskraft erweitern, nur müssen sie nicht subjektiv seyn, es

müssen

müssen nicht Unvollkommenheiten seyn, die sie an sich selbst entdeckt: sind sie nur objektiv, so können sie sogar das Vergnügen, welches die Seele an der Vorstellung eines Gegenstandes findet, vermehren, weil sie durch den anscheinenden Contrast mit den bejahenden Prädicaten mehr Mannichfaltigkeit in die Vorstellung bringen, und der Seele mehr Beschäftigung geben; doch müssen sie, um diese Wirkung hervor zu bringen, nicht mit den bejahenden streiten. Daher sind die Empfindungen, die aus der Vorstellung einer Vollkommenheit, und eines damit verknüpften Uebels entstehen, oder die vermischten Empfindungen, angenehm; doch nur alsdenn, wenn das Uebel nicht subjektiv ist, und nicht mit der Vollkommenheit des Gegenstandes streitet. Der Unterschied zwischen dem objektiven und subjektiven ist richtig, sagt Hr. Lessing, und unser Verf. ist der erste, der es zu erklären gesucht hat, warum die vermischten Empfindungen so angenehm, und anziehender als die einfachen angenehmen Empfindungen sind. Wir stimmen hierinn mit Hrn. L. vollkommen überein, glauben aber noch folgendes bemerken zu müssen: Der V. sucht die Ursache von dem Angenehmen der vermischten Empfindungen in der Erweiterung der Vorstellungskraft, durch die Mannichfaltigkeit, und dies dünkt uns, mit Unrecht. Nicht jede Erweiterung der Vorstellungskraft ist angenehm, manche sogar sind unangenehm; ein Geometer hat unerträgliche lange Weile, wenn man ihm von schönen Kunstsachen erzählt, die er nicht kennt, und doch wird seine Erkenntniß dadurch erweitert. Die bloße Erweiterung unsrer Einsichten ist uns nie vor sich angenehm, ein Wilder hat Muße genug Betrachtungen anzustellen, und doch schläft er lieber, als daß er sich den Beschwerlichkeiten des Nachdenkens aussetzen sollte. Nur denn sind uns neue Kenntnisse, neue Ideen willkommen, wenn wir schon vorher an ihnen Geschmack fanden, und sie suchten. Das Mannichfaltige und Neue gefällt uns, nicht weil es unsre Kenntnisse erweitet; sondern weil es sie da erweitert, wo wir sie schon vorher erweitert wünschten. Bey den vermischten Empfindungen wird vorausgesetzt, daß in ihnen ein Theil angenehm, und ein Theil unangenehm ist; warum es jeder Theil für sich ist, das gehört nicht zu dieser Untersuchung, und führt in die noch nicht genug aufgehellte Theorie von den einfachen angenehmen und unangenehmen Empfindungen. Dieses vorausgesetzt, frägt man, welche von solchen Vermischungen sind angenehm? Und warum sind sie es, sind es oft mehr, als die einfachen für

sich? Diejenigen, antwortet der Verf., in welchen das Uebel objektivisch ist, sind angenehm, und läßt hier noch die wichtige Unbestimmtheit, ob das objektivische Uebel ein gegenwärtiges allein, oder ein gegenwärtiges und vergangenes zugleich seyn soll. Ist das erste: so sind nicht allemal die Empfindungen unangenehm, welche ein subjektivisches Uebel zur Mitursache haben; die Erinnerung an uns ehemals wiederfahrne, also subjektivische Unfälle, ist uns angenehm. Die Distinction des objektivischen und subjektivischen, so scharfsinnig sie auch ist; scheint doch noch nicht alles hinlänglich von einander zu unterscheiden. Ein Unfall, welcher uns wegen einer in unsern Augen guten Sache, widerfährt, ist uns angenehm. Die Märtyrer freueten sich, der Quaalen gewürdiget zu werden. Hier ist das Uebel subjektiv, und doch die Empfindung angenehm. Sollten nicht folgende Sätze diesen Schwierigkeiten wenigstens zum Theil abhelfen? 1) Vermischte Empfindungen sind unangenehm, wenn das Uebel ein wirklich von uns erkanntes, aus unserer Verschuldung erwachsenes ist. 2) Sind wir hingegen nicht Schuld daran, oder setzt es in uns keinen Mangel irgend einer guten Eigenschaft voraus, so sind sie angenehm. Die Erinnerung an unverschuldete Unfälle ist allemal angenehm; die hingegen an Unfälle, die aus Unverstand, Leichtsinn, oder andern Vergehungen entstanden sind, allemal unangenehm. 3) Diejenigen vermischten Empfindungen sind unangenehm, worinn das Uebel uns zwar selbst im geringsten nicht betrifft, aber doch durch die Einbildungskraft unsere Sinnen zu sehr beleidigt. 4) Angenehm hingegen, wenn das fremde Uebel unsere Sinne weder mittelbar noch unmittelbar beleidigt. Mitleiden mit einem durch Krankheit oder Wunden ganz entstellten Menschen, man mag ihn sehen oder nur beschreiben hören, ist unangenehm; angenehm aber, wenn die Krankheit oder der Schmerz sich nicht so deutlich an der Verwüstung des Körpers zeigt. Diese Sätze erschöpfen noch alle Fälle nicht, für den engen Raum dieser Anmerkungen ist dies viel zu weitläuftig; sie sollen nur einen Versuch anzeigen, wie man zu etwas bestimmten gelangen kann. Nun die Ursache, warum diese vermischten Empfindungen angenehm, und angenehmer sind, als ihre einfachen Theile. Diese, aus jenem allgemeinen Satze mit unserm V. abzuleiten, ist, dünkt uns, die Frage mehr auf die Seite schieben, als gründlich auflösen. Wir wollen nur den Fall von der Erinnerung an vergangene unverschuldete Unfälle jetzt vor uns nehmen. Vorstellung

stellung

stellung von Unfällen an sich ist unangenehm, und lebhafte Vorstellung von selbst empfundenen Unfällen ist es nothwendig noch mehr, weil alle die ehemals damit verbundenen unangenehmen Empfindungen, wenn sie erneuert werden, auch nothwendig unangenehm seyn müssen. Folglich, um sie angenehm zu machen, muß die Seele alle diese davon trennen, sie muß gleichsam nur ein allgemeines Gemälde, einen unvollkommenen Abriß von ihnen machen. Hiedurch hören sie auf, unangenehm zu werden; sie werden aber dadurch noch nicht angenehm. Man erinnert sich ihrer, nachdem sie überstanden sind, und man selbst glücklich geworden ist. Man betrachtet sie also als Mittel zu dem gegenwärtigen Glücke, man sieht auf die Standhaftigkeit, mit der man sie ertragen hat; die Geschicklichkeit, die man angewendet hat, sie zu überwinden; man mißt die jetzige Größe seines Glücks nach der ehemaligen Größe seines Unglücks ab, und findet jenes dadurch größer; so wie man sich größer zu seyn dünkt, wenn man bey einem kleinen Menschen steht. Durch alle diese Nebenideen macht man sich das vergangene Unglück angenehm; nicht aber daß man eine größere Menge von Ideen darin sieht. In der Erinnerung an ein Jahr voll lauter Glückes, ist ein eben so großer Vorrath von Ideen enthalten, als in dem Andenken von einem Jahre voller Unglück. Auf diese Art, dünkt uns, muß man auch über alle übrigen vermischten Empfindungen seine Untersuchungen anstellen, nicht aber gleich die Frage allgemein machen. Manche Fragen lassen sich leicht allgemein aufwerfen, aber unmöglich allgemein beantworten; und eben dies, daß man das gleich allgemein hat entscheiden wollen, was man erst besonders hätte untersuchen sollen, hat in der Philosophie eine so große Menge von unbestimmten und dunkeln Allgemeinsätzen erzeugt, daß der scharfe Denker Mühe hat, auf einigen festen Grund dabey zu kommen.

Va.

---

5. Mathematik.

Chr. Niesens Algebra für Sehende und Blinde. 1777. 8. 18½ Bogen. Mannheim, bey Schwan.

Gleich

Gleich anfangs erzählt der Verfasser, wie er seinem blinden Lehrlinge zur Kenntniß der Algeber, Geometrie, Geographie und übrigen Theile der Mathematik verholfen. In der Algeber gebraucht er die Rechentafeln mit Vertiefungen und Einschnitten, die zwischen den zu den Zahlen gewidmeten Vierecken der Länge und Höhe nach durchgehen. In diesen sind Löcher, welche zur Andeutung der Zeichen + — ≐ √ dienen, wenn Zahlzäpfen darinn gesteckt werden. Die Buchstaben aus so vielen Zäpfen von verschiedener Figur, die das Gefühl leicht unterscheidet. Die Figuren macht der Verf. von Drat, und befestiget sie auf Papp. In der Landcharte sind die Gränzen mit einer seidenen Schnur benäht, die Flüsse mit einem angenähten Drate, und die Städte mit Nadelknöpfen fühlbar gemacht. Das Ufer der Gewässer mit Leimwasser bestrichen und mit Sand bestreut ꝛc. Die Beschreibung beläuft sich auf 22 Seiten. Dann folgt die Algeber für Sehende. Sie hat vor anderen nichts voraus.

C. Fr. Hindenburg Beschreibung einer ganz neuen Art, nach einem bekannten Gesetze fortgehende Zahlen durch Abzählen oder Abmessen bequem und sicher zu finden. Nebst Anwendung der Methode auf verschiedene Zahlen, besonders auf eine darnach zu fertigende Factorentafel, mit eingestreuten, die Zahlenberechnung überhaupt betreffenden Anmerkungen, nebst 5 Beylagen und 1 Kupfertafel. Leipzig, bey Crusius, 1776. 8.

Die Vielfachen einer jeden Zahl folgen allemal in arithmetischer Progression auf einander. Wenn man demnach von 0 angefangen, alle Zahlen der Ordnung nach und in gleichen Distanzen unter einander schreiben wollte, so dürfte man nur, um z. E. alle durch 47 theilbare Zahlen zu haben, den Abstand 0 — 47 mit dem Zirkel fassen, und immerfort umschlagen, um der Ordnung nach 94, 141, 188 ꝛc. zu finden. Diese unter einander zu schreibende Zahlen, zumal wenn sie auf Millionen fortgehen sollten, würde nun langwierig zu schreiben, und der Streif Papier zum Gebrauche unbequem seyn.

sehn. Es giebt aber Abkürzungen, so bald man der Hunderter, Tausender besonders Rechnung tragen will. Alsdenn sind nur 100 Zahlen nöthig. Man kann zu diesem Ende einen Circul in 100 gleiche Theile theilen, und die Zahlen 0, 1, 2 ... 99 einschreiben. Der Fuß des Zirkels wird sodann in vorhergehendem Beyspiele der Ordnung nach auf 0, 47, 94, (1) 41, (1) 88, (2) 35, ꝛc. zu stehen kommen. Hr. H. gebraucht nun anstatt eines Circuls ein Rectangel, und anstatt des Handzirkels Patronen, und erhält eben die Absicht. Sein Verfahren muß man in seiner Abhandlung nachsehen, die in Absicht auf die Natur der Zahlen eine Menge guter Anmerkungen enthält. Er ist zugleich bemüht, auch solche Zahlreihen, die nicht in arithmetischer Progression fortgehen, wie z. E. die Quadrat- und Cubiczahlen mittelst seiner Rectangel der Ordnung nach zu finden.

A. Felkel Tafel aller einfachen Factoren der durch 2, 3, 5, nicht theilbaren Zahlen von 1 bis auf zehen Millionen. Erster Theil, enthaltend die Factoren von 1 bis 144000. groß Folio. 2 Blätter Text, nebst 13 Blättern Tafeln und Beylage.

Herr Felkel greift eben das vorerwähnte Problem auf eine andere Art an, indem er anstatt Circul, Cylinder, Rectangel, Patronen ꝛc. Stäbe gebraucht. Es sind deren, wenn man alle Vielfachen von allen Zahlen finden will, 30, hingegen nur 8, wenn man nur auf solche Vielfachen sieht, die durch 2, 3, 5 nicht theilbar sind. Die Stäbe haben die Länge eines Bogens. Auch hat der Verf. die Zahlen dazu auf einem Bogen in 30 Columnen, wovon 8 roth sind, abdrucken lassen. Die Zahlen in jeder Columne nehmen der Ordnung nach immer um 30 zu, z. E. der 7te Stab hat die Zahlen 7, 37, 67, 97, ... bis 2977. Die Tausender werden aber weggelassen, und beym Gebrauche im Sinne behalten. Die Anfangszahlen sind auf jeder Columne verschieden, und gehen von 1 bis 30. Jede Columne hat 100 Zahlen. Man leimt den Bogen auf Papp und schneidet die Columne ab, so hat man die Stäbe. Nun sind die durch 2, 3, 5 nicht theilbaren Zahlen alle von der Form 30 m + 1, 7, 11, 13, 17, 19, 23, 29. Will man demnach nur die 8 rothen Stäbe gebrauchen, und

z. E.

z. E. die durch 2, 3, 5 nicht theilbaren Vielfachen der Zahl 47 finden, so nimmt man erst den Stab, wo im obersten ⅓ 47 steht. Sodann multiplicirt man 47 mit 7, 11, 13 17, 19, 23, 29, und erhält die Producte 329, 517, 611, 799, 893, 1081, 1363. Für die 5 ersten dieser Producte, da sie nicht über 1000 gehen, nimmt man die Stäbe, worauf sie im ersten Drittel vorkommen, und legt sie in eben der Ordnung neben den ersten Stab, so daß die Zahlen 47, 329, ... 893 in einer quer durchgehenden Reihe neben einander zu liegen kommen. Die 2 letzten Producte gehen über 1000. Man behält die 1000 im Sinn oder zeichnet sie auf, die andern Ziffern 81, 363 sucht man auf dem mittlern Drittel auf, und legt die zween Stäbe neben die übrigen, so daß die Zahlen 81, 363 in gleiche Querreihe mit den vorigen 47 .... 893 kommen. Die Stäbe werden auf ein Bretgen gelegt, und bleiben nun so liegen. An die bemeldte Querreihe wird ein Schieber geschoben. Nun ist das nächste Vielfache 47. 31 = 1457. Man behält hier die Tausend im Sinne, und findet auf dem ersten Stabe die 457 in dem 2ten Drittel. Daran wird ein anderer Schieber gezogen, und dieser wird in der Querreihe die Endigungszahlen ✱ 457, ✱ 739, ✱ 927, ✱ ✱ 021, ✱ ✱ 209, ✱ ✱ 303, ✱ ✱ 491, ✱ ✱ 773, der Producte angeben, die durch die Multiplication der Zahl 47 mit 30 + 1, 7, 11, 13, 17, 19, 29 entstehen. Wir zeigen hier die Anzahl der Tausender durch ✱ an. Wenn man in gleicher Tiefe unter der 2ten Querreihe noch einen dritten Schieber ansetzt, so findet sichs im gegenwärtigen Fall, daß derselbe nur auf dem ersten Stabe die Zahl ✱ ✱ 867 abschneidet, die andern Stäbe liegen zu viel auswärts. Man darf aber nur zu der Zahl, so der 2te Schieber auf dem 2ten Stabe anzeigt, 30 mal 47 = 1410 addiren, und die Summe ✱ ✱ ✱ 149 oder die Endzahlen, im ersten Drittel des zweyten Stabes aufsuchen, und den ersten Schieber daran legen, so wird derselbe auf dem zweyten und folgenden Stäben, die Endzahlen der Producte 47. (60 + 7, 11, 13, 17, 19, 23. 29,) angeben. In gleicher Tiefe unter dem Schieber legt man den 2ten an, und findet die Endzahlen der Producte 47. (90 + 1 7, 11, 13, 17, 19, 23, 29.) Auf diese Art geht es immerfort. Man muß nur Acht haben, daß man die Tausender richtig fortzählt. Wenn man alle Vielfachen von 47 haben wollte, so müßte man alle Stäbe gebrauchen, und sie nach den Endzahlen der ersten 30 Vielfachen, nehmlich 47, 94, 147 ꝛc. neben einander legen. Wir halten uns

uns umständlich bey diesem Beyspiele aufgehalten, weil wir versichert sind, daß diese Erklärung vielen Lesern des Werkes deutlicher seyn wird, als was der V. auf zwo Folioseiten davon sagt. Um nun auf die Tafel zu kommen, die der V. mit seinen 8 Stäben berechnet, und mit seinen Gehülfen bis auf 10 Millionen fortzusetzen gedenkt, so macht der V. in dem Vorberichte, welcher der eigentliche Text ist, seine hohen Gönner namhaft, durch deren Fürwort die Tafel auf Kayserl. Maj. Vorschub verfertigt und gedruckt wird. Die Tafel gehet Seite für Seite von 6000 zu 6000 fort, und jede Seite enthält 1600 Zahlen, die durch 2, 3, 5 nicht theilbar sind, nebst ihren Factoren, wenn sie solche haben. Diese Factoren sind aber Kürze und Raumes halber nicht in Zahlen, sondern durch Buchstaben angezeigt. Dazu gehört ein Schlüssel, den der Verfasser auch angiebt. D.

Nouvelles litteraires, — par l'Auteur du Recueil pour les Astronomes. Second Cahier. Berlin 1777. 64 Octavseit. bey dem Verf. Herrn Joh. Bernoulli, und Haude und Spener.

Nebst Auszügen aus Büchern, mit Hrn. B. bekannten Fleiße und Billigkeit verfertigt, auch Nachrichten aus seinem weitläuftigen und lehrreichen Briefwechsel. Bey Gelegenheit von Hrn. Prof. Scheibels Abhandlung über die geographische Lage von Breslau, nennt Hr. B. 7 S. einen dasigen geschickten Mechanicum Fasch. In Hrn. Prof. Scheibels Schrift selbst 14 §. wird der geschickte Kön. Kammermechanicus, Hr. Täsch, zweymal so genannt. Vielleicht ist also jenes ein Druckfehler. Der Hr. Graf Mattuschka hat sinnreiche und bequeme Sonnentafeln verfertigt, er besitzt und braucht ein Observatorium auf einem seiner Güter, 5 Lieues von Breslau. Ein anderer geschickter schlesischer Astronome, ist Hr. Freytag, Pastor zu Muhlwitz bey Bernstadt. In Ostindien befindet sich seit 1743 als Missionar P. Tieffenthaler, vom vormaligen Jesuiterorden aus Tyrol. Er hat sich da mit Untersuchen über der Völker Sprache, Religion, Naturgeschichte der Länder u. s. w. beschäfftiget, seine Aufsätze darüber sind von ihm an einen Professor der Medicin zu Kopenhaven gesandt worden. Diese Nachricht giebt Herr Anquetil du Perron im Journal des Sav. P. T. hat drey meist von ihm selbst aufgenom-

genommene Charten, über den Lauf des Ganges, des Gagra u. a. Flüsse, dem Hrn. A. d. P. zugestellt. Von Lebensläufen kommen hier vor: Hrn. Crozet, Schumachers; und zu Lowitzens Leben, Berichtigungen von Hr. Hofr. Kästnern, unter andern Lowitzens vordem der Göttingischen Societät vorgelegte, noch ungedruckte Abhandlungen betreffend. Dem Verzeichnisse der Astronomen wird in Berlin noch Hr. Bourdet beygefügt, die andern auswärtigen gehören nicht in gegenwärtige Bibliothek. Herr Bernoulli klagt über die Beschwerlichkeiten beym Selbstverlage seiner so nützlichen Arbeiten. Deswegen soll der dritte Band seines Recueil der letzte bleiben, so schafft es sich vielleicht Mancher eher an, da es ein Ganzes ist. Auszüge aus Büchern sollen künftig in diese Nouvelles kommen, und so wegbleiben, wenn etwa Herr Bernoulli eine neue Sammlung anfienge.

Lettres sur differents Sujêts, ecrites pendant le cours d'un Voyage — en 1774 et 1775. — par Mr. *Jean Bernoulli.* — *Tome I.* Berlin, bey Decker, 1777. 280 Octavs. 1 Kupfertafel.

Herrn Bernoulli's Reise gieng durch einen Theil von Deutschland, Helvetien, südliche Provinzen von Frankreich, und Italien. Gegenwärtiger Theil endigt sich mit Genf. Unastronomischen Lesern zu Gefallen hat Hr. B. sehr viel von Naturhistorie, Malerey u. a. Künsten, Manufactur u. dergl. beygebracht, auch den Briefen, deren nur drey sind, fünf Zusätze nach seiner Rückkunft beygefügt, bey denen er sich theils vorhandener Bücher, theils ihm sonst mitgetheilter Nachrichten bedient hat. Da sich dieses Alles mit Unterhaltung in diesem Werkchen selbst lesen läßt, so braucht hier nur einiges, und was etwa besonders für eine deutsche Bibliothek gehört, angezeigt zu werden, mit der Bedingung, daß man die Helvetier auch mit zu den Deutschen rechnen darf. Zu Nürnberg hat Hr. B. sich einige Tage aufgehalten, wo er mit dem Hrn. v. Murr und Hrn. Pr. Kordenbusch bekannt worden. Der erste hat außer seinen übrigen litterarischen Verdiensten auch eins um die Astronomie, durch seinen Eifer für Keplers hinterlassene Schriften, die endlich von der russischen Kayserinn gekauft worden. Beym Hrn. Pr. Kordenbusch sahe Hr. B. eine Pendeluhr, die ein Nürnberger verfertigt und Eimmart hinterlassen hat. Sie giebt Fünftheile einer Secunde an, und

hat

hat 300 fl. gekostet. Eimmarts und Wurzelbauers Instrumente, liegen über einander in einem Winkel, wohin sie gebracht worden, als der Herr v. Volkhammer unter Lowitzens Aufsicht eine neue Sternwarte wollte anlegen lassen. Sie sollte auf steinerne Postemente gestellt werden. Hr. B. urtheilt, daß sie das nicht werth, und jetzt von keinem Gebrauche wären. (Auch war das Lowitzens Absicht gewiß nicht, der neue angeschafft oder verfertiget hatte.) Durch des Hrn. v. V. Tod ist die Sache unterblieben. Der Rheinfall bey Schaafhausen ist nur 30 bis 40 Fuß hoch; die von 80 bis 110 und mehr reden, verstehen die ganze ziemlich höckrichte vom Anfange des Falls bis zum Ende. Auch andere Nachrichten davon berichtiget Hr. B., setzt aber hinzu, daß sich der Fall mit der Zeit ändere, und Leute, die noch nicht sehr alt sind, ihn vordem anders gesehen haben. Zu Basel hat man sich bisher so wenig mit astronomischen Beobachtungen beschäfftigt, daß selbst die geographische Lage nicht recht genau bekannt ist. Ein Hr. Wenz hat sich zur Polhöhe eines Gnomon bedient, und seine Beobachtungen schränken sie nach Hrn. B. Urtheile ziemlich gut innerhalb 47 Grad 33 und 34 Minuten ein. Hr. B. glaubt, der Geschmack an Astronomie würde sich in Basel erhalten haben, wenn Tycho de Brahe seinem Vorsatze gemäß da seinen Aufenthalt genommen hätte. (Dachte Hr. B. nicht an die Stadt, die Wolthern, Eimmarten, Wurzelbauern, Rosten gehabt, noch vor wenig Jahren Mayern und Lowitzen von sich gelassen hat, wo der Lehrer der Astronomie seinen Unterhalt als Arzt erwerben muß, und deswegen Hrn. B. nicht mehr Instrumente als die Uhr zeigen konnte?) Die deutschen Helvetier schicken ihre Kinder nach Neufchatel, ins Pays de Vaud und ins Bißthum Basel, daselbst ein Französisch zu lernen, das sie nachdem oft sehr verbessern müssen, und nur mit viel Schwierigkeit verbessern, die französischen senden die ihrigen nach Basel, Mühlhausen u. a. Oerter, ein Deutsch zu lernen, das den eigentlichen Deutschen unverständlich ist. Sehr wichtig für die Gelehrtengeschichte sind in Hrn. B. Werke Nachrichten von so viel berühmten Helvetiern, Auseinandersetzung ihrer Verwandschaften, derentwegen manchmal unterschiedene Personen völlig einerley Namen haben. Folgendes enthalten die ausführlichen Zusätze: I. Beschreibung der Sternwarten zu Wien, Grätz, Tyrnau, Kremsmünster, vom Hrn. Hall, Greifswalde, vom Hrn. Röhl. II. Erzählung der meisten illuminirten Kupferwerke zur Naturgeschichte, die in

Deutschland herausgekommen sind. Hr. B. hat sich dabey der Bibliotheken der Herren Sprögel und Martini, und des Handlungsvorrathes der Herren Schropp und Comp. bedient: bey den letzten kann man diese, auch ausländische Bücher der Art, in den Preisen haben, wie zu Nürnberg. III. IV. Von Naturaliensammlungen zu Basel, Zürich, Schafhausen, Mühlhausen. V. Von Basler Bibliotheken, Sammlungen von Instrumenten, Gemälden, Zeichnungen und Kupferstichen, Alterthümern und Medaillen; erster Versuch, wo Liebhaber der Kunst, von Holbeins u. a. merkwürdigen Gemälden u. dgl. sehr viel Angenehmes finden werden. Das Kupfer stellt die Wiener Sternwarte vor, und den Grundriß der, welche Hr. Mallet zu Genf angelegt hat, und nebst einigen Freunden der Sternkunst mit vortrefflichen Werkzeugen versieht. Dieser Hr. Jac. Andr. Mallet, ist der, welcher, außer viel andern wichtigen mathematischen Arbeiten, den Durchgang der Venus 1769 zu Ponoi in Lappland beobachtet hat, ein anderer Hr. Mallet, der die Geschichte von Dännemark und Hessen beschrieben hat, ist auch Professor zu Genf, und ein dritter, Professor zu Upsala, ist auch als ein geschickter Mathematicus und Astronome bekannt. Dieß als eine Probe vorhin erwähnten litterarischen Nutzens von Hrn. Bernoulli's Werke.

Ephemerides Astronomicae anni 1777. — cum Appendice. Aurorae Borealis theoria noua. Wien, bey Trattner. Calender 312 Octavs. 1 Kupfert. Anhang 118 Octavs. 5 Kupfert.

Die Rechnungen sind vom Hrn. Hell und seinem Adjuncte Anton Mayr. In den Tafeln Hrn. Joh. Bernoulli's Verbesserungen im Verzeichnisse der Fixsterne gebraucht. Geographische Lagen von Kremsmünster, Berlin, und unterschiedenen ungarischen Städten, berichtiget oder von neuem beygebracht. Wegen der Venustrabanten trägt Hr. H. die Gründe seines Unglaubens vor, und empfiehlt den 1 Jun. darauf den ganzen Tag Acht zu geben, wie nun bekanntermaßen an unterschiedenen Oertern geschehen, und Hr. Hell durch die Erfahrung nicht widerlegt worden ist. Unter den beygefügten Wiener u. a. Beobachtungen, sind besonders die merkwürdig, welche Herr Hell 1776 in Ungarn zu Bestimmung unterschiedener geographischer Lagen angestellt hat. Der Herr Bischoff zu Erlau

Chat.

(lat. Agria) Carl, Graf Esterházy v. Galantha, hat zu Erlau eine Sternwarte anlegen lassen, der, nach Hrn. H. Urtheile, an Festigkeit und Schönheit keine gleich kömmt, als die zu Kremsmünster. Mit den Werkzeugen dazu, wie Hr. H. das Verzeichniß dazu aufgesetzt, beschäfftigen sich, auf Hrn. Maskelyne Veranstaltung, die vornehmsten englischen Künstler, und auch dadurch wird Erlau das vorzüglichste Observatorium in Europa haben. Ihm soll Hr. Joh. Madrassy, ein Geistlicher aus der erlauischen Diöces, vorgesetzt werden, der sich ins dritte Jahr zu Wien geübt hat. Mit ihm reiste auf Verlangen des Bischoffs Hr. Hell nach Ungarn ab, und giebt hier eine Frucht dieser Reise, von ihm beobachtete Polhöhen unterschiedener Oerter in Ungarn. Sie, und auch von andern beobachtete, stimmen mit Mikoviny's Charte, immer innerhalb weniger Minuten, manchmal bis auf einzelne überein, von der müllerischen weichen sie weiter ab. Der Bischoff hat zu Erlau den Beobachtungen oft selbst beygewohnt. Nach Jaß-Apáthy, einem Orte in Jaßigien an der Theiß, hat er sich auf Hrn. v. Jacquin Ansuchen begeben, eine Pflanze aufzusuchen, die Clusius erwähnt, sonst kein Kräuterkenner gesehen noch beschrieben hat. Die Einwohner nennen sie Tatorjan, weil sie von den Tatarn soll hingebracht seyn. Ihre Wurzel ist eßbar. Hr. H. fand sie, etwa eine halbe Stunde von dem Orte mitten im Felde, aber schon so selten, daß er befürchtet, in wenig Jahren werde sie auch da ausgehn. Dieses erinnerte ihn an ähnliche Pflanzen, die er vor 23 Jahren in Siebenbürgen gesehn, aber damals, aus Unkunde der Botanik, für gemeine gehalten, die den Kräuterkennern längst würden bekannt seyn. Er giebt hier einige Beschreibung von ihnen, freylich nicht nach der linnäischen Tabulatur, aber immer noch unendlich besser, als die meisten von unsern Naturalienkennern, Lagen der Sterne in einem Sternbilde beschreiben würden. Jede Pflanze hat nur eine Wurzel, aber von 6, 7, bis 8 Fuß lang, der obere Durchmesser ist etwa 4 Zoll, nach und nach nimmt der Durchmesser ab, und die Wurzel endigt sich in eine Spitze. Die Wurzeln sind also nicht ohne Mühe auszugraben. Diese Pflanzen haben weisse Blumen, andere haben gelbe, und kleine Wurzeln, die wie Rettiche schmecken, beyderley Blätter sind auch des Rettichs seinen ähnlich. Herr Hell verordnete, Pflanzen nach Wien zu schicken; sie sind aber von denen, welchen er es aufgetragen hatte, vergessen worden, und dann verdorben.

Der Anhang enthält den ersten Theil einer Abhandlung über das Nordlicht, welche Hr. H. im März 1770, der Kön. Akad. d. W. zu Kopenhaven vorgelesen hat. Ob er gleich das Nordlicht in unsere Atmosphäre setzt, so beruht doch seine Theorie auf astronomischen Gründen, und läßt sich so einem astronomischen Calender beyfügen. Noch drey folgende Theile seiner Abhandlung sollen in seiner Expeditione litteraria erscheinen. In der Vorrede erinnert er, man müsse den Namen Nordlicht nicht von der Himmelsgegend herleiten, denn es zeige sich in allen; sondern daher, weil es in den Nordländern fast täglich ist. Diejenigen, welche Hypothesen vom Nordlichte angeben, theilt er in drey Classen: Mathematiker, Physiker, und kleine Philosophen, wie man sie nennt, sagt er. Zu den ersten gehört z. E. Mairan mit Anwendung der Sonnenatmosphäre, zu den andern die, welche Elektricität oder Magnetismus hier brauchen, zur dritten die, welche z. E. feuerspeyende Berge in Island als die Ursache angeben, oder die, welche zwar meynen, es rühre von den Sonnenstralen her, aber das nicht beweisen können. (Kurz, die Elenden, die sich Physiker nennen, aber Naturbegebenheiten nicht auszumessen noch zu berechnen wissen. Man sollte den Namen Philosophen bey ihnen nicht entweihen, denn von der Natur giebt es keine philosophische Erkenntniß ohne Mathematik. Sie gehören zu den Schöneraritätmännern.) Herr Hell hat selbst vor diesem das Nordlicht aus der Elektricität herzuleiten geglaubt, aber Aufmerksamkeit auf diese Erscheinung in dem Lande, wo sie so gewöhnlich ist, überzeugt ihn: Es entstehe in gefrornen Dünsten, die in der Luft schwimmen, und an ihren Bewegungen Theil nehmen, von Sonne oder Mond, manchmal auch von beyden zugleich erleuchtet werden. Es gehört also in die Classe der Höfe, Nebensonnen u. dgl. Von einander entfernte Beobachter, sehen so wenig einerley Nordlicht, als einerley Regenbogen, und so ist es vergebens, seine Weite von der Erde berechnen wollen. Wie er dieses beweist, muß man bey ihm selbst nachlesen, da hiezu theils umständliche Erzählung der Beobachtungen, theils Figuren erfodert werden. Nur etwas Allgemeines hierüber. Zu Wardhus, wenn die Sonne in den südlichen Zeichen gar nicht, oder nur auf kurze Zeit aufgieng, zeigte sich der Bogen des Nordlichts, zumal der, dessen innern Raum eine dichte Wolke einnimmt, beständig in Süden, und ganz niedrig. Widerlegung der Einwürfe, führt Hr. H. auf andere für Naturlehre und Astronomie wichtige Erinnerungen, als: daß bey

der

der Refraction, Bestimmung der Höhe der Atmosphäre, ꝛc. manches nicht so sicher und allgemein sey, als es oft angenommen wird. Dieser Theil betrifft das Nordlicht in der kalten Zone, die andern sollen es in den übrigen Erdstrichen betrachten. Näher an dem Aequator als bis 40 oder 38 Gr. geogr. Breite, glaubt er, zeige es sich nicht.

B.

Anfangsgründe der allgemeinen Mathematik und der Arithmetik, von M. J. C. L. Hellwig, Lehrer der Mathematik der Herzogl. Pagen und auf den beyden Gymnasien zu Braunschweig. Daselbst auf Kosten des Verf. in der Waisenhaus-Buchdruckerey. 1777. 1 Alph. 8.

Dieses Lehrbuch enthält außer der Elementararithmetik, eine Algebra, indem es bis zu den Gleichungen vom vierten Grade hinauf steigt, auch den binomischen Lehrsatz in seiner Allgemeinheit, und andern Untersuchungen, die gewöhnlich nicht zur Arithmetik gezogen werden. Doch wollen wir darum dem Verf. den Vorwurf nicht machen, den er befürchtet, daß er keine Arithmetik, sondern eine Algebra entworfen. Denn Newton selbst hat seine Algebra eine Arithmeticam vniuersalem betitelt, und im Grunde ist die Algebra auch nichts anders als eine Rechenkunst, nicht die Erfindungskunst auf mathematische Wahrheiten angewandt. Eine Erfindungskunst giebt es gar nicht, und in der Philosophie, von welcher der Verf. überhaupt eine Anwendung auf die Mathematik machen zu wollen scheint, am wenigsten, wenn man auch vielleicht Fragmente zu einer mathemat. Erfindungskunst zusammenbringen möchte. Der V. hat sich Hrn. Darjes Anfangsgründe der Mathematik zum Muster genommen, und dessen Plan fast gänzlich befolgt, außer daß er noch manches hinzugesetzt hat. Der Recensent erinnert sich der Darjesischen Anfangsgründe nur ganz dunkel; er wünschet aber, daß Hr. H. ein anderes Muster möchte gewählet haben. Die Anwendung der Schulphilosophie auf die Mathematik ist eine weitschweifige, eckelhafte, unnütze Bemühung, und wir wollen Hrn. H. rathen, bey künftigen mathematischen Arbeiten ja den Flitterstaat und die Pedanterey der Schul- und Katheder-

philosophie wegzulassen, und dagegen sich nach den edlen Mustern der Alten und mancher Neuern, z. E. der herrlichen Arithm. vniu. von Newton zu bilden. Daß er diesem Rathe folgen möge, wünschen wir um desto mehr, da er sonst in seinem Buche eine gute Kenntniß mathematischer Wahrheiten und eine schöne Anlage zu tiefsinnigen Untersuchungen verräth. Nun einige Proben, was durch die Philosophie in der Arithmetik ausgerichtet sey. S. 3. heißt eine **unendliche** Größe, in welcher es nicht möglich ist, die Anzahl der Einheiten zu bestimmen. Dieses paßt auch auf irrationale Grössen. S. 5. ist die Wissenschaft von Erfindung der Größen die Mathematik. Allgemeiner sollte es heißen: die Wissenschaft, welche den Zusammenhang der Größen unter einander erforschet. S. 6 werden unter die zu erfindenden Größen die **unendlichen** gerechnet. Diese werden absolut nie berechnet. Ferner **nicht ausgedehnte** Größen, mit welchen die Dynamik sich beschäftigen soll. Eine jede Größe setzt Theile voraus, man mag diese nun als zusammenhängend oder nicht ansehen, (quantitates continuae, discretae.)

Nicht ausgedehnte Größen heißen nur uneigentlich Größen. Beschaffenheiten, Wirkungen, Eigenschaften, sind nur in so weit ein Gegenstand der Mathematik, als man ausgedehnte Größen, die von ihnen abhängen, für sie setzen kann. So werden Kräfte durch Geschwindigkeiten oder Räume ausgedrückt. Auf solche Art giebt es noch mehr Zweige der Mathesis intensorum, die Photometrie, welche Hr. Darjes vielleicht noch nicht gekannt hat, auch die Musik, ferner die noch in der Knospe liegenden, als Thermometrie, Chromatometrie. Vielleicht giebt es auch noch Mitteldinge, als die Tachymetrie. Folglich sieht der Verf. wie zuverläßig die so genannte Bestimmungskunst ist, welche er die Mathematiker lehren zu wollen scheint. Seine Definition der nicht ausgedehnten Größen ist undeutlich. Sie sollen solche seyn, wo man einen Theil nicht außer dem andern setzen kann. S. 17. wird die theoretische Mathematik auf eine besondere Art classificirt. Sie soll enthalten die allgemeine Mathematik, die Arithmetik, die Geometrie, theoretische Chronologie, die Dynamik. Eine allgemeine Mathematik, wenn man ja eine solche absondern will, müßte die der Geometrie und Arithmetik gemeinschaftliche Lehren, also die Lehre von der Proportion enthalten. Der V. begreift darunter ein Stück dieser Lehre, die allgemeinen Begriffe von den vier Rechnungsarten, den Dignitäten, und von

dem Unendlichen. Wenn die Chronologie und Dynamik zur theoretischen Mathematik gehören, so gehören die Optik und Astronomie auch dazu. S. 13 ist zu erinnern, daß man in der Mathematik die Größen in Absicht auf ihren Zusammenhang mit einander vergleicht, ohne allemal darauf zu sehen, welche größer oder kleiner ist. S. 14. Die philosophische Erklärung von Verknüpfung der Größen, ist in der Mathematik unbrauchbar. Größen sind in einer Verknüpfung, wenn jede derselben aus allen andern bestimmt wird. Verhältniß heißt besser die Art, wie eine Größe aus der andern entsteht. Die Definition von Nahmen des Verhältnisses ist undeutlich. In dem Beweise §11. wird dieses erst wieder erkläret, um zu beweisen, was Nahme des Verhältnisses sey. S. 16. §. 14. sind irrationale und unendliche Größen mit einander verwirret. Es braucht auch nicht darauf gesehen zu werden, ob in einem Verhältnisse das vorhergehende Glied größer oder kleiner sey, als das folgende. Verhältnisse sind bloß gleich oder ungleich, nicht ähnlich oder unähnlich. S. 19. heißt es, die Lehre von den Verhältnissen könne auch bey unendlichen Größen ihren Nutzen haben, weil, wenn man weiß, wie eine Größe sich zu einer andern **beynahe** verhalten soll, durch Hülfe der erstern die andern sich **beynahe** finden lassen. Nicht so: denn das Verhältniß unendlicher Größen läßt sich auf das schärfste bestimmen, und von irrationalen Verhältnissen muß die vollkommene Gleichheit ebenfalls bewiesen werden. S. 21. 22. diese tabellarische Vorstellung von den Erfindungsarten der Größen ist überflüssig und unvollständig. Die Ausziehung der Wurzeln als eine künstlichere Division muß allerdings noch zu den vier Rechnungsarten gesetzt werden. Die Bestimmungskunst ist ein unsicheres Hülfsmittel. S. 27. Das Comma wird nie gebraucht, die Multiplication anzuzeigen. S. 30. ff. Die Erklärungen des Verf. von der Multiplication, Division und den Dignitäten scheinen für ein Elementarbuch zu dunkel. S. 41. 42. Die Vorschriften, wie ein gleichgliedriges Verhältniß in ein anderes solches oder in ein ungleichgliedriges und umgekehrt zu verwandeln ist, möchten sehr überflüssig seyn, auch undeutlich. Wir mußten wirklich rathen, was das hieße, aus den Gliedern einer ungleichgliedrigen Verhältniß die einer gleichgliedrigen zu finden, nehme man die Differenz der gegebenen Glieder **zweymal**. S. 51. bringt der Verf. zur Erklärung der Lehre von den unendlichen Größen seine Metaphysik an. Ein Ding überhaupt brauchen wir in

in der Mathematik nicht, nur Größen. Ob man im Deutschen ein Ding, das Schranken hat, deren Bestimmung durch gewisse Umstände gehindert wird, jemals unendlich genannt habe, welches der Verf. mit Recht verwirft, daran zweifeln wir. Vielleicht ist das lateinische Wort infinitum dieser Zweydeutigkeit fähig. Unbestimmt heißt ein solches Ding auch nicht immer. Die irrationalen Wurzeln sind keine unbestimmte Größen. Das Wort unbestimmt bedeutet in der Analysis noch etwas anders. S. 52. Eine unendliche Größe, die weder unendlich groß noch unendlich klein ist, nennt der Verf. eine eingeschränkte unendliche Größe. Aus dem folgenden S. 181 sehen wir, daß er darunter irrationale Größen versteht. Den Sprachgebrauch muß man in einem Lehrbuche nicht ohne die dringendste Ursache ändern. Es heißt ferner, man soll sich vorstellen, daß der Zustand einer unendlichen Größe beständig verändert werde. Das ist sonderbar. Der Zustand der Coordinaten einer krummen Linie verändert sich auch beständig. Man sollte nicht vergessen, bey dieser Lehre gleich anfangs zu erinnern, daß man eine unendliche Größe nie für sich allein, sondern in Vergleichung mit andern betrachtet. Sonst hat daselbst die in anderer Absicht sehr brauchbare Vorstellung von Grenze noch ihre Schwierigkeit. S. 54. heißt es, Größen, deren Unterschied unendlich klein ist, sind gleiche Größen, adde, wenn sie endlich sind, oder wenn der Unterschied unendlicher Größen gegen sie selbst unendlich klein ist. Auch ist es nicht ganz richtig, wenn man endliche Größen aus unendlich kleinen durch die Multiplication entstehen läßt. S. 95. Es ist nicht allein möglich, eingeschränkt unendliche Größen beynahe zu bestimmen, sondern auch vollkommen genau, wie es in der Geometrie geschiehet. Der Satz konnte, wie manche andere, wegbleiben. S. 57. ff. kommt etwas von der Differential- und Integralrechnung vor, von welchen ein Anfänger aber hieraus sich keinen Begriff wird machen lernen. Das Differential von x soll die unendlich kleine Größe von x seyn. Sonderbarer Ausdruck! Es ist falsch, daß alle dx zusammen genommen, das x ausmachen. Integriren ist kein Summiren.

Das waren ziemlich viel Erinnerungen gegen die allgemeine Mathematik. Wir bedauren, daß den sonst geschickten Verf. seine Bemühung, eine Metaphysik der Mathematik zu machen, zu allerhand Fehltritten verführt hat. Mit dem folgenden hat man Ursache, besser zufrieden zu seyn. Einiges

niges wollen wir doch auszeichnen, was uns beym Durchblättern aufgestoßen ist. S. 62 macht eine kurze Theorie der Bezeichnungskunst den Anfang. Ganz philosophisch wird immer von Merkmalen der Dinge geredet. Mit Merkmalen haben wir in der Mathematik nichts zu thun. S. 64. heißt es: Man bedient sich der Buchstaben, anzuzeigen, welches Größen von einerley Art sind. Das verstehen wir nicht. Die letzten Buchstaben des Alphabets werden nicht allein für unbekannte, sondern auch für unbestimmte Größen gebraucht. S. 69. Der hier gegebene Begriff von entgegengesetzten Größsen ist nur in gewissen Fällen brauchbar, wo Größen von entgegengesetzter Beschaffenheit, als Einnahme und Ausgabe, Steigen und Fallen, zusammengenommen werden. S. 84. heißt es: Diejenigen Zahlen, welche durch nichts als durch 1 gemessen werden, sind Primzahlen. Es sollte noch hinzugesetzt seyn, ganze, und durch keine andere ganze Zahl als ꝛc. S. 86 heißt es, man soll die Größe, deren Factoren gesucht werden, durch die niedrigste Primzahl dividiren. Wie findet man diese? S. 90. wird die Aufgabe, das gemeinschaftliche größte Maaß zweyer Zahlen zu finden, nur für einen besondern Fall aufgelöset, und dieses auf eine abstrakte Art. Ueberhaupt scheint uns die Lehre von den Brüchen zu abstract und weitläuftig gemacht. Es ist sehr gut, daß der Verf. die fractiones continuas mitnimmt; es hätte nur sollen auf eine leichtere und zweckmäßigere Art geschehen. Dasselbe ist auch gegen die Abhandlung von den Progressionalbrüchen zu erinnern. Die darauf gegründete Lehre von den Decimalbrüchen wird zu schwer, und müßte für sich bloß aus der Natur des decadischen Systems und der Brüche überhaupt hergeleitet seyn. Die Ausziehung der Quadratwurzel hätte durch numerische Beyspiele erläutert werden müssen. Es ist auch nicht nöthig, die Potenzen der vieltheilichten Wurzeln zu machen. Es folgt nicht, weil z sich durch n nicht dividiren läßt, daß auch zz sich durch n nicht dividiren lasse. Z. E. 6 läßt sich durch 9 nicht dividiren, aber wohl 36. S. 181 heißt es: Alle Primzahlen außer 1 sind Irrationalgrößen. Ein ganz neuer Sprachgebrauch! S. 204. Diese Rechnung mit den Wurzelgrößen finden wir zu weitläuftig. S. 223. Aus dem hier vorgetragenen von den unmöglichen Größen lernt man ihren Nutzen nicht ganz. Ueberhaupt kommt diese Lehre zu früh. S. 226. Man sagt nicht, eine Gleichung aufheben, sondern sie auflösen.

In der Algebra fängt der Verf. zu allgemein an, ohne ein einziges vorangeschicktes Exempel. Er hat sich vielleicht

 von

von seinem Lehrer in der Philosophie angewöhnt, zuerst sich gewisse allgemeine Begriffe zu machen, und alles da hinein stillschweigend getragene hernach an den Tag zu bringen. Das sieht sehr gelehrt aus. Mit einem Anfänger geht man doch lieber vom Einfachen zum Zusammengesetzten. S. 262. Wenn das letzte Glied einer Gleichung ein Bruch ist, so geht es doch an, die rationalen Wurzeln, wenn dergleichen da sind, durch Zerfällung jenes Gliedes in eine gewisse Anzahl von Factoren zu finden. S. 296. Cardans Regel ist nur in einem gewissen Verstande für alle cubische Gleichungen allgemein, weil sie, wenn alle drey Wurzeln möglich sind, diese unter der Form unmöglicher Größen versteckt. S. 322. Proportionalregeln ist ein ungewöhnlicher Ausdruck. Ob die Bestimmungskunst so zuverlässig sey, alle so genannte Proportionalregeln zu finden, daran ist zu zweifeln. Wir haben überhaupt kein großes Zutrauen zu manchen sogenannten philosophischen Künsten. Die ächte Philosophie verehren wir sehr; aber Wortkrämerey können wir nicht leiden, und werden, so viel in unsern Kräften steht, nicht zugeben, daß dergleichen in die Mathematik hineingebracht werde.

Jl.

6. Romanen.

Veit Rosenstock, auch genannt Rosenbaum, R[illegible] strauch, Rosenthal, Rosier. Eine Geschichte, wo viel gekannengießert wird. Drey Theile. I. 30 II. 26 Bogen, III. 25 Bogen. Frankfurt u. Lei[illegible] 1776. u. 1777. 8.

Wenn der Verf. seine Feder und seinen Witz [illegible] gel zu halten lernen wollte, so möchte er [illegible] Schriftsteller in dem Romanenfache werden. Es [illegible] che sehr komische, launichte, auch rührende Ste[illegible] [illegible] Buche vor, und eine ergiebige Phantasie hat [illegible] teressante Scenen anlegen zu können. Aber [illegible] ihn fragen, was denn eigentlich seine Ho[illegible] Schreiben gewesen ist? Denn es [illegible] hl

eine Menge von Begebenheiten, sie seyn wahrschein-
er unwahrscheinlich, zusammenreihet, die Leute mit Ge-
aus einander reißet, und auf die seltenste Art von der
wieder zusammenbringet, dabey allerhand moralische und
he Betrachtungen einstreuet. Es sollte sich doch alles
nen gewissen Zweck beziehen. Die Begebenheiten soll-
in Ganzes ausmachen, wodurch eine gewisse Lehre oder
arakter recht ins Licht gesetzt würde, und wenn auch
reichung mehrerer Zwecke vorgesetzt wäre, so müßten
och etwas gemeinschaftliches haben. Im Anfange scheint
erfassers Absicht zu seyn, zu zeigen, wie Gutherzigkeit
Mangel an Ueberlegung einen Menschen mancherley Un-
zziehen können. Nun hätte es die poetische Gerechtig-
enigstens hier erfordert, den guten Veit am Ende glück-
machen. Er wird auch auf eben die wunderbare Art, wie
her oft unglücklich geworden war, zuletzt mit Glücks-
überhäuft; aber das höchste Gut, das er so sehnlich
bis zum unsinnig werden, gewünscht hatte, seine
muß er auf die unverantwortlichste Weise nicht er-
Der Verf. läßt sie ohne alle Barmherzigkeit sich den
abstürzen, aus Verzweifelung über die vermeinte Un-
ihres Geliebten, wenige Minuten vorher, da ihr treuer
ter nach langem Suchen sie ereilt hatte. Hingegen dem
: Timian, einem Erzbösewicht, der zum Schaudern
z geschildert ist, läßt der Verf. es durchaus wohl gehen,
inmal ihn was von dem kläglichen Ende seines unbegreif-
erwahrloseten Sohnes erfahren. In unserer wirklichen
die nur den ersten Austritt unsers Daseyns in sich faßt,
s bisweilen so gehen; aber in einem Romane, der als
sondere Welt zu betrachten ist, möchte eine Vernachläs-
der Gerechtigkeit anstößig seyn. Die Verkettung der
enheiten ist sehr sonderbar, oft unwahrscheinlich, beson-
n dritten Theile, wo der Verf. alles abwürgt, was er
haschen kann. Ein sehr wackeres Frauenzimmer, So-
muß plötzlich an einer Krankheit sterben, damit Amalie
enheit bekomme, sich den Hals abzustürzen. Dem Re-
en ist es zwar nicht ungelegen, wenn es in einem Ro-
twas bunt zugeht; aber er ward doch bey dem dritten
über der Einförmigkeit der Manier und des Witzes sehr
et; wozu noch kam, daß die Einfälle des Verf. ganze
dui ziemlich unsauber sind, da er sich in den ersten
: vi , und noch mit Zurückhaltung, solche Un-
arten

arten erlaubt hatte. Was er irgendwo von einem unnatürlichen Laster beybringt, ist ohne Zweifel in guter Absicht geschehen; aber doch höchst widrig. Schweigen ist hier besser. Ungeachtet aller dieser Erinnerungen und anderer, die sich nach machen ließen, wird man doch manchen Situationen und Betrachtungen seinen Beyfall nicht versagen können. Der Verf. hat sich auf dem Titel des dritten Theils **Joh. Fr. Otto** genannt.

Pz.

Euphron. Eine Erzählung nach dem Carmanischen. 1776. $5\frac{1}{2}$ Bogen in 8.

Ob diese Bogen etwan einen goldnen Spiegel und Belsaze in verjüngtem Maaßstabe liefern, oder Anspielung auf einen wirklichen Staat und unerdichtete Charaktere vielleicht enthalten, oder auch beydes mit einander vereinigen sollen, läßt sich nicht bestimmen. Indessen findet man darin eine sehr rechtschaffene Politik und Moral unter rührenden Auftritten. Auch die Schreibart ist ziemlich gut, einige Wendungen und Wörter, als **Veracht** statt **Verachtung**, ausgenommen.

Jf.

Das Werther-Fieber, ein unvollendetes Familienstück. Wirst schauen, was du schauen wirst. Niederdeutschland, im Jahre 1776. 230 S. 8.

Unstreitig hat nicht leicht ein Buch das lesende Publikum mehr und auf verschiedenere Art interessirt, als die Leiden des jungen Werthers. Die Schriften, die dadurch veranlaßt worden, und noch im frischen Andenken sind, beweisen das zur Gnüge; aber sie sind uns gleichsam einzelne Stimmen, die sich aus der Menge hervordrängen, die über dieses Buch raisonnirt, disputirt, solches goutirt oder perhorrescirt hat. Es war eine Zeit, wo nicht drey Leute beysammen saßen, ohne diese Materie mit einander zu ventiliren. Das alles so mit anzuhören, die verschiedenen Aeußerungen, Empfindungen und Eindrücke, die Werthers Leiden auf so mannigfaltige Art veranlaßten, zu bemerken, mußte für einen Beobachter ein unterhaltendes Schauspiel seyn. Ein solcher dünkt uns der Verf.

der

der angezeigten Schrift. Die Urtheile, Gesinnungen, Empfindungen und Eindrücke seines Zirkels nach Maaßgabe der verschiednen Charaktere der Menschen zu studiren, sie mit verstärktem Ausdrucke zu zeichnen, zu coloriren, und in einem einzigen Gemälde darzustellen, ist, wie der Augenschein giebt, die Absicht des Verf., die, wenn das Buch auch sonst kein Verdienst hätte, um dieser Idee willen Beyfall verdient. Das Gemälde selbst ist lebhaft und interessant. Hier ist nach den hauptsächlichsten Zügen der Umriß davon.

Eine Familie, die in in einer ruhigen Gemüthslage sich befand, sucht durch die Lectüre zuweilen Schutz wider die Langeweile. Sie besteht aus drey Köpfen, der Dame Vips, einem gutartigen weiblichen Geschöpf, das für nichts Sinn und Gefühl hat, als für ihren Mann und Kinder; Herrn Vips, ihrem Eheherrn, von etwas phlegmatischer Composition, der sein ganzes Ideal auf die Amerikanischen Händel gesteuret hat; und Jungfer Sybillen, einem empfindsamen Mädchen, mit einer ziemlichen Anlage zum hohen Romantischen.

Nun erscheinen Werthers Leiden, und werden verschlungen, verworfen, verstanden, nicht verstanden, parodirt, confiscirt, und wieder aufgelegt. Herr Willig, Sybillens Liebhaber, bringt ihr das Buch, es wird gelesen, veranlaßt zwischen dem Ehepaar während der Lectüre mancherley Debatten, und bald fängt der Kopf des armen Mädchens davon Feuer. Nachdem indessen die Dame Vips mit dem Schlusse des dreyzehnten Briefes erklärt hatte, der Werther mache sie ganz verwirrt, so wurde Jungfer Sybille ihrer Bestallung als Vorleserinn entlassen: dafür nahm sie das Buch mit auf ihr Zimmer, las die Nacht durch, dachte sich, und empfand die Geschichte, sonderlich die Stellen, die ihr Liebhaber mit der Bleyfeder unterstrichen hatte, so lebhaft, daß ein empfindsames Fieber bey ihr eintrat, welches Herrn Vips und seiner Dame bange machte. Aller Schaden, den die Lectüre von Werthers Leiden angerichtet hatte, kam nun auf die Rechnung des jungen Willigs. Herr Vips nimmt sich vor, ihm darüber ein wenig den Kopf zu waschen; aber unvermerkt gerathen die Herren über die berüchtigte Stelle, wo die Rede von der Freyheit ist, die der Mensch haben soll, diesen Kerker zu verlassen, wenn er will, und die sich auch unter den Unterstrichenen befand, in einen lebhaften Streit, worinn Herr Vips seinen Gegner zum Freygeist demonstrirt, daß es der letztere selbst glauben muß. Ein Mann von so verderblichen

Grundsätzen dünkt nun Hrn. Vips nicht zum Schwager qualificirt zu seyn, folglich wird dem guten Willig der Zutritt i Hause untersagt, und ersterer, der kurz vorher eben diesen au fallenden Satz gegen die Zweifel seiner Frau vertheidigte, wir nun ein solcher Zelot, daß er zu Willigs Vater läuft, un diesem das gefährliche Religionssystem seines Sohnes derge stalt abmalt, daß er Herrn Dominikus Willig dadurch i Harnisch jagt, und dieser strenggläubige Vater im gerechte Eifer seinen Sohn nach Amerika an den General Washingto spedirt, um Subordination zu lernen, und ihm sein Freyge stersystemchen aus dem Kopfe zu bringen. Sybillen bleibt da Schicksal ihres Liebhabers verborgen, man täuscht sie mit ei ner Reise, die der junge Willig in Geschäfften seines Vater habe unternehmen müssen; und ihr Fieber, das kein Arzt he ben konnte, wird durch Beyhülfe der Zeit, und eines schlaue Kammermädchens geheilt. Diese kleine Geschichte ist un ganz lieblich ausgemalt, nicht nur in Ansehung der Hauptfi guren, sondern auch in Absicht der Beywerke, der Abschwei fungen und launigen Raisonnements, die hin und wieder ein geflochten, und nicht mit Gewalt herbey gezogen sind, sonder in der Situation der Geschichte eine schickliche Veranlassu haben. Ueber dieses weiß der Verf. in einem gefälligen T zu erzählen, und auch die Diktion seiner Personen dem ihr attribuirten Charakter so anzupassen, daß alles dieses ein wisses Wohlgefallen bey der Lektüre dieses Buchs bewir hilft, daß die Leser sich gewiß nicht unzufrieden von der ben scheiden werden.

Ir.

7. Schöne Künste, Kupferstecher und Musik.

Jardins Anglo-chinois de Sans-Souci, t de l'allemand et presentés à la Reine, Rouge. 1775. 2 gewöhnl. Bogen.

Ist, ohne daß es mit Einem Worte angezeigt w Nachstich des schönen Salzmannischen Plans, im zweyten Bande des zweyten Anhangs S. 1216.

haben. Die bey dem Salzmannischen Plane befindliche Erklärung, ist auf diesen Bogen selbst im Auszuge angeführt, und auch eben dieselben Nummern beybehalten worden.

Fb.

D. Münters zweyte Sammlung geistlicher Lieder mit Melodieen von Joh. Chr. Fr. Bach, Hochreichsgräflich-Bückeburgischen Concertmeister. Leipzig, in der Dyckischen Buchhandlung, 1774.

Gefälliger und edler Gesang, und Reinigkeit der Harmonie sind hervorstechende Vorzüge dieser Melodieen. Der Gesang und die Harmonie ist jedem Liede angemessen: jedoch müssen wir gestehen, daß uns die sanften und gelassenen Melodieen vorzüglich gefallen haben. Da wir angehenden Componisten diese Lieder gerne zum Muster empfehlen wollen: so sind wir auch verbunden, die kleinen Fehler und Nachlässigkeiten dieser Lieder zur Belehrung anzuwenden. Es betreffen diese vorzüglich den grammaticalischen Accent, der häufig vernachlässigt ist, hie und da zum Vortheil des oratorischen Accents, und das kann nicht getadelt werden, größtentheils aber aus Nachlässigkeit und ohne weitere Rücksicht. Wir wollen uns über die Sache selbst näher erklären. Höhe und Tiefe muß eben so wohl als Aufschlag und Niederschlag des Tackts (Arsis und Thesis) die Länge und Kürze der Sylben bestimmen. Es giebt aber Einschränkungen und Ausnahmen dieser Regel. Nur einige davon, die sich allgemein bestimmen lassen.

Die kurze Sylbe kann höher stehen als die vorhergegangene lange, wenn nur die drauf folgende lange Sylbe höher wie sie, oder wenigstens eben so hoch steht. Eben so hoch darf die lange Sylbe nur stehen, weil ihr der Niederschlag des Tackts noch das größere Gewicht giebt: denn in Ansehung des Aufschlages und Niederschlages muß die Kürze und Länge der Sylben jederzeit aufs genaueste beobachtet werden.

Weiter ist dieses das beste, und oft einzige Hülfsmittel für den Componisten, den Dichter zu verbessern, wenn dieser ein Wort von Bedeutung und von Nachdruck kurz gebraucht hat, oder umgekehrt, ein unbedeutendes lang. Die völlige grammaticalische Richtigkeit des Accents wird alsdann zum Theil dem oratorischen Accent aufgeopfert. Des Sylbenmaaßes

ses wegen kommt die kurze Sylbe von bedeutendem Inhalt auf den Aufschlag; ihrer Bedeutung wegen aber wird sie höher als die drauf folgende oder vorhergegangene lange Sylbe gesungen, wenn diese weniger Bedeutung hat. Sind sie beyde gleich bedeutend, so stehen sie wenigstens gleich hoch.

Im Recitativ müssen diese Regeln nothwendig strenge beobachtet werden, und da findet keine Entschuldigung statt. Ein großes Verdienst bleibt es aber immer am Singecomponisten, wenn er diese Regeln auch beym Gesange **ohne Nachtheil der Melodie** beobachtet. Wir geben indessen gerne zu, daß es Fälle giebt, wo das letzte nicht möglich ist, gewisse Melodieen, die die Bedeutung der Worte überhaupt vollkommen ausdrücken, aber nicht die grammaticalische Richtigkeit im Accent jeder einzelnen Sylbe erlauben. Ist diese Melodie wirklich schön und **vollkommen ausdrückend** für das Ganze, so verdient dieses wohl die Aufopferung des grammaticalischen Accents. Diese Stellen sind aber so selten, daß man sie selbst in den Werken der größten Meister nur sparsam findet, und doch siehet man die Vernachlässigung des grammaticalischen Accents zum Behuf des Gesanges, auch bey den größten Meistern auf allen Seiten, und das bey Stellen, die nicht nur durch die genaue Beobachtung des grammaticalischen Accents nichts verloren, sondern sogar gewonnen haben würden.
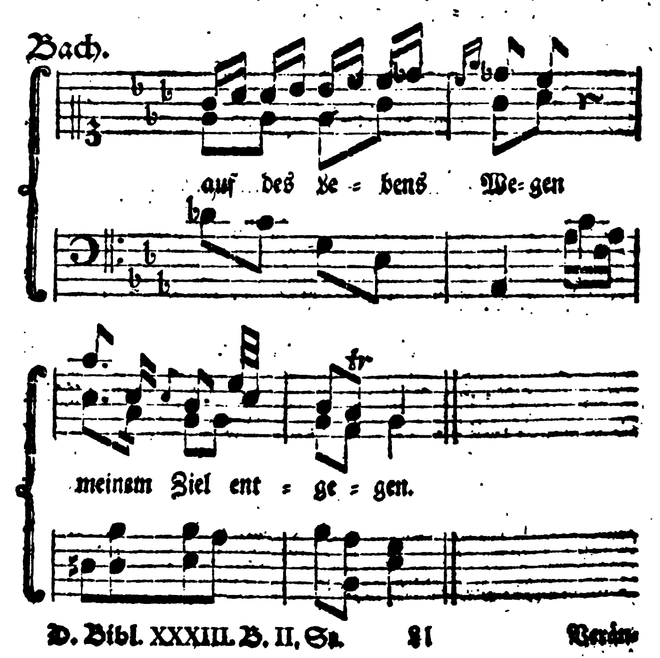
Von dieser Anmerkung nur ein Beyspiel aus diesen Liedern zu geben, wählen wir den Schluß des ersten Liedes, wo in der Zeile: meinem Ziel entgegen.
das Wort: **Ziel**, tief, die darauf folgende Sylbe: ent, hoch stehet: wie mans in dem weiterhin angeführten Beyspiele findet. Man nehme nun einmal zu der zweyten Sylbe der Zeile: nem, d, auf **Ziel** es mit dem Vorhalte d, alsdann ist der grammaticalische Accent richtig beobachtet, und der oratorische hat dabey gewonnen, denn uns scheint der Gesang ausdrückender zu seyn. Er gewinnt auch in Beziehung auf alle übrige Strophen, weil nun immer ein Hauptwort auf die hohe Note es fällt, welches sonst auf die tiefere Note g zu stehen kommt.

Dieser Schluß führt uns auch auf die Bemerkung eines andern Fehlers einiger dieser Lieder: Der Schluß auf dem schlechten Tacktheile, welcher aufs höchste nur im Komischen erlaubt ist. In Absicht auf die Declamation gehörte sich dieses billig zu allen weiblichen Endungen, daß die letzte Sylbe auf das zweyte Glied des Tackts fiele, und die vorletzte auf die erste Note des Tackts — denn der schon längst zur Mode gewordene

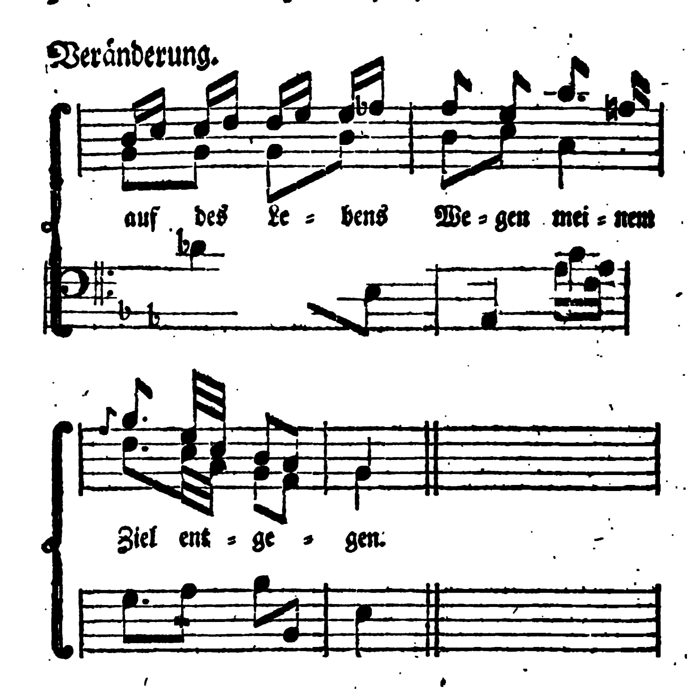
wordene Schluß, wo bey weiblichen Endungen die letzte Sylbe auf den vollkommnen Niederschlag fällt, wie hier in diesem Liede, ist höchst widrig — allein die Harmonie muß auf dem guten Tacttheile schließen: die Melodie mag über den Schlußaccord hernach noch immer bis zum schlechten Tacttheile fortfahren, wie z. B. der Schluß des Hillerischen Liedes in der Jagd, das Röschen singt:

Mein! lobt mir doch nur nicht die Nacht, u. s. w.

Wenn wir nun aber auch auf diese eigentliche Behandlung des weiblichen Schlusses nicht sehen wollen, und dem B. den einmal so allgemein gewordenen Schluß zugeben, so konnte hier doch der Schluß der Harmonie auf einem schlechten Tacttheile sehr leicht vermieden werden, und zwar ohne den Componisten in Absicht auf die Melodie einzuschränken: diese würde vielmehr gewonnen haben, so wie auch die Behandlung der Worte richtiger wäre, wenn die letzte Zeile von der vorletzten nicht getrennt würde, die Viertelpause wegbliebe, und nachher die oben schon erwähnte Verbesserung des Gesanges angenommen würde. Wir wollen beyde Stellen hersetzen.



Veränderung.
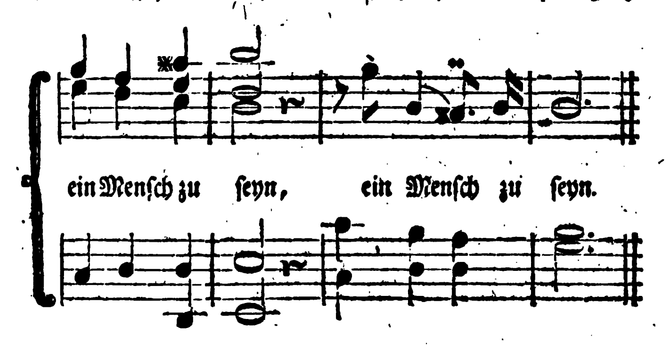


Dieser Fall kommt noch in andern Liedern vor. S. 12. 43. 52. in dem letzten fällt es der ungleichen Tacktart wegen besonders auf. Auch finden wir an einigen Orten den grammaticalischen und oratorischen Accent zugleich gänzlich vernachlässigt. Z. B. S. 27 auf den Worten:
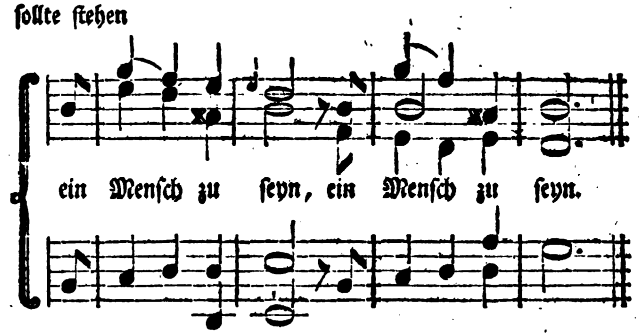
ein Mensch zu seyn.

Hier ist Höhe und Tiefe und Länge und Kürze vernachlässigt. Die Sylbe *ein* ist eigentlich kurz, *Mensch* hingegen lang, und doch steht *ein* in der Melodie aufm Niederschlage, und *Mensch* aufm zweyten Viertel, *ein* hoch und *Mensch* tief. Die Folge ist ebenfalls vernachlässigter oratorischer Accent: die Worte: *zu seyn*, sollen tiefer stehen als das Wort: *Mensch*, denn *Mensch* ist hier das Hauptwort. Wir finden aber hier das Gegentheil. Anstatt also:

ein



sollte stehen



Diese Verbesserung findet bey allen folgenden Strophen statt.

Auch haben wir einige Dehnungen und Schildereyen gefunden, für die wir angehende Componisten warnen wollen, geschähe es hier auch nur in Beziehung auf die übrigen Strophen.

Wir haben uns bey einigen dieser Bemerkungen mit gutem Willen so lange aufgehalten, um die jungen Componisten etwas in ihrer Schnelligkeit im Arbeiten aufzuhalten, und um sie auch vor dem verführerischen Grundsatz zu bewahren: **man müsse alles der Bequemlichkeit und Annehmlichkeit des Gesanges aufopfern.** Wenn wir diesem Grundsatze auch unter gewissen Einschränkungen beystimmen, so wird der Kenner doch bald aus unsern Bemerkungen erkennen, wie sehr wir die Bequemlichkeit des Gesanges von der Bequemlichkeit des Componisten unterscheiden.

Vb.

8. Schöne Wissenschaften.

Deutsche Originalschaubühne, im Jahr 1775. Drey Theile. Wien. 8.

Diese Sammlung enthält zwanzig Stücke, von aller Art: in Prosa, in Hexametern, in Alexandrinen mit lauter weiblichen Ausgängen, in freyem Sylbenmaaße; Trauerspiele, Lustspiele, Dramen, Operetten. Und alle diese vielfachen Arbeiten sind Produkte eines einzigen Mannes! noch dazu eines Mannes, der noch andere Geschäffte, außer dem Bücherschreiben, hat! Der Verfasser ist Herr **Weidmann**, Schauspieler beym Wiener Theater. **O Lessing! o Engel!** die ihr uns so lange schmachten lasset, und, wenn wir es kaum mehr erwarten, uns nur dann erst mit einem Stücke überrascht; wie beschämt euch nicht dieser Mann! wie rettet er die Ehre des **deutschen Fleißes!** — Der Titel, den er aushängt, klingt prächtig genug; aber man lasse sich nicht dahin blenden, daß man ächte deutsche Schauspiele, Nationalstücke erwarte. Nein, so mannichfaltig der V. in anderm Betrachte ist, so ist ers auch in Verschiedenheit seiner Scenen. Er hat altgriechische, altdeutsche, arabische, türkische, französische, portugiesische, sinesische, ja gar amerikanische Subjekte bearbeitet. Wir bewundern die Dreistigkeit des Mannes, der so leicht von einem Feld ins andre springt, ohne sich auch nur von den Schwierigkeiten etwas träumen zu lassen, die jeden andern abschrecken würden. Die erste beste Erzählung, die er gelesen hat, die armseligste Idee, die ihm durch den Kopf geflogen ist, ist ihm Subjekt genug zu einem Drama; will sie nicht ausreichen, gut, er hat Episoden und Fiktionen zur Hand, um ihr die gehörige Länge zu verschaffen. So sind die elenden Dinger: **Abdallah, die Räuber, die Folter**, und 17 andere entstanden. Auf Charaktere scheint er viel in seinen Lustspielen zu halten; den unachtsamen Zuschauern zum Besten führen seine Personen schon so schöne bedeutende Namen, als **Liebreich, Raubherz, Tintenheld, Baurenplag,** u. s. w. Jede Person seines Stücks hat einen gewaltig kontrastirenden Charakter von allen andern, und die Farben derselben sind, um deutlich zu seyn, fingerdick aufgekleckset; auch bringt er, um sie recht ins Licht zu stellen, sie mit so viel Narren und so viel

Unfällen

Unfällen zusammen, daß er die Wirkung dadurch hindert, z. E. wenn er seinen Ungeduldigen bey den besten Unternehmungen stets von wirklich verdrießlichen Zufällen behindern lässet. Darüber misvergnügt werden, ist nicht der Charakter eines Ungeduldigen, vielmehr eines jeden empfindenden Menschen; aber das ist das Eigenthümliche desselben: die kleinste Aufhaltung nicht ertragen können, und sich dadurch immer größere Aufhaltungen selbst schaffen. Doch solche Kritik ist nicht für Herr Weidmann.

P. Sebastian Sailers, Chorherrn von Prämonstrat, — geistliche Schaubühne des Leidens Jesu Christi in gesungenen Oratorien aufgeführt. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey Rieger, 1774. 304 S. 8.

So schwer es auch ist, so wollen wir doch uns bemühen, ernsthaft zu bleiben. Die Feyerlichkeit, womit der V. spricht, die viele Mühe, die er sich gegeben zu haben scheint, und andre Dinge lassen uns keinen Augenblick an seiner guten Absicht zweifeln. Aber bewahre Gott! was hat der Mann für Mittel gewählt! Seine Stücke — es sind derselben neune — gleichen völlig den elenden Fastnachtsspielen, woran sich sonst der Pöbel ergötzte und erbaute, wo seine Begriffe und Geheimnisse aufs plumpeste dargestellt wurden, und wo man Anstand und Vernunft mit Füßen trat, um Schwärmerey und Mystik zu lehren. — Wir könnten hiermit unsre Anzeige beschließen, wenn nicht einige unsrer Leser vielleicht zweifeln könnten, daß es 1774 noch wirklich Mysterien und Fastnachtsspiele gäbe, die eigentlich nur in anno Domini 1274 zu suchen seyn sollten. — Wie kraß alles hier behandelt wird, stelle man sich daraus vor, daß die Liebe Gottes gegen den Menschen, die menschliche Seele, die vier Welttheile, die fünf Sinne, und alle Tugenden und alle Laster personificirt sind und auf dem Theater erscheinen; — daß die Liebe Gottes, um die Seele von ihrer Zuneigung zu überzeugen, ihr sagt: „Entferne dich ein wenig;" darauf geschwind einen Schäferhabit anzieht, und nun die Seele wieder ruft, wobey denn diese nicht wenig erstaunt, und jene eine Arie vom Weiden des guten Hirten singt; — daß die Liebe die Tafel durch die Engel decken läßt, und S. 23 ruft:

Nun bringet Lampen auch und Lichter auf den Tisch! —

 daß

daß von dem Herzen der Liebe geredet wird; daß die Seele sich ins Gras strecket; daß alle Oelbäume von Gethsemane sich in die Werkzeuge des Leidens verwandeln, in

Säul, Nägel, Lanze, Schwam̃, die Geißeln, Ruthen, Dörner; —

daß ein wirklicher Kelch (Kelch des Leidens) hervorgebracht wird, den die Seele trinken soll, wobey sie sich sehr ungeberdig stellt, endlich ihn beriechet, aber wiederum heftig lärmet; so wie denn immer überhaupt aufs gröbste geschimpft wird, z. E. du Dumme, Freche, Unsinnige, Tolle, ja S. 89 sogar Luder; — daß alles Karrikatur ist, z. E. beym Anfang des Abendmahls, (S. 26) sagt Judas Ischariot:

Schon wiederum zum Tisch? Wir haben schon gegessen.
Chr. Wie fragst, Ischariot, so keck und so vermessen?
Isch. Der Magen ist schon voll, wir sind schon alle satt.
Chr. Wie ist der Mensch so blöd, wenn er vom Geist nichts hat!
O dieser Tisch ist nicht, den Körper anzumästen.
Pet. Ischariot glaubt halt, es geh auf seine Kosten,
Auf seinen Beutel hin. Zuviel wer liebt das Geld,
Ist von den Thoren gwiß der größte auf der Welt.
O Judas, o wie bist so geizig und so eitel!
Wenn es dir nicht geschmäckt, so geh mit deinem Beutel,
Und lasse uns allein bey unserm Meister hier.

— daß der V., wenn er einiges nicht will vor den Augen der Zuschauer geschehen lassen, z. E. einige Theile des körperlichen Leidens, den unglücklichen Ausweg findet, es hernach malen und vorzeigen zu lassen: S. 92 ist die Gerechtigkeit mit r Staffeley als eine Malerinn, und singt, indem sie Bild des gegeisselten Jesu malt, folgende Aria:

Mischt euch ihr Farben!
Wunden und Narben
Pensel (Pinsel) entwerfe mit Blau und mit Roth!

Es soll Apelles
Ja nichts so grelles,
Nichts so erbärmliches haben gemalt;
Als ich entwerfe
Nach meiner Schärfe,
Wie Jesus hat fremde Schulden bezahlt.

— daß statt die feinen Nerven unsers Gefühls zu rühren, der V. nur ekelhafte Abscheulichkeiten malt, z. E. S. 96, die wir nicht

nicht einmal abschreiben mögen. — Unter so vielen Fratzen, so vielen Frechheiten seiner Einbildungskraft, bekamen wir Lust, nach einigen Funken von Genie zu suchen, die sich oft so zu verbergen pflegen, wie wir schon mehrmals erfahren haben; aber hier leider umsonst! Zum Beschluß mögen noch ein paar Arien stehen, die die hervorstechendsten sind. Die Buße bietet der Seele Ketten und Ruthen an.

Seele. Fort, fort dich pack!
Schieb die Bossen (Possen) in den Sack!
Soll dem Leib zu Wund und Streichen
Ich den scharfen Mordzeug reichen?
Fort, fort dich pack!
Spar die Ruthe für die Kinder!
Buße. Ist Cupido denn kein Kind?
Seele. Ketten für die Dieb nicht minder!
Buße. Ist ein Dieb denn nicht die Sünd? u. s. w.

Petrus beym Fußwaschen:

Herr!
O wie weit willst du dich lassen danieder?
Herr!
Eher zerbrechen Füß, Hände und Glieder!
Herr!
Eher zerfall ich in Pulver und Asch,
Herr!
Als mir mein Meister die Füße abwasch!
Herr!

Schauspiele von Marinelli.

Unter diese Rubrik bringen wir 4 verschiedene Stücke:

a. Der Anfang muß empfehlen. Ein Vorspiel in einem Aufzuge. Verfertiget von dem ältern Marinelli, einem deutschen Schauspieler. Wien, bey Schulz.

Die Personen sind alle Schauspieler und Schauspielerinnen der menningerischen Gesellschaft, unter ihren eignen Namen. Die Idee wäre artig genug, nur ist sie hier schlecht

 ausge-

ausgeführt. Sie sprechen davon, wie sie dem gelehrten Publiko gefallen wollen, welches denn bey Gelegenheit die übertriebensten, auf sehr unnatürliche Weise gesagte, Bestechungskomplimente kriegt. Ferner werden ein paar Zankscenen probirt, worinn man keinen rechten Verstand sehen kann; auch wird eine Singprobe angestellt. Nach Witz, nach Lehrreichem, nach Dialog muß man gar nicht fragen. Die Schauspieler loben sich sehr unter einander; wir können darüber nichts entscheiden.

b. Der Geschmack der Komödie ist unbestimmt, ein Lustspiel von drey Aufzügen, von ebendemselben.

Daß in Wien in der Vorstadt noch die elendesten Possenspiele aufgeführt werden, wußten wir freylich schon lange; aber daß jemand Dreistigkeit genug hätte, solche elende Sachen drucken zu lassen, das hätten wir nie erwartet. Vieles ist uns unergründlicher Aberwitz, weswegen wir es für persönliche Anzüglichkeiten halten, die wir hier zu Lande nicht verstehen können. Uebrigens wimmelt das Stück von den pöbelhaftesten Redensarten, Schimpfwörtern, Prügeln, erbärmlichen Harlekinaden, ohne wahre Verbindung, ohne Plan, fast möchte man sagen, ohne Verstand.

c. Der Ungar in Wien, ein Originallustspiel in drey Aufzügen, von ebendemselben. 1773.

Eine gewöhnliche Fabel liegt zum Grunde. Ein tugendhaftes Mädchen wird von einem Elenden verfolgt und zum Laster gelockt, ein ehrlicher Mann beschützt sie; jener, der sich einen Edelmann nannte, wird als Betrüger entdeckt; dieser will das Mädchen heirathen, findet sie schon versagt, und ist demohngeachtet großmüthig gegen sie. Die Geschichte geht in Wien vor, und der ehrliche Mann ist ein Ungar. Eine zufällige Kleinigkeit, die aber hier das Hauptwerk ausmacht. Denn der Verf. zerrt alle Gelegenheit aufs gewaltigste herbey, der ungrischen Nation Lobsprüche zu machen, die oft sonderbar genug herauskommen, z. E. kein Ungar hätte ein schädliches Buch geschrieben; sie hätten bey der letzten Krönung sich sehr treu erwiesen, wobey sogar ein Gastwirth weint, u. s. w. — Wozu dient nun das Stück? Soll man etwa dadurch glauben, daß

daß alle Ungarn, die nach Wien kommen, solche edle Leute sind? der Schluß wäre ein wenig zu geschwind. Oder daß es edle Leute unter den Ungarn giebt? Nur Rasende können daran zweifeln; solch ein Vorurtheil verdient keine Widerlegung in einem eigenen Lustspiele, welches noch dazu wohl schwerlich jemand wird für eine Widerlegung gelten lassen. — Uebrigens erhebt sich dieß Stück, welches von der rührenden Gattung seyn soll, nirgends über die nüchterne Mittelmäßigkeit.

d. Der Schauspieler, ein Lustspiel in drey Aufzügen, von Karl Marinelli. Wien, bey Kurzböck.

Dieß Stück gehört wieder zu der niedern Sorte der Possenspiele. Ein Geizhals (wie sich versteht, in Karrikatur gemalt) will einen Bruderssohn nicht erkennen, weil er ein Komödiant ist; dieser giebt sich mit Frau und Kindern unerkannt bey ihm in Dienst, und nun kommen abgeschmackte Possen und witzlose Erfindungen Schlag auf Schlag. Endlich wird dem Alten sein Unrecht vorgehalten, und er bessert sich.

Neues Wienertheater vom Jahr 1775. Erster Theil. Wien, bey Kurzböck.

Es sollen in dieser Sammlung alle aufgeführte Stücke der Reihe nach gedruckt werden, wie der Verleger sagt. Dieser erste Theil enthält:

a. Die Stimme der Natur oder die schöne Lüge, ein Lustspiel in einem Aufzuge. Nach dem Französischen des Herrn Armand.

Ein ganz artiges Stück. Die edle Gutherzigkeit der Landleute hat immer sichern Anspruch auf Rührung des Herzens; nur sollte ihre Sprache hin und wieder mehr das Gepräge des Naiven und Simplen haben, nichts von dem Periodischen und Gezwungenen, wie z. E. S. 8. Hannchen zu Niklas sagt: „Diese Aufrichtigkeit, die von deiner Liebe zeuget, „verdient Gegenliebe. Aber bevor wir unsrer Liebe Gehör geben, fodert die Billigkeit, dir einen Einwurf gegen deinen

„Vorschlag zu machen." — Auch ist die Uebersetzung etwas steif, und unangenehm.

b. Tumelikus oder der gerächte Hermann. Ein Trauerspiel mit Chören. Von dem Verf. der dramatischen Unterhaltungen. Dem Verf. der Leipz. Beytr. zum deutschen Theater gewidmet.

Der Verfasser ist der Obrist von Airenhofer, Verf. des Trauerspiels: Hermanns Tod, wovon das gegenwärtige Stück gleichsam der zweyte Theil oder die Folge ist. — Der Plan und die ganze Erfindung gefällt uns, aufrichtig zu reden, nicht. Alles dreht sich um einen dunklen Orakelspruch und um die Befehle einer Prophetinn; dieß sind keine schickliche Mittel, die Herzen des verfeinerten 18 Jahrhunderts zu rühren. Für uns ist das Stück ohne Lehre, ohne Wahrheit, ohne Erregung der Sympathie, und also ohne den geringsten Nutzen. Wir sehen hier zwar Deutsche geschildert, aber nicht als Vertheidiger ihrer Freyheit, nicht als Ueberwinder ihrer Feinde, sondern bloß als Götzendiener und Sklaven eines Prophetenweibes. Ist dieß Interesse für uns? Können wir damit sympathisiren? Im Gegentheil wenden wir uns unwillig weg; denn es empört unser Gefühl, tapfre Männer dieser Weissagerinn so knechtisch gehorchen zu sehen; ein Volk, das wir gerne lieben und bewundern möchten, auch wenn es nicht unser Stammvolk wäre, sich mit so greulichem Menschenopfer beflecken zu sehen. Viel weiser hat Klopstock die Religion unsrer Vorfahren eingeflochten, und Kretschmann hat zwar auch der Velleda erwähnt, aber ihr nie solche ausnehmende Macht und fast göttliche Verehrung beygelegt; nie haben sie Prophetensprüche, oder Stimmen aus dem Grabe, zur Triebfeder altdeutscher Thaten gemacht. Und waren denn auch wirklich Hermanns Zeitgenossen in solche Art des elendesten Aberglaubens so tief versenkt, wie sie der V. darstellt? Gewiß nicht! Wir wissen wohl, daß der Dichter historische Wahrheit, zu Erhaltung höherer Zwecke, umstoßen darf; aber unser Dichter bildet zum Unglück seine Personen so, wie sie, wenn sie auch wirklich so gewesen wären, doch, poetisch davon zu reden, nicht hätten seyn müssen. Es bleibt uns also immer unbegreiflich, warum unser V. es gethan, da doch alles von der Willkühr seiner Dichtung abhieng. Mit dem Exempel der Griechen

chen kann er sich nicht entschuldigen: theils fanden die Dichter die Geschichte des Oedips u. a. schon vor, die sie behalten mußten; theils wollten sie Fatalismum lehren. — — Tumelikus ist Hermanns Sohn, von Thusnelden während ihrer Gefangenschaft in Rom geboren, dort erzogen, und dort mit Aelia, Sejans Tochter, vermählt, welche ihm seine Freyheit wieder verschafft. So nimmt er mit ihr Besitz vom Cheruskalande. Hermanns Tod (er war vom Segest, Thusneldens Vater, ermordet) soll gerochen werden; das hat eine Stimme aus Hermanns Grabe befohlen; nur weiß man nicht, an wen, da Segest lange todt ist: einige rathen auf den Tumelikus selbst, als Thusneldens Sohn; andere, und selbst Velleda, auf Aelia, als Tochter des Sejans, des Verführers vom Segest; — allein, da diese schon mit allen Cerimonien soll geopfert werden, entdeckt sich, daß der eben vom Tumelikus entleibte Agandest Segests Verführer war, und also sein Blut Hermanns Schatten schon wirklich versöhnt hat. — Dieß ist der Plan. Da wir den tadeln müssen, was hülfe alles Lob der Ausführung? Die Sprache ist sonst nicht schlecht; nur, da sie immer poetisch seyn soll, oft minder natürlich. Kraftvoller Dialog, der hier so herrliche Wirkung gethan hätte, ist nicht des V. Sache. — Bloß als Intermezzos, um die Bühne nicht ganz leer zu lassen, wenn keine handelnde Personen mehr da sind, finden wir Bardengesänge. Diese Barden haben also nichts mit der Geschichte des Stücks zu thun, so wenig, daß sogar keine Person des Stücks ihren Gesängen zuhört; fast wie die griechischen Chöre, nicht wie in **Klopstocks** Bardiet. Sie besingen stets Hermanns Thaten. Hin und wieder zeigt sich wohl ein Funken poetischen Geistes; aber das hohe Genie, das mit Geschmack vereinigt überall walte, zeigt sich nirgends; sonst wäre Anlage, Vertheilung des Gesangs, Wörterbau, Rhythmus, kurz alles wäre dann wohl anders. Wir wollen unsern Lesern eine Probe vorlegen; es ist eine der besten Stellen. Viele Siege über die Römer sind schon besungen, nun fahren sie fort:

Eine Stimme:

Hätt' unser Schwert so hart
Und in so wenig Zeit so oft
Ein Volk von minder kühner Art
Als Romuls Volk geschlagen;
Entmuthiget durch so viel Niederlagen,
Würd' auch das Nachgeschlecht
Von diesem Volke noch, der Rach' entsagen.

Doch

Doch Rom — Roms Krieger gleicht
Dem wilden Eber, dessen Wuth
Die höchste Kraft erst erreicht,
Wenn seiner Wunden stockend Blut
Den nahen Tod
Durch schmerzliches Gefühl ihm droht.

Vier Stimmen:
Drum, deutscher Krieger! mußt auch du
Dem wackern Jäger gleichen,
Der, statt erschreckt dem Unthier auszuweichen,
Ihm kühn den Spieß entgegen hält;
Bis es durchbohrt als Opfer
Des eignen Grimmes fällt.

Das doppelte Gleichniß ist wirklich edel; aber wie viel wäre nicht auch zu tadeln! Es muß doch sehr schwer seyn, solche freye Verse zu machen, wie die in Klopstocks Bardiet; wenigstens hat sich unser V. lieber die Ketten des Reimes und der jambischen Versart gefallen lassen. Welche Reime: hart, Art! Welche Poesie: Und in so wenig Zeit so oft! Welche Skansion in einem Sange alter Barden: Entmuthiget, schmerzliches, Roms Krieger u. s. w. — S. 122 steht ein Gebet:

Dazu hilf du uns, Vater Teut!
Uns, deinem nie bejochten Volke!
Gieb Ehrgeiz uns, und Muth im Streit,
Und unsern Fürsten Einigkeit
Beym Anfall feindlicher Rotten!
Noch kürzer: gieb uns, die ists leicht,
Stets einen Mann, der Hermann gleicht!
Und Trotz ist aller Welt geboten!

c. Voltäre's Alzire.

Der Einfall ist gut genug, das Stück in Prose zu übersetzen. Die bisherigen Uebersetzungen waren, so viel wir sie kennen, in Versen, und deshalb auch elend genug. Aber auch diese ist weder schön noch fließend.

d. Das befreyte Wien, ein Originaldrama in fünf Aufzügen, von Hrn. Weidmann.

Wir erhalten eine neue Arbeit von dem Manne, den wir No. 1. schon mit zwanzig Originalschauspielen haben kennen gelernt. Dies ist wiederum ein possierliches Stück, ganz anders, als man nach dem Titel schließen sollte. Ein älterer Bruder verreiset, kömmt nicht wieder, wird für todt gehalten, der jüngere nimmt unterdeß seine Güter, seine Würden, und sogar seine Braut, die nur gezwungen durch den Willen ihres Vaters erst jenen ältern heyrathen sollte. Dieser kommt nun endlich wieder; und nun kann man sich die Verwirrung leicht vorstellen, er ist sehr wild und ungestüm; der jüngere hingegen sehr tugendsam. So lernen wir wenigstens nachher, ob man sich das gleich anfangs nicht träumen läßt. Denn Eduard fragt gleich bey seinem unvermutheten Erscheinen nach seiner Braut; alle schweigen, er wundert sich darüber, sagt aber doch: „Schweiget nur itzt! — Man reiche „mir ein anderes Kleid, ich mußte schon lange die Reinlich„keit entbehren." Das ist doch ein ordentlicher sittsamer Mensch, wird man denken; aber Geduld! das Blatt wendet sich, er lärmt hernach genug, und will gar türkisch werden. So hält man auch auf den ersten Anblick nicht viel von der Tugend des Jüngern, denn der pralt mächtig, S. 24, mit einer Sache, die doch seine pure platte Schuldigkeit war: „Ist es „nicht genug, daß ich meinem Bruder, Güter, Würden, al„les wieder abtrete; will er mir auch u. s. w." Alle übrigen Personen sind auch sehr tugendhaft, wie wir von andern hören, und ihnen, ob wirs gleich nicht sehen, gern glauben, da diese als ihre Verwandten sie ja wohl kennen müssen; — auch wird der Wildfang, der erst Renegat werden wollte, zuletzt ganz vernünftig wieder. Aber wie soll denn der Handel zu Ende kommen? In einem Lustspiele wäre das Ding freylich schwer; aber gesegnet sey der Mann, der die Dramen erfand! Da kann doch ein ehrlicher Autor die Leute sterben lassen, die er nicht mehr braucht. So stirbt denn auch der ältere Bruder hier, kurz nach seiner Bekehrung, und der geliebte jüngere führt die Braut heim. — Das einzige Gute im ganzen Stücke sind einige Züge in dem Charakter einer albernen feyerlichen Tante. — — Doch bald hätten wir vergessen, den Lesern zu sagen, daß alles dies sich in Wien zuträgt, während daß es von den Türken belagert wird, und daß Eduard sich eben bey einem Ausfalle den Tod holt; und damit die Zuschauer nicht unbefriedigt bleiben, kömmt gerade beym Schlusse des Stücks die Nachricht, daß die Türken to-

taliter auf dem Kahlenberge geschlagen sind. Und darum heißt denn das Stück das befreyte Wien.

e. Klementine oder das Testament, ein Drama von fünf Aufzügen, vom Fr. v. G***. Neue durchaus veränderte Auflage.

Dieß Stück ist sonst schon von uns angezeigt, und hier nur in etwas verändert.

Wilhelmine von Blondheim. Ein Trauerspiel in drey Aufzügen. Gotha, bey Ettinger. 1775. 7 B. in 8.

Endlich stoßen wir doch auf ein Stück, das einige Charaktere und Interesse hat. — Die Blondheimische Familie, die wir hier kennen lernen, besteht aus Vater, Mutter, Tochter und Kammermädchen. Der Vater, ein etwas unbedeutender Mann, übrigens gutgesinnt, und ohne frappanten oder kontrastirenden Charakter, der die Einheit des Stücks störe. Aber misglückt ist dem Verf. wohl die Scene, wo er den alten Präsidenten zuerst mit seiner Tochter sprechen läßt; troz aller Zärtlichkeit und Empfindung, womit diese Scene reichlich hat versehen seyn sollen, war sie uns doch kalt, weil sie unnatürlich ist. In solchem fremden Komplimentirton, in solchen studirten Höflichkeitsformeln spricht kein wahrer Vater zu dem geliebten Kinde seines Herzens. Die Mutter hat einen guten weiblichen Charakter, eine muntere heftige Frau, die nach Eroberungen ringt, bloß um die Ueberwundenen zu demüthigen, (wegen ihrer einst verschmähten Liebe,) und die itzt dieselbe Komödie mit einem Hrn. v. Kronfels gespielt hat. Die Tochter, die Heldinn des Stücks, eine edle liebenswürdige Person. Das Kammermädchen, sehr sympathisirend und liebevoll gegen ihre Herrschaft, wie es itzt zu sehr Mode auf unserm Theater wird, die Bedienten zu schildern; doch sey dies nur nebenher zur Warnung gesagt, denn hier ist noch der Fehler des Uebertriebenen ziemlich vermieden. In diese ruhige Familie hat sich ein Hr. v. Kronfels eingeschlichen, ein leichtsinniger, glattzüngiger, von Geschwätzigkeit und Witz schimmernder Bösewicht, ein Lovelace, der bey aller Hartherzigkeit

zigkeit die feurigsten edelsten Empfindungen lügen kann. Er war selbst der Mutter nicht ganz gleichgültig geblieben; aber Wilhelminen hat er, durch seine Verstellungskunst und ihre Zärtlichkeit schändlich betrogen, und um Unschuld und Ehre gebracht. Schön ist ihre Reue und alle ihre Empfindungen darüber; so auch die Erfindung mit dem Briefe, den sie Rosalien dictirt, wodurch der Zuhörer diese Geschichte erfährt. Endlich kömmt ein alter Mann, ein General, ein Onkel des Kronfels, hält bey seinem vieljährigen Freunde, dem Präsidenten, um Wilhelminen an. Die noch unverderbte Unschuld ihrer Seele zeigt sich darin, daß sie, da sie den General nicht abweisen kann, ihm selbst alles entdecken will. Nun zeigt sich Kronfels völlig in seiner Abscheulichkeit; die aufs bitterste beleidigte Wilhelmine rächt sich, ein wenig theatralisch, durch einen Dolchstoß, und giebt dem General die Hand, der gleich zum König eilen will, um Begnadigung zu suchen — wir hoffen, er werde sie erlangen. Auf die Zuschauer aber, die vor dem Theater stehen, pflegen solche Anweisungen auf Dinge, die außer der Handlung sind, wenig Wirkung zu haben. Uebrigens ist an diesem Stücke zu loben, daß das simple Subject weder durch Episode noch durch fremde Personen überladen worden. Der Verf. ist Hr. Großmann, itzt Schauspieler bey der Seylerschen Gesellschaft in Gotha.

Diego und Leonore. Ein Trauerspiel. Hamburg, bey Herold. 1775. 164 Oktavseiten.

Ein gutes Stück von einem Verf. der sich zuerst in diesem Fache zeigt! — Die Scene ist in Lissabon, wo ein reiches schönes gutes Mädchen sich in einen protestantischen Deutschen verliebt, der hernach unschuldig in die Inquisition kömmt. Leonore ist eine liebenswürdige Schwärmerinn, voll der innigsten Zärtlichkeit gegen ihren Diego, und zugleich der eifrigsten Verehrung ihres Glaubens. Man sieht hier leicht, daß Richardsons Meisterstück, der Charakter der Clementina von Porretta, des Verf. Vorbild gewesen ist, zumal da auch Leonore einmal Abwesenheiten des Verstandes erfährt; und so hat der Verf. freylich nicht den Ruhm der Erfindung; allein im ganzen den Charakter ganz gut ausgeführt. Zu gemein ist die Erfindung, daß Leonore eine Freundinn, und Diego einen Freund hat, die denn wiederum ein verliebtes Paar

ausmachen. Der Freund, Don Manuel, ist ziemlich unbedeutend; die Freundinn, Donna Violanta, war keine Dame für uns, denn wir finden sie mit aller ihrer Weisheit und Menschen- und Männerkenntniß (die wir oft bewundern möchten,) zu kalt, zu prahlerisch, zu redselig. Der unglückliche Liebhaber, Diego, ist ein feuriger, edler Jüngling, mit schöner warmer Seele. Vornehmlich aber hat uns der Dichter durch zwey Charaktere zu interessiren gewußt. Der eine ist der Patriarch, ein Mann, den Bewunderung und Segen überall begleiten müssen, voll stiller Tugend, voll Sanftmuth, voll Menschengefühl, (es entdeckt sich am Ende, ein wenig unwahrscheinlich, daß er Diego's Vater ist;) der andere ist ein Mönch, ein heimlicher Liebhaber Leonorens und Verfolger Diegos, der Heucheley und teuflische Arglist mit der wüthendsten Intoleranz verbindet. Die armen Unglücklichen werden durch Uebermaaß der Liebe, durch allerhand Unfälle des Schicksals, und vornehmlich durch die Bosheit des Pfaffen so verwickelt, daß sie keinen andern Ausweg sehen, als Gift zu nehmen; sie thun es, und die zu ihrem Besten geschehenen Entdeckungen kommen nun zu spat. Leonore bietet kurz zuvor alle Zauberkraft ihrer schwärmerischen Beredsamkeit und ihrer Liebe auf, Diego zur Annehmung ihrer Religion zu bewegen; und Er, der fast immer widerstanden hatte, den sonst keine Aussicht zum schnellern und ruhigen Besitz seiner Geliebten, den keine irdische Hoffnung hatte bewegen können, er giebt itzt nach, um sie zu beruhigen, und um sein künftiges Schicksal noch fester mit dem ihrigen zu knüpfen. Die ganze Scene, die bey aller Wärme viel unnatürliches hat, gehört unsers Erachtens nicht aufs Theater. Die Liebe zur Sonderbarkeit kann sie bloß dem Verf. eingegeben haben.

Mit Vergnügen setzen wir hinzu, daß die Gesinnungen schön und groß, und obgleich freylich der Dialog nicht allemal natürlich genug, dennoch die Sprache sehr edel ist. Zu einer kleinen Probe schreiben wir eine Stelle aus dem Verhöre Diegos vor dem würdigen Patriarchen ab:

„Patr. Diego, ich habe Sie geschätzt, ich habe Sie geliebt, weil ich Sie für einen weisen Jüngling hielt; ich habe Ihren Umgang mit meiner Nichte geduldet, gern gesehen, um Ihres ehrlichen Gesichts willen: Und nun haben Sie mich betrogen, haben mich da verwundet — o! es ist nicht recht, junger Mensch —

Diego. Gnädiger Herr —

Patr.

Patr. Glauben Sie, glauben Sie einem Manne, der auch jung gewesen, der auch Begierden hatte: es kömmt eine Zeit, ein Alter, wo man wünscht, alle Vergnügen der Sinne und Empfindung seiner Pflicht aufgeopfert, und lieber niemals einen Wunsch, eine Neigung befriedigt zu haben.

Diego. Erlauben Sie mir, gnädiger Herr —

Patr. Ich weiß, was Sie sagen wollen, was Sie sagen können, u. s. w. — —

Diego. Sagen Sie mir, liebreicher heiliger Mann, wie sind Sie mit Ihrem Herzen in der Welt fortgekommen, wie haben Sie alt werden können?

Patr. Wozu das? (**Bewegt.**) Was geht Sie mein Herz an? — Ich beklage Sie, armer, unglücklicher Mensch. — Ich habe auch gelitten, viel gelitten in der Welt. — Aber, Jüngling, es kömmt ein Leben, ein lohnvolles Leben, (**giebt ihm die Hand,**) da sollen sich die Guten, die Edlen wiedersehen, (**halb vor sich,**) Ketzer und Rechtgläubige. — Sehen Sie mich genau an, damit wir uns dort gleich wieder kennen. (**Aeußerst gerührt.**) Noch dieß, mein Sohn. Da! (**Küßt ihn.**) Und nun nichts weiter! Nun gehn Sie. Wir machen uns ohne Noth weichherzig." — —

Die Dedikation in Versen an die Schauspielerinnen **Ackermann** zeigt viel Geist, nur etwas Schwere des poetischen Ausdrucks.

Der Verf. des Stücks ist Hr. Doktor **Unzer**, der jüngere, in Altona.

Ariadne auf Naxos. Ein Duodrama mit Musik. Gotha, 1775. 2½ Bogen, in Quart.

Wer kennt nicht **Gerstenbergs** Kantate dieses Namens? Sie liegt hier zum Grunde, so sehr, daß die mehrsten einzelnen Worte beybehalten sind, und die Poesie nur in Prosa aufgelöst ist. Diese Umarbeitung ist geschehen, „um (mit den Worten des Vorberichts zu reden,) „sie auch für die Bühne brauchbar zu machen, und zugleich auch durch diesen Weg „einem unsrer besten Meister in der Musik, dem Gothaischen „Kapelldirector **Benda**, Gelegenheit zu geben, an einem so „reichhaltigen Stoffe sein großes Talent zu zeigen." Dies ist Entschuldigung genug. **Benda's** vortreffliche Musik ist bekannt. Auch der Recensent hat sie gefühlt und bewundert, ob

er gleich nicht wünscht, daß solche **Duodramen** eine neue Art von theatralischer Dichtkunst werden möchten. Sie haben große Schwierigkeiten, welche man bey dem vierten oder fünften Versuche auch schon allgemein zu merken anfängt. Von diesem Drama selbst hätten wir nichts mehr zu sagen, wenn der Verf. nicht einige kleine Aenderungen in Ansehung des Planes gemacht hätte.

Erstlich: Der Geschichte nach, welcher auch **Gerstenberg** getreu geblieben, verläßt Theseus Ariadnen bloß aus Leichtsinn. Dies ist weder unwahrscheinlich, noch dunkel, und, welches bey einem Drama sehr in Betrachtung kommen muß, es macht die ganze Geschichte und die folgende traurige Katastrophe weit **tragischer**. Indessen hat der Verf. geglaubt, dies ändern zu müssen, um Theseus Charakter nicht zu schwarz zu machen, da er uns doch hauptsächlich nur für Ariadnen interessiren sollte. Allein, solche Aenderungen sind schwerer, als man anfangs denkt, und gelingen selten. Der Verf. hat [illegible] Erfindung gebraucht, daß Griechen erscheinen, die [illegible] seus wegrufen, und im Weigerungsfalle gar Aria[illegible] zu [illegible]ten drohen. Aber wie unnatürlich ist das? War [illegible] der Griechen Anführer? Und woher diese Drohung [illegible] einem Prinzen Schande, eine Prinzessinn zu heyrathen? [illegible] man sieht gar nicht, warum Theseus „um Ar[illegible]n [illegible] „gegen die Wuth der auf Naxos angelandeten [illegible] Sicherheit zu setzen," sie verlassen, sie **auf ewig** [illegible] ohne die Hoffnung, ohne den Gedanken zu [illegible]en, sie wieder abzuholen.

Zweytens: Es ist bekannt, daß die Geschichte fo[illegible]tet: Bacchus sey kurz nachher erschienen, und habe Ar[illegible] über Theseus Verlust getröstet. Dies hat unser Verf. [illegible] vielleicht, weil unsere Bühnen zu klein, unsere Deko[illegible] zu einfach sind. Ein **italienischer** Operndichter [illegible] diesen Ausgang um aller Welt willen nicht nehm[illegible] welche herrliche Gelegenheit, alle Pracht [illegible] zu zeigen! Indessen, die Ursache sey gewesen, w[illegible] uns ists herzlich lieb, daß sich das Stück ohne gu[illegible] Erscheinung des Bacchus endigt.

Der Verf. des Stücks ist der Schauspieler u[illegible] steller Hr. **Brandes**.

Die Ankunft des Herrn, ein Lustspiel in einem Aufzuge, von A. F. G. V. B. G. F. Z. M. D. K. P. Warschau, 1775. bey Gröll. 50 Octavseiten.

Ein verdienter Baron muß wegen Unglücksfälle Bauer werden, er hat eine schöne Tochter, worin sich ein junger Graf verliebt, und ihr zu Liebe auch Bauer wird; sein Vater, der Herr des Gutes, kömmt hin, (daher der Titel des Stücks,) alles entdeckt sich, und endet sich glücklich. Dies ist der Inhalt eines Stücks, welches wir nicht schlecht nennen können, zumal da es uns aus einer Gegend zukommt, die noch so wenig Muster hat. Die Sprache des Stücks ist recht gut, auch hat der Verf. doch nicht alle Charaktere auf die alte rührende Leyer gestimmt, und z. E. den Richter in seiner Anrede komisch verlegen, und den alten Grafen etwas wild und soldatenmäßig gebildet. Nur ist nicht abzusehn, warum der alte Baron sich anfangs so sehr gegen die Heyrath der jungen Leute setzt.

Elfride. Ein Trauerspiel in drey Aufzügen. Zum erstenmal aufgeführt auf dem Hoftheater zu Weimar, am 4ten Sept. 1773. Weimar, bey Hofmann. 1775. 6 Bogen in 8.

Das Subjekt ist aus der engländischen Geschichte genommen. Ein König läßt um ein Frauenzimmer werben, das ihm als sehr schön gerühmt ist. Der Hofmann, der den Auftrag hat, verliebt sich selbst in sie, hält an, und heyrathet sie, ohne ihr oder ihrem Vater was von des Königs Absichten zu sagen. Seinem Fürsten macht er darauf weiß, sie sey sehr häßlich, er selbst habe sie nur wegen des Geldes geheyrathet, sie sey zu häßlich, um sie je an Hof zu bringen. Alles wird zuletzt verrathen. — Die Personen des Stücks haben zur Verwickelung sehr passende Charaktere. Der Hofmann, der die kleine Verrätherey begangen, ist ein sehr edler Mann, und verdient, was er ist, nehmlich des Königs Vertrauter zu seyn; er wirft sichs selbst vor, Elfriden durch seine List eine Krone geraubt zu haben. Sein Feind am Hofe ist der Abt Dunstan, dessen eigennützige Absichten oft von ihm hintertrieben worden: eine boshafte, heimtückische Seele; der verräth Elfridens Schönheit dem Könige, und des Königs ehemalige

getrieben. Was nützen uns fünf Akte, wo wir nichts anders sehen, als einer Seits Brutalität, und andrer Seits Unthätigkeit? Endlich beredet Graf Wickham die Prinzessinn zur Flucht; aber der Anschlag wird verrathen, und da gehts denn an ein Todtstechen.

Zur Umfassung eines großen Plans, zur Entwerfung eines ganzen wohl zusammenhängenden Charakters, scheint der Verf. kein Talent zu haben; wohl aber zur Bemerkung eines kleinen Zuges von Lächerlichkeit oder Schwachheit, und den weiß er denn ganz gut zu schildern.

Blüthen des Geistes des Freyherrn J. F. v. Cronegk, in zweyen von seinen bisher nie gedruckten Stücken. Strasburg, bey Stein. 1775. 111 S. in gr. 8.

Die Stücke sind, wie man sich Jugendstücke eines Mannes vorstellen kann, der nur erst versprach; der Herausgeber macht offenbar zu viel davon. Das erste: **Der Misvergnügte, ein Lustspiel in einem Aufzuge**, ist, der ersten Hälfte nach, fast **Moliere's** Misanthrope. Alle auftretende Personen kramen so viel Thorheiten aus, daß sie nothwendig einen ehrlichen Mann beleidigen müssen; der Misvergnügte will fort, nach Batavia reisen. Plötzlich werden jene in Umstände gesetzt, daß sie sich von andern Seiten zeigen müssen, und hier zeigen sie so viel Edelmuth und Gutherzigkeit, daß der Misvergnügte sie wieder lieb gewinnt, bleibt, und seine Geliebte heyrathet. Die Scenen sind nicht gut verbunden, und der ganze Einfall mehr nur roh hingeworfen, als digerirt. — Das zweyte Stück: **Der erste April, ein Lustspiel in einem Aufzuge**, hat schon einen künstlichern Plan. Eine närrische Tante erzieht ein artiges Mädchen mit Fleiß einfältig, und will sie einem elenden Landjunker verheyrathen; allein das Mädchen betrügt die Tante artig genug, und heyrathet ihren Geliebten. Die Geschichte trägt sich am ersten April zu, und viele Personen des Stücks machen sich den Spaß, andre April zu schicken. Weder neue Charaktere, noch starker Witz zeichnen dies Stück besonders aus; doch sehen wir hin und wieder Züge, die uns einen Verf. zeigen, der bey fleißigerer fortgesetzter Uebung, und bey getreuem Studium der Natur, ein guter Lustspieldichter hätte werden können. Z. E. der Landjunker, der so gern Märchen erzählt. Der

Dialog

Dialog ist in beyden Stücken wohl ziemlich munter, doch nicht kraftvoll, nicht reitzend. Beyde Stücken endigen sich mit Rundgesängen, wie sie ehemals Mode waren, z. E. in **Krügers blindem Ehemann.**

Ueber die Vorrede des uns unbekannten Herausgebers müssen wir noch ein paar Worte sagen. Er erkennt nur „zwey „Gattungen dramatischer Vorstellungen; die eine nennt er „die **historische**, die andre die **Komödie.** Bey jener ist „Geschichte, so wie sie nehmlich schon da liegt, und Plan die „Hauptsache; die Charaktere müssen sich darnach richten, dar„aus entspringen. Bey dieser, wo der Dichter alles selbst er„findet, sind die Charaktere das hauptsächlichste, und der Plan „ist ihnen nur untergeordnet, bezieht sich nur auf sie.“ Dann so muß aber der Verf. das sogenannte Drama, und selbst oft das bürgerliche Trauerspiel zur Komödie rechnen. Wozu die Einführung neuer Terminologie? Die historische Gattung begriffe denn bloß die große feyerliche alte Tragödie. Daß hier übrigens die Charaktere um des Plans willen, und dort der Plan um der Charaktere willen entworfen wird, ist nichts neues, wie jeder Leser der **Lessingschen Dramaturgie** weiß.

Orest und Elektra, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, (in gereimten Alexandrinen.) Zum erstenmal aufgeführt auf dem Hoftheater zu Weimar, den 7ten Jenner 1772. Gotha, bey Ettinger. 1774. 143 Oktavseiten.

Merope, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, (in reimlosen sechsfüßigen Jamben.) Aufgeführt in Weimar, am Geburtstage der Herzoginn, den 27sten Octobr. 1773. Gotha, 1774. 100 Oktavseiten.

Medea, ein mit Musik vermischtes Drama (in Prosa.) Gotha, 1775. 1½ Bogen in 8.

Wir fassen diese Stücke zusammen, theils weil sie Einen Verfasser haben, den so rühmlich bekannten Dichter Gotter, theils weil sie alle drey Subjekte der ältesten Tragödie, die wir kennen, behandeln. — — Besser, den Ruhm aller

Gelehrsamkeit aufgeben, als ein Stück nicht aus dem rechten Gesichtspunkte fassen und beurtheilen! Also nichts von Sophokles und Euripides Elektra, nichts von Euripides und Seneka's Medea! Wir wollen den V. nicht als Nachahmer oder Wettläufer mit jenen Alten betrachten, sondern seine Werke als Originale ansehen, wobey ihm also weder durch Muster noch Geschichte seine Dichterfreyheit benommen war, und wobey also aller Ruhm oder Tadel auf ihn allein fällt. So treten wir vor die Bühne, noch unbekannt mit seinem Subjecte und der Ausführung; der Vorhang wird aufgezogen, und wir sehen — Griechen in den frühen heroischen Zeiten. Griechen zu schildern? Ein schweres Unternehmen! Aber der Verf. muß es ausführen, der sich demselben freywillig unterzieht, der seine Geschichte, seine Personen gerade unter Griechen wählt, da seinem weiten Phantasieschwunge Himmel und Hölle und Meer und alle Gegenden der Erde unterworfen sind. Scenen aus dem Heldenalter zu zeichnen, wie schwer ist uns das, die wir andre Sitten, andre Kenntnisse, Bedürfnisse, Empfindungen, ja andre Tugenden und Laster haben! Und nun gar zusammen: Griechen, aus dem heroischen Zeitalter! Der V. hat sich gar in die Zeiten, in das Volk nicht hereingedacht, scheint es nicht einmal gewollt zu haben; und wir wiederholen es, er mußte dies doch, oder er mußte uns bey heutiger Sprache und heutigen Empfindungen auch eine heutige Geschichte geben. Doch nur zur Geschichte selbst! Sie ist fürchterlich und heroisch genug. Wie König Agamemnon Troja belagerte, buhlte Aegisth um die Königinn und eroberte sie. Beyde erschlugen hernach den siegrückkehrenden Fürsten, und Aegisth ward König. Agamemnons einziger Sohn, Orest, ein unmündiges Kind, ward bey der schändlichen Ermordung seines Vaters gerettet und entfernt. Der tritt itzt auf, als männlicher Jüngling, als Rächer des Königs, und des Vatermordes, tödtet Aegisth, und wider Willen auch seine Mutter. Der Charakter der Königinn war schwer, nehmlich es nur dahin zu bringen, daß man den Anblick der mordenden Ehebrecherinn ertragen konnte. Vornehmlich wenn sie eine Hauptrolle spielen sollte, wie sie hier thut. Aber warum sollten denn die Weiber hier Hauptrollen spielen, wie in einer französischen Tragedie? Ist dieß, oder vielmehr das gerade Gegentheil, Charakterzug des Heldenalters? — Der Verf. hat sogar die Unvorsichtigkeit, uns die Königinn, ehe sie selbst auftritt,

tritt, in der ungeheuersten Abscheulichkeit malen zu lassen; und das von Jemand, der Zeuge der That war, von ihrer Tochter, die sagt:

Dort — dort in dem Pallast — von Wein, von Saitenspiel,
Vom stolzen Siegeslied berauschet, überfiel,
Im Bade, wehrberaubt, ihn ihre Wuth. Gefangen
Im Todesnetze sträubt' er sich umsonst. Sie drangen
Mit Beilen auf ihn ein. Sein ängstliches Geschrey,
Sein Röcheln hört Pammen, und eilt zu spät herbey.
Ich komme, seh ein Weib! sie glüht von Schadenfreude —
Schleppt ihn beym Haare — wühlt in seinem Eingeweide —

Den teuflischsten Zug der Schadenfreude bey Erwürgung eines Mannes, eines beleidigten Ehemannes, hat wohl nur der Reim geboren. Wer ruft nicht bey dieser Beschreibung: Weg vom Theater mit dieser Furie! weg mit ihr zur Hölle, deren Bewohnerinn oder Beherrscherinn sie seyn muß! — Orest war von den Göttern selbst zum Rächer ausgerüstet; allein, sie hatten ihm verboten, sich irgend jemand kund zu geben, und im Uebertretungsfall ihm fürchterliche Strafe angedroht. Eine so sehr liebende und ihn bereits erkennende Schwester entlockt ihm endlich das Geheimniß; allein, er wird dafür fürchterlich gestraft, er tödtet seine Mutter, ohne es zu wollen, und das Stück endet mit seiner wüthenden verzweiflungsvollen Raserey. Wir Zuschauer, statt mitzufühlen, stehen hier starr mit offnen Augen, können das Ding nicht begreifen, schütteln die Köpfe, gehen weg, und wundern uns. Kurz, solch ein Subjekt, das von unsrer Denkungs- und Empfindungsart ganz verschieden ist, das auf fremden Nationalvorurtheilen beruhet, mag als Geschichte, als Romanze, oder irgend andre Art von Gedicht, gut können genutzt werden; nur zum Drama, wo wir mit allen fühlenden Personen mitfühlen, worinn wir mitleben, mitdenken sollen, zu diesem Spiegel unsrer selbst, wo wir menschliche Handlungen, Thorheiten, Leiden, Schwächen wahrnehmen sollen, und ausrufen: Das ist Fleisch von unserm Fleisch, so erhob uns die Hoffnung, so stürzte uns das Glück! — wer dieß Subjekt zu einem solchen Drama (und giebts ein anders?) machen will, der weiß nicht, warum er ein Drama schreibt, weiß nicht, was Drama ist. Der Hauptvorwurf bleibt immer: wir können nicht damit sympathisiren; und also geht aller Endzweck verloren. Es kann übrigens artig genug gearbeitet seyn, so daß man's aus Neu-

gierde wohl einmal in die Hand nimmt und besieht; allein es ist nichts fürs Herz. Das möchten wir von allen Heldengeschichten sagen, deren Zeiten, deren Völker uns zu entfernt sind; wenigstens sobald sie Unwahrscheinlichkeiten enthalten, die nach unsrer Denkungsart thöricht und mährchenhaft sind. — — Könnten wir sonst je mit den gereimten Versen auf dem Theater versöhnt werden, so wäre es durch Gotter.

Voltäre's Merope ist bekannt, und noch bekannter die vortrefflichen Abhandlungen darüber in Lessings Dramaturgie. Gotter hat Voltären übersetzt, aber männlich und frey; und im fünften Akt hat er sich mit edler Kühnheit von seinem Vorgänger gerissen, und auf der Bühne selbst gezeigt, was jener nur erzählen läßt. — Warum skandirt ein Deutscher dem Franzosen nach: Merŏpe, da doch Griechen und Römer, die hier allein gelten, Merope sagen? Nachahmer hier sogar!

Medea, eine Zauberinn, die als Ehefrau beleidigt ist, und sich itzt aufs grausamste rächt, giebt schönen Stoff zu einer Oper. Wir müssen gestehen, daß dieß kleine Drama uns von den dreyen zum besten gefallen hat. Denn hier finden wir, woran wir innig Theil nehmen können, die Klagen des beleidigten Weibes, die Unschuld der Kinder, das Jammern des unglücklichen Vaters. Auch alles übrige ist für eine Zauberwelt natürlich genug. Man weiß, welche vortreffliche Musik Benda zu diesem Duodrama gemacht hat. Der Recensent schätzt diese Musik, so wie sie es werth ist. Aber verschiedene Scenen in der Medea sind so schön, so sympathisirend für den Zuschauer geschrieben, daß fast zu glauben ist, solche Scenen von einer Seilerinn, von einer Reinekinn schnell, und aus dem Herzen gesprochen, werden stärkere Wirkung thun, als wenn die vortrefflichste Musik, zu Dehnung der Worte, der Gebehrden, und der Bewegung der Hände Gelegenheit giebt.

Schäferspiele von Moses Dobruska. Prag u. Leipz. bey Gerle, 1774. 6 Bogen in 8.

Wir haben von diesem Verfasser, der ein Jude seyn soll, schon einmal Gedichte angezeigt. In diesen zwey Lustspielen aus der Schäferwelt zeigt er etwas mehr Geist und bessere Sprache, als in jenen Probestücken. Demohngeachtet ist

auch

auch hier keine besondere Erfindung, keine lebhafte Malerey, keine Dichterkraft. Gesner ist ihm zu einförmig; er hat mehr Abwechselung, mehr Phantasie hereinbringen wollen, oder, wie ers selbst sehr cavalierement nennt, „gesnerischen „Witz mit wielandischem Geist verbinden.“ Als wenn sich das von einem schülerhaften Anfänger so finden und verbinden ließe! Seine Erfindungen sind sehr schlecht, seine Plane ohne große Anlage und Verbindung, — und seine Schäfermädchen sind in der That beleidigend, weil sie sich ungeliebt zur Liebe anbieten.

Der Edelknabe. Ein Lustspiel in einem Aufzuge von J. J. Engel. Leipzig, in der Dyckischen Buchhandlung, 1774. 60 Oktavseiten.

Ein artiges, sehr gefälliges Stück, das uns schöne kindliche Unschuld und wahre fürstliche Großmuth mit den lieblichsten Farben schildert, und das auf allen unsern Theatern mit größtem Beyfalle ist gesehen worden. Das Subjekt soll eine wahre Geschichte zum Grunde haben, und mit desto größerer Freude erzählen wir es hier, obgleich sonst dieß Stück durch ganz Deutschland schon so bekannt ist, daß es unserer Anzeige nicht erst bedarf. Eine verarmte Witwe eines sehr verdienten Offiziers bringt ihren jüngern Sohn als Pagen bey dem Fürsten an; allein, er ist zu klein, zu jung, um dazu schon gebraucht werden zu können. Der Fürst will ihn zurückschicken, entdeckt aber die vortreffliche Güte des Herzens bey dem Knaben, zugleich große edle Gesinnungen bey der unglücklichen Mutter, hilft also dieser, und nimmt sich jenes väterlich an. Ein schlechter älterer Bruder des liebenswürdigen Kleinen, und ein unedler Bruder der tugendhaften Witwe, machen als Kontraste vortrefflichen Effekt, und bringen mehr Interesse ins Stück. Die Ausführung, die Sprache, der Dialog, — sind wie man sie schon von Engeln kennt: voll Natur, voll Reiz, voll Feinheit. — In den Charakter des gelehrten rechtschaffenen Direktors bey einer Schulanstalt hat der Verf. den auszeichnenden Zug der blödesten Furchtsamkeit gelegt, die einem Schulmanne bey seiner ersten Erscheinung am Hofe natürlich seyn kann. Genug! Wenn Herr Engel doch unsere Schaubühne mit mehreren Stücken bereichern wollte! Wenn doch in diesen Mann nur der zehnte Theil der Schreibseligkeit

der

der Stephanie und Weidmann fahren wollte! Aber nichts giebt er! Der Hochzeittag, von dem schon seit sechs Jahren sechs Bogen abgedruckt sind? — erscheint nicht — der Geisel, auf den man mit Verlangen wartet, und nichts zu sehen bekommt. Hrn. Engels Muse ist wie die Nymphe Galathee, die uns nur ein Aepfelchen zuwirft, — et fugit ad salices et se cupit ante videri — wir eilen nach, und eben, weil wir sie gesehen haben, und sie uns zu viel reizenderem Genusse einzuladen schien, ist es uns desto unerträglicher, daß sie weit von uns fliehet!

Erwin und Elmire, ein Schauspiel mit Gesang.

Den kleinen Straus, den ich dir binde,
Pflückt' ich aus diesem Herzen hier.
Nimm ihn gefällig an, Belinde!
Der kleine Straus, er ist von mir.

Frankf. und Leipz. 1775. 64 Oktavseiten.

Diese Ausgabe ist ein Nachdruck aus dem zweyten Bande der Iris, wo zuerst dieß Schauspiel Göthens gedruckt ward.

In Goldsmiths Vicar of Wakefield steht eine Romanze von der rührenden Art. Ein Mädchen besucht einen Einsiedler, klagt sich selbst bey ihm an: „Jede Stunde bewarb „sich um mich eine eigennützige Schaar mit den glänzendsten „Erbietungen. Unter dem Haufen bückte sich auch der junge „Erwin, doch redete er nie von Liebe. In demüthiges einfa„ches Gewand war er gekleidet, er hatte nicht Reichthum, „nicht Pracht. Weisheit und Redlichkeit war alles, was er „hatte; und es war alles für mich. — Ich versuchte gegen „ihn jeden wechselnden Kunstgriff des Ungestüms und des Stol„zes; indem seine Liebe mein Herz rührte, frolockte ich über „seinen Schmerz. Bis er endlich, durch meine Verachtung „völlig niedergeschlagen, mich meinem Stolze überließ, und „eine verlaßne Einöde aufsuchte, wo er heimlich starb.“ Der Einsiedler ist selbst der Geliebte, giebt sich zu erkennen, u. s. w. — Die nehmliche Idee liegt hier zum Grunde. Indessen dünkt uns die ganze Behandlung eben nicht fürs Theater bequem. Der ganze erste Auftritt ist entweder der Iris zu gefallen, oder vielleicht mit Faunenblick, als eine Satyre auf das weiche gezierte Wesen dieser Schrift, hingeschrieben. Zum Stücke gehört

hört er gar nicht. Daß übrigens ein Stück von Göthen, wenn es noch so nachlässig behandelt wäre, hin und wieder Spuren eines vortrefflichen Geistes zeigt, versteht sich. Aber eben von diesem vortrefflichen Geiste sodert das Publikum mehr als sonst halb leere, halb verfehlte Entwürfe. — Herr Göthe geht in seinen Sachen gerade zu, der Recensent auch, und sagt ohne Umschweife, wie es ihm ums Herz ist. — Noch eine naive Ballade aus diesem Stück wollen wir anführen Erwin hatte in seinem Gram verschmähter Liebe das Lied gedichtet, und Elmire singt es:

Ein Veilchen auf der Wiese stand,
Gebückt in sich, und unbekannt;
Es war ein herzigs Veilchen.
Da kam ein' junge Schäferinn
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn
Daher, daher,
Die Wiese her, und sang.

Ach, denkt das Veilchen, wär ich nur
Die schönste Blume der Natur!
Ach! nur ein kleines Weilchen!
Bis mich das Liebchen abgepflückt,
Und an dem Busen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur
Ein Viertelstündchen lang!

Ach, aber, ach! das Mädchen kam,
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.
Es sank, und starb, und freut sich noch:
Und sterb ich denn, so sterb ich doch
Durch sie, durch sie,
Zu ihren Füßen doch!

Die natürliche Tochter. Ein rührendes Lustspiel in fünf Aufzügen. Münster in Westphalen, bey Perrenon, 1774. 10½ Bogen in 8.

Das Stück ist in der That rührend genug; der Gram Sophiens, der so sehr auf Leib und Seele bey ihr wirkt, ist fast zu stark geschildert, da das Stück doch einen frohen Ausgang

gang haben sollte. Soll auf solche Art das Unerwartete und Ueberraschende gewirkt werden? Das ist fast, als wenn man einen Delinquenten erst alle Schrecknisse des Todes zuvor empfinden läßt, und bey dem letzten Streiche erst Pardon! rufft. — Sonst sind weder Plan, noch Charaktere, noch Sprache des Stückes zu tadeln, doch auch nicht sonderlich anziehend.

Englisches Theater. Sechster Theil. Danzig u. Lpz. bey Wedel, 1776. 1 Alphabet in 8.

Herr Schmidt, der sein Werk fortsetzen will oder muß, fängt an, sich die Arbeit um vieles leichter zu machen. Er ist itzt bloß **Uebersetzer**. So entspricht sein Werk immer noch seinem Titel, er liefert uns Stücke des englischen Theaters; allein, er bleibt seiner ersten Einrichtung nicht getreu. Die war: uns englische Stücke so zu liefern, daß sie nun ganz brauchbar für unser Theater seyn sollten, sie also oft umzuarbeiten, Reden, Personen, Situationen, Scenen wegzustreichen, andre anzulegen, bald am Plane, bald an der Ausführung zu andern, kurz, alles Gute Brauchbare zu behalten, und das Andere dem gleich zu machen, hauptsächlich Alles dieß in Rücksicht auf deutsche Zuschauer, — also nichts weniger als bloße Uebersetzerarbeit. So viel versprach Hr. Schmidt, vielleicht ohne recht zu wissen, wie viel es sey; und versuchte sein Wort in fünf Bänden zu halten. Wie es ihm gelungen, das haben wir vormals weitläuftig, und mit Beweisen, mit Proben belegt, gezeiget. Durch die That zeigt unser Verf., daß er mit uns einstimmig ist, er hält das Unternehmen zu schwer, giebts auf. Also, wie gesagt, nun betrachten wir in ihm nur den Uebersetzer. — Aber, wozu sollen uns solche Uebersetzungen? Sind sie für den Kenner englischer Sitten, Thorheiten, Eigenheiten? O der liest das Stück im Original! Für den, der nicht mit England bekannt ist? Der versteht das verdeutschte Stück dennoch nicht! Und nun gar für die Zuschauer, für das ganze Publikum, das vor die Bühne tritt, um belehrt ergözt zu seyn, das sich will kennen lernen? O was soll das mit einem Stücke anfangen, das es nicht begreifen kann, wenn es nicht die Politik, den Handlungsgeist, die Stände, ja gar die Straßen von London kennt! In solchen Stücken müßte allerdings etwas geändert werden, und das thut auch jeder, der sich nur für einen bloßen Uebersetzer ausgiebt, der

der gar nicht versprochen hat, fürs deutsche Theater umzuarbeiten; wie vielmehr hätte es denn unser V. thun müssen? Jedes Land erfodert seinen eigenen Nationalsatyriker, Nationalkomiker. England hat ganz andre Thorheiten, Grillen, Wünsche, Einbildungen, als Deutschland; je treffender jene gezeichnet sind, desto weniger passen sie für uns. Eine national-englische Komödie kann sehr lehrreich für den jungen Dichter seyn, der den Plan, einzelne Situationen und Züge nutzen kann, der daran lernen kann, wie er das Charakteristische seiner Nation zu schildern hat; aber was soll sie aufs Theater? — — Daß es ganz anders mit der Tragödie ist, brauchen wir das noch erst zu sagen! Die wählt aus allen Zeiten und Ländern eine rührende herzerschütternde Geschichte, zeigt uns überhaupt nur **Menschen**; die Schicksale, Leiden, Bosheiten, Leidenschaften, die der **Menschheit** anhängen, nicht einer bestimmten Nation.

Wir erkennen bey unserm Verf. Muth in Unternehmungen, Beharrlichkeit im Ausführen; was wir ihm sehr wünschten, wäre eine recht reifliche Ueberlegung, ein recht sorgfältiges Nachdenken, was denn nun seine Arbeiten eigentlich für Zweck hätten, haben sollten? Irgend einen Zweck muß doch jeder Schriftsteller wohl haben, und dann nicht wieder wanken, nur immer darauf zu arbeiten: er sey Selbstschöpfer, oder Umarbeiter, oder Uebersetzer. Allein, wir haben es schon vormals zu deutlich gezeigt, solche Betrachtungen sind unsers Verf. Sache nicht. — Doch wir wollen die Stücke selbst anzeigen.

1) **Der Mann von Geschäfften, ein Lustspiel in fünf Aufzügen, von Georg Colman.** Hr. S. sagt in der Vorrede, er wolle keine Critik der Stücke entwerfen, und also auch den **Colman** nicht mit dem **Beaumarchais** vergleichen. Warum denn gerade nur mit dem **Beaumarchais**? Kannte er keinen Deutschen, der dasselbe Subjekt bearbeitet hat? Kannte er nicht die erste Quelle, aus der alle geschöpft haben? **Plautus** — soll denn der große Mann ganz vergessen werden? nicht einmal da mehr genannt werden, wo der Stof ursprünglich sein ist? — schrieb ein Lustspiel Trinummus. Das Subjekt ist ein etwas verschwenderischer Jüngling, der itzt ohne Aufsicht lebt, da der reiche Alte wiederum wegen Handelsgeschäfte verreiset ist. Ein ehrlicher Freund des Alten, und Vorgesetzter des Jünglings schreckt diesen durch falsche Nachrichten der Armuth, und ersinnet hernach wieder

eine

eine andere List, um plötzlich Geld zu schaffen. Er kömmt
durch diese kleinen gutgemeynten Betrügereyen in verdrießli-
chen Wirwar, und sogar in Verdacht der Unredlichkeit. Der
Alte kömmt endlich an, und alles entdeckt sich. Sehr komisch
ist unter andern die Situation, wie ein angestellter Fremder
von dem abwesenden Alten Geld bringen soll, und dieser nun
schon zu Hause gekommen ist, und mit dem verstellten Frem-
den spricht. Doch wer kennt nicht überhaupt den schnellen
leichten Witz, und das unnachahmliche Komische des Plautus?
— Dies Stück, allein zusammengezogen, mit dem glücklich-
sten Witze und Lebhaftigkeit kopirt, haben wir deutsch. Es ist
der Schatz von Lessing. Nichts kann angenehmer seyn,
als eine Vergleichung des Deutschen und Römers. — Dies
plautische Stück hat Colman umgearbeitet, mit Episoden
vermehrt, mit Schilderung von Sitten und Thorheiten seiner
Nation ausgeschmückt, und so für Engländer aufs englische
Theater gebracht. — Und der gutherzige Hr. Schmidt end-
lich? Denkt nicht an die Quelle, denkt nicht an Lessing,
denkt nicht an deutsche Umarbeitung dieses artigen Subjekts;
sondern übersetzt geduldig das verenglischte Stück; glaubt so
ein englisches Original uns bekannt zu machen, und hat nun
eigentlich nichts geliefert: nicht mehr das römische Original
kein brittisches, kein für uns Deutsche passendes deutsche
Schauspiel. — Lessing hat in seinem Schatze den Röm[illegible]
in allen Späßen und Launen getreuer kopirt, als Colma[illegible]
in seinem man of businesſ. Man vergleiche, nichts von d[illegible]
ganzen Plane des Stückes zu sagen, zur Probe die obgena[illegible]
te Scene zwischen dem erdichteten Fremden und dem Al[illegible]
Jener hat zusammengezogen, dieser erweitert. Er hat [illegible]
glücklich Situationen und Züge hereingebracht, die für
englisches Parterre ungemeinen Reiz und Interesse haben mü[illegible]
Aber was soll uns das? Warum kopiren wir die Kopie
allen Zügen, die der Copist für sich hinzusetzte, und di[illegible]
uns nicht taugen? Der wievielste der Zuschauer kenn[illegible]
uns so genau den ostindischen Aktienhandel, wodurch [illegible]
junge Mensch ruinirt? Wer nimmt Antheil an der [illegible]
Deklamation gegen die Gefahr, die Unvernunft, die [illegible]
des Stock-iobbings? Wer fühlt die Satyren über die [illegible]
art des Lords Aldernen, u. s. w., über die Zeitungen
das Betragen im Schauspielhause? Wer versteht die
S. 9. „Scheck: Ich wünschte, wir wohnten nic[illegible]
„der andern Seite des Juristencollegiums. Fabel i[illegible]

r Ecken des Juristencollegiums haben mit einander ge-
auscht, Scheck. Die lustigen, witzigen, lustigen Stuzer von der
Bestieite der Stadt u. s. w.“ Einiges ist wörtlich von dem
länder aus dem Plautus übersetzt, und hier nun wieder
tlich aus dem Englischen. — Wie gefällt unsern Lesern
chöne lebhafte Stelle, S. 62. „Sie sind einer der brav-
Männer von der Welt — aber Sie wissen wohl, es
war kein dummeres, unnützeres, übermüthigeres, unver-
hämteres, unwissenderes, lügenhafteres Geschmeis, als die
lushecker der Gerüchte, die Sammler von persönlichen Anek-
oten: — elende Kerls, die alles wissen wollen, und nichts
sen! Unsre Gedanken, Worte und Werke, alles wissen
e; was man gethan hat, was man thut, und was man
will, das wissen sie; sie wissen, was der Katholik seinem
vater sagt, und was der König der Königinn ins Ohr
aunt; Dinge, die nie gewesen, noch seyn werden, noch
yn können, alles das wissen sie; — ob es wahr oder falsch,
echt oder unrecht, Lob oder Tadel ist, darnach fragen sie
en Henker. Und ich konnte ihnen einen Augenblick glau-
en? Verzeihen Sie mir nur dies einzigemal, und künftig
will ich ohne sichere Beweise nie wieder ein Wort der gemei-
en Sage glauben, und mich auf keine Sylbe verlassen, die
ch in den Zeitungen lese.“ Es wird vermuthlich manche un-
r Leser überraschen, wenn wir ihnen sagen, daß dies aus
m Plautus entlehnt ist; hier ist die Stelle im Original:

Nihil est profecto stultius, neque stolidius,
Neque mendaciloquius, neque argutum magis,
Neque confidentiloquius, neque periurius,
Quam vrbani assidui ciues, quos scurras vocant.
Atque egomet me adeo cum illis vna ibidem traho,
Qui illorum verbis falsis acceptor fui:
Qui omnia se simulant scire, nec quicquam sciunt.
Quod quisque in animo habet, aut habiturus est, sciunt.
Sciunt id, quod in aurem rex reginae dixerit.
Sciunt, quod Iuno fabulata est cum Ioue.
Quae neque futura, neque facta sunt, tamen illi sciunt.
Falson' an vero laudent, culpent, quem velint,
Non flocci faciunt: dum illud, quod lubeat, sciunt.

II. Gustav Wasa, ein Trauerspiel, von Hein-
ch Brooke. Ein Trauerspiel, das die Befreyung Schwe-
ns vom fremden Joche der Dänen vorstellt, und mit einer
icklichen Katastrophe für den Helden des Stücks endigt.

Der König Christian ist zu unmenschlich geschildert. Die Verführung Erichs durch die (wohl zu merken, hier unschuldige) Tochter Christians, erinnert an **Weislingen** im Götz **von Berlichingen.** Allein, bey unserm Verf. ist die List zu plump angelegt, Erich fällt zu leicht darein, und noch dazu ist alles hier leeres Zwischenspiel nur zur Verlängerung des Stücks; denn diese so weit aussehende List, dieser so folgenreich scheinende Abfall Erichs von Gustav, bleibt hier ohne Folgen, ist kein nöthiges Glied zur Kette der ganzen Geschichte. Man schickt ihn zu Gustav, um diesen zu tödten, (sehr einfältig!) und so war die Aufklärung und Zurückbringung des Verblendeten leicht. Die Sprache soll im hohen tragischen Tone seyn, ermüdet darum durch Einförmigkeit, und geht minder zum Herzen, als die leichte zu nachlässige Sprache. Man sehe, was **Lessing** von eben diesem **Brooke**, als Verfasser eines **Grafen von Essex**, in der **Dramaturgie** sagt. — — Sonst sind erschütternde und herzrührende Situationen in diesem Stücke, z. E. die Zureden von Gustavs Mutter an ihre kleine Tochter, und alle Reden des Kindes. Auch kann die große edle Freyheitathmende Denkungsart, die aus Gustav und allen Dalekerliern spricht, nicht kalt lassen.

III. **Das Landmädchen, ein Lustspiel, von Wicherley.** (Des Dichters Leben, aus den bekannten Quellen sehr mühlos abgeschrieben, füllet die Vorrede dieses Buchs.) **Wicherley** schrieb ein Lustspiel: The Country-wife, voll Witz, voll treffender Zeichnung; allein die ganze Anlage, die Geschichte des Stückes, die Hauptpersonen, alles war in der That unanständig und beleidigend für die Sitten. Z. E. eine Hauptrolle darinn ist ein Mann, der sich für einen Kastraten ausgiebt, um desto sicherer von den Männern bey ihren Weibern gelassen zu werden. Dies Stück ist, wie Herr S. sagt, von einem Ungenannten 1766 verändert worden; und dieses so veränderte Stück hat er übersetzt. Allein dem ohngeachtet möchte es doch wohl schwerlich nach deutscher Zuschauer Geschmack seyn. Ein in gewissen Sachen unnatürlich einfältiges Mädchen, fast noch einfältiger wie die Agnes in der Ecole des maris von **Moliere**, (womit dies Lustspiel bey ausführlicher Beurtheilung, allerdings müßte verglichen werden, obgleich Hr. S. **Molieres** gar nicht einmal gedenkt); das sich von einem ihr widerwärtigen Vormund einbilden läßt, sie sey seine Frau, ohne es zu seyn; das endlich Aufklärung darüber von einem Geliebten bekömmt, der sie durch



durch eine List, die in keiner andern Welt als auf dem Theater möglich ist, heirathet; — ein solches Mädchen wird uns doch immer sehr sonderbar vorkommen. Uebrigens hat das Stück, wie fast alle englische Stücke, in der That zwey Handlungen; noch ein anderer Bräutigam, ein gutherziger Narr, wird auch um seine Braut betrogen, doch immer unedel und unredlich. Nun kennen unsre Leser Plan und Hauptcharaktere; übrigens zeigt sich allenthalben Witz, und die Sprache ist sehr lebhaft. Wir können nicht begreifen, warum Hr. S. uns nicht lieber das vorzüglich schönere, lehrreichere Stück dieses Verfassers: The Plain-dealer, verdeutscht hat.

Nun haben wir noch von den Uebersetzungsfehlern des Hrn. Schmidt zu reden. Ganz Deutschland kennt ihn als einen Stümper in beyden Sprachen, und er sollte doch einmal entweder beyde lernen, oder gar zu übersetzen aufhören. — Wer kann verlangen, daß wir das ganze Buch dieser undankbaren Arbeit wegen durchgehen? Wir wählen vornehmlich nur das erste Stück! — Wir wollen hier solche Stellen auswählen, die jeder vernünftige Leser, auch ohne das Original zur Hand zu haben, oder zu verstehen, beurtheilen kann — Kann eine Exposition schlechter seyn, als die S. 5, wo Fabel der Madame Golding Dinge, die sie lange wissen mußte, im langweiligsten Tone und im schleppendsten Dialog vorsagt? „Der „alte Beverley, u. s. w. — Wie er aber starb, und Beverley „noch zu jung war, ward ihr Mann, Herr Golding, (mußte sie auch erst an den Namen ihres Mannes erinnert werden?) „zum Compagnon aufgenommen, als ein Mann von Erfah„rung, der im Stande wäre, das Geschäffte mit mehrerem „Vortheil zu führen. Der ist nun, wie Sie wissen, itzt we„gen nothwendiger Geschäffte verreist. (Wirklich? weiß sie doch, daß ihr Mann schon lange in Ostindien ist?) „Unter„dessen bin ich zu einer Art von Vormund über den B. be„stellt, und habe die Aufsicht über alle seine Angelegenheiten. „Und was werde ich wohl davon für Rechenschaft ablegen „können — u. s. w.“ Welch ermüdendes Gespräch! Um viel besser ist hier ein **Wienerischer** Uebers. dieses Lustspiels: „Er „ist für den jungen Menschen nur zu früh gestorben. Sie wis„sen, daß damals Hr. Golding mit uns in Compagnie trat, „um unsere Handlung mehr in Aufnahme zu bringen; und daß „er mich itzt in seiner Abwesenheit gewissermaaßen zum Vor„mund über Beverley bestellt hat. Ich soll die Aufsicht füh„ren. Was werd' ich vor Rechenschaft geben, wenn — u. s. w.“

s. w." — S. 9. „Der arme alte Hr. Beverley, (von einem Verstorbenen,) muß heißen der gute. — S. 20 wird von Schauspielen gesprochen. Der eine sagt: Sie kommen wohl nicht, denn Sie werden wohl schwerlich vor Ende der Schlußarie vom Tische aufstehen. „Ja, antwortet der andere, in „die Komödienhäuser da wage ich es kaum hineinzugucken. „Kaum hat man einen Mund voll Tragödie oder Komödie „gekriegt, so ist einem der Appetit zu allen andern Dingen „verdorben." Das ist völlig unverständlich. Auch hier der Wienerische Uebers. besser: „Da kann man nicht ein Maul „voll Trauerspiel oder Lustspiel haben, ohne es seinem Apetit „abzubrechen." Wie kann aber Hr. S. Sachen hinschreiben, worinn doch wirklich kein Menschenverstand ist! Warum nicht lieber, wenn er solche Stellen nicht versteht, ausgestrichen! — S. 24. Herr und Diener sind morgens spät von der Maskerade gekommen, und legen sich zu Bette; jener kann nicht schlafen, weckt diesen, und kömmt endlich selbst. Der schläfrige Bediente murrt darüber, und sagt endlich, wie er seinen Herrn kommen sieht: „Er geht noch ganz schlaftrunken einher." Was soll das? Es heißt: „Ich glaube, er wandert „im Schlafe herum." — S. 36 ist schlecht dialogisirt: „Da „Sie vermuthlich Ihr kastanienbraunes Gespann und den Phaeton abschaffen werden, so bitte ich, daß Sie auf mich Rücksicht nehmen." Weit muntrer in der Wienerschen Uebers.: „Wenn Sie die braunen Schotten mit dem Phaeton „weggeben, wie ich vermuthe; so vergessen Sie mich nicht." — S. 42 wieder Beleidigung des Menschenverstandes: „Ach, „das hab' ich schändlich vergessen! All mein Geld ist zu „Hause eingeschlossen. Wenn Sie aber einen Käufer zu „Ihrem Gute brauchen, so hoffe ich, meine guten Freunde „helfen mir mit so viel aus." Wer schleppt denn so viel Geld bey sich, als zum Güterkauf nöthig ist? Und wenn ers zu Hause hat, was braucht er Hülfe seiner Freunde? — S. 43. „Ich Thor, der ich war!" Ist das deutsch? — S. 55. „Jabel: Wenn Sie glauben, daß ich was Unrechts gethan habe, so wäre es freundschaftlich, wenn Sie mir es sagten. „Tropik: In der Absicht kam ich her, es Ihnen zu sagen; „ich kam hieher. Sie — (es muß heissen, und es heißt: „auszuschimpfen; Hr. S. hat aber —) aus einem Irrthum zu reissen. — S. 65. Aber, lieber guter Junge, „warum liessest du mich nicht holen, wenn nur ein Schatten „von Nothwendigkeit (muß heißen Noth) da war?" —

Beym

Beverley hatte sich durch Aktienhandel ruinirt, das erkennt er itzt selbst; Fabel wußte es nicht, fragt den Scheck: „Ists „zuverlässig? Wißt Ihrs gewiß?“ Fabel läßt B. holen, S. 80; B. fragt, was F. von ihm will, und der sagt, was er sagen muß: „Ich will von Ihnen selbst das Zeugniß Ihres „eignen Ruins.“ Allein Hr. S. läßt ihn sagen: „Ich will „Sie von Ihrem unwiederbringlichen Verderben überzeugen.“ Und doch fängt F. nun an zu fragen. — Ebendaselbst: „Kein „kläglicherer Gegenstand als ich. Der andere: So? „Wodurch verdienen Sie Mitleid? u. s. w.“ Es muß also heißen: Kein mitleidenswürdigerer Gegenstand. — In dem letzten Lustspiele steht gar: Einer wolle ein Mädchen, oder vielmehr ihr (Fortune, Geld, Vermögen; daher Fortune-hunter) Schicksal heirathen.

Des Herrn Karl Goldoni sämtliche Lustspiele. Mit Kupfern. Zehnter Theil. Leipzig, bey Breitkopf und Sohn, 1774. 1 Alph. 7 Bog. in 8.

Es ist bekannt, daß Goldoni weder wegen großer Erfindung in Anlegung der Plane, noch meisterhafter Zeichnung grosser Charaktere, noch originalen Witzes oder starken phantasiereichen Styles zu bewundern ist; was ihn seinen Landsleuten so werth macht, und was ihm allerdings abgelernt zu werden verdient, ist: die getreue Natur in Schilderung des gemeinen häuslichen Lebens, und die populäre Sprache. Man glaubt selbst in den Häusern der Bürger und Edelleute zu seyn, man kennt solche Leute, man hat solche Nachbarn, solche Vettern, man hört täglich solche Sprache. Nur ist das sein Fehler, daß er zu leicht weg arbeitet, daher oft, um populär zu seyn, ins Weitschweifige und Waschhafte verfällt, daß er aus dem gemeinen Leben, welches er uns so natürlich darstellt, nicht sorgfältig genug das Anziehendste auswählt, nicht stark genug dieß Anziehende concentrirt. Wer weiß nicht, daß die mehrsten Hausgespräche sehr platt und für den Dritten sehr langweilig sind?

I. Das komische Theater. Alle Komödianten treten auf, doch nicht um zu spielen; sie unterreden sich unter einander, probiren, und nehmen neue Mitglieder an. Der Direktor der Gesellschaft sagt sehr gute Sachen über das Schauspielschreiben, und das Vorstellen des Akteurs. Es laufen heftige

s. w.“ — S. 9. „Der arme alte Hr. Beverley, (von einem Verstorbenen,) muß heißen der gute. — S. 20 wird von Schauspielen gesprochen. Der eine sagt: Sie kommen wohl nicht, denn Sie werden wohl schwerlich vor Ende der Schluß-arie vom Tische aufstehen. „Ja, antwortet der andere, in „die Komödienhäuser da wage ich es kaum hineinzugucken. „Kaum hat man einen Mund voll Tragödie oder Komödie „gekriegt, so ist einem der Appetit zu allen andern Dingen „verdorben.“ Das ist völlig unverständlich. Auch hier der Wienerische Uebers. besser: „Da kann man nicht ein Maul „voll Trauerspiel oder Lustspiel haben, ohne es seinem Apetit „abzubrechen.“ Wie kann aber Hr. S. Sachen hinschreiben, worinn doch wirklich kein Menschenverstand ist! Warum nicht lieber, wenn er solche Stellen nicht versteht, ausgestrichen! — S. 24. Herr und Diener sind morgens spät von der Maskerade gekommen, und legen sich zu Bette; jener kann nicht schlafen, weckt diesen, und kömmt endlich selbst. Der schläfrige Bediente murrt darüber, und sagt endlich, wie er seinen Herrn kommen sieht: „Er geht noch ganz schlaftrunken ein-„her.“ Was soll das? Es heißt: „Ich glaube, er wandert „im Schlafe herum.“ — S. 36 ist schlecht dialogisirt: „Da „Sie vermuthlich Ihr kastanienbraunes Gespann und den Phaeton abschaffen werden, so bitte ich, daß Sie auf mich Rück-„sicht nehmen.“ Weit muntrer in der Wienerschen Uebers.: „Wenn Sie die braunen Schotten mit dem Phaeton „weggeben, wie ich vermuthe; so vergessen Sie mich nicht.“ — S. 42 wieder Beleidigung des Menschenverstandes: „Ach, „das hab' ich schändlich vergessen! All mein Geld ist zu „Hause eingeschlossen. Wenn Sie aber einen Käufer zu „Ihrem Gute brauchen, so hoffe ich, meine guten Freunde „helfen mir mit so viel aus.“ Wer schleppt denn so viel Geld bey sich, als zum Güterkauf nöthig ist? Und wenn ers zu Hause hat, was braucht er Hülfe seiner Freunde? — S. 43. „Ich Thor, der ich war!“ Ist das deutsch? — S. 55. „Fai-„bel: Wenn Sie glauben, daß ich was Unrechts gethan ha-„be, so wäre es freundschaftlich, wenn Sie mir es sagten. „Tropik: In der Absicht kam ich her, es Ihnen zu sagen; „ich kam hieher. Sie — (es muß heißen, und es heiße: „auszuschimpfen; Hr. S. hat aber —) aus einem Irr-„thum zu reissen. — S. 65. Aber, lieber guter Junge, „warum liessest du mich nicht holen, wenn nur ein Schatten „von Nothwendigkeit (muß heißen Noth) da war?“ —

Bever-

Beverley hatte sich durch Aktienhandel ruinirt, das erkennt er itzt selbst; Jabel wußte es nicht, fragt den Scheck: „Ists „zuverlässig? Wißt Ihrs gewiß?“ Jabel läßt B. holen, S. 80; B. fragt, was J. von ihm will, und der sagt, was er sagen muß: „Ich will von Ihnen selbst das Zeugniß Ihres „eignen Ruins.“ Allein Hr. S. läßt ihn sagen: „Ich will „Sie von Ihrem unwiederbringlichen Verderben überzeugen.“ Und doch fängt J. nun an zu fragen. — Ebendaselbst: „Kein „kläglicherer Gegenstand als ich. Der andere: So? „Wodurch verdienen Sie Mitleid? u. s. w.“ Es muß also heißen: Kein mitleidenswürdigerer Gegenstand. — In dem letzten Lustspiele steht gar: Einer wolle ein Mädchen, oder vielmehr ihr (Fortune, Geld, Vermögen; daher Fortune-hunter) Schicksal heirathen.

Des Herrn Karl Goldoni sämtliche Lustspiele. Mit Kupfern. Zehnter Theil. Leipzig, bey Breitkopf und Sohn, 1774. 1 Alph. 7 Bog. in 8.

Es ist bekannt, daß Goldoni weder wegen großer Erfindung in Anlegung der Plane, noch meisterhafter Zeichnung grosser Charaktere, noch originalen Witzes oder starken phantasiereichen Styles zu bewundern ist; was ihn seinen Landsleuten so werth macht, und was ihm allerdings abgelernt zu werden verdient, ist: die getreue Natur in Schilderung des gemeinen häuslichen Lebens, und die populäre Sprache. Man glaubt selbst in den Häusern der Bürger und Edelleute zu seyn, man kennt solche Leute, man hat solche Nachbarn, solche Vettern, man hört täglich solche Sprache. Nur ist das sein Fehler, daß er zu leicht weg arbeitet, daher oft, um populär zu seyn, ins Weitschweifige und Waschhafte verfällt, daß er aus dem gemeinen Leben, welches er uns so natürlich darstellt, nicht sorgfältig genug das Anziehendste auswählt, nicht stark genug dieß Anziehende concentrirt. Wer weiß nicht, daß die mehrsten Hausgespräche sehr platt und für den Dritten sehr langweilig sind?

I. Das komische Theater. Alle Komödianten treten auf, doch nicht um zu spielen; sie unterreden sich unter einander, probiren, und nehmen neue Mitglieder an. Der Direktor der Gesellschaft sagt sehr gute Sachen über das Schauspielschreiben, und das Vorstellen des Akteurs. Es laufen heftige

Anzüglichkeiten gegen die Opernsänger mit unter. Dieß Stück hat uns von allen zum wenigsten gefallen.

II. Der Schmeichler. Nur ist er kein bloßer Schmeichler, sondern ein Ränkevoller aus Eigennutz betrügender Bösewicht. Es ist viel Leben, viele Zeichnung in kontrastirenden Charakteren, in diesem Stücke. — Ein Zug Goldoni's, das häusliche Leben so natürlich wie möglich darzustellen, ist die verschiedene Landsmannschaft der Bedienten (Florentiner, Genueser, Venetianer), die alle in ihrer eignen Mundart sprechen. Dieß bringt Mannichfaltigkeit, und Natur. In der Uebers. ists weggefallen; aber so hätte die ganze charakteristische Bedientenscene mögen weggestrichen werden.

III. Der Cavalier und die Dame. Von der ernsthaftern rührenden Art; sonst schon bekannt, da es auf allen deutschen Theatern gespielt wird.

IV. Der Antiquitätensammler. Die Thorheit, und vornehmlich die Unwissenheit dieses eingebildeten Alterthumskenners, sind drollig, aber fast unnatürlich. Die Charaktere der Schwiegermutter und Schwiegertochter haben viel Zeichnung und viel Leben — Ueberall leuchtet Bestrafung des Lasters und der Thorheiten, und Empfehlung reiner Tugend und gesunder Vernunft hervor — Wir wünschten, daß der Uebersetzer das Wässerigte des Goldoni ein wenig einkochen, und kräftiger machen könnte.

Il Conclave del MDCCLXXIV. Drama per Musica. Da recitarsi nel Teatro delle Dame nel Carnevale del 1775. Dedicato alle medesime Dame. In Roma, per il Cracas, all'insegna del silenzio, con licenza ed approvazione.

Das Conclave von MDCCLXXIV. Ein Drama für die Musik. Welches im Carneval des 1775sten Jahres auf dem Theater delle Dame aufgeführt werden soll. u. s. w. 155 Seiten in gr. 8. (Die Uebersetzung steht Seite vor Seite dem Original gegenüber.)

Die allgemeine Bibliothek kann, als deutsche, dieß ausländische Original nicht weitläuftig zergliedern noch beurtheilen

theilen; aber sie muß, als deutsche, demselben doch Gerechtigkeit widerfahren lassen, und das fremde Verdienst ehren (ein bekannter Charakterzug der Deutschen); — um so mehr, da manche Recensenten es zwar angezeigt haben, aber alle, die uns zu Gesicht gekommen sind, ohne Kenntniß des Italiänischen, und nur nach der Uebersetzung urtheilend, gegen den italiänischen Aristophanes ungerecht gewesen sind. Nach solchen Urtheilen, kann man sich nicht genug wundern, wie dieß Stück in seinem Vaterlande so viel Aussehen hat machen können. Allein, wie können Fremde über eine Nationalsatyre urtheilen? Wer unter uns kennt so genau den Gegenstand der Satyre, die Thorheiten, Lieblingsneigungen, Denkungsart der Kardinäle, den Geiz des einen, Schulden des andern, Unverstand des dritten? Der V. hat mit heftiger Anzüglichkeit einige Charaktere geschildert, vornehmlich ist sein Pinsel immer in dreyfache Galle getaucht, wo er den Kardinal Zelada zeichnet: dieser steht so in dem Verzeichniß der Personen: „Zelada, mit dem Zunamen der ökumenische (allgemeine), in „wirklichen Diensten aller Höfe;“ — einige wenige stellt er edel und liebenswürdig vor; der regierende Pabst (Braschi) hat keine Rolle darinn. Doch alles dieß wissen unsre Leser ohne Zweifel schon, da sogar die politischen Zeitungen neugierig auf dieß Stück gemacht haben. Hier nur von dem poetischen Verdienst desselben. Die eigentliche vis comica des V. besteht darinn: daß er allenthalben die erhabne tragische Opernsprache, besonders des Metastasio, kopirt, oft halbe Scenen Wort für Wort ausschreibt, und dann plötzlich den seltsamsten Kontrast und lächerlichsten Abfall macht. Z. E. wenn einer ampullas et sesquipedalia verba spricht, so unterbricht ihn der andere stets mit der Prosa der gewöhnlichen Komplimente und des unbedeutenden Geschwätzes; oder mitten in einer abgeschriebenen erhabnen Stelle steht ein possierliches (versteht sich, hieher gehöriges) Wort, oft ein lächerlicher angewöhnter Fluch, oft sogar eine Obscönität, die sich der V. freylich auch erlaubt hat. Er hat sogar den Kunstgriff gebraucht, daß das gesetzte niedrige Wort oft einerley Anfangssylbe mit dem weggelassenen edleren hat, so daß ein Leser, der in Opern bewandert ist, gewiß dieß erwartet, und nun auf die unvermuthetste Art durch jenes überrascht wird. Es ist nicht möglich, hiebey nicht zu lächeln oder zu lachen. Man stelle sich nun die Italiäner vor, die bekanntlich mit der innigsten Angelegenheit ihre Opern besuchen, stets Arien hersingen, und ihren Metastasio

fast aus dem Kopfe wissen, — man stelle sich vor, wie eine solche Parodie der ihnen so sehr bekannten Gedichte auf sie wirken muß, ihnen entgeht kein Zug, keine Anspielung. In dem Betracht ist das italiänische Publikum völlig das griechische zur Zeit der großen Tragiker und des Komikers. — Die beyden ersten Scenen sind nach den beyden ersten Scenen der Olimpiade von Metastasio parodirt; doch, wir können so unmöglich das ganze Stück durchgehen. Lieber eine Stelle abgeschrieben: die sechste Scene des zweyten Akts:

„Ein Erholungszimmer. Am Tische sitzen Corsini bey einer Taube essend, Delci bey einem Pfannkuchen, Calino bey einer Buteille trinkend, Trajetta trinkt Kaffee und durchsieht einige Rechnungen; beym Tische in einem Lehnstuhl Caracciolo, wärmt sich am Kamin, ißt Kuchenwerk, und liest die Zeitungen.“

Das Chor, das diese werthe Gesellschaft singt, ist nach einer der schönsten Arien des Metastasio parodirt; hier sind beyde: so heißt die Stelle beym Metastasio:

Tutti. Oh care selve, oh cara
Felice libertà.

Quì se un piacer si gode,
Parte non v'ha la frode,
Mà lo condisce a gara
Amore e fedeltà.

Tutti. Oh care selve — etc.

Quì poco ognun possiede,
E ricco ognun si crede,
Nè più bramardo impara,
Che cosa è povertà.

Tutti. Oh care selve etc.

Senza custodi o mura
La pace è quì sicura,
Che l'altrui voglià amara
Onde allettar non ha.

Tutti. Oh care selve etc. —

Unser Verf. läßt seine vorherbeschriebenen Personen so singen:

Tutti. Oh care stanze, oh cara
Felice libertà!

Corsini. Quì se un piccion si gode,
Non c'è velen nè frode,
E a viver quì s'impara
Con pace e carità.

Tutti. Oh care stanze etc.

Delci. La mia sottil frittata
Quanto un piccion m'è grata;
Così risparmio a gara
Danari e sanità.

Tutti. Oh care stanze etc.

Calino. Se tetro umor mi piglia,
M'attacco alla botiglia,
Così la bile amara
Temprardo in me si va.

Tutti. Oh care stanze etc.

Trajetta. Almen quì non m'è infesto
Il creditor molesto,
Che non vuol far mai tara
Ne'conti che mi fà.

Tutti. Oh care stanze etc.

Doch genug, und vielleicht schon zu viel von einem ausländischen Stücke! Die Uebersetzung ist äußerst schülerhaft, Wort für Wort nach Maaßgabe des Wörterbuchs, gemacht. Dieß beweist schon der Titel: „Drama für die Musik"; warum nicht: musikalisches Drama? Der Uebers. hat keine Kenntniß noch Belesenheit in andern italiänischen Dichtern, daher hat er von dem eigentlichen komischen Kunstgriff des Verf. nicht das geringste gemerkt. Also suche man keine dem Inhalt angemessene Abwechselung des Styls, keinen Witz, keine Laune, keine Lebhaftigkeit. Die Arien sind in gereimte Verse übersetzt, die aber niemand lesen kann; und wobey sich der Uebers. grössere Freyheiten erlaubt hat. Nach solcher Uebersetzung, deren Verfasser nichts von dem Geiste des Originals gewußt hat, und ihn gewiß also nie hat erreichen noch ausdrücken können, hat dennoch so mancher Recensent dieß komische Stück beurtheilt.

Chronologie des deutschen Theaters. 1775. 400 Oktavseiten.

Uns dünkt, daß Chronik das rechte Wort ist, wenn man keine raisonnirte Geschichte, sondern eine bloße Herzählung von Begebenheiten der Zeitfolge nach liefern will. Chronologie ist die Untersuchung der Zeitfolge in einer Geschichte, keine Geschichte oder Erzählung selbst.

Das Unternehmen ist sehr lobwürdig, und von unserm Verf. gut ausgeführt. Er erzählt von Jahr zu Jahr alles, was Bezug aufs deutsche Theater hat: die Erscheinung neuer dramatischer Werke, Erscheinung von Kritiken über Schriftsteller und Acteurs, Veränderungen und Todesfälle der Schriftsteller; Entstehung neuer Principalschaften, Wanderungen der Schauspielergesellschaften, Aufnahmen neuer Mitglieder, Veränderungen und Todesfälle wichtiger Schauspieler; sogar Anzeige bey manchen Stücken, ob und wo sie gespielt worden. Alles dieß ist mit Kürze, ohne Pralerey, ohne Affektation des Styls, ohne große Partheylichkeit (denn wer kann alle vermeiden?), erzählet. Ein solches Buch braucht nur kurz angezeigt zu werden, damit der Leser wisse, was er darinn zu suchen und zu finden habe; eines Auszuges ist es nicht fähig. Auch ists nicht unsre Sache, kleine Berichtigungen und Zusätze hier zu liefern. Der Chronograph fängt mit dem zehnten Jahrhundert an, behandelt aber, wie billig, die alten Zeiten ganz kurz, und schließt mit dem Jahre 1775. Auch loben wir den Nutzen des mit Fleiß gemachten Registers, eine Sache, die bey den schnellen lustigen Skribenten itzt zu sehr versäumt wird.

Theaterzeitung. Cleve. 1775. gr. 8.

Es wurde bald ein ganzer, bald ein halber Bogen ausgegeben. Wir haben einen viertel Jahrgang vor uns, von Num. 1, d. 4 Januar, bis Num. 25, d. 29 März. Da diese Zeitung schon längst gestorben ist, so sagen wir weiter nichts davon.

Za.

---

9. Geschichte,

9. Geschichte, Diplomatik und Erdbeschreibung.

Don Carlos und Alexei, Luines und Buckingham, ein Versuch in verglichenen Lebensbeschreibungen von E. Toze. Greifswald, Röse, 1776. 391 S. in 8.

Parallelbiographieen können überaus lehrreich werden, wenn sie Personen betreffen, die es werth waren, sorgfältig mit einander verglichen zu werden, und wenn ihr Verfasser ein sehr richtiger und scharfsinniger Beobachter ist. Das leichteste bey dieser Methode ist ohne Zweifel dieses, zween oder drey Männer auszusuchen, die sich ohngefähr in einer gleichen Stellung befanden, an Fähigkeiten, Eigenschaften, Neigungen, Glück und Ende einander ziemlich gleich waren, und nachdem man dieses alles dem Lesenden gezeigt hat, ihn auch auf die kleinen Verschiedenheiten des Geistes, der Handlungen und der Schicksale, die sich zwischen denselben finden, aufmerksam zu machen. Eine ungleich größere Stärke der Kunst wird der Biograph beweisen können, wenn er große, vortreffliche, oder doch sehr merkwürdige Personen neben einander stellt, die auf ein gleiches Ziel, aber auf ungemein verschiedenen Wegen, losgiengen, das keiner verfehlte, und das jedem eine andere Krone aufsetzte, zwischen welchen bald die vollkommenste Aehnlichkeit, bald nicht einmal ein Schatten derselben sichtbar ist; oder wenn er Seelen mit einander zu paaren weiß, die einander ganz entgegengesetzt zu seyn scheinen, und ihre verborgnern Aehnlichkeiten aufdeckt, selbst das Widersprechende zwischen ihnen zu vergleichen und zu vereinigen versteht; u. dergl. m. So möchten wir einmal einen Band sehen: **Ximenes, Sülly, Richelieu** und **Oxenstierna**, nach ihrem Leben beschrieben und mit einander verglichen. Oder auf gleiche Art, Helden, Fürsten, Erfinder, Gelehrte, Künstler, welche die Mühe einer solchen vergleichenden Abschilderung noch lange nach ihrem Tode reichlich belohnten.

Der Versuch des Hrn. T., wie er ihn bescheiden nennt, (denn gründliche Kenner schreiben immer bescheidener als die glücklichen Schriftsteller, welche ihr froher Muth über alle Schwürigkeiten so schnell hinausträgt, daß sie dieselben gar nicht

nicht einmal zu kennen verlangen,) — ist freylich aus jener leichtern Gattung. Zween junge, unerfahrne Prinzen machen sich bey ihren Vätern verdächtig und verhaßt: sie sterben beyde eines unglücklichen Todes. Zween junge unwürdige Günstlinge von Fürsten, welche großen Schwachheiten unterworfen waren, und welche sie gänzlich beherrschten, werden beyde gleich verhaßt, und bald vergessen, ohne etwas Ruhmwürdiges verrichtet zu haben. Hier war weder Wahl noch Aehnlichkeit schwer zu treffen. Auch sind es lauter Personen, die man mehr ihres Namens oder der von ihnen gespielten Rolle wegen, als um ihrer Thaten willen, zu kennen wünscht.

Niemand verstehe jedoch dieses so, als wenn Hr. T. eine sehr geringe oder seiner nicht würdige Mühe unternommen hätte. Seine Lebensbeschreibungen sind bis auf wenige Stellen, wohlgerathene Muster einer bedachtsamen historischen Untersuchung, und einer anständigen Simplicität im Ausdrucke. Von den gleichzeitigen Begebenheiten ist gerade so viel erzählt, als in jede dieser Biographieen gehörte. Der Werth der Zeugen und anderer Schriftsteller ist mit Einsicht geschätzt, und ihre Stellen selbst sind, wo es nöthig war, angeführt worden. Die geschickte Behandlung streitiger Nachrichten, und die unpartheyisch sorgfältige Entwickelung aller einzelen Züge der beyden Gegenbilder, verdienen auch ihr Lob.

Zuerst also die verglichene Geschichte zweener unglücklicher Fürsten, **Don Carlos**, des Sohns Königs Philipps II. von Spanien, und **Alexei Petrowicz**, Peters des Großen Erbprinzen. Die vorangeschickten Betrachtungen, S. 3. 4. daß einige Menschen sich in mancherley Betrachtung sehr ähnlich sind, und daß diese Aehnlichkeit bey Fürsten leichter als bey andern in die Augen falle, waren für diesen Platz zu gemein. Sonst merkt auch Hr. T. im Vorberichte an, daß die Geschichte der beyden erstgenannten Fürsten sehr kurz habe gerathen müssen, weil von ihnen, außer denjenigen Handlungen und Fehlern, welche ihr unglückliches Schicksal verursachten, der Welt wenig bekannt geworden sey. (Diese Armuth, zum Theil auch Dunkelheit der Nachrichten hätte vielleicht manchen Geschichtschreiber abgeschröckt, ihr Leben mit einander zu vergleichen, weil zu einer solchen Vergleichung viele und mannichfaltige Nachrichten von beyden Seiten erfordert werden. Doch kann man zugeben, daß die hier vorhandenen ziemlich zureichen, das meiste wenigstens zu erklären.) Der Belesenheit des V. ist nicht leicht etwas entgangen, was von beyden Prinzen

zen erzählt oder geurtheilt worden ist; er unterläßt aber auch nicht, zu bemerken, wie einseitig ein großer Theil dieser Abschilderungen sey. Die Wildheit und der Ungestüm, welche dem Don Carlos beygelegt werden, mußten durch den Charakter seines Vaters in der That vergrößert werden. Ueber sein Ende haben Ausländer mit Rechte so gedacht, wie es Philipps Denkungsart gemäß war; dessen Betragen gegen seinen lebenden und verstorbenen Vater Carln V. auch noch zur Erläuterung hätte beygebracht werden können. Für den unglücklichen Zarewitsch läßt sich auch einiges Günstige sagen; wiewohl das strenge Urtheil seines Vaters über ihn, S. 95 fg. gut erklärt ist.

Am Ende der zwo Lebensbeschreibungen steht das Resultat derselben nach der besondern Absicht des Verf. unter der Aufschrift: Vergleichung, S. 100—104. Man kann zweifeln, ob diese umständliche Vergleichung noch nöthig gewesen sey. Sind die Lebensbeschreibungen pragmatisch und vollständig abgefaßt, so müssen sie alle Züge und Schattierungen derselben bereits enthalten, und, welches die Hauptsache ist, durch Zeugnisse und Handlungen beweisen. Sagt die Vergleichung noch mehr: so wird ihr darinne nur in so ferne geglaubt, als es Folgerungen aus der Lebensbeschreibung selbst sind. Wirklich ist auch die Parallele, welche der Verf. gezogen hat, eine bloße Sammlung und Wiederholung jener zerstreueten Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten; die doch, wenn man beyde Lebensbeschreibungen nach einander gelesen hat, von selbst in die Augen fallen. Es ist also eigentlich nur ein Lehnstuhl für wenig aufmerksame Leser. Finden ihn andere auch nützlich: so wollen wir gar nicht behaupten, daß er hätte wegbleiben sollen: so wie wir auch gerne glauben, daß sich in einer besonders angehängten Vergleichung noch einiges tiefer aus dem Gange des menschlichen Geistes und Herzens hergeholtes anbringen lasse. Nächstdem ist es nicht undienlich, hierbey zu bemerken, daß wir wohl schon einige verglichene Lebensbeschreibungen im Deutschen haben dürften, ohne daß sie diesen Namen an ihrer Stirne, oder eine eigene Vergleichung neben sich her führten.

Wiederum eröffnet Hr. T. auch die Geschichte der beyden königlichen Lieblinge, des Herzogs von Luines, Connetable von Frankreich, und des Herzogs von Buckingham, Großadmirals von England, S. 107—109. mit zwo Seiten moralischer Reflexionen, die nichts hervorstechendes haben. „Das „Glück,

„Glück, heißt es, ist nicht allezeit der Tugend Freund. Es „theilt seine beneideten Geschenke, Reichthümer, Ehre, Wür„den, und was es sonst zu geben vermag, mehr nach seinem „Eigensinne, als nach Verdienste aus. Es erhebet oft un„würdige Leute zu den ersten Stellen in dem gemeinen Wesen, „und macht sie zu Lieblingen der Könige und Fürsten, die ih„nen ihre Gewalt, und mit derselben das Schicksal ganzer „Völker und Länder anvertrauen. Die Natur der Dinge „wird alsdenn verändert. Der Herr gehorcht, der Diener ge„bietet," u. s. w. Wozu so bekannte Dinge so wortreich? Die folgende Geschichte lehrt dieses ohnedieß, und weit anschauender. Wollte der V. ja mit allgemeinen Betrachtungen über die Lieblinge der Fürsten anfangen: so stunden ihm gewiß weniger gemeine zu Gebote, z. E. warum sich die Fürsten so sehr in der Erhebung und Begünstigung derselben gefallen, und sogar vielleicht alsdenn am meisten, wenn dieselben es am wenigsten verdienen. u. s. w. Wenn aber der V. unter andern schreibt: „Die Erfahrung hat es zu oft bewiesen, daß eben das blin„de Glück, durch welches sein und des Fürsten Liebling der „erste Mann in dem Staate geworden ist, ihm zwar Eitelkeit „und Verwegenheit genug, nach einem so hohen Posten zu „streben, aber keine Tugend und Geschicklichkeit ihm „würdig — vorzustehen, gegeben hat": so sind dieses nur rednerische Blumen. Das Glück hat noch niemals Tugend und Geschicklichkeit gegeben; und überhaupt thut der Geschichtschreiber besser, der nicht leicht etwas auf die Rechnung des blinden Glücks setzt, weil er fast immer einen mehr historischen Grund sonderbarer Vorfälle finden kann. Eben so schreibt Hr. T. in der Vergleichung der beyden Günstlinge nicht nur S. 383. beyde waren Kinder des blinden und eigensinnigen Glücks; sondern weiß es auch kaum zu erklären, S. 391. daß Buckingham Carln I. einen Fürsten von gesetztem Gemüthe und tugendhaften Neigungen, mit einer so gränzenlosen Gewalt, bloß nach seinem Eigensinne und nach seinen ausschweifenden Leidenschaften, regiert habe; das sey, sagt er, vor ein großes und seltenes Wunder gehalten worden. — Aber das Wunderbare möchte wohl, unsers Bedünkens, wegfallen, wenn man überlegt, daß B. der Gefährte und Vertraute der Jugend Carls, so wie bereits der Günstling seines Vaters, dessen Maaßregeln er fortführte, gewesen war, und daß eben derselbe König außer der langen Gewohnheit, die ihn an den B. fesselte, auch durch sein gutes Herz und die

Schwäche

Schwäche seines Charakters gehindert worden sey, sich der Anhänglichkeit an ihn zu entschlagen. Man kann hinzusetzen, daß sich **Carl** als König nicht viel über drey Jahre von ihm habe regieren lassen: vielleicht würde die folgende Zeit ihm andere Gesinnungen eingeflößt haben.

Hr. T. wird sich gewiß das deutsche Publicum verbinden, wenn er in dieser oder in andern biographischen Gattungen fortarbeitet. Und bey dieser Gelegenheit ersuchen wir ihn zugleich, bey einer bevorstehenden neuen Ausgabe seiner schätzbaren Europäischen Statistik, auf einen vollständigern Umfang derselben bedacht zu seyn.

Kleine Chronik von Leipzig. Erster Theil. Bis zum Jahre 1466. Leipzig, Schwickert, 1776. 100 S. in klein 8.

Lange genug hatte man unsere deutsche Chroniken verachtet; es ist Zeit, daß man sie, gleich den Moden unserer Voreltern, hervorhole, und dem Geschmacke unsers Jahrhunderts anzupassen versuche. Zwar sollte es uns leid seyn, wenn es völlig wahr wäre, was hier in der Vorrede gesagt wird, daß sie von wenigen Geschichtsgelehrten gelesen werden: ein Geschichtsgelehrter müßte denn jetzt sich weniger als ehemals, um Nachrichten bekümmern, die doch großentheils von Augenzeugen und Zeitgenossen, von einheimischen mühsam fleißigen und sorgfältigen Sammlern hinterlassen worden sind. Aber, wie es jetzt in mehrern Theilen der Gelehrsamkeit geht, daß man es, wegen der überhandnehmenden unbeschreiblichen Eilfertigkeit, und Begierde alles leicht und kurz zu machen, angehenden Gelehrten und Schriftstellern recht verständlich machen muß, wie viel alter guter Vorrath darinne vorhanden sey, mit dem sie schlechterdings bekannt seyn müssen: so wird es täglich nöthiger, auch unsere neuauftretende Geschichtschreiber daran zu erinnern, daß etwas für die Geschichtskunde brauchbar und unentbehrlich seyn könne, dem doch der Vorzug der Schönschreiberey gänzlich fehlt. Wir getrauen uns sogar noch etwas mehr zu sagen, als unser Verf. von den deutschen Stadt- und Landes-Chroniken urtheilt: „Es sind Folianten und Quartanten, in abscheulichem Styl, unausstehlich gedehnt, mit „Kleinigkeiten und Thorheiten angefüllt — Doch sind auch „Körner unter diesem Kehricht.“ Es giebt auch Chroniken,

davon

davon sich ein historischgelehrter Mann nicht schämen dürfte, Verfasser zu seyn, mit deren dauerhaftem, obgleich grobgewürkten Stoffe, mehr anzufangen ist, als mit Büchern voll Hypothesen und glänzender Einfälle.

Der Verf. des gegenwärtigen Büchleins, den man unter hundert andern an seiner Manier leicht kennen wird, wünscht, daß diese Chroniken mehr circuliren möchten: hauptsächlich deswegen, weil kein besseres Mittel sey, Geschichtkunde unter den großen Haufen zu bringen, als wenn man ihm dieselben lesbar mache; er versteht sie mehr als andere historische Bücher, und sie interessiren ihn vorzüglich. Daher giebt der V. den Rath, körnichte Auszüge daraus zu machen, sie in neues Deutsch zu übersetzen, aus ihnen bloß zweckmäßige Facta herauszuheben, und solchergestallt ein Duzend von Alphabeten auf ein einziges herab zu bringen. Da diese Auszüge für das große Publikum gehören: so müssen sie leicht und natürlich im hohen Grade seyn. „Läßt sich ein Bogen so „sanfte weglesen, daß der Leser die viele Arbeit, die er seinem „Verf. gekostet, gar nicht merkt, sondern jeder denkt: Ey, so „ein Ding wollt' ich auch in ein paar müßigen Stunden ma„chen, dann ist der Auszug gerathen."

Eine Probe davon soll dieser Anfang einer Leipziger Chronik seyn. „Kritische Chroniken, sagt der V. kann nur ein Inlän„der schreiben; aber lesbare Auszüge fürs große Publicum muß „der Ausbürger machen, und an fremden Orten drucken lassen, (also hätte dieser nicht in Leipzig gedruckt werden sollen,) da„mit ihm keine Censur, keine kleinstädtische Rücksicht auf Fa„milienverbindungen, die Hände binde, und ihn entweder „zwingen, oder verleiten, partheyisch oder ungerecht zu seyn." Anfänglich sollte dieses Chronik nur ein gedrungener Auszug aus der neulich herausgekommenen pragmatischen Handelsgeschichte von Leipzig werden; weil aber der Verf. dieselbe zu arm an Factis fand: so nahm er die Leipziger und andere benachbarte Chroniken, selbst zur Hand, und brannte sie (nach seinem Ausdrucke) aus, d. h. las, excerpirte, verglich und ordnete sie.

So ist dieses Werklein entstanden. Dieser erste Theil enthält noch nichts von dem eigentlichen Chronikmäßigen von Leipzig; aber er begreift die Grundlage desselben, nemlich theils drey vorläufige Abhandlungen: Einleitung in die Handlungsgeschichte von Leipzig, — Allgemeine Nachrichten vom Anfange des Handels in Deutschland überhaupt, — und

Entdeckung, Unterjochung und Umschaffung des Sorbenlandes; theils die **beyden ersten Perioden der Geschichte von Leipzig**: I) Erste Nachricht von Leipzig, bis zur Einrichtung seiner beyden Messen unter Otto dem Reichen, gest. 1189. II) Vom Anfange der beyden Leipziger Messen, bis zur Stiftung der Neujahrsmesse, 1458. Allerdings ist es ein sehr unterhaltender Auszug; oder vielmehr ein kleines niedliches Kunstwerk, dazu die alten Chroniken zwar die nothwendigsten Materialien hergegeben haben; aber die façon ist so sehr aus dem 18ten Jahrhunderte, daß es niemanden beym Lesen beyfällt, es möchte wohl ein Auszug seyn. Da ist alles reizend und lachend, mit der anmuthigsten Flüssigkeit erzählt, oft überraschend, und voll artiger Anecdoten; auch kleine Umstände und unerhebliche Begebenheiten bekommen unter der Hand des Künstlers ein Ansehen von Wichtigkeit; die Schreibart endlich ist bald feyerlich, bald chronikenhaft, bald witzig, satyrisch und lustig. Aber der Schriftsteller, der so viel Vergnügen macht, zeigt sich auch oft, besonders in der Einleitung, als einen sehr guten Kenner, der auf wenigen Blättern gar viel Lehrreiches zu sagen weiß.

Da wir einen solchen Mann vor uns haben, der weit mehr als einen **deutschen Voltäre** in der Geschichte vorzustellen im Stande ist: so legen wir ihm desto lieber einige Zweifel und Fragen vor.

Erstlich: Der Verf. hat hier Chroniken auszubrennen gesucht: welche sind es? Er nennt sie **Leipziger und andere benachbarte Chroniken**; vermuthlich also Meisnische, Thüringische, Brandenburgische, u. s. w. Aber sie hätten genannt, beschrieben, charakterisirt werden sollen: denn es sind ihrer nicht wenige, und von sehr verschiedenem Werthe. Den Auszug selbst liest der Liebhaber unbekümmert, woher er genommen sey; aber der Gelehrte, für den doch auch (laut der Vorr. S. VII.) dergleichen Auszüge gemacht werden sollen, und der sie allein beurtheilen kann, fordert schon genauere Rechenschaft. Und das auch deswegen, weil, wie hier (Vorr. S. VIII.) gestanden wird, die Kritik dem Auszugsmacher bey den Chroniken den Weg bahnen muß. Diese Forderung wird zwar gleichsam im Vorbeygehen wieder abgefertigt: „Wer zu viel verlangt, erhält gar nichts. Vieles „kann doch im Vorbeygehen berichtet werden. Und selbst man„gelhafte Auszüge beschleunigen vielleicht kritische Bearbeitun„gen, die sonst sobald nicht zu hoffen sind. ꝛc.“ Aber wenn

daran sich ein historischgelehrter Mann nicht schämen dürfte, Verfasser zu seyn, mit deren dauerhaftem, obgleich grobgewürkten Stoffe, mehr anzufangen ist, als mit Büchern voll Hypothesen und glänzender Einfälle.

Der Verf. des gegenwärtigen Büchleins, den man unter hundert andern an seiner Manier leicht kennen wird, wünscht, daß diese Chroniken mehr circuliren möchten: hauptsächlich deswegen, weil kein besseres Mittel sey, Geschichtkunde unter den großen Haufen zu bringen, als wenn man ihm dieselben lesbar mache; er versteht sie mehr als andere historische Bücher, und sie interessiren ihn vorzüglich. Daher giebt der V. den Rath, körnichte Auszüge daraus zu machen, sie in neues Deutsch zu übersetzen, aus ihnen bloß zweckmäßige Facta herauszuheben, und solchergestallt ein Duzend von Alphabeten auf ein einziges herab zu bringen. Da diese Auszüge für das große Publikum gehören: so müssen sie leicht und natürlich im hohen Grade seyn. „Läßt sich ein Bogen so „sanfte weglesen, daß der Leser die viele Arbeit, die er seinem „Verf. gekostet, gar nicht merkt, sondern jeder denkt: Ey, so „ein Ding wollt' ich auch in ein paar müßigen Stunden ma„chen, dann ist der Auszug gerathen."

Eine Probe davon soll dieser Anfang einer Leipziger Chronik seyn. „Kritische Chroniken, sagt der V. kann nur ein Inlän„der schreiben; aber lesbare Auszüge fürs große Publicum muß „der Ausbürger machen, und an fremden Orten drucken lassen, (also hätte dieser nicht in Leipzig gedruckt werden sollen,) da„mit ihm keine Censur, keine kleinstädtische Rücksicht auf Fa„milienverbindungen, die Hände binde, und ihn entweder „zwingen, oder verleiten, partheyisch oder ungerecht zu seyn." Anfänglich sollte diese Chronik nur ein gedrungener Auszug aus der neulich herausgekommenen pragmatischen Handelsgeschichte von Leipzig werden; weil aber der Verf. dieselbe zu arm an Factis fand: so nahm er die Leipziger und andere benachbarte Chroniken, selbst zur Hand, und brannte sie (nach seinem Ausdrucke) aus, d. h. las, excerpirte, verglich und ordnete sie.

So ist dieses Werklein entstanden. Dieser erste Theil enthält noch nichts von dem eigentlichen Chronikmäßigen von Leipzig; aber er begreift die Grundlage desselben, nemlich theils drey **vorläufige Abhandlungen**: Einleitung in die Handlungsgeschichte von Leipzig, — Allgemeine Nachrichten vom Anfange des Handels in Deutschland überhaupt, — und

Entde-

Entdeckung, Unterjochung und Umschaffung des Sorbenlandes; theils **die beyden ersten Perioden der Geschichte von Leipzig**: I) Erste Nachricht von Leipzig, bis zur Einrichtung seiner beyden Messen unter Otto dem Reichen, gest. 1189. II) Vom Anfange der beyden Leipziger Messen, bis zur Stiftung der Neujahrsmesse, 1458. Allerdings ist es ein sehr unterhaltender Auszug; oder vielmehr ein kleines niedliches Kunstwerk, dazu die alten Chroniken zwar die nothwendigsten Materialien hergegeben haben; aber die façon ist so sehr aus dem 18ten Jahrhunderte, daß es niemanden beym Lesen beyfällt, es möchte wohl ein Auszug seyn. Da ist alles reizend und lachend, mit der anmuthigsten Flüssigkeit erzählt, oft überraschend, und voll artiger Anecdoten; auch kleine Umstände und unerhebliche Begebenheiten bekommen unter der Hand des Künstlers ein Ansehen von Wichtigkeit; die Schreibart endlich ist bald feyerlich, bald chronikenhaft, bald witzig, satyrisch und lustig. Aber der Schriftsteller, der so viel Vergnügen macht, zeigt sich auch oft, besonders in der Einleitung, als einen sehr guten Kenner, der auf wenigen Blättern gar viel Lehrreiches zu sagen weiß.

Da wir einen solchen Mann vor uns haben, der weit mehr als **einen deutschen Voltäre** in der Geschichte vorzustellen im Stande ist: so legen wir ihm desto lieber einige Zweifel und Fragen vor.

Erstlich: Der Verf. hat hier Chroniken auszubrennen gesucht: welche sind es? Er nennt sie **Leipziger und andere benachbarte Chroniken**; vermuthlich also Meisnische, Thüringische, Brandenburgische, u. s. w. Aber sie hätten genannt, beschrieben, charakterisirt werden sollen: denn es sind ihrer nicht wenige, und von sehr verschiedenem Werthe. Den Auszug selbst liest der Liebhaber unbekümmert, woher er genommen sey; aber der Gelehrte, für den doch auch (laut der Vorr. S. VII.) dergleichen Auszüge gemacht werden sollen, und der sie allein beurtheilen kann, fordert schon genauere Rechenschaft. Und das auch deswegen, weil, wie hier (Vorr. S. VIII.) gestanden wird, die Kritik dem Auszugsmacher bey den Chroniken den Weg bahnen muß. Diese Forderung wird zwar gleichsam im Vorbeygehen wieder abgefertigt: „Wer zu viel verlangt, erhält gar nichts. Vieles „kann doch im Vorbeygehen berichtet werden. Und selbst man„gelhafte Auszüge beschleunigen vielleicht kritische Bearbeitun„gen, die sonst sobald nicht zu hoffen sind. ꝛc.“ Aber wenn

wir den Verf. recht kennen, so würden ihm diese Doch- und Vielleicht bey einem andern Schriftsteller kein Genüge thun.

Zweytens: Kann man sich auf den kleinen Chroniken-schreiber überall verlassen? Nicht immer, fürchten wir. Ohne der zu gewagten Muthmaßungen zu gedenken, z. E. S. 25. daß die Sorben vielleicht seit Jahrtausenden, im heutigen Meißnischen gewohnt haben; daß Grona Grimma sey, S. 32. u. dgl. m., ohne es anzumerken, wo der V. seine Gewährsmänner in seiner Sprache reden läßt, (z. E. Alb. v. Stade schreibt: Dicentes esse sordidum, mercatores habere super homines honoratos et nobiles dominarum; das heißt hier S. 23. Sie fanden es unschicklich, daß kramliche Krämer sich von so hochgeehrten und edlen Herren nicht mehr wollten bestehlen und ausplündern lassen, ꝛc. so leidet auch die Wahrheit manchmal durch die Begierde, viel Auffallendes zu sagen. Um nicht über eine Chronik einen Commentar zu schreiben, nennen wir nur die Stelle S. 57. „Rudolf von Wargila mit der Leipziger Bürgerschaft schlug und fieng den Welsen.“ Das muß eine sehr martialische Bürgerschaft gewesen seyn, möchte man denken, die allein den berühmten tapfern Welsen und sein Heer überwältigte. Aber nein, sie hat wohl das wenigste dabey gethan. Der brave Wargila „samlet zu ihme ynn Duringen hundert guter „Ritter vnd Knechte mit Helmen, vnd wollte Marggraffe Heinrichen zu Hülfe kommen.“ Und als er mit denselben heimlich nach Leipzig kam, da fand er ihn nicht, sondern seine beyden Söhne, und straffete sie, daß sie nicht H. Albrecht wereten, und sie versammleten auch ihre Mannschaft, u. s. w. wie es Ursinus in der Thüring. Chronik, und die Hist. vett. Landgrav. Thuring. und andere Chronisten, ausführlich erzählen.

Drittens: Ist diese Chronik so leicht und natürlich geschrieben, daß sie sich ganz sanft weglesen läßt? Wohl schwerlich. Sie ist vielmehr, wie schon gedacht, aus mancherley Gattungen von Schreibart zusammengesetzt, und insbesondere oft so abgebrochen sinnreich, mit Anspielungen, spöttischen Wendungen, gelehrten Anmerkungen durchwebt, daß ein grosser Theil davon dem Weltmanne, dem Officier, dem Bürger unbrauchbar bleibt. Wozu dienen für diese die langen lateinischen Stellen, S. 64. fg. und anderwärts kleinere? Was denken diese bey der Stelle S. 63. „Solche Veränderungen „waren gewiß Prämissen — — nur welcher Annalist hat uns

„uns die Mittelglieder der langen Soriten aufbehal-„ten?“ Werden sie S. 30. die Entstehung der Herzoge unter Ludwig dem Deutschen, aus den Anstalten Motawakkels zu Bagdad besser verstehen? Werden sie nicht gleich darauf den Verf. unrecht verstehen, als wenn Ludolf und Tachulf mit der Zeit den Carolingern und Franken die Herrschaft von Deutschland entrissen hätten? Und wiederum S. 63, als wenn Heinrich der Erlauchte die ganze Lausitz besessen hätte? Nicht bloß für ganz Unwissende, (wie es Vorr. S. IX. heißt,) sondern für sehr viele Leser aus dem großen Publicum, hätten entweder Anmerkungen oder Erklärungen im Texte beygefügt werden sollen. Ueberhaupt, und das erkennt der V. selbst, (l. c.) müssen solche Werkchen der Deutlichkeit sowohl als des Vergnügens wegen, für ihre bestimmten Leser etwas geschwätzig seyn. Diese fragen so hastig, wie Bruder Gerundio: Hat sie auch Umstände? Wenn sie dann kaum einige Züge oder Töne aufhaschen können, die bey ihnen vorbeyflattern: so sehen sie zwar multa, aber nicht multum, und behalten wenig oder gar nichts. Freylich kann man in den ältern Zeiten noch nicht umständlich erzählen, wo es an Begebenheiten, geschweige denn an Umständen, fehlt; aber man kann doch auch die wenigen Nachrichten verständlich und fruchtbar machen.

Im übrigen wünschen wir allerdings, daß auch dieser Gedanke eines trefflichen, an feinen Gedanken so reichen Kopfs, unsere Chroniken auf mancherley Art besser zu nützen, mehr geprüft und ausgeführt werde.

Ml.

Briefe von Edimburg, in den Jahren 1774 und 1775 geschrieben, enthaltend einige Bemerkungen über die Zeitvertreibe, Gebräuche, Sitten und Gesetze der Schotten, während eines sechsmonatlichen Aufenthalts zu Edimburg, von E. Topham. Aus dem Englischen. Leipzig, bey Junius. 1777. 25½ Bogen. 8.

Der Verf. schränkt sich, wie auch schon aus dem Titel erhellet, bloß auf die Beschreibung von Edimburg ein, und

giebt hin und wieder lesenswürdige, wiewohl selten neue und interessante Nachrichten von dieser Stadt. Man würde diese Briefe noch lieber lesen, wenn der V. viele trockene Spekulationen über minderwichtige Sachen, die zuweilen ganz am unrechten Orte stehen, weggelassen hätte. So liest man z. B. im IVten Briefe eine lange Anmerkung und Moral über die Gemeinheit des Küssens der Frauenzimmer, die gar wohl hätte wegbleiben können. Wichtiger sind die Nachrichten im XIII. XIV. und XV. Briefe über das Edimburgsche Theater. Der itzige Direkteur desselben, Hr. Digges, soll in den mehresten Rollen mit Garreick um den Vorzug streiten, ja in vielen ihn übertreffen. Dies wäre um so mehr zu bewundern, da Hr. Digges nie Gelegenheit gehabt haben soll, sich nach guten Mustern zu bilden, und seine übrige Gesellschaft aus höchst mittelmäßigen Akteurs besteht. Die Universität ist in dem blühendsten Zustande, und unterhält 21 Lehrer, die in 18 Wissenschaften unterrichten; dies wäre eine Berichtigung im Büsching, wo nur acht Professores angegeben werden. Dem D. Johnson versetzt der V. hin und wieder unbarmherzige Seitenhiebe. — Für die Richtigkeit der Uebersetzung können wir nicht Bürge seyn, weil wir keine Gelegenheit hatten, sie mit dem Original zu vergleichen; indessen läßt sie sich leicht und angenehm lesen.

Ir.

Geographie für Kinder, von Georg Christ. Raff. Mit einer Vorrede des Hrn. Prof. Feders. Zweyte verbesserte Auflage. Göttingen, bey Dietrich. 1776. 561 Seiten in 8.

Ebendieselbe. Erster Theil. Dritte verbesserte Auflage. Ebendaselbst. 1777. 464 Seiten in gr. 8.

Eine gedoppelte neue Auflage eines erst zu Anfang des vorigen Jahres erschienenen Buches bestätigt das gute Urtheil, das wir bey der Recension der ersten Ausgabe gleich anfangs (s. A. d. B. XXXI. B. S. 256.) davon gefällt haben. Schon die Seitenzahlen, deren die erste nur 452 hatte, zeugen von den Vermehrungen der zwoten Auflage; wiewohl ein großer Theil derselben auf Rechnung des gröbern Druckes zu schrei-

schreiben ist. Doch haben wir durch und durch Veränderungen und Zusätze wahrgenommen. Da sie aber im Grunde nichts neues für unsere Leser enthalten, sondern bloß nothwendige Folgen der Aufmerksamkeit eines Verfassers sind, seinem Werke, dessen Werth bloß in Einkleidung und Herablassung des Vortrags und rechtem Maaß seines Umfangs besteht, bey jeder Erweiterung seiner Kenntniß oder Aenderung eines Begriffs, eine neue Vollkommenheit zu geben: so würde es eine unnütze Mühe seyn, solche auszeichnen zu wollen. Wer sich aber selbst davon überzeugen will, der vergleiche nur beyde Auflagen, außer vielen andern Cap. bey Spanien und Grönland, wo man sichtbar wahrnimmt, wie der Verf. neuere Nachrichten und Bücher genutzt hat. Manche Ausdrücke und Stellen, die uns in der ersten Auflage anstößig waren, sind hier weggeblieben. Manche Einschaltungen stehen da, wo man sie eben nicht vermuthet, z. E. die ganz schöne Betrachtung von dem Nutzen des Seehandels, und die Erklärung der Levante bey Frankreich. Zuweilen sind Orte durch den Namen eines einzelnen Mannes bezeichnet worden. So heißt es bey **Erlangen**: „In dieser Stadt, lieben Kinder, wohnt „auch der liebenswürdige Hr. D. und Prof. **Seiler**, der für „Kinder, die euch bekannten Bücher zum Unterricht in der „Religion geschrieben hat.“ Da sich diese Auszeichnung mehr auf ein Privatverhältniß, als auf die **Religion der Unmündigen**, zu gründen scheint, so hätte dieser Zusatz so gut wegbleiben können, als das in der ersten Ausgabe angegebene Geburtsdorf des Hrn. Vorredners hier weggeblieben ist.

In der dritten Auflage sind uns die neuen Zusätze nicht so gar häufig aufgestoßen: doch sind die Veränderungen mit Pohlen, Preußen und Rußland eingerückt worden. Es soll ein zweyter Band nachfolgen, der die drey übrigen Welttheile enthalten und mit einigen Landcharten begleitet werden soll. Bey Weimar hätte das schöne Schloß nicht noch gerühmt werden sollen, das damals schon in der Asche lag. Auch kann nicht gesagt werden, daß alle Innwohner der gefürst. Grafschaft Henneberg lutherisch wären, da in der Grafschaft Schmalkalden, welchen Ort doch der V. mit Uebergehung der Hauptstadt vorzüglich anführt, schon längst die reformirte Religion neben der lutherischen eingeführt worden ist. Und warum hat der Herzog von Gotha unter den Herzogen von Sachsen den letzten Platz? Mehrere in der ersten Recension gerügte Fehler sind noch hier geblieben, z. E. der wegen der Insel Tabago.

bago. Auch sehen wir nicht, wie Oehl aus den Englischen Kolonieen gebracht werden könne.

Js.

Lettres d'Amour et d'Affaires, écrites par Catherine, Comtesse de Salmour, Marquise de Balbian, au Marggrave Charles de Br. a Turin (Dresde) 1775. 126 Seiten in 8.

Der Prinz Karl Philipp von Brandenburg, Stiefbruder des Churfürsten Friedrich III. welcher sich als Feldherr der Brandenburgischen Truppen 1695 in Turin befand; verliebte sich in die verwittwete Gräfinn von Salmour, gebohrne Markise von Balbian, und vermählte sich mit ihr heimlich. Weil aber der Churfürst, sein Bruder, diese Heyrath nicht erkennen wollte, ward auf sein Verlangen, die Gräfinn in ein Kloster gesperrt, aus welchem sie diese Briefe an den Markgrafen schrieb, die man, als er nach der Belagerung von Casal, wohin er auf ihren Rath gegangen war, an einer Krankheit starb, in seiner Tasche gefunden haben soll, wie in der Vorrede versichert wird.

Sie können, so viel man sehen kann, gar wohl authentisch seyn. Man findet darinn die natürlichen Ausbrüche des Charakters einer Wittwe, die einen Fürsten hat fesseln wollen. Liebe genug, aber die sich doch zuweilen etwas gekünstelt ausdrückt, und durch welche man nicht wenig Ambition und auch nicht wenig Verschmitztheit durchscheinen siehet. Man sehe z. B. S. 58. 64. und andere Stellen mehr. Diejenigen, die Entwickelung eines menschlichen Charakters, in einer ziemkritischen Lage, gern nachspüren mögen, werden diese Briefe interessant finden.

Noch wird in der Vorrede gesagt, die Gräfinn habe nach dem Tode des Markgrafen, gegen eine Summe von 30000 Dukaten, dem Titel einer Wittwe des Markgrafen entsagt. Dieß scheint der, S. 123, nach dem Tode des Markgrafen, an den Churfürsten geschriebene Brief, zur Absicht gehabt zu haben. Er ist sehr nützlich, um den wahren Charakter der Gräfinn zu erkennen.

Bm.

10. Natur-

10. Naturlehre und Naturgeschichte.

Entdecktes allgemein brauchbares Verbesserungsmittel der Steinkohlen und des Torfs; nebst der Benutzungsart und aller daraus zu ziehenden Produkte. Als eine Ergänzung der Steinkohlen- und Torfsgeschichte. Von dem Verfasser des Lehrbegriffs sämtlicher ökonomischen und Cameral-Wissenschaften. Manheim, bey Schwan, 1777. 8. 88 Seiten.

Diese kleine aber sehr nützliche Schrift eines Verfassers, dessen Verdienste um diese Wissenschaften gnug bekannt und entschieden sind, ist in vier Abschnitte zertheilet; in deren ersten, von den Grundsätzen kunstmäßiger Steinkohlen- und Torfverbesserungen; (hier muß wohl der Bergtorf, Turfa bituminosa, verstanden werden;) im zweyten, von dem Verbesserungs- oder Rectificationsgeschäffte der Steinkohlen und des Torfs; im dritten, von der Behandlung der aus dem Rectificationsgeschäffte erhaltenen Produkte; und im vierten, von den Entwürfen, Anschlägen und Berechnungen, der aus dem Kohlenrectificationsgeschäffte erwachsenden Vortheile, gehandelt wird.

Der V. setzt dabey alles, was er in seiner Steinkohlen- und Torfgeschichte gesagt, als bekannt voraus, und ergänzet nun solche durch die Bekanntmachung der verschiedenen Processe, welche die Verbesserung der Steinkohlen und des Torfs, auch die Benutzung der aus diesen Operationen erfolgenden Produkte erfordern, die er dort aus gewissen Ursachen zurückgehalten hatte.

Es gründen sich diese Verbesserungsmittel auf die richtig erkannten Bestandtheile dieser Brennmaterialien, und auf die Erkenntniß, welche dieser Bestandtheile den Gebrauch derselben bey dieser oder jener Feuerarbeit erschweren, oder gar unmöglich machen, und wie endlich diese Hindernisse am schicklichsten aus dem Wege geräumet werden können.

Nachdem der V. zu dem Ende die Bestandtheile dieser Brennmaterien aus Versuchen beschrieben, und die davon herrührende allgemeinen Mängel 1) aus der in ihrer Grundmi-

schung befindlichen starken Portion thonigter Erde, welche beym Schmelzwesen die Reduktion erschweret und schädliche Schlacken erzeuget. 2) aus der vitriolischen oder schwefelartigen Säure, die das Eisen spröde und brüchig macht; und 3) aus dem ungesunden und empfindlichen Gestank des empyrevmatischen Oels hergeleitet hat, so setzt er folgenden Endzweck fest: Man verändere die natürliche Eigenschaft der thonartigen Erde, durch hinlängliches Ausglühen, so wird sie sich vor dem Gebläse eben so gut als Holzkohlenasche verblasen lassen, und nicht die mindeste Schlacke formiren; man ziehe die vitriolische Säure aus den Kohlen, so wird ihr Daseyn, mit dem daraus erwachsenden Nachtheil zugleich aufhören; man befreye endlich die Kohlen von ihren Oelen, so werden sie weder rauchen noch Geruch geben, mithin aufhören beschwerlich zu seyn.

Die Erreichung dieser Endzwecke besteht nun kürzlich darinn. Die Steinkohlen und der Torf müssen in besonders beschriebenen, zu diesem Geschäffte schicklichen, erbaueten Oefen, die mit dem Theer- und Pechofen eine Aehnlichkeit haben, also im verschlossenen Raum ausgebraten und verkohlet werden. Nach der Einrichtung dieser Oefen werden alle flüchtige Abgänge in bequemen Gefäßen davon aufgefangen; dergestalt, daß man aus 600 Centnern fetten Steinkohlen, ohngefähr 800 Maaß von einem styptischen Wasser, 200 Maaß empyrevmatisches Oel, und 50 Maaß saure Geister zu erlangen pflege. Durch diese Ausbeuten werden Kosten, Zeit und Arbeit, die Verbesserung der Kohlen ohngeachtet, reichlich vergolten, welches im dritten Abschnitt aus der nützlichen Anwendung dieser Abwürfe erhellet.

Nach dieser Behandlung werden nun die Steinkohlen, welche im Ofen ausgebraten zurückverbleiben, in den Wirkungen dergestalt erhöhet befunden werden, daß sie in allen Fällen zum Glühfeuer, ohne Rauch und Gestank, als Holzkohlen gebrauchet werden können; jedoch mit dem Unterschiede, daß 1 Scheffel dergleichen rectificirte Steinkohlen, ohne alle Ausnahme, mit 3½ Scheffel Holzkohlen, der Wirkung nach, in gleichem Werth zu setzen sey. Gewiß ein sehr einleuchtender Vorzug!

Das zweyte Produkt dieser Arbeiten ist eine beträchtliche Menge eines styptischen Wassers — das schätzbarste aller Kohlenprodukte — womit der Verf. binnen 6 bis 8 Wochen, die stärkste Ochsenhaut, ohne Holzrinde oder andern Zusatz, zum vorzüglichsten Sohlenleder gahrzumachen versichert. Wobey noch

noch die Vorzüge dieser Gahre klar dargethan werden, die wohl bessere Achtung verdienten, als man dem V. an einem gewissen Hofe zu erkennen gegeben hat, welchem er seine Erfindung zur Anwendung bekannt gemacht hatte.

Das dritte Produkt der Kohlen, die sauren Geister, oder Schwefelspiritus, lehrt seine Anwendung, nach vorgegangener Dephlegmation von selbst.

Das vierte Produkt, so in verschiedenen Oelarten bestehet, dient nach des Verf. Erfahrung zu folgendem Gebrauch: das grobe Stinköl kann nach dem Beyspiel der Engländer zu Theer verbrauchet, auch wohl zu einem harten Schiffpech eingesotten werden. Aus den erhaltenen feinern Oelsorten aber kann entweder durch die Rectification ein Steinöl (ol. Petrae) bereitet; oder es können solche nach ihrer Beschaffenheit entweder zur Unterhaltung der Lampen in den Bergwerken, oder zu geringen äußerlichen Anstrichen der Häuser, statt des Leinöls angewendet werden.

Der vierte Abschnitt legt durch eine Berechnung vor Augen, daß von einem solchen Geschäffte, wenn es mit einem doppelten Ofen betrieben werde, alljährlich 6720 Gulden reiner Gewinn noch überschieße.

Bz.

Des Ritter Carl von Linné auserlesene Abhandlungen aus der Naturgeschichte, Physik und Arzneywissenschaft. Zweyter Band, mit Kupfern, Anmerkungen des Uebersetzers, und einem Register über die zween ersten Bände. Leipzig, bey Böhme, 1777. gr. 8. 25 Bogen.

Die Aufnahme des ersten Theils hat dem Uebersetzer und Verleger so behagt, daß es nun nicht mehr bey **auserlesenen** Abhandlungen bleiben soll, sondern daß sie alle kleine Schriften des berühmten Ritters in der Uebersetzung liefern wollen, und zwar nun vor der Hand weg vom ersten Bande gerade durch bis zum letzten. Nur die sollen ausgeschlossen bleiben, die **jeder Leser von Kenntniß** (so steht in der Vorrede) selbst wird ausgeschlossen haben wollen: z. E. im ersten Bande: Noua plantarum genera; im vierten: Herbarium Amboinense; Chinensia Lagerströmiana; Centuria

I et II. plantarum; Flora Alpina, Palaestina, Monspeliensis.

In diesem zweyten Bande lieset man, recht gut übersetzt: 1. Die Oeconomie der Natur. 2. Von den Wohnplätzen der Pflanzen. 3. Vom Bandwurme. 4. Von der Erzeugung der Krystalle. 5. Von der Chocolade. (So Gott will! einem Wundermittel in Abzehrung, Hypochondrie und Hämorrhoidalkrankheiten!) 6. Von den eßbaren Pflanzen. 7. Von den in Schweden wachsenden Bäumen. 8. Von Salatpflanzen. 9. Von den Wanderungen der Vögel. 10. Vom Geruche der Arzneymittel. (Ein unterhaltender aber ziemlich seichter Aufsatz.) 11. Vom Feigenbaume. 12. Vom Fruchtbranntweine. Wegen der Anmerkungen bittet der Uebersetzer um Schonung, weil der Ort seines Aufenthalts arm an Subsidien ist. Es ist zu bedauren, daß ihrer nicht mehr sind: die wenigen beygebrachten sind nützlich und gut, und wirklich bedürfen die übersetzten Abhandlungen vieler Berichtigungen im Kleinen, so vortrefflich sie im Ganzen sind.

Gz.

Die Säugthiere in Abbildungen nach der Natur mit Beschreibungen. Zweeter Theil. Das Faulthier. Der Ameisenfresser. Das Schuppenthier. Das Gurtelthier. Das Nashorn. Der Elefant. Das Wallroß. Erlangen, verlegts Walther, 1775. 4. 11 Bogen, 20 Kupfer.

Dieß vortreffliche Werk des Herrn Schreber zu Erlangen erhält sich immer in seinem Werthe. Es liefert ausgesuchte Abbildungen der Säugthiere, und eine mit vielem Geschmacke und Einsicht abgefaßte Naturgeschichte derselben. Dieser zweyte Theil begreift die Linnäischen Bruta, und ist freylich schwächer als der erste, weil es weniger Thiere dieser Art giebt. Die Kupfer sind nicht so oft, wie in dem ersten Theile, Copien von Buffon, sondern nicht selten Originale; beym Nashorn ist die schöne Ridingerische Zeichnung gebraucht worden. Die Myrmecophaga tridactyla und der Dasypus quadricinctus scheinen dem V. verdächtige und nicht in der Natur vorhandene Thiere, hingegen kömmt beym Wallroß auch der Dugung vor, den Linne nicht hat.

Mit

r l n 1 dritten Theile verschiedene Hefte
r wc n nicht eher davon reden, als bis dieser
t u q yiaus digt ist. Nur bemerken wir mit
Vergn en, daß in ihm c Werk sich der Vollkommenheit
noch im r mehr nähert.

Io. Christ. Fabricii Systema Entomologiae, sistens Insectorum classes, ordines, genera, species, adiectis synonymis, locis, descriptionibus, obseruationibus. Flensb. apud Korte, 1775. 54 Bogen in groß 8.

Dieß Werk enthält bey weitem das stärkste systematische Verzeichniß der Insecten, das wir nur immer besitzen. Nicht nur neue, und bey andern Schriftstellern entweder noch jar nicht vorkommende, oder doch noch nicht bestimmte und ch nicht charakterisirte europäische Arten sind darinn aufgeuhrt und mit ihren Kennzeichen versehen worden; sondern auch die übrigen Welttheile haben Stoff dazu an die Hand gegeben, und eine nicht unbeträchtliche Menge von Insecten, die die neuern englischen Umschiffer der Erde aus dem Südmeere mitgebracht haben, wird hier zuerst bekannt gemacht. Der Verf. hat diese uns noch ganz fremden Insecten auf seinen Reisen nach England kennen gelernt.

Das System, nach welchem die Insecten ohngefähr eben so aufgestellt sind, wie Linne' die natürlichen Körper überhaupt n seinem Natursysteme aufgestellt hat, ist ganz neu, und auf die besondere Beschaffenheit des Maules der Insecten und auf die sich dabey findenden Verschiedenheiten gebauet. Daß man hier also eine Menge neuer Namen und Kunstwörter antrifft, läßt sich leicht erwarten, und dieß wird das Buch manchen in etwas zuwider machen. Der Recensent muß indessen gestehen, daß ihm hierinn der Verf. nicht zu weit gegangen zu seyn und erhebliche Gründe zu seinen Neuerungen gehabt zu haben scheint. Ueberhaupt rechnet er dieß Buch unter die erheblichsten, die die Insectenkunde angehend neuerlich herausgekommen sind.

X.

---

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Adami Friderici Kirschii Abundatiſſimum Cornucopiae Linguae Latinae et Germanicae ſelectum, quo continentur vocabula latina omnis aeui, — praeterea Deorum, Dearum, Gentium, Regnorum, Vrbium etc. nec non Theologorum, ICtorum, Medicorum etc. verba propria, eorumque ſignificationes et explicationes, ſyllabarum longitudine vel breuitate ſignis expreſſa. Cui adiunguntur in fine Calendarium Romanum, compendia ſcribendi olim in Latio uſitatiſſima, ſiue Notae et Sigla antiquorum, deinde adiecta eſt Tabula alphabetica Charact. Latin. in Codd. MStis pro ſaeculorum ratione occurrentium, tum Specimen ſcripturae veteris, Appendix regionum, urbium, montium et fluviorum; et ad poſtremum conſanguinitatis pariter atque affinitatis tabula, nominaque numeralia. Editio nouiſſima, a mendis non paucis ſtudioſe repurgata, ac denique tironum purioris latinitatis ſtudioſorum vſui accommodata. — Lipſiae, ſumtu Svikerti. 1774. 8. mai.

Das Lateiniſch-Deutſche Wörterbuch enthält 1028 Seiten; das Deutſch-Lateiniſche, mit dem darzu gehörigen Anhange, 1068 Seiten.

Nouum locupletiſſimum manuale Lexicon, Latino-Germanicum et Germanico-Latinum. Opera *Ge. Matthiae*, adornatum conſilio et cum praefatione *Io. Matthiae Gesneri*. Editio quarta, auctior et emendatior. Halae Magdeb. ſumtibus Kümmelii. 1755. 8. mai.

Das

Das Werk ist in zwey Theile abgesondert, davon der erste, welcher mit dem Buchstaben Q schließet, 1172 Seiten; der zweyte aber 316 und 382 Seiten anfüllet, indem der deutsche Teil wieder eigene Seitenzahlen anfängt. — Der **Anhang**, welcher 1) **kurze Nachrichten** von den klassischen Schriftstellern, 2) **eine Erklärung** alter lateinischer Abbreviaturen; 3) eine **Probe** der ältesten lateinischen Schreibart, aus *Funccii* Tr. de adolescentia Linguae lat.; 4) eine **Erklärung** der Lateinischen Zahlzeichen; 5) eine **Nachricht** von den Monatsnamen; 6) einen **Römischen Calender**; 7) eine **Epitome** der Prosodie, von Raverinus; 8) ein **Verzeichniß** der angeführten und gebrauchten Schriftsteller; 9) ein deutsch-lateinisches Register der Städte und Länder, — in sich enthält, bestehet wieder, die Vorreden mit eingerechnet, aus 8½ Bogen.

Schwerlich wird Jemand so unbillig seyn, der uns zumuthen sollte, diese zwey Wörterbücher, die wie bekannt ist, anfänglich aus Einer Quelle entstanden sind, im **eigentlichen Verstande** zu recensiren, oder mit einander zu vergleichen. Unnützer und zugleich mühseliger könnte keine Zeit verschwendet werden, als auf diese Art. Eben so wenig nehmen wir es auf uns, die nächst vorhergehenden älteren Ausgaben neben diese neuesten zu legen, um zu sehen, wie weit das *auctior* et *emendatior* bloß vorgeblich oder wahr sey. Was wir allenfalls für das nützlichste halten und auch thun wollen, ist dieses, daß wir ohne Wahl einerley Artikel aufschlagen und zusehen, ob wir auf diese Weise einigen Unterschied in der Vollständigkeit zwischen beyden Wörterbüchern entdecken können. In der Bogenzahl ist ein unmerklicher Unterschied. Denn ob es gleich scheinet, daß die Leipziger Ausgabe ungleich mehrere Seiten zähle; so ist doch hieraus allein nichts zu schließen, da sie **Columnen**, die Hallische Ausgabe hingegen **Seiten** zählet; beyde nehmlich haben nicht auslaufende Zeilen, sondern gespaltene Columnen. Auch ist in der Leipziger Ausgabe der Druck nicht so klein, als in der Hallischen.: welches jedoch jener vor dieser zugleich einen Vorzug giebt.

Der Zufall, dem wir uns überlassen, führt uns zuerst das Wort *ancora* in die Hände. Von hier an also, lesen wir uns selbst beyde Wörterbücher vor, um zu sehen, worinn sie sich unterscheiden. Wörter, die sie beyde haben, sind in Ansehung der Bedeutungen ganz auf die nehmliche Art, und mit

ganz

ganz den nehmlichen Ausdrücken, auch völlig durch einerley Beyspiele erkläret und erläutert worden. Auf einer ganzen Seite fanden wir, daß Matthiä ein einzig mal einen Vers aus dem Virgil hingesetzt hatte, welcher in der andern (Leipziger) Ausgabe nicht stand, aber auch nicht vermißt wurde. Dagegen zeigte sich hier und da, daß der Herausgeber der Leipziger Ausgabe, bey einigen Wörtern, die verschiedene Bedeutungen genauer unterschieden, und sehr viele ganz neue Artikel eingeschaltet hatte. Auf der einzigen Seite 167 der Leipz. Ausg. die wir mit der andern verglichen haben, sind uns folgende Wörter: Ancoragium, Anctito, Ancuba, Ancula, Anculenta, Anculo, Anculus, Ancyclogloffus, Ancyclops, Ancylista, Andacoqua, Andarac — vorgekommen, die in Matthiä's Lexico gar nicht stehen. Eben so beträchtlich sind durchgehends die Zusätze und Einschiebsel, die der Leipziger Ausgabe eigen sind, welche, ob man gleich keine genaue Vergleichung anstellet, bloß bey einem flüchtigen Durchblättern, jedem Leser in die Augen fallen müssen. Und gesetzt, was wir auch allerdings zugeben, der größte Theil dieser Vermehrungen sey nicht classisch, sondern aus dem modernen und mittlern Latein der Theologen, Juristen, u. s. w. zusammengetragen; so giebt es doch allemal demjenigen von beyden Wörterbüchern, das ihn, neben dem übrigen besitzet, vor dem andern, das ihn nicht hat, einen gegründeten Vorzug. Denn nach der Bestimmung dieser Bücher, ist die Aufnahme späterer Kunstwissenschaft- und Gewerbeausdrücke gar nicht als zweckwidrig oder unnütz anzusehen.

In gar manchen Artikeln sind beyde Wörterbücher noch vieler Verbesserungen fähig. Besonders haben wir wahrgenommen, daß oft im Deutschen ganz ungewöhnliche, dunkle und zweydeutige Ausdrücke gelassen worden sind, wie sie waren. Ist es nicht seltsam, daß Gymnasiarchia übersetzt wird, ein Schulherrenamt?



Die Nebendinge, welche dem Wörterbuche als eine Zugabe angehängt oder eingeschoben worden sind, unterscheiden sich in beyden Werken durch nichts von einander. Im Aeusserlichen, das ist, in der Güte des Papiers und der Schrift, hat die Leipziger Ausgabe des sel. Kirsch, einen sichtbaren Vorzug vor der Matthiäschen.

Wer die neuesten Vermehrer und Verbesserer dieser Ausgabe seyn sollen, davon steht, unsers Wissens, kein Wort in der Vorrede zu beyden Werken. Die Leipziger Ausgabe hat eine

eine neue, deutsche Vorrede erhalten, darinn der Gebrauch der Wörterbücher beschrieben und vertheidiget wird; aber der V. hat es nicht nöthig gefunden, sich näher zu erkennen zu geben, ob wir gleich versichert sind, er habe Verdienste um dieses Werk, deren er sich nicht schämen dürfe.

Noch müssen wir anzeigen:

A. F. Kirschii abundantissimum Cornu Copiae linguae latinae etc. Editio nouissima. Viennae Austriae in officina libraria Bader. 1775. gr. 8.

Das Verlagsrecht zu diesem Buche ist zwischen der Baderschen Buchhandlung in Wien, und zwischen der Schwickertschen Buchhandlung in Leipzig streitig. Jene hat ein Kayserliches, diese ein Chursächsisches Privilegium.

Non nostrum est tantas componere lites.

Wir zeigen nur beyde Ausgaben an, die ganz gleichförmig zu seyn scheinen.

M.

Scriptores rei rusticae veteres Latini. Tomus alter — curante *Io. Matthia Gesnero*. Editio secunda. Leipzig, bey Fritsch. 1774. gr. 4.

Dieser Band enthält den Palladius, den Vegetius von der Vieharzneykunst, und das Fragment des Gargilius Martialis von den Heilmitteln für das Rindvieh, und den Anhang. (Bey diesem ist neu hinzugekommen: Eine Berichtigung der Geßnerischen Vorstellung vom Vogelhause beym Varro durch Herrn Geh. R. von Segner, mit zwey neuen Kupfertafeln, und ein Auszug aus dem Werke des Julius Pontedera: Antiquitatum Lat. et Gr. enarrat.) Der Index.

P. Terentii Carthag. Afri Comoediae sex ex recens. *Fridr. Lindenbrogii* — his accesserunt *Bentleii* et *Faerni* lectiones ac coniecturae omnes, sed in compendium redactae, item *Westerhovii* in Scholiastas lectiones ac coniecturae,

Eturae, quibus et suas adspersit *M. Io. Carol. Zeunius. Tom. I. II.* Leipzig, bey Georgi. 1774. gr. 8.

Dießmal ist eine Buchhändler-Ausgabe durch einen sehr wackern Gelehrten unterstützt und in eine gute Handausgabe verwandelt worden. Die Lindenbrogische Ausgabe des Terenz hat gar beträchtliche Vorzüge, insonderheit wegen der eingedruckten Scholiasten; diese wollte der Verleger bloß abdrucken lassen, und Herr M. Zeune sollte den Abdruck besorgen, und beyfügen, was er gut befände. Er hat also den Frankfurter Nachdruck vom Lindenbrogischen Terenz, der äusserst fehlerhaft ist, nach der Westerhovischen Ausgabe, wo Lindenbrogs Beyträge eingerückt sind, verbessert. Aber dabey blieb er nicht stehen; da in dem gedachten Nachdrucke des Faernus Noten weggelassen sind, und Bentley so viele Stellen glücklich verbessert hat, hat Hr. M. Zeune beyder Verbesserungen im kürzesten Auszuge beygefügt. Im Donatus sind Verbesserungen von ihm, so wie auch die Westerhovischen eingeschaltet. Da des Donatus Scholien über den Sich selbst strafenden verlohren gegangen sind, so sind auch hier die neuern Scholien des Calpurnius von Brescia angenommen. Auch des Eugraphius Scholien sind nach der Westerhovischen Ausgabe verbessert. Drey brauchbare Indices. Der Hr. M. Z. zeigt selbst an, er sey willens gewesen, eine Abhandlung von den Metren des Terenz, und eine andere beyzufügen, die eine Theorie über das Terenzische Lustspiel enthalten sollte. Aber der Verleger und die Messe! — Verzweifelt! Als ob dergleichen Bücher nur für die Messe und für den Verleger gedruckt würden.

P.

Historiae Augustae Scriptores sex — Leipzig, bey Crusius. 1774. gr. 8.

Ein correkter Abdruck von diesen Schriftstellern war ein recht vernünftiger Gedanke; aber einen Indicem Latinitatis von 15 B. und einen Mischmasch von Prolegomenen zu 6 B. vorne anzuflicken, wie konnte man dieß mit dem Gedanken und Begriffe von einer Handausgabe vereinigen? Wollte man zur Erläuterung der Schriftsteller etwas beyfügen, so müßte es ein

ein kernhafter Auszug aus den großen Commentatoren über dieselben seyn.

M.

Caroli Francisci Houbigantii, Oratorii Iesu Sacerdotis, Notae criticae in vniuersos veteris Testamenti libros cum Hebraice tum Graece scriptos, cum integris eiusdem Prolegomenis, ad exemplar Parisiense denuo recusae. *Tomus Prior*. Francofurti ad Moenum apud Varrentrapp filium et Wenner. MDCCLXXVII. *Tom. Posterior*. — Die Prolegomena 312 S. der erste Theil 523 S. der zweyte Theil 600 S. in 4.

Wenn dieses Buch auf deutschen Grund und Boden gewachsen wäre, so würde sich die allgemeine deutsche Bibliothek über den Werth desselben, und über den etwanigen Zuwachs, den dadurch die biblische Kritik gewonnen hätte, zu erklären haben. Aber es ist ein ausländisches Produkt, das nur durch einen Nachdruck auf deutschen Grund und Boden verpflanzt worden ist; über dessen Werth schon vor einigen Decenniis das kritische Publikum geurtheilt hat — also haben wir bloß unsere Meynung über den neuen Druck zu sagen.

Houbigant's 4 Folianten sind zu 2 Quartbänden herabgeschmolzen, indem man den hebräischen und griechischen Text nebst den lateinischen, von Houbigant verfertigten Uebersetzungen weggelassen hat. Und dies ist ganz zu billigen. Aber die Prolegomena und kritischen Anmerkungen des gallischen Gelehrten sind unverändert und in Extenso geliefert worden; folglich hat man in 2 mäßigen Quartanten alles Wichtige, was in den prächtig gedruckten 4 Parisischen Folianten enthalten ist. — Uebrigens sind wir dem Gelehrten verbunden, der die Buchhandlung veranlaßt hat, diesen neuen Abdruck vorzunehmen; nicht als ob wir das Buch für klassisch hielten, sondern weil es selten und das Original für die gewöhnliche Einnahme der Gelehrten zu kostbar ist. In dem neuen Druck haben wir hin und wieder gelesen, und ihn noch so ziemlich correkt gefunden.

Aber die Vorrede! — Sie contrastirt sehr mit dem Inhalt des Buchs, dem sie vorgesetzt ist. Wir wollen nichts da-

vor, deren eine so große Menge seit ohngefähr sechs Jahren erschienen ist. Er glaubt bemerkt zu haben, daß aus den neuern Uebersetzungen bald zu geringe Kenntniß des Buchs im Ganzen oder einzelner Abschnitte desselben, bald viel zu mangelhafte Auslegung, bald allzuvieler Gebrauch des vermeyntlich Vorgearbeiteten hervorblicke. Ehe man ans Uebersetzen denken könne, müsse lange Zeit, auf die genaueste Aufklärung des Ganzen sowohl, als einzelner Theile verwendet werden, da beynahe über alle Blätter der Bibel noch Finsternisse und Dunkelheiten verbreitet seyen, — man müsse die großen Schwierigkeiten selbst gefühlt und selbst gehoben, durch genauere Entwickelung des Zusammenhangs, durch schärferes Aufsuchen historischer Umstände, älterer Sitten, Gebräuche, Verfassungen und Parallelstellen Licht in seinen Schriftsteller zu tragen gesucht haben, — wenn man für die Ewigkeit übersetzen wolle. Lauter ganz bekannte Dinge!

Mit Fug und Recht können wir also den übrigen Theil der Vorrede überschlagen, und statt eines Excerpts daraus sogleich die Oekonomie dieser Uebersetzung beschreiben. Ihr V. wollte hebräische Worte mit deutschen vertauschen, keine freye, keine erklärende Uebersetzung, noch vielweniger eine Paraphrase liefern. Und dieß, dünkt uns, ist die erste Forderung, die man an einen Uebersetzer der Propheten zu thun hat; und Paraphrasen sind das unsinnigste Ding, das man über einen Propheten aushecken kann. Kein Prophet dachte bey seinen Weissagungen mehr, als er niederschrieb; er wußte die Umstände der künftigen Begebenheiten nicht vollständiger, als er sie verzeichnete. Daher kommt es, daß ein Prophet von eben derselben Sache öfters Weissagungen publiciren mußte; daß er meist eben dieselben Ausdrücke braucht (wie Jeremias), wenn er nicht mehr als vorher davon bekannt machen sollte (weil er keine neue Revelation bekam); nur dann erst war eine neue Offenbarung nöthig, wenn eben dieselbe Sache deutlicher und vollständiger sollte vorgetragen werden. Paraphrasirt man nun einen Propheten, so muß die Geschichte eingewebt werden; aus Weissagungen werden Geschichtbücher, und das heilige Dunkel der prophetischen Sprache geht verloren. — Also, mit Recht hat unser V. bloß übersetzt; die prophetische Sprache sollte sichtbar bleiben; Bilder, Metaphern, die die glühende Einbildungskraft des Dichters in einander webte, sollten nicht weggewischt werden — Jesaias sollte als Prophet auftreten.

Inzwi-

Inzwischen, um seinen Lesern die Uebersicht des Ganzen zu erleichtern, hat er unter dem Text den Zusammenhang in Anmerkungen gezeigt — und weil er Bilder, Metaphern, Anspielungen auf Sitten, Gebräuche und Alterthümer nicht ausstreichen wollte, so mußte er sie da, wo sie dem deutschen Leser fremd und dunkel seyn konnten, in kurzen Noten aufklären. — Wo seine Uebersetzung auf eine kritische Verbesserung des Masorethischen Texts, oder auf eine aus den übrigen morgenländischen Dialekten entlehnte Bedeutung eines Worts gegründet war, — da ward auch angezeigt, wie der Text geändert worden, — wie dieses oder jenes Wort die ihm beygelegte Bedeutung tragen könne.

Und wie ist nun unserm Uebersetzer seine Arbeit geglückt? — I. Wie glücklich ist sein deutscher Ausdruck dem hebräischen angepaßt? hat er poetisches und prophetisches Kolorit genug? ist auch Jesaias im Deutschen der Dichter geblieben:

qui magnos animos angusto in pectore versat?

II. Ist der Zusammenhang glücklich entwickelt worden? III. Ist der Text mit hinlänglichem Scharfsinn und am rechten Orte verbessert? — IV. Sind die philologischen und antiquarischen Noten am schicklichen Orte angebracht worden? — Dieß sind die Fragen, die wir unsern Lesern kürzlich beantworten müssen.

Die erste Frage müssen wir, unserm Gefühl nach, mit **Nein** beantworten. Der deutsche Ausdruck unsers V. hat nicht die Centnerkraft, wie der hebräische des Schriftstellers, die feurigen Bilder flammen nicht mehr in der Uebersetzung; die glühende Einbildungskraft des Propheten hat seinen Uebersetzer nicht erwärmt, entflammt, erhitzt. — Nothwendig ist es, daß ein Uebersetzer des Jesaias nicht bloß **Herr** und **Gebieter seiner Sprache** sey; er muß **Sprachschöpfer** werden, aus dem Schatze der deutschen Sprache muß er Kernwörter ausheben, und kühne Zusammensetzungen wagen. Denn — der Schriftsteller selbst wählt sorgfältig seinen Ausdruck, er hebt unbekannte, ungewöhnliche, veralterte, und nur in Dialekten noch perennirende Wörter aus, um seiner Sprache Anmuth, Größe, Erhabenheit, Ausprallen zu geben! Dieß muß der Uebersetzer nachahmen: folglich mit der genausten Kenntniß der hebräischen Sprache, muß er seine Muttersprache in ihren Denkmählern studirt haben, sonst wird er nie ein erträglicher Dollmetscher eines so erhabenen Dichters werden.

Wir erinnern uns nicht, in irgend einem alten oder neuen Dichter eine Stelle gelesen zu haben; die an Schönheit dem Spottlied gleich käme, das Jesaiä XIV. steht — so herzdurchdringend ist der Spott, so erhaben die Sprache, so glühend sind die Bilder! — Aber ein großer Theil der Schönheiten ist in dieser Uebersetzung verschwunden; immer wird man noch Spuren genug von ihnen finden — denn auch ein weit schlechterer Uebersetzer, als unser V. ist, würde sie nicht haben ganz auslöschen können. Wir schreiben zur Probe einiges ab.

„Wie ist der Tyrann verschwunden, die prächtige Stadt „dahin! Jehova hat das Scepter der Bösewichter *) zerbro„chen, das Scepter der Tyrannen. Des Königes **), wel„cher grausam Völker bezwang, sie ohne Aufhören druckte; „der tyrannisch Nationen beherrschte, und unaufhaltsam ver„folgte ***). Die ganze Erde ist nun ruhig und stille. Alles „froh-

*) Wir wollen nur bey einigen der auffallendsten Stellen eine Erinnerung beyfügen. Zwar kommt bey der Uebersetzung eines Dichters auch auf die Stellung der Worte, die Wahl der Bindpartikeln und andere anscheinende Kleinigkeiten viel an. Aber zu solchen Anmerkungen würden wir zu viel Raum brauchen, als wir hier aufopfern dürfen. — Bösewichter ist hier das ganz falsche Wort. Im ersten Gliede würden wir Wütrich statt Bösewichter, und im zweyten Weltstürmer statt Tyrannen gesetzt haben.

**) Des Königes hätte wegbleiben können: denn es steht nichts im Original davon — Und grausam Völker bezwang erschöpft den hebräischen Ausdruck nicht ganz.

***) Hier war eine Anmerkung unentbehrlich; wir finden aber keine. Unser Uebersetzer scheint zu lesen מֻרְדָּף בְּלִי חָשָׂךְ und zwar, nach unserm Urtheil, mit Recht. Denn eigentlich besteht seine Abweichung bloß in einer Abänderung der Vokale, und selbst die alten Uebersetzer, LXX, Vulgata, Syrer, Chaldäer, scheinen das erste Wort auf die angegebene Weise vokalisirt zu haben. Und das letzte Wort hat der Syrer so, wie oben angegeben worden, punktirt. Und nun ist die Stelle selbst deutlich, und auch den Gesetzen des Parallelismus gemäß punktirt. — Wir können daher gar nicht mit einigen neuern, Hrn. Döderlein in seiner Uebersetzung, und Hrn Michaelis in der orient. Biblioth. Theil XI. S. 154 sympathisiren, die die Leseart in den Konsonanten ändern wollen. — Hrn. Michaelis seine ist unserm Bedünken nach die allerunglücklichste.

frolocket mit Lobliedern *). Auch die Tannen freuen sich über dich, die Cedern des Libanon. Nachdem du nun liegst, wird uns niemand mehr fällen. Die unterste Wohnung der Todten ist nun in Bewegung **), dich bey deiner Ankunft zu empfangen. Riesen läßt sie dir entgegenkommen, und alle große Helden. Alle Könige eilen von ihren Thronen dir entgegen ***). Alle reden sich verwundernd dich an: Auch du bist gestürzet ****) wie wir? Und bist uns gleich geworden? Gestürzt in die Hölle †) ist deine Pracht, das Geräusche deiner musikalischen Instrumente. Dein Unterbette sind Würmer, Würmer deine Decke. Wie bist du vom Himmel gefallen, du hellglänzender Morgenstern ††) Auf die Erde geworfen, da du sonst Völker stürzetest? Ob du ich bey dir selbst dachtest †††): Ich will in den Himmel ...n ††††), meinen Thron über die höchsten Sterne setzen, auf der mitternächtlichen Seite des Berges, wo man zusam-

*) Das Alles hätte gar füglich wegbleiben können.

**) Dieß ist eine der schönsten Stellen im Ausdruck; aber von unserm Uebersetzer ist sie ganz verdorben worden. Es heißt: der Orkus schwebt dir entgegen bey deiner Ankunft. Das herrliche רגזה (entgegen) zittern, (entgegen) schweben — hatte er also nicht gefaßt.

***) רפאים hätten wir lieber durch Schatten als durch Riesen übersetzt — wenigstens wird die Stelle schöner. — Alsdenn ist hier über die so schöne Stellung der Worte im Dichter ganz weggeschlichen — wobey sein dichterischer Ausdruck sehr gelitten hat.

****) Gestürzt steht nicht im hebräischen Text: wohl aber hingestreckt, solutus es.

†) Man mag nun שאול übersetzen, wie man will, so ist doch Hölle auf alle Fälle das schlechteste Wort, das man dafür wählen kann. Wenn es gleich seiner ursprünglichen Bedeutung nach so viel als Höhle, einen unterirdischen Ort, anzeigt, so denkt doch kein deutscher Leser daran.

††) Das herrliche בן שחר, Sohn der Morgenröthe — ist weggelassen, und für das matte hellglänzend gesetzt.

†††) Wozu das schleppende obgleich?

††††) Ohne Bedenken hätte den Himmel will ich bestürmen übersetzt werden können.

„menkommt *), will ich residiren: Ueber den Luftkreis will „ich hinaussteigen, und der Gottheit mich gleich machen. So „bist du doch ins Reich der Todten gestürzt worden, hinunter „ins tiefe Grab. Die dich sehen, betrachten dich mit Ver„wunderung: Ist das der Mann, der die Erde in Bewegung „brachte und Reiche erschütterte? der den Erdkreiß verwüstete „und die Städte umkehrte, der seine Gefangenen nicht wieder „in ihr Land zurückließ? Alle und jede Könige sind doch mit „Ehren in ihr Grab gekommen; aber du bist von deinem Gra„be weggeworfen, wie man einen schlechten Zweig **) (zur „Fäulniß) wegwirft. Todte durchs Schwerd Umgekommene „umgeben dich, die tief in die Grube ***) hinuntergeworfen „werden. Wie ein zertretenes Aas liegst du da. Du wirst „nicht wie diese Könige begraben, weil du dein Land durch Er„mordung deiner Unterthanen verderbt hast ****). Nie sollen „die Kinder böser Regenten zu ihren Nachfolgern ernannt wer„den. Rottet ihre Nachkommen aus, um der Tyranney ihrer „Vorfahren willen, damit sie sich nicht wieder erholen, das „Land einnehmen, und die Erde mit Städten bebauen."

Die übrigen Fragen können wir mehr zu Gunst unsers Uebersetzers beantworten. Die Uebersicht des ganzen Propheten hat unsern Einsichten nach durch ihn einiges gewonnen. Zwar wird kein Erklärer des Jesaias mit dem andern in allen Stücken harmoniren: denn in manchen Stellen ist die Anordnung und Abtheilung seiner Weissagungen so verwickelt und so verwebt, daß unmöglich alle derselben Meynung seyn können. Es ist also immer Verdienst, wenn man nur etwas mehr thut, als seinen Vorgängern folgt.

Unser

*) Wenn darunter der Versammlungsberg der Götter, der babylonische Olymp, verstanden werden kann (und das fordert der Zusammenhang): warum wurde nicht Nordpol gesetzt, statt der langweiligen, wässerigten Paraphrase.

**) Wir übergeben, um kurz zu seyn, manches, wobey wir etwas erinnern könnten. Aber hier müssen wir eine Anmerkung machen. Schickt sich wohl Zweig in den Context? Uns wundert, wie unser Uebersetzer samt allen Auslegern nicht die falsche Leseart wittern konnte?

***) Warum Grube? Es ist ja offenbar der Orkus. Und das schöne על אבני בור, wie matt ist es ausgedrückt!

****) Bis hieher geht nur das Lied der Schatten, womit sie über die Ankunft des Königs höhnen. Aber das hat unser Uebersetzer nicht gemerkt.

Unser Uebersetzer hat auch kritische Verbessetungen, die ihm eigen sind. Kap. VII. 7. 8. soll die offenbar im Text unrichtige Stelle nach vorausgesetzten Aenderungen übersetzt werden: **Die Hauptstadt Syriens ist Damaskus — Aber nur noch drey Jahre, so wird es aufhören, ein eigenes Volk zu seyn. Die Hauptstadt Israels ist Samaria — Aber nach funfzehn Jahren wird es zerstört werden, daß es kein eigenes Volk mehr ausmache.** — Wir zweifeln aber doch, ob die Aenderung mit der Geschichte zu vereinigen sey. Unsre Gründe sind für diesen Ort zu weit abführend. — Kap. XI. 3. will er וְהֵרִיחוֹ punktiren, im praeterito Hiphil von רוח. Aber das müßte ja וְהֲרִיחוֹ heißen? — Außer diesen und andern Stellen, wo wir anderer Meynung sind, kommt manche Verbesserung des Masorethischen Texts in Konsonanten und Punkten vor, der wir unsern ganzen Beyfall schenken, als Jes. VI. 2. in der Note, X. 7. XI. 14. und andre mehr. — Wir können auch dem Uebersetzer gar nicht den Vorwurf machen, daß er zu viel emendire. Fehlt er darinn, so fehlt er bloß im minus.

Endlich die antiquarischen Anmerkungen, wie auch die aus der Geschichte und Philologie, sind sehr brauchbar. Neues erinnern wir uns zwar nicht gefunden zu haben. Was aus der Geschichte und den Alterthümern angemerkt worden ist, finden wir schon meist im Vitringa, aber hier nur concentrirt. Die philologischen aber gehören den neuern Philologen.

Z.

---

12. Erziehungsschriften.

1) Pädagogische Unterhaltungen, herausgegeben von J. B. Basedow und J. H. Campe. Erstes bis Viertes Stück. 1777.

2) M. Carl Ehregott Mangelsdorfs Erstes Wort an das Publikum, den Königl. Dänischen Professor Basedow betreffend.

 3) An

3) An das Publikum, die Mangelsdorfische Schmähschrift wider das Dessauische Edukationsinstitut und den Professor Basedow betreffend.

4) Mangelsdorfs Zweytes Wort an das Publikum.

5) Gute Nacht Basedow!

6) Herrn Doktor Balle Schreiben an das Philanthropin zu Marschlins, nach dem zu Kopenhagen gedruckten Exemplar in Deutschland nachgedruckt, und dem Herrn Professor Basedow zugeeignet.

7) *C. H. Sintenis*, Lycei Torgauiensis Rectoris, Castigatio critica elementorum barbariae Basedouianae.

8) Eiusdem Praeceptor Socraticus in vsum futurorum Scholae Magistrorum.

9) Campens Sittenbüchlein für die Kinder gesitteter Stände.

Wir nehmen diese Schriften hier zusammen, weil sie insgesamt, die achte und neunte ausgenommen, unmittelbar das Dessauische Institut oder den Stifter desselben betreffen. Der Plan der Unterhaltungen ist im Allgemeinen dieser: Es soll dem denkenden Publikum zur Beurtheilung vorgelegt werden, was die Herausgeber dieser Blätter, verbunden mit andern Jugendfreunden, auf dem Wege des Nachdenkens und der wirklichen Versuche, zur Verbesserung des Erziehungswesens, gemeinnütziges und der öffentlichen Bekanntmachung würdiges gefunden zu haben glauben. Bestimmte Gegenstände der Verfasser (wodurch jedoch andere noch unbestimmte nicht ausgeschlossen werden sollen) sind folgende: 1) Den ganzen Plan der Dessauischen Unternehmungen noch einmal, so kurz und so verständlich, als möglich ist, zu beschreiben. 2) Das Publikum von den nach verbesserten Einsichten getroffenen Veränderungen zu benachrichtigen. 3) Kleine Aufsätze über pädagogische Materien einzurücken, die mit der Zeit ein

zweyter

zweyter Theil des Methodenbuchs werden können. 4) Allerley Aufsätze zu einer angenehmen und nützlichen Lesung für Kinder. 5) Vorschläge zur Mitarbeit an diesem oder jenem Theil der Schulbibliothek. 6) Anfrage an erfahrne und weise Pädagogen, und Bitte um Belehrung über diesen oder jenen pädagogischen Zweifel. 7) Antworten auf Einwendungen und Wünsche, auch Widerlegung oder Abweisung öffentlicher Gegner. 8) Ankündigung neuer philanthropischer Schulschriften. 9) Anfang und Proben einer Kinderzeitung. 10) Endlich Resultate der bisherigen Basedowschen Erfahrungen, in so fern dieselben auf Erziehung, Moralität und Religion eine Beziehung haben.

Die Ausführung dieses Plans kann nicht anders als dem Institut und Vielen, die sich um Erziehung bekümmern, sehr nützlich seyn. Man sieht, was die Verfasser leisten können, aus dem, was sie in diesen ersten Stücken wirklich geleistet haben. Aber seit einigen Monaten (wir schreiben diß in der Mitte des Decembers 1777) ist gar nichts weiter von dieser lesenswürdigen Schrift erschienen. Sollte ihre Fortsetzung durch einige Begebenheiten unterbrochen oder gar ganz abgebrochen seyn, die das Institut im Herbste dieses Jahrs betroffen hat? Das wäre Schade. Wir wollen es nicht hoffen.

Die beyden Mangelsdorfischen Worte sind voller offenbar unerweislichen Beschuldigungen und Impertinenzen. Hr. B. hat das erste ganz gut beantwortet. Indessen da verschiedene Vorwürfe das Publikum irre machen könnten, so erwarten wir begierig, was B. zu seiner Rechtfertigung und Entschuldigung auf das zweyte Wort antworten werde. Man bleibt doch einer so guten Sache, deren Werth man einmal erkannt hat, und der sich immer mehr bestätigt, je länger man sie prüft, immer gewogen, wenn auch die daran arbeitenden Personen Fehler haben sollten; und wenn man billig ist, schreibt man nicht die Fehler der Arbeitenden auf die Rechnung des Werks, wie so viele unbefugte Richter bisher gethan haben. So viel ist indessen auf der andern Seite auch gewiß, daß die Fehler der Werkmeister auf das Werk selbst großen Einfluß haben, und daß dieses nicht wohl gerathen könne, wenn jene von der Art sind, daß sie die Grundfesten desselben erschüttern, und viele Leute abschrecken, mit solchen Arbeitern und Baumeistern sich zu verbinden. Wir wollen jetzt über den ganzen Streit nicht urtheilen, da er noch nicht geendigt ist. Nur so viel ist gewiß, daß wenn auch Basedow in einzelnen

Stücken seiner Erziehungsmethode gefehlt haben sollte, Man-gelsdorf der Mann nicht ist, der die Sache verbessern könne.

Der Verfasser der beyden Bogen mit dem Titel: Gute Nacht Basedow! hätte mit seinem gezerrten und schiefen Witz immer zu Hause bleiben können. Er trifft freylich manch-mal einige von den vielen Blößen, die Basedow gegeben hat; aber die ganze Sache der Schulverbesserung sieht er aus einem unrechten Gesichtspunkt an, und spöttelt über Vorschläge und Einrichtungen, deren Werth er nicht versteht. Wenn er meynt, daß des Krebsius vannus critica an Basedows übler Laune vor-züglich Schuld sey: so irrt er sich. Diß beweist die Art, wie B. sich mit dem Krebsius genommen hat. Wer über seinen Gegner lacht, wird ja nicht von ihm in üble Laune gebracht.

Des Herrn Doktor Balle Schreiben haben wir zu seiner Zeit angezeigt. Das ist nun hier wieder abgedruckt, und mit einer spöttischen Zueignungsschrift an Basedow begleitet. Da Basedow ziemlich harter Natur zu seyn scheint, und die mei-sten Spötterеyen an ihm abprallen: so wird diese ihm auch eben keine Wunden schlagen, besonders da sie einem so schwa-chen Wirkungsmittel, als das Ballsche Schreiben ist, zum Vehikel dienen soll.

Der Rektor Sintenis fängt damit an, daß er beweist, man müsse der Jugend nicht alles zu leicht machen, und ihr nicht alle Last beym Lernen abnehmen. Hier hat er Recht. Es kömmt nur darauf an, zu bestimmen, welches die Lasten seyn sollen, die die Jugend verhältnißmäßig mit ihren Jahren, ihrer Bestimmung, und mit der menschlichen Natur überhaupt tragen soll. Anstatt aber diß festzusetzen, macht er einen Ue-bergang zu den Basedowischen Bemühungen, die seiner Mey-nung nach darauf abzielen, die Barbarey wieder einzuführen. Besonders richtet er seinen Angriff wider das Elementarwerk, wider welches er zweyerley hat: alterum est, Basedovium do-cere elementa *incredulitatis*, alterum, ipsum revocare elementa *barbariae*. Bey dem ersten Vorwurf hält er sich nur kurz auf, und sagt, was schon andere gerügt haben, was aber, aus dem rechten Gesichtspunkt betrachtet, noch immer mehr Entschuldigung als Tadel verdient. Da Basedow, der Ketzer, einmal der Reformator der Schulen werden wollte, und seine Religionsmeynungen vielen anstößig waren: so konn-te ers nicht wohl anders machen, als daß er sich entweder bloß auf die natürliche oder allgemein christliche Religion einschränkte. Man hätte ihm nicht geglaubt, wenn er noch so heilig versi-

chert

chert hätte, daß in seiner Schule die Lehrsätze einer besondern Confession, z. B. der lutherischen, allein und ungeschmälert gelehrt werden sollten. Freylich glauben ihm bey dem Auswege, den er gewählt hat, auch nicht alle, wie natürlich ist. Aber ein großer Theil des Publikums setzte doch so viel Vertrauen auf ihn, daß er eine wirkliche Schule anfangen konnte. Ist diese übrigens nur gut: so scheint der Mangel des Unterrichts in den Unterscheidungslehren einer jeden Kirche kein gültiges Hinderniß seyn zu müssen, daß man Kinder dorthin schicke. Der Mangel wird ja durch die Geistlichen des Orts ersetzt. Und dann ist es auch ja nicht so etwas unerhörtes in andern Schulen, daß die verschiedenen Confessionsverwandten einerley Religionsunterricht genießen. Recensent kennt selbst dergleichen, und ihm, der sich öffentlich zur lutherischen Confession hält, sind Kinder verschiedener Sekten zum Religionsunterricht anvertraut gewesen, die alle lutherische Unterscheidungslehren, mit völliger Zufriedenheit ihrer Aeltern und Geistlichen, bey ihm mit anhörten, welches doch noch bedenklicher seyn könnte, als wenn sie sie, wie in Dessau, gar nicht hören. Nachher, wann ihre Zeit gekommen war, wurden sie als Mitglieder ihrer besondern Kirchen aufgenommen, und keinem fiel es ein, ein Proselyt der lutherischen Kirche zu werden, so wie es dem Lehrer nicht einfiel, sie dazu zu machen.

Bey dem zweyten Vorwurf verweilt sich der Herr Rektor länger. Die Gründe seiner Beschuldigung sind duplicis formae, aliae e linguarum doctarum negligentia, aliae ex inconsulta, frigida et ieiuna doctrinarum pertractatione desumtae. Dißmal will er aber nur von jenen handeln. Die Basedowische Barbarey beweist er nun erstlich aus dessen Vernachlässigung der griechischen Sprache, da diese doch einen so großen Werth habe, welches er durch Cicerons, Ernesti's und anderer Zeugniß beweiset. Daran zweifelt nun wohl Niemand, auch wohl B. nicht. Aber kann man sich und seine Schüler nach einem bestimmten Zweck nicht in einen gewissen Kreis einschließen, wo das Griechische nicht hineingehört? Nachher züchtigt er Basedows Latein, worinn er Recht hat, und die von ihm angerathene Art, das Latein zu lernen, worinn er Unrecht hat. Er bringt die gewöhnlichen Gründe vor, und weil die Antworten darauf längst bekannt sind, und sie hier zu wiederholen der Raum nicht verstattet, so wollen wir uns nicht darauf einlassen. Man sieht leicht, daß Herr Sintenis über die Natur der Sprachen und der menschlichen Seele

seinem Absterben sollten bezahlt werden. Diese Summe wird zu Ankaufung eines neuen Wohnhauses für die beyden ersten Lehrer verwandt werden. Die beyden genannten Jugendfreunde übernahmen die ersten Lehrerstellen, nebst der Besorgung der ganzen innern Schuleinrichtung. Der Magistrat und der Herr Inspector Gründler, als Ephorus der Schule, gaben ihnen feyerliche Versicherung, sie nach ihren Einsichten frey handeln zu lassen, und sie in allen ihren Planen auf das werkthätigste zu unterstützen. Man trug es ihnen auf, noch zwey Lehrer in Vorschlag zu bringen, und sie waren so glücklich, zwey Männer zu Gehülfen zu erhalten, die ihre trauten Freunde sind, von denen sie es gewiß hoffen und wissen, daß sie kräftig und einstimmig mit ihnen zu gleichen Zwecken wirken werden. Sie heißen Stenger und Belitz. Mit welchen Einsichten und mit welchem Eifer diese vier Jugendfreunde ihr Werk künftig treiben werden, sieht man mit Vergnügen, wenn man diese Bogen liest, wenn man die gewählten Schulbücher und Lektionen ansieht, und hiezu die Aeusserungen der Verfasser nimmt: „Unser höchster und erster Wunsch ist, etwas gemeinnützig Gutes zu bewirken. Wir wollen mit unserer ganzen Kraft streben und arbeiten, dies hohe Ziel zu erreichen. Nichts soll und kann uns davon abwendig machen, selbst nicht die an sich edlen Lieblingswünsche und Neigungen unserer Seele. Wir wollen gern dem Triebe, uns an dieser oder jener Art von Kenntnissen und Wissenschaften selbst zu vervollkommnen entsagen, sobald sie nicht wesentlich in unsern Plan gehören, und uns von zweckmäßigern Bemühungen abhalten. Wir wollen unaufhörlich die Basedows, Brechters, Resewitze, Rochows, Sulzers, die schon seit unsern akademischen Jahren beynahe unser einziges Studium sind, studiren, und noch mehr mit unserer ganzen Seelenkraft dahin streben, wie wir das, was sie Gutes gesagt haben, in unserer Lage zur Ausübung bringen. Wir wollen uns nicht durch Ideale zur Unthätigkeit und Verdrossenheit, aber auch nicht durch Verzweiflung etwas bessers zu machen, zur unseligen Gewöhnlichkeit bringen lassen. Wir wollen thun, was wir können, und wer will, der kann. — Unsere Absicht nun gehet dahin." — Aber unsere Leser werden schon rathen, wohin die Absicht so vernünftiger Männer geht, nehmlich ihre Zöglinge nach den Vorschriften der vernünftigsten Männer zu behandeln, und an Leib und Seel gesunde Menschen daraus zu machen. Wir empfehlen diese beyden

Bogen einem jeden, der in Hinsicht der Schulverbesserun seine Hoffnung für die Zukunft nähren will. Was an die- Orte hat geschehen können, kann an mehrern geschehen, vielleicht ist der beste Reformationsweg dieser, es so zu n, als man es hier gemacht hat. Es kann vielleicht lange währen, ehe die Mächtigen der Erde zutreten, und ne allgemeine Schulverbesserung eines ganzen Landes veranstalten. Aber jeder Magistrat sorge für seinen Ort, so wie der Magistrat zu Neu-Ruppin, und jedes Consistorium biete die Hände dazu, wenn es solche wackere Männer vor sich sieht, ils die hier genannten Jugendfreunde sind. — Was diese uten Männer zur Empfehlung ihres Orts und ihrer Schule Auswärtige sagen; die heilsamen Lehren, die sie den Aeltern geben, und alles übrige Lesenswürdige übergehen wir, in er Hoffnung, daß unsere Leser sich diese zwey Bogen selbst nschaffen werden. Es sind ja nur zwey Bogen! Die beyden rsten Lehrer werden sich in kurzer Zeit im Stande sehen, eie beträchtliche Anzahl ihrer Schüler in ihrer häuslichen Aufsicht zu haben, da der Magistrat für die Ankaufung und weckmäßige Ausbauung eines neuen geräumigen Wohnhauses Sorge tragen wird; und die beyden andern, Stenger und Belitz, erbieten sich gleich itzt dazu. — Wer Kinder dorthin schicken will, wendet sich an Lieberkühn oder Stuve. — Jährlich werden sie einmal eine öffentliche Prüfung ihrer Schüler anstellen, und dabey Gelegenheit nehmen, eine gedruckte Nachricht von dem Fortgange ihrer Bemühungen, von ihrer chuleinrichtung, Lehrart, Lehrbüchern und andern den Ael und Jugendfreunden ihrer Gegend wichtigen Dingen zu geo — Auch uns ist diese Nachricht wichtig, ihr Jugendfreu, und wir erwarten sie mit Verlangen. Az.

Phil. Josephs Holl, Sr. Hochfürstl. Gnaden zu Bamberg Titul. Presbyteri Clerici, Anweisung, wie der junge Adel und andere Jünglinge von Stande in den guten Sitten, der Religion und den Wissenschaften zu erziehen. Erster Theil. Leipzig, bey Holle. 1777. 14 Bogen in gr. 8.

Der Verfasser scheint doppelte Absichten bey diesem Buche gehabt zu haben, indem es theils pädagogischen Inhalts

 ist,

ist, und Räthe für den Lehrer enthält; theils aber auch selbst für die Jugend zu einem Lese- und Lehrbuche dienen kann. Es enthält sehr viel gutes und wohlgemeyntes, obgleich eigentlich nichts neues und ungesagtes: wiewohl auch solche Erziehungsvorschläge, die für die meisten Leser nicht mehr neu sind, dennoch bemerkungswerth sind, wenn sie von Bamberg aus, und zwar so gut, wie hier, gesagt werden. Inzwischen scheint der Verf. doch mehr französische als deutsche Quellen gebraucht zu haben. Namentlich giebt er den Vaubrier als seinen Führer an. Daß aber diese Anweisung insbesondere dem jungen Adel angemessen sey, rechtfertigt der Inhalt eben nicht. Es hat, wie schon der Titel zu erkennen giebt, drey Abtheilungen, von den guten Sitten, von der Religion und von den Wissenschaften überhaupt: eine Encyclopädie besondrer Wissenschaften nach dem Beyspiele Hederichs soll der andere Theil liefern. In den ersten Abtheilungen werden die vornehmsten Laster und Tugenden junger Leute einzeln durchgegangen, und mit schicklichen Beyspielen anschauend gemacht. Zuweilen aber vertritt dabey Declamation die Stelle genauer Erklärungen und dringender Beweggründe, z. B. bey der Keuschheit S. 55. 56. Was der Adler unter den Vögeln, das Gold unter den Metallen, die Rose unter den Blumen ist; das ist die Keuschheit unter den einem Jünglinge wohlanständigen Tugenden. — Sie gleicht dem hellsten Krystall, welcher auch nur durch einen Hauch verdunkelt wird; sie ist einer zarten Blume ähnlich, die durch ein rauhes Lüftgen abfällt, und von der blossen Berührung schon verwelket. Dann wird Alexander als Muster der Keuschheit genennt, der doch in keiner Tugend als Muster aufgestellt werden sollte, und dabey gar nicht erwähnt, worinn die Keuschheit eigentlich bestehe. S. 61. Von der Leutseligkeit: da heißt es: Der Diamant, der in die Mistgrube fällt, ist deswegen nicht weniger schätzbar, und der Staub, den der Wind bis an den Himmel treibt, ist deswegen nicht minder unwerth. Zwey unschickliche Gleichnisse, um die Leutseligkeit gegen geringere zu empfehlen! Auch würden wir einem jungen Edelmann nicht gerne vorsagen: „Der Pöbel muß sich gegen die Adelichen beugen, „weil sie Adeliche sind," wenn gleich die Lehre darauf folgt: „Der Adel aber muß dagegen den Pöbel nicht gering „achten."



In

In der zweyten Abtheilung von der Religion, kommen außer einigen Hauptstücken, die den gereinigten Einsichten des Verf. Ehre machen, auch einige andre vor, die man hier nicht erwartet hätte, z. B. von den Büchern des A. und N. Testaments, von den gottesdienstlichen Personen, den Festtagen, Sekten und Gebräuchen der Juden; man müßte denn das Buch, wie wir oben bemerkt haben, als ein Lehrbuch für junge Leute ansehen. S. 107. 108. heißt es: „Der Talmud von Jerusalem hatte den R. Jochanan zum Verf. Der Babylonische Talmud ward von einem gewissen Judas mit dem Zunamen der Heilige — geschrieben.“ Hier liegt eine gewisse Verwirrung. R. Juda der Heilige hat nicht die Gemara des Babylonischen Talmuds verfertiget, wie man aus dem Gegensatz dessen, was R. Jochanan gethan hat, vermuthen könnte; sondern nur die Mischna oder den Text des Talmuds. Denn kann man aber nicht sagen, daß er den ganzen Babylonischen Talmud geschrieben habe. Daß der Talmud auch Targum genannt werde, ist auch ein Irrthum. Noch wird S. 115 behauptet, daß das sogenannte apostolische Glaubensbekenntniß von den Aposteln verfertigt worden sey. Den Arianern geschieht S. 116. zu viel, wenn gesagt wird: Sie läugneten, daß Jesus Christus Gottes Sohn und mit Gott eines Wesens wäre. Das Argument für das Daseyn Gottes aus dem Selbstgefühl der allgemein eingeprägten Ideen, S. 117, ist für junge Leute, so wie überhaupt, untauglich. Eine ungereimte, fast möchten wir sagen, anstößige Erklärung der Dreyeinigkeit lieset man S. 133: „Der Vater, als der Ursprung, erkennet sich selber, und durch die Erkenntniß, so er von sich hat, wird der Sohn in ihm gleiches Wesens erzeuget, der erzeugte Sohn liebet den Vater, und der erzeugende Vater liebet hinwiederum seinen Sohn, und durch diese gegenseitige Liebe gehet der heilige Geist von beyden aus.“ Was wird man doch zur Vertheidigung der Athanasischen Vorstellung von Gott Vater, Sohn und Geist, noch aushecken?

Die dritte Abtheilung hat zwey Abschnitte, von dem Nutzen der Wissenschaften für junge Leute, und allgemeine Betrachtungen über das Verhältniß der Studien, eine unschickliche Ueberschrift, und jeder wieder verschiedene Capitel; wobey wir aber den Verf. um nicht zu weitläuftig zu seyn, nicht verfolgen können. Sie enthalten unter häu-

ist, und Räthe für den Lehrer enthält; theils aber auch selbst für die Jugend zu einem Lese- und Lehrbuche dienen kann. Es enthält sehr viel gutes und wohlgemeyntes, obgleich eigentlich nichts neues und ungesagtes: wiewohl auch solche Erziehungsvorschläge, die für die meisten Leser nicht mehr neu sind, dennoch bemerkungswerth sind, wenn sie von Bamberg aus, und zwar so gut, wie hier, gesagt werden. Inzwischen scheint der Verf. doch mehr französische als deutsche Quellen gebraucht zu haben. Namentlich giebt er den Vaubrier als seinen Führer an. Daß aber diese Anweisung insbesondere dem jungen Adel angemessen sey, rechtfertigt der Inhalt eben nicht. Er hat, wie schon der Titel zu erkennen giebt, drey Abtheilungen, von den guten Sitten, von der Religion und von den Wissenschaften überhaupt: eine Encyclopädie besondrer Wissenschaften nach dem Beyspiele Hederichs soll der andere Theil liefern. In den ersten Abtheilungen werden die vornehmsten Laster und Tugenden junger Leute einzeln durchgegangen, und mit schicklichen Beyspielen anschauend gemacht. Zuweilen aber vertritt dabey Declamation die Stelle genauer Erklärungen und dringender Beweggründe, z. B. in der Keuschheit S. 55. 56. **Was der Adler unter den Vögeln, das Gold unter den Metallen, die Rose unter den Blumen ist; das ist die Keuschheit unter den einem Jünglinge wohlanständigen Tugenden. Sie gleicht dem hellsten Krystall, welcher auch durch einen Hauch verdunkelt wird; sie ist einer zarten Blume ähnlich, die durch ein rauhes Lüftchen abfällt, und von der blossen Berührung verwelket.** Dann wird Alexander als Muster der Keuschheit genennt, der doch in keiner Tugend als Muster gestellt werden sollte, und dabey gar nicht erwähnt, worin Keuschheit eigentlich bestehe. S. 61. Von der Leutseligkeit da heißt es: **Der Diamant, der in die Mistlache fällt, ist deswegen nicht weniger schätzbar, und der Staub, den der Wind bis an den Himmel treibt, ist deswegen nicht minder unwerth.** Zwey unpassende Gleichnisse, um die Leutseligkeit gegen geringere zu empfehlen! Auch würden wir einem jungen Edelmann nicht vorsagen: „Der Pöbel muß sich gegen die Adelichen, „weil sie Adeliche sind," wenn gleich die Lehre folgt: „Der Adel aber muß dagegen den Pöbel nicht ver„achten."

n der zweyten Abtheilung von der Religion, kom-
ßer einigen Hauptstücken, die den gereinigten Einsich-
Verf. Ehre machen, auch einige andre vor, die man
ht erwartet hätte, z. B. von den Büchern des A. und
taments, von den gottesdienstlichen Personen, den
n, Sekten und Gebräuchen der Juden; man müßte
Buch, wie wir oben bemerkt haben, als ein Lehr-
ge Leute ansehen. S. 107. 108. heißt es: „Der
io von Jerusalem hatte den R. Jochanan zum Verf.
Babylonische Talmud ward von einem gewis-
Judas mit dem Zunamen der Heilige — ge-
ben.“ Hier liegt eine gewisse Verwirrung. R. Ju-
Heilige hat nicht die Gemara des Babylonischen Tal-
erfertiget, wie man aus dem Gegensatz dessen, was
anan gethan hat, vermuthen könnte; sondern nur die
oder den Text des Talmuds. Denn kann man aber
en, daß er den ganzen Babylonischen Talmud geschrie-
. Daß der Talmud auch Targum genannt werde,
ein Irrthum. Noch wird S. 115 behauptet, daß
nannte apostolische Glaubensbekenntniß von den Apo-
fertigt worden sey. Den Arianern geschieht S. 116.
wenn gesagt wird: Sie läugneten, daß Jesus Chri-
ttes Sohn und mit Gott eines Wesens wäre.
zument für das Daseyn Gottes aus dem Selbstgefühl
emein eingeprägten Ideen, S. 117, ist für junge
wie überhaupt, untauglich. Eine ungereimte, fast
wir sagen, anstößige Erklärung der Dreyeinigkeit lie-
S. 133: „Der Vater, als der Ursprung, erkennet sich
und durch die Erkenntniß, so er von sich hat, wird
in ihm gleiches Wesens erzeuget, der erzeugte
liebet den Vater, und der erzeugende Vater
hinwiederum seinen Sohn, und durch diese
eitige Liebe gehet der heilige Geist von bey-
s.“ Was wird man doch zur Vertheidigung der
ischen Vorstellung von Gott Vater, Sohn und
ch aushecken?

dritte Abtheilung hat zwey Abschnitte, von
tzen der Wissenschaften für junge Leute, und allge-
trachtungen über das Verhältniß der Studien, ei-
liche Ueberschrift, und jeder wieder verschiedene Ta-
bey wir aber den Verf. um nicht zu weitläuftig zu
nicht verfolgen können. Sie enthalten unter häu-

sigen Gemeinsprüchen, manches Gute: doch scheint der Verf. nicht immer auf die genaue Bestimmung seiner Sätze und Abwägung seiner Behauptungen, die gehörige Sorgfalt angewandt zu haben. Durch Druck- oder Schreibfehler ist Salamin in Salamina, Carl der fünfte in Carln den Grossen S. 157. und Olympias in Olimphias S. 205. verwandelt worden. Bey der Frage, Cap. 6. ob es rathsamer sey, daß man die Kinder in die öffentliche Schulen gehen, oder insbesondere zu Hause erziehen und unterrichten lasse? scheint er sich auf die letzte Seite zu schlagen, aber mit so wunderbaren Gründen, daß wir ihn in dem Verdacht einer Ironie haben. Noch müssen wir es zum Ruhme seines Verstandes sowohl als Herzens bemerken, daß man es ihm in dem ganzen Buche, einige wenige Stellen, z. B. die Definition von der Kirche, und die Erzählung der canonischen Bücher ausgenommen, kaum abmerken kann, zu welcher kirchlichen Parthey er gehöre.

Nm.

Nachrichten.

Auszug eines Briefes aus Worms, vom 10ten Apr. 1777.

Nein, Freund! Ein Gemälde von dem Zustande der Wissenschaften und der Litteratur unter uns Ihnen zu liefern, darauf kann und werde ich mich nicht einlassen. Schwerlich würde ich ein so vortheilhaftes Bild entwerfen können, als ich wohl vor Ihnen aufzustellen wünschte. Mein jetzt noch so strenges Incognito würde, wie das aller andern — Schriftsteller und Hoher der Erde, — früher oder später, gleichwohl durch diesen oder jenen Zufall zernichtet werden. Auch genieß ich mein Stückchen Brod gar gern in Friede. Anstatt jener Schilderung also, einige gelehrte Nachrichten aus unserer Gegend! Vielleicht sind sie Ihnen nicht uninteressant. — Was jetzt bey uns die Aufmerksamkeit der Zelanti insbesondre, aber auch der moderateren Christen auf sich lenket, und in andern Ländern ebenfalls, namentlich die des Hrn. Past. Götze, zubenamt mit der streitbaren Hand, von Neuem aufregen

regen wird, ist die zwote Ausgabe der Bahrdt'schen Uebersetzung des N. T. Vermuthlich sind Sie begierig zu wissen, was für Aenderungen von dem Verf. getroffen worden. Hier haben Sie das Resultat einer Durchblätterung des Buchs, welches mir erst vor etlichen Tagen zugekommen ist. Aus dem Titel sind die Worte in Briefen und Erklärungen weggestrichen worden. Anmerkungen, heißt es zwar in der Vorrede, sind ganz weggelassen worden; ich habe aber doch drey angetroffen. Die kritisch-verdächtigen Stellen sind durch kleine Schwabacher bezeichnet worden. In dieser Rubrik stehen die Offenbarung Joh., die beyden ersten Capitel des Matthäus, 1 Joh. 5, 7. 8. die Worte: „des „Herrn" Ap. G. 20, 28. u. a. m. Daß aber in dieselben Joh. 8, 3—12 nicht gebracht worden, ist zu verwundern. Die Uebersetzung der bekannten, für gewisse Glaubensartikel als beweisend angenommenen Stellen, ist im Grunde dieselbe geblieben, so Röm. 9, 5. Allerdings sind einige Ausdrücke, welche in der ersten Ausgabe allgemein beynahe aufgefallen sind, in dieser zwoten verabschiedet, die Fabeln z. B. theils mit Erzählungen, theils mit Parabeln, Secretion mit Absonderung verwechselt, die neue Societät Matth. 5, 19. in neues Reich umgeändert worden; für letztes hätte sich doch vielleicht ein bestimmteres, deutlicheres Wort ausfinden lassen. Anstatt: Wohl denen, welche die süßen Melancholieen der Tugend den rauschenden Freuden des Lasters vorziehen, Matth. 5, 4. heißt es nun: Wohl denen, welchen diese Erde wenig Freuden gewährt. Gewislich werden aber nicht wenige Leser wünschen, daß Hr. Bahrdt in diesem Fache noch mehrere Verwandlungen vorgenommen hätte. Was dünkt Ihnen, Freund! daß die Interimsreligion, das Costume, die Lictoren, die Emissarien, und (Mark. 4, 26.) die neue Societät in ihrem Platze sich behauptet haben? Usurpatoren, Apologie, Spekulation, Parallele, fixiret, Reforme, u. dgl. m. hätten diese nicht auch durch gemeinverständlichere sich ersetzen lassen? Ist die Umschmelzung des Ausdrucks: „Auf der Nase herum„drommeln" 2 Cor. 11, 20. in „auf der Nase tanzen," eine Verbesserung? Wäre das moderne entstorben Kol. 3, 3. nicht auch auszuscheiden gewesen? Dieß und mehreres hätte man von Hrn. D. Bahrdt wohl fodern können; aber er hat sich wieder nicht viel Mühe gegeben, und die neue Ausgabe scheint eine bloße Affaire de Finance zu seyn, über deren

Rechtmäßigkeit er sich mit seinem ehemaligen Verleger verständigen mag.

Philantropische Bemerkungen über den Philantropinismus, dem Hrn. von Moser gewidmet, sind vor etlichen Tagen (zu Manheim im Löfler'schen Verlage) herausgekommen, und machen bey uns, die wir in der Nachbarschaft des am ersten May zu inauguritenden Heidesheimer Philantropins wohnen, wie Sie leicht glauben werden, Allerley für und gegen sich reden. Obgleich Basedow das Wesentliche seines Erziehungssystems, und Andre mit und nach ihm, schon oft der Welt vorgelegt haben: so sind gleichwohl noch Manche unter den Verfechtern sowohl als Bestreitern desselben, die solches nicht kennen. Zu wünschen, daß dieser Bemerker einer der letztern, den Geist jenes Systems richtig ins Auge gefaßt, und stets ruhig vor demselben behalten haben möge. Ich habe die Brochüre selbst noch nicht zum Lesen erhalten können. Nach dem Urtheil eines einsichtsvollen und unpartheyischen Freundes soll sie verschiedene gute Erinnerungen, aber auch einige ziemlich harte Stellen, enthalten. Gewiß sind diese, als dem angeschlagenen Charakter eines „philantropischen“ Bemerkers abstimmig, nicht zu billigen; könnten vielleicht aber damit entschuldigt werden, daß Einer und der andre Freund B. und seiner Erziehungsanstalten in einem Tone davon spricht, der als allzuhoch, entscheidend, wegwerfend, Andersdenkende nothwendig — revoltieren muß. Daß hitzige Ausrufer, unbesonnene Lobpreiser einem Manne und seinen Entwürfen gar oft nachtheiliger sind, als selbst bittre Tadler: ist eine alte, aber nicht immer genug bedachte Erfahrung. Und so wäre, eben um des schnellern Gedeihens der Philantropine willen, zu wünschen, daß verschiedene Lobsinger derselben ihren Ton etwas herabstimmten. Iliacos *intra* muros peccatur et *extra*. Ganz gewiß! Der V. jener Bemerkungen soll sich in ein dickes Incognito gehüllt haben, übrigens aber im Herzogthum Zweybrücken zu suchen seyn.

Vielleicht kennen Sie eine Schrift noch nicht, die ohne Benennung des Druckorts, auf 171 Seiten in 8, vor kurzem erschienen ist: Etwas über den Werth der Symbolen, zur Beförderung der Toleranz, veranlaßt durch eine hiebeygefügte von Jon. Heilmann, ref. Pred. zu Crefeld, den 24 Aug. 1775. vor der Classicalversammlung in Worms gehalten, und als ke-

tzerisch

ch (socinianisch)) verurtheilte **Predigt**, nebst den gehörigen Beylagen. So viel aus diesen Akten- erhellt, möchte der Eifer für das Kirchensystem, rw. Classe von dem Pfade der christlichen Weisheit und einen und den andern Schritt abgelockt haben. „Al- is hat Hr. Heilmann in seiner über 1 Cor. 1, 23. 24. men, (im Grunde nicht unter die vorzüglichen über diese le gehörenden) **Predigt**, den Verfechtern desselben ei- Blößen gegeben. Hat er aber auch wegen seiner Abwei- n davon eine Zurechtweisung verdient: so hätte sie auf inder auffallende, seine Amtsverrichtung etwas mehr be- ie, und zugleich, — denn die rationes decidendi der sind mit unter erbärmlich, — ihre eigene Einsichten in Schatten setzende Art geschehen können und sollen. Oberkirchendirectorium in Berlin hat denn auch, zufolge, in dieser Sache so entschieden, wie man es iem Collegio, das aus so weisen Männern besteht, er- konnte, — und wie zu hoffen steht, daß mit der Zeit nliche Collegia in solchen Fällen entscheiden werden, as Vielfachschädliche des Vernunft- und Christenthums- n Glaubenszwangs durch mehr als zu viele Erfah- auf alle Art sich wird fühlbar gemacht haben. Wer ob nicht das Verfahren der Classe in einem noch min- stigen Licht erscheinen würde, wenn eine ausführli- ichricht von dem ganzen Vorfalle vorhanden wäre; denn mmler gegenwärtiger Bogen haben keine liefern kön- Es wäre zu wünschen, daß ein dem Schauplatze dessel- jer, und der Details kundiger Mann, eine solche, zur , zur Strafe, zur Züchtigung der Eiferer, iblico vorlegen möchte. Und dazu wäre Ihre Biblio- s geschickteste Behältniß; das einzige Journal Deutsch- worinn es noch erlaubt ist, die Rechte des mensch- Verstandes und Gewissens gegen die Angriffe ifens neuerer akademischer- und nicht akademischer Pha- und Schriftgelehrten laut zu vertheidigen, — welche wie jene Usurpatoren von Moses Stuhl vor jahren, die Aufsätze der Aeltesten den Juden ih- aufgelastet haben, so die von den anmaßlichen Inha- Stuhls Jesu, einem Augustinus und Athana- Luther und Calvin, Andreä und Gomar, Hoe idegger u. a. gebundene schwere und unerträg- Bürden gern bis in alle Ewigkeit allen Christen

auf den Hals gelegt wissen wollten. — wofür uns behüte lieber Herre Gott!

Auszug eines Briefes aus Darmstadt vom 6ten December 1777.

Hier haben Sie die verlangte kurze Nachricht von den gelehrten Produkten unseres Landes in den letztern Monaten des jetztlaufenden Jahrs. A Ioue principium; zuerst also von einigen öffentlichen Verordnungen.

In einer neuen, den 4ten August erschienenen, und aus 22 Artikeln bestehenden, Inspektionsordnung des Fürstenthums Hessen Darmstadt ist den Inspektoren (denn der bisherige minderbequeme Titel: Metropolitan, ist abgeschafft) unter Andern eingeschärft worden: „auf die Lehre, Amtsführung, und das häusliche Privatleben der Pfarrer, Kirchen- und Schuldiener in ihren Diöcesen genaue Acht zu haben; eben so auf den Lehrvortrag und die Privataufführung der Candidaten, welche entweder in ihren Bezirken gebürtig sind, oder sich darinn aufhalten wollen, denselben alle halbe Jahre eine in ihrer Gegenwart gehaltene und schriftlich abgefaßte Predigt abzufodern, und solche, nebst ihren Berichten über derselben Lebenswandel und sonstige Beschäfftigung, zum Consistorio einzuschicken ic.; dem gesamten öffentlichen Schul- und Erziehungswesen ihres Bezirkes eine ganz besondre Aufsicht zu widmen" u. s. w. Auch ist bereits der Bill (wenn ich so sagen darf) zur Wiederherstellung und zeitmäßigen Einrichtung der, — ehemals zwar angeordneten, aber allmälig in Vergessenheit gesunkenen, — Convente, oder Capitel, in den Inspektionen, abgefaßt und genehmigt; der Akt also in Kurzem zu erwarten. Daß an die Verbesserung des ganzen Schul- und Erziehungswesens bey Uns im Ernste gedacht werde: davon zeugt außerdem die, ebenfalls im abgewichenen Augustmonate bekanntgemachte, Buzbacher Schulordnung. Der kleine und historische Katechismus des Hrn. G. K. R. Seiler's in Erlangen, dessen (bereits in der siebenten Auflage existirende) Religion der Unmündigen, und compendium doctrinae christ. scholis scriptum, schon seit etlichen Jahren in dem hiesigen Pädagogio, und dem zu Gießen, gebraucht werden, wird ehestens in den deutschen und übrigen (so heißenden) latei-

lateinischen Schulen sämtlicher Darmstädtischen Lande eingeführt werden. — Einer, vor wenigen Tagen aus dem Ministerio ergangenen, Verordnung zufolge, soll im ganzen Lande jährlich an einem Sonntage bey dem Hauptgottesdienste über die Pflicht der Wohlthätigkeit gegen die Armen gepredigt, und dabey jeglicher Gemeine der jedesmalige Zustand der Armenanstalten in derselben bekanntgemacht; — auch von jedem Landprediger der von ihm über jene Materie gehaltene Kanzelvortrag ans Consistorium eingesendet werden. Dieses hat den Befehl erhalten, selbige zu prüfen, und die beste unter ihnen zum Drucke zu befördern; hat auch den vierten Sonntag nach Trinitatis (wegen des Evangelii Luk. 6, 36 f.) zu jenen Predigten ausgesetzt. — Daß wir seit 1772 ein neues, aus den besten neueren Liederdichtern und den vorzüglichsten alten (von dem Hrn. Superint. D. Ouvrier in Gießen) gesammeltes Gesangbuch besitzen: dieses wissen Sie. Bisher ist solches bloß in zwo Gemeinen eingeführt gewesen, — und soll auch jetzt nicht in mehrere eingeführt werden. Denn es ist von unserem Ministerio bereits Befehl ertheilt worden, ein ganz neues zu veranstalten, wobey die beste der seit fünf Jahren herausgekommenen Liedersammlungen, Lavater's, Münter's u. a. genützt, und dafür verschiedene, für den großen Haufen minderfaßliche, Klopstock'sche hinweggelassen werden sollen. Und dieses soll in allen Gemeinen hiesiger Lande an die Stelle unseres alten, nur noch gewissen, allerdings gutmeynenden, sonst aber eben nicht aufgeklärtesten und geschmackreichsten, Leuten gefallenden, Gesangbuchs gerückt werden. Ich bin gewiß, Sie segnen mit mir das hiesige Ministerium wegen dieser Verfügungen.

Was zu allererst in Schweden Rosen von Rosenstein in Ansehung des dasigen Landkalenders gethan, und in Deutschland zuerst Abbt bey dem Bückeburg'schen, hierauf Medikus bey dem Kurpfälzischen, und Weikhard bey dem Fuldischen nachgeahmt haben: dieses ist von unserem Hrn. Hofprediger Krämer seit 1776 in Absicht auf den hiesigen geleistet worden. Wenn dem Nutzbaren der physikalischen, ökonomischen, und diätetischen Artikel (welche den Inhalt der drey ersten Jahrgänge ausmachen) künftig das Angenehme einiger zeitmäßigen historischen rc. Stücke untermischt wird: so wird diese Gattung von Volksschriften so viel mehreren Eingang finden, und sonach so viel größeren Nutzen stiften.

Herr Kirchenrath D. Benner in Gießen hat schon seit einigen Jahren, meines Wissens, außer einigen Programmen, Nichts geschrieben. Hieran ist das hohe Alter dieses, wirklich gelehrten, Theologen Schuld. — Hr. Superint. D. Bechtold hat seine Abhandlungen de operationibus gratiae fortgesetzt. Dem Vernehmen nach haben wir ehestens ein Buch über die theologische Moral von ihm zu hoffen. — Hr. Superint. D. Ouvrier hat in einer, vor etlichen Monaten erschienenen, Anleitung zum Predigen und Katechisiren viel Richtiges und Nützliches über beyde wichtige Gegenstände gesagt. — Hr. D. Lobstein läßt jetzt sein Licht in Buzbach leuchten, wohin er vor Kurzem als Inspektor versetzt worden ist, nachdem er seit 1775 vierter Fakultist und Vesperprediger in Gießen gewesen. Kurz vor seinem Abzuge von dieser Universität hat Er, zu seiner Vertheidigung gegen die Angaben Ihres Pfälzischen Korrespondenten (in dem famosen, dem 29sten Bande angefügten, Schreiben), eine Zuschrift an denselben, ins Publikum geschickt. Aber um seiner eignen Ehre willen hätte dieser halbe Bogen ungeschrieben, wenigstens — ungedruckt, bleiben sollen. — Hr. Bergrath und Prof. Böhm hat den zweyten Band seines Magazins für Ingenieurs und Artilleristen geliefert. Die tiefe Einsichten dieses würdigen Mannes in diesem Theile der Mathematik dürfen jetzt nicht erst ausgepriesen werden, da der Ruhm desselben auch von dieser Seite, bereits hinlänglich etablirt ist. — Endlich ist die von dem Hrn. Professor Schulz vor drey Jahren angekündigte, mit Vermehrungen und Verbesserungen versehene Ausgabe von Coccei Lex. et Comm. Sermonis hebr. et chald. fertig geworden. Den Gehalt seiner Bemühungen kann ich selbst nicht würdern, weil ich das Werk noch nicht erhalten habe. Indeß ist aus den bekannten vielen Kenntnissen des Hrn. S. in diesem Fache und seiner großen Arbeitsamkeit, sicher zu schließen, daß er den
selben theils „aus seinem eignen guten Schatze des Kopfes, viel Richtiges und Brauchbares, theils die erheblichsten Be
merkungen der größten neueren, und neuesten, ein- und au
ländischen, Orientalisten, werde eingefügt haben. u. s. w.
Die von demselben vor anderthalb Jahren versprochene ne
Bibliothek der vorzüglichsten Englischen Predig
ist noch nicht angefangen worden. — Hr. Professor Kö
fährt fort, dem kauf- und leslustigen Publiko die neu
Staatsbegebenheiten zu beschreiben, und zugleich da
nu

mittelst seiner eingewebten Remarquen, in die Geheimnisse der Politik zu initiiren. Unter seine Produktionen von dem jetztlaufenden Jahre 1777 (denn er ist einer der fruchtbarsten Büchermacher) gehört auch die, unter dem etwas sonderbaren Titel: **Berliner Bibliothek, ein Pfälzer und Hessischer Klerus; ein Danksagungsschreiben von einem Präceptor,** erschienene, Antwort auf das schon genannte **Schreiben aus der Pfalz,** welches allerdings nicht unbeantwortet bleiben konnte, und über das sich Allerley erinnern läßt. Dasjenige was in dieser Brochüre des Hrn. Prof. **Köster's** für Manchen höchst anziehend, für jeden aber, der nicht zum **Pöbel** gehört, sehr widrig war, und einen ungünstigen Eindruck gegen den Hrn. Autor gemacht hat, — sind die eingestreuete, aber größtentheils **unwahre,** Anekdoten und Personalitäten von dem NB. nur **vermeynten** Verfasser jenes **Schreibens,** und die, eben so zahlreiche, baare **Ungeschliffenheiten** gegen denselben. Und wenn es der **wirkliche** wäre! Es ist die von **Klotz** in Schwang gebrachte, und in seinen Actis litter. u. a. O. häufig begangene, von keinem guten Schriftsteller **vor** und **nach** ihm aber geübte, vielmehr von allen laut verworfene, **Unart,** gegen welche auf dem nächsten **Landtage der gelehrten Republik** ein nachdrückliches, stark verpöntes, Gesetz promulgirt werden müßte. — Hr. Prof. **Link** hat in einem, auch dem **ersten** Theile des **Archivs für die ausübende Erziehungskunst** einverleibten, Aufsatze **über das hebräische Sprachstudium,** manches Gesunde, und theils einer baldigen Ausführung von seiner Seite, theils der Nachahmung Andrer, sehr würdiges vorgetragen. — Der Sammler und Herausgeber eben dieses **Archivs,** von welchem in der letzten **Michaelismesse** der zweyte Theil erschienen, ist Herr M. **Heyler,** Lehrer am Pädagogio in Gießen, ein junger geschickter und betriebsamer Mann, der bereits, theils eigne Aufsätze, theils gute Uebersetzungen aus dem Englischen und Lateinischen, verfertigt hat. Jedem Theile dieser sehr nützlichen Sammlung sind auch **Recensionen** größerer und kleinerer in dieses Feld einschlagender, Schriften beygefügt. Die Beurtheilung der, pro more unseres Jahrzehends, auf den Wink einiger **Ausrufer,** mit allgemeinem Lobjauchzen aufgenommenen **Raffischen Kindergeographie** liefert viele **Berichtigungen und Zusätze,** welche diesem Verfasser, der im künftigen Jahre die **sechste** Ausgabe seines Buchs zu erleben die Freude haben wird, bekannt zu werden höchlich verdienen. —

Hr.

Hr. M. Schwarz, seit kurzem Inspektor zu Alsfeld, hat, im Namen der Geistlichen in der Grünberg'schen Inspektion, dem Hrn. Superint. Ouvrier in Gießen zu der erhaltenen theologischen Doktorwürde in einer kleinen Schrift: die christliche Religion, ohne die Lehre von der Genugthuung Jesu, eine philosophische Sekte, oder gutgemeynte Betrügerey, Glück gewünscht. — Hr. Rektor und Prof. Wenk hier bearbeitet, als Fürstlicher Historiographus, seit zwey Jahren die Hessische Geschichte in seinen Programmen. Seine neueste Arbeit ist seiner historischen Abhandlungen erstes Stück, welches bloß von den ersten bekannten Stammvätern des Hochfürstl. Hauses Nassau handelt. Nach dem Urtheile qualificirter Richter gründlich und schön. Denn ich selbst lese sie nicht. Wenn mich auch auf dieses Feld meine Liebhaberey lenkte, die mich doch auf ein anderes führt; so liegt mein Beruf von dergleichen Lekturen allzuweit ab. Mit Grunde aber glaube ich unsern Hrn. W. als einen, in Absicht auf die Ausarbeitung sowohl, als in Ansehung des mündlichen Vortrags, vortrefflichen Prediger Ihnen bekanntmachen zu können. Von jener können Sie Sich selbst durch die zwo einzelne Predigten, von der Unsterblichkeit der Seele, und von der wahren Kunst glücklich zu seyn, welche er 1774 und 1775 dem Drucke überlassen hat, überzeuget. — Einer unsrer Candidaten, Hr. Spamer, hat eine, von ihm in seiner Vaterstadt Schotten gehaltene, Predigt: die Pflicht des Danks gegen wohlthätige Menschen, drucken lassen, welche seinem Kopfe und Herzen Ehre macht. — Noch darf ich folgendes nicht übergehen. Sechs bis sieben unsrer Prediger in der Bergstraße haben sich vor ungefähr acht Monaten zu einer gelehrten Gesellschaft vereinet. Am 7 Jul. hat Hr. Inspektor Hofmann zu Auerbach, als Präses, ihre Versammlungen mit einer Rede eröffnet. Hierauf wurden verschiedene Abhandlungen über theologische Materien, (unter andern, zur Vertheidigung des kanonischen Ansehens der Offenbarung Johannis gegen den Hrn. D. Semler,) und Beurtheilungen theologischer Schriften, (z. B. Nikolai N. Test. Bremen 1776) abgelesen. Dieser, so nützlichen, Zusammenkünfte, sollen des Jahrs zwo seyn.

Ich füge eine Nachricht von dem, was uns auf das künftige Jahr, oder die folgenden, bereits öffentlich angekündiget ist, bey. Aus dem letzten Gießer Lektionsverzeichnisse sehe ich,

ich, daß wir von dem Hrn. Prof. Höpfner ein Compendium iuris natur. zu erwarten haben. Von den durchgeprüften Einsichten dieses würdigen Rechtslehrers kann sich das Publikum mit höchstem Grunde ein überaus gründliches Handbuch versprechen.

Die Kriegerische Buchhandlung in Gießen hat einen Vorsatz gefaßt, für dessen Ausführung ihr Mancher großen Dank wissen wird. Bekanntlich ist Mart. *Lipenii* Bibliotheca realis theologica für einen jeden, der in der Geschwindigkeit sich unterrichten will, wer über diese, jene theologische Materie, biblisches Buch, u. dgl. geschrieben hat, ein unentbehrliches Werk. Man findet freylich die Schriften über die im Umfange der christlichen Alterthümer liegende, Materien, nach gewissen Klassen geordnet, in I. A. *Fabricii* Bibliographia antiquaria, (von welcher Hr. Prof. Schafshausen in Hamburg eine vermehrte Ausgabe 1760 veranstaltet hat,) ziemlich vollständig verzeichnet, der litterarischen Werke, welche sich über das ganze Feld der theologischen Wissenschaften ausbreiten, als der Pfaff'schen Introd. in hist. theol. litter., und der Walch'schen Bibl. theol. (wie auch jenes Werk des sel. Pfaff's, nach seinem eignen Geständnisse, eigentlich zu überschreiben gewesen wäre) nicht zu gedenken. Indeß ist *Lipenii* Bibl. zum Nachschlagen überaus bequem, weil die Materien in derselben, wie in einem Wörterbuche, nach dem Alphabete geordnet sind. Daß bloß die Titel der Bücher zu lesen stehen, ohne alle Würdigung ihres Gehalts: dieses war in seinem Plane. Das Werk bedarf aber mancher theils innerer Verbesserungen, theils Zusätze. Innere; wozu die Anführung so vieler Schriften, welche bloße Compilationen aus andern sind, ohne die mindeste Zugabe einer neuen Bestimmung, eines neuen Beweises, einer neuen Erläuterung zu liefern? Wem kann diese Schwelgerey (wenn ich mich so ausdrücken darf) dienen, als demjenigen, welcher gern ganze Seiten seiner Schriften mit Citaten schwärzen, und so, zur Täuschung der Halb- und Nichtkenner einen Nimbus von Belesenheit um sein Haupt schaffen will? Man könnte einwenden: diese Ausführlichkeit ist in so fern nützlich, weil, wenn ich dieses Buch nicht zu erhalten vermag, ich doch eines andern vielleicht habhaft werden kann. Unterdeß ist und bleibt hier immer Manches hinwegzuschneiden übrig. Und wozu sind im Lipenius, zum Exempel s. v. *conciones* dominicales, festales, funebres, nuptiales, poenitentiales, eucharisticae etc.

über

über neun Folioblätter, s. v. postillae *epistolares*, postilla *euangeliorum* fünftehalb, mit Titeln von Quartanten aus dem 16. 17 Jahrhunderte angefüllt, um deren Existenz, oder Nichtexistenz, in unsern Tagen schwerlich viele Menschenköpfe mehr sich bekümmern? Mit Unrecht? — Mancher Zusätze ist diese Bibl. realis theol. empfänglich und benöthigt; denn wie viele, theils neue, vermehrte und verbesserte, Ausgaben, oder bloße Abdrücke, alter guter Bücher, theils ganz neue nutzbare größere Werke und kleinere Schriften, über einzelne Materien, biblische Bücher u. dgl. sind nicht seit 1685 erschienen? u. s. f. Ich hoffe, Hr. Krieger werde wenigstens zween sachkundige Männer zu dieser mühsamen Arbeit des Verbesserns und Vermehrens zu Hülfe ziehen. Mein aufrichtiger Wunsch ist, daß namentlich Hr. Geh. Rath und Vicekanzler Koch in Gießen, dessen superieure Kenntnisse insbesondre im iure canonico und den daran gränzenden Feldern, keines neuen Auskündens bedürfen, der dahin einschlagenden Artikel sich annehmen möge. Ob übrigens die neue Ausgabe in Folio, (wie die alte,) oder in Quart werde veranstaltet werden, kann ich Ihnen nicht melden. Der Verleger hat sich über diesen Punkt nicht gegen das Publikum erklärt. Noch soll eben dieses Sammlers Bibl. philosophica in derselben Buchhandlung neu herauskommen.

Ein anderer Gedanke, welchen Hr. Krieger auf die nächste Jubilatemesse auszuführen versprochen hat, ist der einer Sammlung von Predigten über die Erziehung, von einigen der besten Redner. Eine Idee, die ich realisirt zu sehen, längst gewünscht habe. Man hat freylich vortreffliche Predigten über diesen Gegenstand von Zollikofern zum Ex. Auch haben zween Schlesische Geistlichen, Hering in Breslau, und Engelmann zu Lampertsdorf in ihren Predigten über denselben, viel Wahres und Nützliches vorgetragen. Indeß ist es manchen Geistlichen unmöglich, insbesondre Predigtsammlungen wegen einzelner in denselben enthaltener, die Materie von der Erziehung abhandelnden Vorträge sich anzuschaffen. Gleichwohl verdienen sie von ihnen, namentlich den jüngeren, gelesen — (und mehr gelesen zu werden, als manche Postille, oder Starks Synopsis u. dgl.) — theils um daraus zu lernen, wie dieses, häufiger auf die Kanzeln zu bringende Sujet am geschicktesten könne behandelt werden; theils um in dem Umgange mit ihren Kirchenkindern, bey Gelegenheit so viel treffender über

diese

diese Pflicht sprechen, so viel bessere Räthe, die Erfüllung derselben betreffend, ihnen ertheilen; theils um in ihren eignen Häusern so viel treuer selbige vollziehen zu können. Aus diesen Gründen ist der Ankauf derselben auch manchen Laien beschwerlich, wiewohl ihre Lesung gleicherweise höchst nützlich. — Wird die Auswahl der Erziehungspredigten, — wie zu wünschen und zu hoffen ist, — von einem sachverständigen Manne besorgt: so werden, der Herausgeber sowohl als der Verleger, den Dank vieler ihrer geistlichen und weltlichen Brüder in- und außer Hessen sich erwerben.

Auch hat diese Buchhandlung bekannt gemacht, daß in ihrem Verlage mit dem Anfange des J. 1778. ein neues Journal unter dem Titel: **Die neuesten Religionsbegebenheiten mit unpartheyischen Anmerkungen**, erscheinen werde. „Monatlich soll ein Stück von ohngefähr 5 bis 6 „Bogen in 8. herauskommen. Die Verf. werden sich bemühen, ihre Erzählungen so einzurichten, daß sie einem gemeinen Leser, und einem jeden andern, der die Theologie nicht „gerade studirt hat, als für welche sie vorzüglich schreiben wollen, begreiflich und interessant werden. Sie werden sich dabey „aller Unpartheylichkeit befleißen, die Begebenheiten selbst im „geringsten nicht verändern, und in deren miteingestreuten Anmerkungen keiner im Römischen Reiche gesetzmäßigen Religion zu nahe treten, und folglich von **Katholiken** oder „**Protestanten** so reden, wie ein **Katholik** oder **Protestant** selbst davon reden würde. — Man kann diese **neuesten Religionsbegebenheiten** mit dem Anfange des J. „1778. monatlich auf allen Postämtern und den vornehmsten „Buchhandlungen, hauptsächlich aber in der **Krieger'schen** „zu **Gießen**, jedes Stück zu 3 Gr. oder 12 Kr. bekommen.“ Bey der bekannten Genügsamkeit des Publici ist gar nicht zu zweifeln, daß der Liebhaber und Leser dieser periodischen Schrift, — sie gerathe auch nur mittelmäßig, — dennoch viele seyn werden.

Aber ich habe der **Dinge, die da kommen sollen**, — und zwar aus unsrer Nachbarschaft, der **Pfalz**, und dem **Hanau-Münzenbergischen**, — drey Ihnen anzuzeigen. Von **Manheim** aus ist unter dem 2ten Sept. eine **Monatschrift** unter dem Namen: **Rheinische Beyträge zur Gelehrsamkeit**, angekündigt worden. „Dreyerley Gegenstände wird sie enthalten, 1) **Beurtheilungen** neuer „merkwürdiger sowohl aus- als inländischer Werke und Bü-

„cher;

„cher; 2) Nachrichten und Anzeigen von gelehrten Versu-
„chen, Entdeckungen, Aufgaben, Beantwortungen, kurz von
„allem, was die Wissenschaften und Künste betrifft, vornehm-
„lich aber von Gelehrten und Künstlern der Pfalz und des
„Rheinstroms; 3) Abhandlungen und vollständige Auf-
„sätze Oefters werden Ausarbeitungen der pfälzischen und
„andrer gelehrten Gesellschaften darin vorkommen, auch die
„Manheimer Schaubühnen werden in derselben ihren
„Platz finden. — Monatlich erscheint ein Heft von 4 — 5
„Bogen. — Der Preiß des Jahrgangs ist in Manheim
„3 Fl. rheinisch; außerhalb nicht über 4½ Fl. und wird post-
„frey zugeschickt. — Sechs Hefte machen einen Band aus,
„und sind mit einem Vorblatte und Verzeichnisse der Sachen
„versehen.“ Man versichert, diese Monatschrift werde größ-
tentheils eine Arbeit der vor zwey Jahren errichteten Kur-
pfälzischen deutschen Gesellschaft seyn.

Mit dem Jänner des künftigen Jahres soll eine Wo-
chenschrift, der rheinische Zuschauer, beginnen. Hier
haben Sie ein Stück aus der „am 1sten Dec. d. J. in einem
„Nachen auf dem Rhein zwischen Worms und Manheim
„geschriebenen Anzeige. Besser nicht zu viel versprochen,
„den Herren Kritikern vor der Nase vorbeygefahren, und
„gute Rechnung mit jedem Leser gehalten. Gieb du nur, lie-
„ber Leser, für jedes einzelne Stück zwey Groschen, fürs
„Vierteljahr 48 Kr. und für den ganzen Jahrgang 3 Fl.
„wir wollen dir schon sauber weiß Papier und gute schwarze
„Lettern darauf verschaffen. Uebrigens werden wir unsern lie-
„ben Nachbarn den rheinischen Beyträgen schwerlich
„jemals oder selten begegnen. Diese Herren fahren nur mo-
„natlich, und wir alle Markttage, oder am Sonnabende,
„ins Publicum hinein; diese haben die Ausfuhre eigner Fa-
„brikprodukten sich vorbehalten; wir aber nur die Einfuhre gu-
„ter fremder Waaren in unser Vaterland uns vorgenommen;
„diese wollen liefern: Rheinische Beyträge zur Gelehr-
„samkeit, und wir im besten Sinne, und stolzestem Ausdru-
„cke, nur Beyträge zur rheinischen Gelehrsamkeit.
„Gehab dich wohl, Rheinbürger, und meyne es gut, und
„altdeutsch mit dem Zuschauer.“ Ueber den eigentlichen In-
halt ihrer Blätter haben sich die Verfasser nicht erklärt.

In eben dieser Zeit wird in Hanau eine Wochenschrift
unter der Aufschrift: Hanauisches Magazin, den Anfang
nehmen. „Der Inhalt der darinn zu liefernden Abhandlun-

„gen

„gen wird sich entweder mit einem Stücke zur Aufklärung und „Erläuterung der Geschichte, (besonders der inländischen) „Alterthümer, Naturgeschichte und Litteratur be„schäftigen, oder einen Gegenstand der Oekonomie zum „Zweck haben, sofern er für die hiesige Landart nützlich seyn „kann. Specalativische Materien oder Vorschläge, die „unserm Clima nicht anpassen, werden wir nicht in unsern „Beschäftigungskreis ziehen. Dafür wollen wir aber auch „unsere ganze Aufmerksamkeit darauf richten, daß Alles, was „wir unter diesem Artikel schreiben, die Probe halten, und „den Erwartungen unsrer Oekonomieverständigen ent„sprechen möge. Diese Erklärung bitten wir indeß nicht auf „dasjenige auszudehnen, was wir bisweilen als einen erst an„zustellenden Versuch den Liebhabern dieser Wissenschaft em„pfehlen möchten. Hingeworfene Gedanken und Einfälle, die „sich auf wahrscheinliche Gründe stützen, und zu weite„rem Nachdenken und Erfinden Gelegenheit geben können, „wollen wir nicht ausschließen. — Nachrichten von merkwür„digen Sachen, die in diese oder jene Classe der Landesge„schichte einschlagen; von glücklich angestellten Versuchen „zur Verbesserung dieses oder jenes Zweigs der Oekonomie; „weise Vorschriften, die man zur Sicherheit guter Anstalten, „oder zum Schutze bey Epidemien gebraucht hat; Entde„ckungen, wie dieser oder jener Ort durch Industrie seiner Ein„wohner, durch Fabriken und Manufakturen emporgekommen „ist, oder was darin zu verbessern seyn möchte, — werden uns „alle sehr willkommen seyn. — Damit das allgemeine In„teresse für auswärtige Leser nicht ganz bey Seite gesetzt wer„de: so soll von Zeit zu Zeit auch Etwas von nützlichen In„stituten zum Besten der Menschheit, wie sie die Ge„schichte unsrer Zeiten liefert; bisweilen ein moralischer „Aufsatz, ein gut gerathenes Gedicht mit eingerückt; sollen „zuweilen die merkwürdigsten gelehrten Neuigkeiten am „Schlusse des Blattes, unter einer besondern Rubrik angezeigt, „auch die besten Bücher, welche von den mancherley Gegen„ständen der menschlichen Erkenntniß herauskommen, kurz be„kannt gemacht werden. — Jeden Freytag soll ein halber „Bogen in groß 8. ans Licht treten. — Der Preiß dieses „Blatts auf gut Papier gedruckt kostet jährlich in Conven„tionsgelde 1 Fl. 30 Kr. und wird im Evang. Lutherischen „Waysenhause in Hanau, welches den Verlag übernom„men hat, vorausbezahlt.„

Wir wollen wünschen, daß diese Monat- und Wochenschriften in den Rhein- Mayn- und Neckargegenden den bezielten Nutzen stiften mögen.

Auszug eines Briefes aus Bern vom 20sten December 1777.

Ihnen und ganz Deutschland wird der Verlust, den wir durch den Tod des großen Alberts von Haller erlitten haben, schon bekannt seyn. Dieser große Mann, obgleich krank, arbeitete bis in den letzten Stunden seines Lebens. Sein letzter Aufsatz war eine Recension für die Göttingischen Zeitungen von einem Catalogo numismatum veterum, den sein Neffe Hr. Fr. Ludw. Haller von Königsfelden von einer hier zu verkaufenden Münzsammlung gemacht hatte. An seinem Todestage kam Nachricht, daß eine Kiste mit Spanischem Weine unterwegs wäre, die ihm der Kayser zum Merkmal seiner Achtung sendete. Sie kam wirklich Sonntags an, aber zu spät. Es lag darin noch ein Pfund Quinquina, welches der Kayser bey seinem Hierseyn dem Hrn. v. Haller versprochen hatte, weil dies zuletzt beynahe ganz allein seine Nahrung war.

* * *

Herr Schulze, ordentl. Mitglied der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften in Berlin, giebt im Verlag des Buchhändlers August Mylius, daselbst heraus: Eine neue vollständige Sammlung richtiger mathematischer Tafeln. Das Werk wird in zwey Bänden in groß 8. bestehen. Der erste enthält die gewöhnlichen Briggischen Logarithmen aller natürlichen Zahlen von 1 bis 101,000 nach der Gardinerschen Einrichtung. Am Ende derselben kömmt ein Täfelchen vor, wodurch die Briggischen Logarithmen leicht in Hyperbolische können verwandelt werden, nebst einem andern, wodurch das Gegentheil geschiehet. Endlich ist der übrige Raum der Seite dadurch genutzt worden, die Absolutzahlen verschiedener hyperbolischer Logarithmen, welche sich durch ganze Zahlen ausdrücken lassen, anzugeben. Hierauf folgt eine Tafel der natürlichen hyperbolischen Logarithmen bis auf 48 Decimalstellen, von Herrn Wolfram berechnet. Diese Tafel enthält

enthält die Logarithmen aller Zahlen von 1 bis 2200, von 2200 bis 10,000; hingegen sind nur die Logarithmen der Prim- und einiger mehr componirten Zahlen berechnet, weil die Logarithmen der übrigen Zahlen durch ein leichtes Addiren ohne sonderliche Mühe können gefunden werden. Man wird übrigens in diesem Bande alles dasjenige vereinigen, was irgend nur einige Verbindung mit dem logarithmischen System der natürlichen Zahlen haben kann.

Der zweyte Band wird zuerst eine Tafel der Logarithmen, der Sinuum et Tangentium kleiner Bogen von Secunde zu Secunde bis 2 Grad berechnet, enthalten. Hierauf wird eine andere folgen, worinn die Sinus, Tangentes et Secantes nebst deren zustimmenden briggischen und hyperbolischen Logarithmen, für die vier ersten und vier letzten Grade von 10 zu 10 Secunden, für den übrigen Theil des Quadranten aber von Minute zu Minute, nebst dem sechsten Theile der Differenzen berechnet, vorkommen. Weil in dieser Tafel der sechste Theil der Unterschiede beygefüget worden: so wird sie mit einer gar geringen Uebung eben so gut dienen, als wäre sie durchgängig von 10 zu 10 Secunden berechnet worden. Den Beschluß machen vermischte Tafeln, nehmlich: Eine Tafel der Quadrat- und Cubiczahlen aller Wurzeln von 1 bis 1000. Eine andere für die Quadrat- und Cubicwurzeln aller Zahlen von 1 bis 1000 auf sieben Decimalstellen berechnet. Eine Tafel zum Einschalten, welche die Coefficienten der Binominalformel $X, X.\frac{X-1}{2}, X.\frac{X-1}{2}.\frac{X-2}{3}$ etc. für X=0,01 bis X = 1,00 enthält. Eine mechanische Tafel, um aus der erlangten Geschwindigkeit eines Körpers die Höhe im Rheinländischem Maaße zu finden, von welcher er müßte gefallen seyn, um diese Geschwindigkeit zu bekommen. Eine dergleichen für den umgekehrten Fall. Eine Tafel für die Schwere verschiedener Körper. Eine Vergleichung des Gold- Silber- und Münzgewichts. Eine Vergleichung des Handelsgewichts vieler Oerter. Eine Vergleichung der Fußmaaße verschiedener Oerter. Eine Tafel aller Brüche, deren Nenner unter 100 in Decimaltheilen ausgedruckt. Eine rationale Trigonometrie oder Vergleichung solcher Dreyecke, deren Seiten rationale Größen sind. Eine Tafel, welche die Länge der Cirkulbögen in Theilen des Halbmessers bis auf 27 Decimalstellen für alle Grade, für alle Minuten, und für alle Secunden berechnet, enthält. Endlich könnten noch viel-

leicht einige ganz neue Tafeln hinzukommen. In der künftigen Ostermesse 1778 soll es fertig werden.

* * *

Herr Claudius in Wandsbeck will den zweyten Theil seiner sämtlichen Werke, oder Asmus omnia secum portans, und Herr Bürger in Wölmershausen seine sämtlichen Gedichte mit Kupfern von Chodowicky gezieret, auf Subscription drucken lassen. Beyde sollen in der Ostermesse 1778. herauskommen.

* * *

Herr Prof. Küttner zu Mietau arbeitet an einer vollständigen Uebersetzung des Plato.

* * *

Die Abhandlungen des Hrn. Prof. und Freypredigers El. Stöber's in Strasburg, de sacrorum exemplorum imitatione cautius instituenda, welche in den Jahren 1774 — 1776 auf 192 Quartseiten nach und nach erschienen sind, werden ehestens in einer, unter der Aufsicht des Verfassers gemachten, deutschen Uebersetzung, und mit den Zusätzen desselben versehen, herauskommen.

* * *

Hr. D. Nösselt in Halle wird in kurzem des unsterblichen Melanchthons epistolas, editas und ineditas, in einer Sammlung herausgeben.

* * *

Die Waltherische Hofbuchhandlung in Dresden kündiget folgendes Werk an: Georg Vasari Leben der berühmtesten Maler, Bildhauer und Baumeister Italiens. Nach den Verbesserungen der römischen und florentinischen Ausgaben übersetzt, und mit vielen Briefen und Zusätzen bereichert von Christoph Gottlieb Murr. Erster Band. Mit Bildnissen. In gr. Octav. Es wird hierbey alles, was aus andern Schriftstellern zu verbessern ist, dem Texte (in Klammern eingeschlossen) beygefügt werden. Insonderheit wird man alle interessante Nachrichten zur Geschichte der wälschen Künstler aus den besondern Lokalgeschichtschreibern der Kunst, z. B. aus dem Ridolfi, Malvasia, Vedriani, Soprani, Pascoli, Montani, Baruffaldi, Dominici, Verci, Longhi, u. a. m. so wie auch aus den Werken des Condivi, Baldinucci, Manni, und der Raccolta di Lettere sulla Pittura, Scultura

tura ed Architettura etc. benutzen, wovon der Herausgeber schon längst eine ansehnliche Sammlung besitzet, und aus Italien wichtige Beyträge erhält. Die Lebensbeschreibungen des **Michelangelo, Raphaels und Correggio** werden einen eigenen Band ausmachen. Das ganze Werk wird in fünf bis sechs Bänden, von Messe zu Messe geliefert werden.

* * *

Herr D. **Bahrdt** in Heidesheim hat, sehr unbefugter Weise, angefangen, **die theologischen Recensionen der allgemeinen deutschen Bibliothek**, nachdrucken zu lassen. Es kann mir dieses Unternehmen nichts weniger als gleichgültig seyn. Ich habe über die **allgemeine deutsche Bibliothek** ein **Kaiserl. allergnädigstes Privilegium** erhalten, und ich hoffe, wenn anders noch Recht und Gerechtigkeit gilt, es werde die Fortsetzung dieses Bahrdtischen Nachdrucks gänzlich gehemmet werden: wozu ich auch noch mehrere Maasregeln genommen habe. Ich habe zu dem Publikum das Vertrauen, es werde eine solche schändliche Unternehmung nicht begünstigen, die, wenn sie völligen Fortgang hätte, den Erfolg haben würde, daß die **allgemeine deutsche Bibliothek**, ein Werk, welches unsägliche Mühe und Kosten erfordert, ganz aufhören müßte. Der einzige scheinbare Vortheil, den D. Bahrdt dem Publikum anbietet, ist, daß sein Nachdruck, obgleich schlechter, doch auch wohlfeiler ist. Ich will jeden ehrlichen Mann, der Kenntniß vom Drucke der Bücher hat, urtheilen lassen, ob die **allgemeine deutsche Bibliothek**, wozu so große Kosten des Drucks, der Anschaffung der Bücher, der Korrespondenz mit mehr als **achtzig** Verfassern und vielen andern Personen, der Versendung u. a. m. erfordert werden, theuer verkauft werde, und ob der Bahrdtische verstümmelte und schmutzige Nachdruck, mit der ächten Ausgabe verglichen werden könne. Indessen will ich, damit aller Vorwand wegfalle, daß der Bahrdtische Nachdruck eine Begünstigung verdiene, dem Publikum Gelegenheit geben, sich die **allgemeine deutsche Bibliothek** für einen sehr wohlfeilen Preis anzuschaffen, oder sie zu kompletiren.

Die ersten vier und zwanzig Bände, nebst den dazu gehörigen beyden Anhängen, welche, in gewöhnlichem Preise, drey und vierzig Thaler kosten, will ich von jetzt bis zum 1ten Brachmonats 1778. für zwanzig Thaler gegen baare Bezahlung in alten Louisd'or zu 5 Rthl. lassen; wer aber in andern Münzsor-

ten zahlet, muß das Agio nach dem Course vergüten. Jedes einzelne Stück, (den Iten und VIten Band ausgenommen, welche ich nicht vereinzeln kann,) wird während der gedachten Zeit für eilf Groschen, der erste Anhang für 1 Rthl. 18 Gr und der 2te für 3 Rthl., wenn man aber 25 und mehrere einzelne Stücke nimmt, jedes Stück für zehn Groschen, der erste Anhang für 1 Rthl. 12 Gr. und der 2te für 2 Rthl. 12 Gr. gegen baare Bezahlung in eben der Münzsorte, gegeben.

Wenn jemand vier oder mehrere komplete Exemplare der gedachten Bände sammlet, so kann er an der Zahlung zehn Procent, für seine Bemühung abziehen. Wer aber an einzelnen Stücken achtzig und mehrere Stücke sammlet, (den ersten Anhang für vier Stücke, und den zweyten Anhang für sechs Stücke gerechnet,) ziehet sechs Procent ab. Die Exemplare werden in Berlin und Leipzig postfrey abgeliefert. Die Bestellung und die Einsendung der Gelder, werden auch postfrey erbeten. Ohne baare Bezahlung wird nichts verabfolget. Die auswärtigen Liebhaber werden am besten ihre Bestellungen nebst dem Gelde in der Leipziger Ostermesse 1778. an mich einsenden, und mir, zur Versendung, die Addresse an einen die Messe besuchenden Kaufmann ihres Orts, geben können.

Nach Ablaufe der obengedachten Zeit, werden die obenbenannten Bände, wieder in gewöhnlichem Preise verkauft. Der XXVte und die folgenden Bände, bleiben auch jetzt in dem gewöhnlichen Preise.

* * *

Ich mache zugleich bekannt, daß der Druck des von mir auf Pränumeration angekündigten **Lebens Johann Bunkels**, wirklich angefangen ist, und daß dieses Werk, in vier Bänden mit Kupfern von D. Chodowiecki geziert, in der Ostermesse 1778. gewiß erscheinen wird. Ich ersuche alle Pränumeranten, welche die ersten Abdrücke von den Kupferstichen verlangen, ihre Pränumerationsgelder, ungesäumt postfrey einzusenden. Sonst wird die Pränumeration noch, bis zu der Leipziger Ostermesse 1778. inclusive oder bis zu Ende des Mays 1778, angenommen. Die Namen der Pränumeranten, welche dem Werke vorgedruckt werden sollen, müssen längstens zu Anfang des Märzes 1778. postfrey eingesandt werden, indem der Druck im März geendigt seyn wird. Berlin den 6ten Wintermonats 1777.

Friedrich Nicolai.

Befór-

Fragment eines Schreibens aus Grünstadt bey Heidesheim, vom 28sten Dec. 1777.

— — Das, den ersten May d. J. inaugurirte Philanthropin in unserer Nachbarschaft beginnt bereits — zu wanken. Jeder, welcher den Hrn. D. Bahrdt kannte, sahe dieses längst voraus. Ein Mann, der vor drittehalb Jahren aus dem Gebiete der Philologie und Theologie in das der Pädagogik herüber geflattert ist; der von jeher Alles bloß angestreift, nichts approfondirt hat; in Allem bisher ohne reife Ueberlegung zu Werke gegangen ist, war derjenige nicht, welcher mit der Hoffnung eines glücklichen Erfolgs an der Spitze einer solchen Anstalt gesehen werden konnte. Und wenn Hr. B. die Pädagogik seit mehrern Jahren studirt und geübt hätte, auch alle übrigen wesentlichen Qualitäten besäße: Niemand kann zweenen Herren dienen; eine solche Curatel erfodert — ihren eigenen Mann für sich allein.

Hr. D. Bahrdt wohnt nicht in Heidesheim, sondern etliche Stunden davon, zu Dürkheim; also sedes ambulatoria, er reiset in jeder Woche, Sonntags Abends nach Heidesheim, und Dienstags von da zurück nach Dürkh.; Mittewochs von hier wieder nach H., und Sonnabends kehret er von da nach D. zurück. Hier hat er seine Consistorialarbeiten, Superintendenturverrichtungen und Predigergeschäffte, die er, wenn er auch wollte, nicht ganz beyseite setzen darf, aber nicht anders, als obenhin verrichten kann, und — verrichtet. Wenn er denn nur in diesen 4. 5. Tagen der Woche ruhig in Heidesheim geblieben wäre, und gethan hätte, was Curators Schuldigkeit ist? Aber nein! Er ist seit der Uebernahme dieses großen Amtes nicht wenig unstät und flüchtig gewesen, hat Excursionen bald nach Speyer, bald nach Manheim und Heidelberg, bald nach Frankfurt u. a. O. gemacht. Dieser Ursachen wegen konnte die Curatel nicht anders, als äusserst nachläßig besorgt werden, und so ist sie bisher von ihm besorgt worden. Die Herren Professoren und übrigen Lehrer haben ebenfalls bis jetzt Zerstreuungen in nicht geringer Zahl sich verschafft, Lustreisen von etlichen Wochen dahin, dorthin gemacht, u. dgl. m. Ohnehin sind solche, Hr. Panzerbieter ausgenommen, mit den, zu einem Jugendlehrer

erlichen Qualitäten nicht sehr reichlich ausgesteuert. Der Zer-
uungen und Ergötzlichkeiten der Eleven sind zu viel bis
gewesen; man hat diese zur Ordnung und Reinlichkeit
hren Zimmern nicht angewiesen und gewöhnet; selbst in
sicht auf die Kleidung, (welche ihnen versprochen
rden ist,) in wesentlichen Stücken sie vernachlässigt, und
l. m. Sie können hieraus auf den Gehalt der Heidesbei-
tschen geistigen, sittlichen und körperlichen Erzie-
ung schließen. Verschiedene Eltern haben wegen dieser u. a.
Hauptgebrechen ihre Kinder bereits aus den misbildenden Hän-
den des Hrn. D. B. wieder zu sich genommen, und andre
stehen im Begriffe, dem Exempel derselben zu folgen.

Hr. D. Bahrdt hat sich seit sieben Wochen entfernt, ist,
wie man gleich anfangs gehört hat, nach Holland und En-
gelland gegangen. Die eigentliche Absicht dieser Winterexpe-
dition ist von diesem so, von jenem anders angegeben worden.
Vor kurzem erzählten Hrn. D. Bahrdts Freunde: „Die
Amsterdamer Kaufleute hätten ihre Schätze aufgethan, und
Gold und Silber in Menge seinem Philanthropin geschenkt;
es würden sich sieben Amsterdamer Israeliten und dreys-
sig andre Christensöhne ehestens nach Heidesheim auf-
machen, um zu den Füßen der dasigen Lehrer zu sitzen; weil
der Herr Curator in Holland schon den Zweck seiner Reise
erreicht hätte: so würde er nicht weiter reisen, sondern gerade
nach Dürkheim, und zwar noch vor Weihnachten, zu-
rückkehren.“ Auch ist für die zeitige Bekanntmachung dieser
erfreulichen Begebnisse in den Frankf. politischen Zeitun-
gen treulich gesorgt worden. Herr. D. B. hat sich indeß ge-
dachten Termin nicht sistirt. Nun wird denn versichert, er
sey aus Holland nach Engelland übergeschifft, von da er
allernächstens in D. wieder eintreffen würde, um seinen
Pastoral, Litterarischen, und insbesondere pädagogi-
schen Lauf fortzusetzen. Wenn man auch nicht, wie einige,
gar an seiner Wiederkunft von dieser Fahrt zweifeln will:
so haben wir doch, — wegen mehrerer, unter Trompeten-
und Paukenschalle geschehener, aber bis jetzt noch zu rea-
lisirender, Ankündigungen desselben, — an jenem ausge-
priesenen glücklichen Erfolge seiner Holländischen Negociationen
so lange zu zweifeln die Erlaubniß, bis wir die 37 neuen Jüng-
ling

linge unter uns sehen, und die von allen Orten her lautschreyenden Creditoren *) befriedigt hören werden.

Basedow mag es bereuen, und wird es bereuen, daß er den Hrn. D. B. zum Direktor des Marschlinschen Philanthropins dem würdigen Herrn von Salis empfohlen hat. — Hr. B. hat in den anderthalb Jahren seines Aufenthalts zu D. und H. bereits mancherley Schaden in unsrer ganzen Gegend gestiftet; bey Einigen einen Geist des Leichtsinnes und der Gedankenlosigkeit angeregt und ausgebreitet, bey Andern der so nöthigen Religions- und Pädagogiksverbesserung auf lange Zeit Eintrag gethan, die weisen Bestrebungen eines Spaldings, Tellers, und ähnlicher verehrungswürdiger Männer, aus dem Felde alle Pflanzen auszureuten, die Gott nicht gepflanzt hat, so wie die edle Bemühungen Basedows in der Erziehungswissenschaft, — so verhaßt gemacht, daß die gründlichsten und bescheidensten Vertheidiger dieser Männer und ihrer Absichten und Anstalten, ihnen kaum in zehen Jahren den Nachtheil wieder vergüten können, welchen jener unberufene Novator seit seiner Gegenwart bey uns, ihnen zugefügt hat. Wie sehr nützlich hätte er sich gleichwohl durch seine guten natürlichen Gaben bisher machen können! — — — — — — — — —

Die Heidesheimer Buchdruckerey würde gar nicht zu Stande gekommen seyn, und sich nicht bis jetzt erhalten haben, wären nicht von dem Buchdrucker Gegel zu Frankenthal etliche Pressen dem Hrn. B. überlassen worden. Von den Auszügen aus der Allgemeinen deutschen Bibliothek sind, meines Wissens, noch nicht mehr als zwey Bändchen heraus. Daß ihre äusserliche Gestalt nicht die feinste ist, weiß man zur Gnüge. Aber sie haben wesentlichere Fehler. Die griechischen und ebräischen Wörter sind, weil es in der Druckerey an den erfoderlichen Lettern fehlt, mit lateinischen ausgedrückt worden, — welches, wenn es auch nicht seltsam genug aussähe, doch die Lesung sehr erschweret. Was mir aber bey dem ersten Aufschlagen derselben aufgefallen ist, und als

*) Der Herr Graf von Leiningen Dachsburg hat dem Philanthropin das Heidesheimer Schloß und etliche Gärten bey demselben eingeräumt, sich aber, aus statthaften Gründen, in keine weitere Unterstützung dieser Bahrdtischen Entreprise bis jetzt einlassen wollen.

als ein noch dazu völlig versprechenswidriges Benehmen, durchaus verworfen werden muß, und allenthalben verworfen werden wird, ist folgendes: Das in der Allg. d. Bibl. B. 1. St. 2. S. 245. ff. über die in Breslau und Leipzig 1764. herausgekommenen, (von Lavater geschriebenen) zwey Briefe an Hrn. Mag. C. Fr. Bahrdt, betreffend seinen verbesserten Christen in der Einsamkeit, gefällte sehr richtige Urtheil, ist von einem gewissen Heres in Dürkheim, (dem eigentlichen Fabrikanten und Generalspediteur jener Auszüge) cassirt, und an dessen Stelle eine andere Recension gerückt worden, worinne er jenes, in jeder Hinsicht für den vortrefflichen Hrn. Trugot beleidigende, und — elend ausgeführte Aenderungsuntersangen des Herrn Bahrdts, als eine jugendliche Arbeit desselben, höchlich entschuldigt, und was des Geschwätzes mehr ist. Ich habe noch nicht die Zeit gehabt, sämtliche Recensionen in den Auszügen mit den Originalien in der A. d. Bibl. zusammenzuhalten, da denn gar leicht mehrere dergleichen Exempel sich finden möchten. Sey aber dieses das einzige! Wer leistet den Liebhabern der Auszüge die Gewähr, daß es das einzige bleiben werde? daß nicht aus den Recensionen der Schriften Bahrdts und seiner Freunde, aller (so gerechte) Tadel hinweggelassen, aus den Beurtheilungen der Werke seiner Gegner das Lob herausgetilgt, mehr Tadel in sie hineingelegt, die eigene Raisonnements der Recensenten verfälscht werden? Kurz! daß die theologischen Artikel Ihrer Bibliothek entstellt erscheinen werden: dieses ist für jeden, der den Aenderungskitzel, die Indiscretion und Eigensucht des Hrn. D. B. und seines Anhangs kennt, — mehr als Muthmaßung. Er hat zwar in den Avertissements, welche er von Zeit zu Zeit in die Welt ausgehen lassen, so wie in seinem litt. Corr. und Int. Blatte, eine Menge von Männern aller Arten, — ohne die meisten derselben vorher begrüßt und darum befragt zu haben, (nach seiner Art,) — als seine Collecteurs genannt. Aber alle von Geist und Herzen haben sich eine solche Geschäftsträgerey sofort verbeten, ja einige öffentlich dagegen protestirt, als die Herren Meusel, Isenbiel, Wenk u. a. — Und so ist, gegen Hrn. D. Bahrdts Erwartung, das Häuflein seiner Factoren ziemlich klein. Sey aber ihre Zahl noch so ansehnlich! — Diese Auszügemacherey wird nebst der ganzen übrigen Nach- oder Schleichdruckerey in Heidesheim, ehe wir es uns versehen,

sehen, zu Ende gehen, — nicht aus Erkenntniß und Gefühl der Schändlichkeit solcher Unternehmungen, (denn solche fehlen dieser Sorte von Menschen gänzlich,) — sondern aus eben den Gründen, aus welchen mancher andre Raublustige und Raubtreibende sein Metier bongré malgré aufzugeben — sich gemüßigt sieht. —

— — Wissen Sie denn aber auch, was Hr. Bahrdt et Comp. mit jener Winkelfabrik eigentlich bezielt hat? „Haben wir nur erst, hieß es, durch die Fortsetzung derselben der „Allg. D. Bibl. ein Ende gemacht: dann wollen wir auf „den Trümmern derselben ein neues Tribunal errichten." Aber diese Zeit wird schwerlich so bald kommen, wo sie jemals erscheint. Das Publikum hat an den, (wie es längst kein Geheimniß mehr ist, von Hrn. D. Bahrdt dirigirten) sechs ersten Bänden der Mietauer allg. theologischen Bibliothek *) allzu deutlich gesehen, wie wenig aus einem Journale, an dessen Spitze Er stehe, zu lernen ist, als daß es die Entstehung, und insbesondre die Dauer, eines neuen, von ihm inspirirten, auf irgend eine Weise begünstigen und befördern sollte.

Das Heidesheimer litter. Corresp. und Intelligenzblatt kennen Sie vermuthlich. Was mich die großen Mängel desselben übersehen macht, ist dieses, daß es dem, ganz neuerlich hervorgewachsenen, und allmälig sich mehrenden, Geschlechte der Vernunftverhöhner, Gefühlspreiser, Wunderpropheten (nicht-Thäter) sich, so viel an ihm ist, widersetzt. Ich wundere mich, und ich denke — Sie, und Andre, mit — daß die theologische Fakultäten samt und sonders, und die Verfertiger der meisten theologischen Journale und anderer gelehrten Anzeigen und gelehrten Zeitungen, dem Fortschritte dieses unsinnigen, und zugleich sehr gefährlichen, Systems **) gar nicht entgegen arbeiten. Zwar haben sie bisher nicht ermangelt, wenn Jemand in dieser Schriftstelle nicht die Wirklichkeit der Erbsünde, in jener keinen Beweiß der Existenz des Satans, in diesem Psalme, oder jenem Propheten, keine Weissagung auf den Messias erkannt, insbesondere aber gewisse Dogmen bezweifelt hat, — in Dissertationen und Prolusionen, in großen und kleinen

*) Erst seit dem siebenten Bande, da die Direction derselben in andere Hände gekommen ist, gewinnt diese periodische Schrift Ansehen und Vertrauen.

**) Meiner Einsicht nach, in verschiedenem Betracht gefährlicher, als der Socinianische Lehrbegriff.

Recensionen ihren Unwillen darob, — und zuweilen in einem ziemlich rauhen Tone — ihm zu bezeugen, und was die Systeme, Compendia und Commentarii, vom Aufgange bis zu ihrem Niedergange, auch wohl die Hefte ihrer Lehrer und hochgeneigten Gönner zur Hand liefern mögen, ihm vorzuhalten und entgegen zu stellen. Aber noch zur Zeit haben sie, meines Wissens, gegen die verderbliche Operationen jener allermodernsten Sekte ganz ruhig sich verhalten. Daß sie sich ferner gegen dieselbe so beweiser werden, sollte ich nicht denken; glaube vielmehr, daß sie desto gerüsteter gegen sie hervortreten werden. **Luther** und sein Freund **Melanchthon** würden gewiß in diesen Umständen die Zunge, insbesondre die Feder, nicht so lange haben ruhen lassen, als jene Männer, die auf **ihren Stühlen zu sitzen** sich rühmen. Zu dem beliebten Curialstyle der **Vernunftfeinde** &c. gehören nun freylich, wie bekannt,*) die, (mit dem, alle Augenblicke von ihr ausgerufenen, Namen **Jesus Christus** sonderbar contrastirende) Termen, **Tröpfe, Buben, Schaumlecker, Kothwürmer, Schurken**, und dergleichen Kraftworte und Genieblümchen mehr. Mögen sie, wenn es ihnen gefällt, solche ferner gegen alle zwey und dreyßig **Winde** umherwerfen, — wie bisher, so forthin in der **Schande ihre Ehre suchen**: der redliche Wahrheit- und Tugendfreund muß, und wird, sich davor nicht scheuen, sondern muthig dasjenige thun, wozu ihn die Rettung der verunglimpften edelsten Gaben Gottes, und die Ruhe und Glückseligkeit vieler Menschen, — laut auffodern.

Die **Bahrdtische Uebersetzung** des **N. T.** ist d. 17. Jun. d. J. zu **Worms** „von hohen Ordinariats wegen als ein „**ketzerisch Werk** erklärt, und sämtlich dieser bischöfli„chen **Diöces untergebenen Pfarrern** deren **Lesung** „**verböten** worden.“ Manche wesentliche Fehler sind in der neuen, im März des zu Ende gehenden Jahres erschienenen, (und **dem Vorgeben nach bereits vergriffenen**) Ausgabe derselben stehen geblieben. Sollte eine **dritte** zu Stande kommen: so wird auch diese nicht ganz von solchen gereinigt werden. Denn das **sorgfältige Ausarbeiten, strenge Verbessern, genaue Ausfeilen** ist Hrn. D. **Bahrdts** Thun zu keiner Zeit gewesen, ist es noch nicht, und — wird es höchstwahrscheinlich nie seyn. — —

Beför-

*) S. eines Ungenannten Antwort im T. Merkur 1776. Aug. S. 111. f.; das Sendschreiben an den [illegible]; besonders aber den vermaskten **Joseph Gedeon Kr.** über Toleranz u. s. f.

Beförderungen.

1777.

Der bisherige Hallische Prof. Phil. Extraord. Hr. M. Chr. Gottfr. Schütz ist zum Ord. daselbst ernannt worden.

Hr. Georg Fr. Zentner zu Heidelberg ist Prof. Iuris Publici und der deutschen Reichsgeschichte geworden.

Hr. M. Bernh. Fr. Münnich ist aus Klosterbergen zum ordentl. Lehrer der Weltweisheit auf der Universität zu Frankfurt an der Oder berufen worden.

Der Herr Diak. Rößler zu Vayhingen, V. der Biblioth. der Kirchenväter, ist als Prof. der Geschichte nach Tübingen berufen.

Hr. S. G. Geyser Prof. der Theologie und Morgenländ. Sprachen am Gymnasium zu Reval, ist mit einem Gehalte von 900 Thlr. zum ordentl. Prof. der Theol. nach Kiel, und Hr. Moldenhauer, ein Sohn des Hamburg. Theologen und bisheriger Repetent zu Göttingen, ist ebenfalls nach Kiel zum auserordentl. Prof. der Philosophie berufen worden.

Hr. Prof. Springer zu Erfurt ist als Cammerdirektor u. geh. Regierungsrath nach Darmstadt berufen worden.

In die Stelle des sel. Hrn. Degners, gewesenen Dompredigers und Beichtvaters des Herzogl. Hofes zu Braunschweig, ist Hr. Past. Feddersen aus Magdeburg schon abgegangen, und noch mit einem außerordentl. jährigen Gehalt begnadiget worden.

Hr. M. Fuhrmann in Leipzig, dessen Abh. de subtilitate Pauli in argumentis tractandis, und de concinnitate in epistola Pauli ad Romanos, vielen Beyfall erhalten haben, geht als außerordentl. Prof. der Theologie nach Kiel.

Todesfälle.

Gegen das Ende des J. 1776. starb zu Anspach Herr Joh. Wilh. von der Lith, geheimer Hofrath, auch Justiz- und Consistorialrath daselbst. Er ist als der Verfasser der wohl aufgenommenen Abhandl. von den Steuern bekannt worden.

1777.

Den 20sten Jan. starb zu Halle im 59sten Jahre seines Alters der würdige Hr. Prof. Georg Fr. Meier.

Den 28sten May starb zu Göttingen der seit 30 Jahren um diese Univers. wohlverdiente Zeichenmeister, Kupferstecher und Maler, Hr. **Joel Paul Kaltenhöfer**, in einem Alter von einigen und sechzig Jahren.

Zu Göttingen starb am 19ten Aug. der verdienstvolle Herr Prof. **Joh. Chr. Polyk. Erxleben** im 34sten Jahre seines Lebens an einem auszehrenden Fieber.

Hr. **Dav. Cranz**, Verfasser der Grönländischen Historie und der dortigen Mission der evangelischen Brüder, ist am 6sten Juny d. J. auf der Reise ohnweit Bunzlau in Schlesien zu Gnadenburg verschieden. Er war 1723 zu Rangard in Hinterpommern gebohren.

Zu Hannover starb am 29sten July der durch verschiedene juristische Schriften rühmlich bekannte geheime Justizrath und Archivarius, Herr **Julius Melchior Strube**, gebohren zu Hildesheim 1725.

Am 31sten July starb zu Göttingen Hr. **Joh. Mich. Müller**, Oberbaukommissair und Universitätsarchitekt in einem Alger von 54 Jahren.

Im Nov. starb zu Homburg an der Höhe Hr. **Roques**, Oberhofprediger und Consistorialrath daselbst. Er hat einige einzelne Predigten drucken lassen.

Druckfehler.

In des XXX. B. II. St.

S. 438. Z. 9. unmodischen l. neumodischen. S. 439. Z. 7. v. E. Gottseligkeit l. Corrheit. S. 441. Z. 20. Liebe l. liebe.

In des XXXII. B. I. St.

S. 197. Z. 3. v. E. Obscuritäten, l. Obscönitäten. S. 201. Z. 25. καταλιθῶσαι l. καταλεῖψαι. S. 276. Z. 8. die angenehmsten Strafen, l. die angemessensten Strafen. S. 277. Z. 11. billigte l. billigt.

In des XXXII. B. II. St.

S. 368. Z. 28. und überaus, l. ja überaus. S. 399. anstatt Rr. muß das Zeichen Zz seyn. S. 609. Z. 6. v. E. nun, l. nur.

In des XXXIII. B. I. St.

S. 32. Z. 19. Schalle l. Steine. S. 163. Z. 8. dadurch l. darnach. S. 164. Z. 22. der l. die. — Z. 35. Sängers l. italiänischen Sängers. — Z. 38. generalem l. gementem. S. 165. Z. 28. unentbehrlichen l. fast allgemeinen. S. 168. Z. 5. Cargetten l. Terzetten. S. 271. Z. 20. Marquer l. Macquer.

In des XXXIII. B. II. St.

Seite 321. Z. 5. statt ist l. ich.

